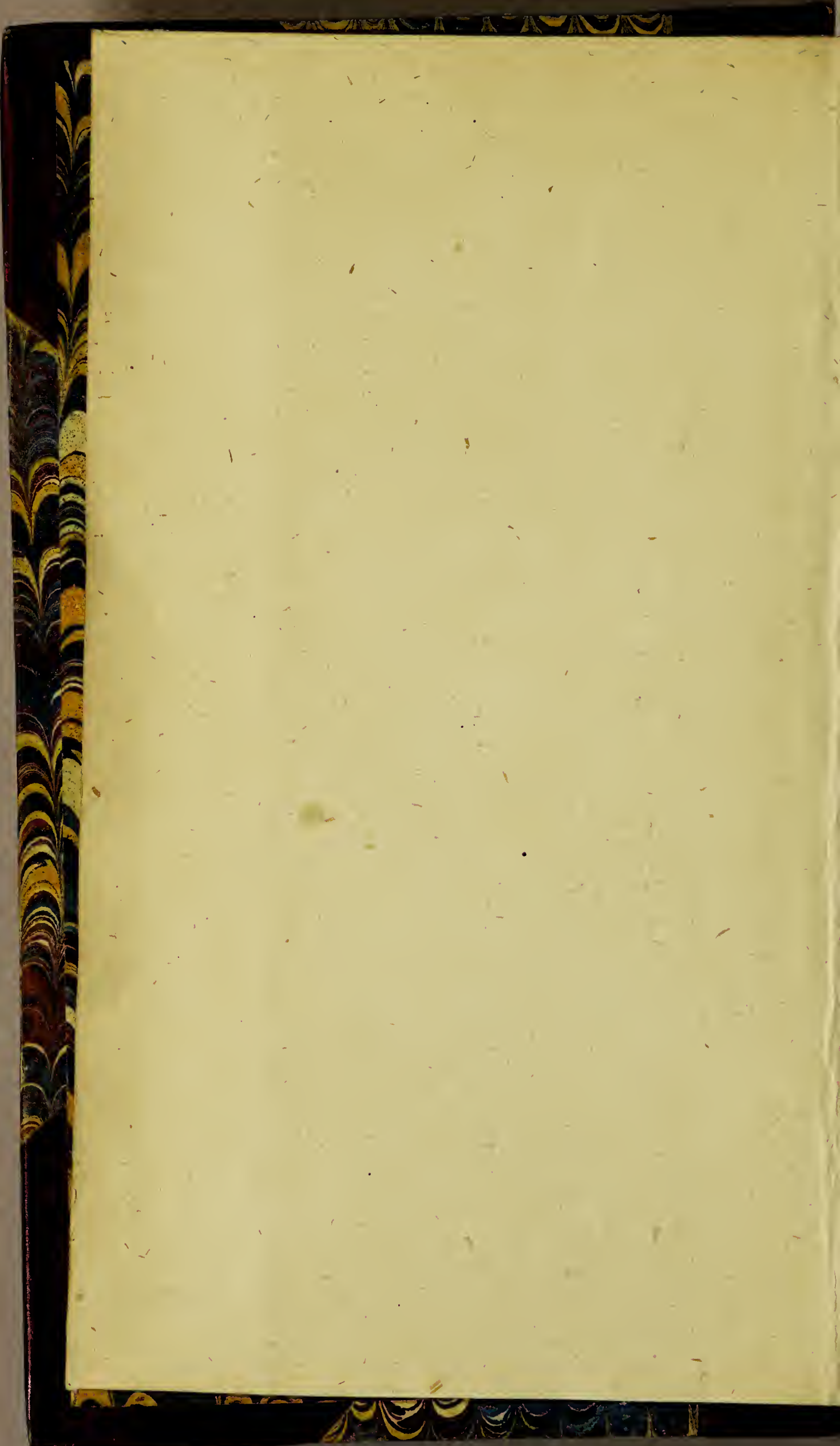
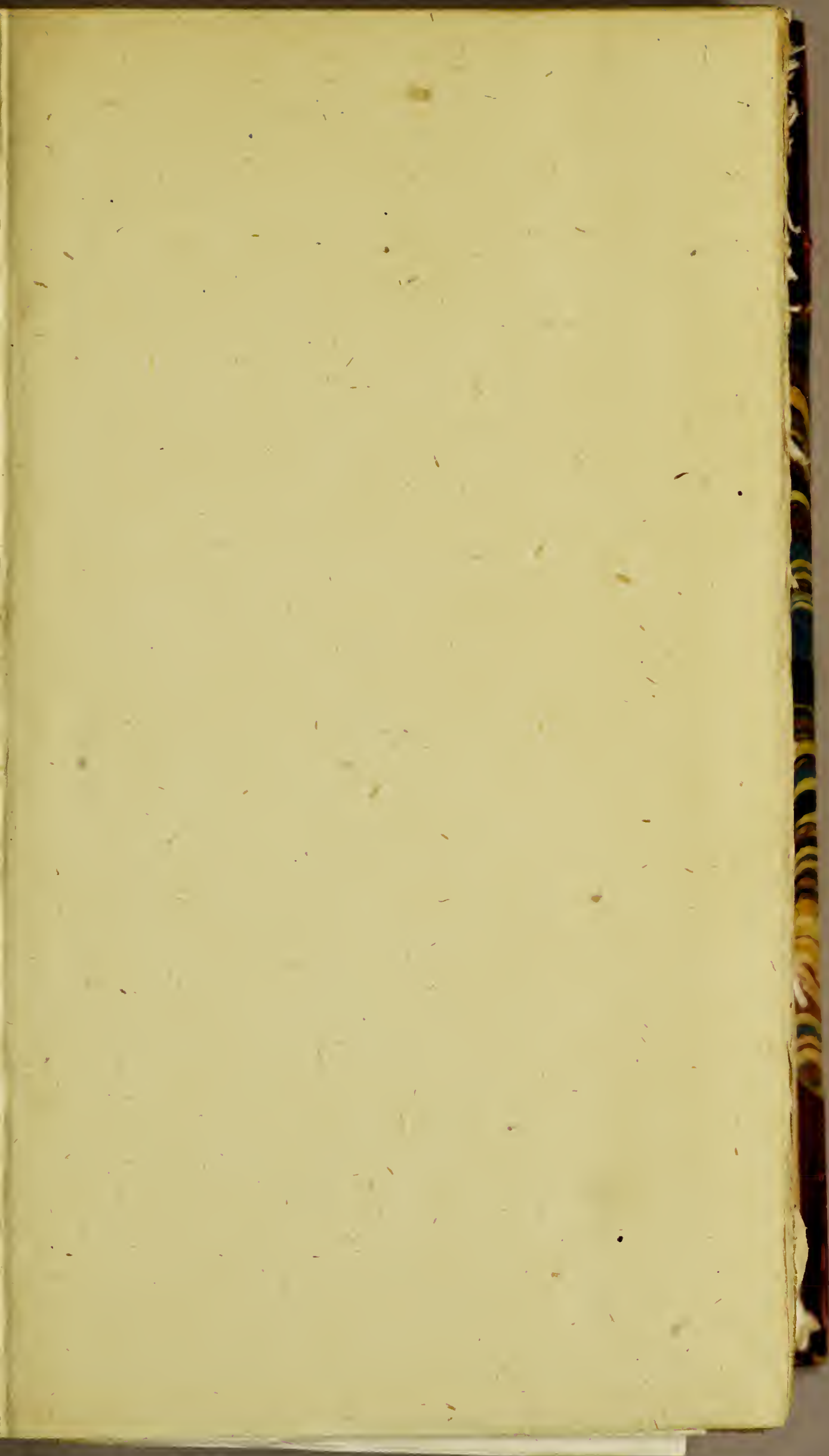


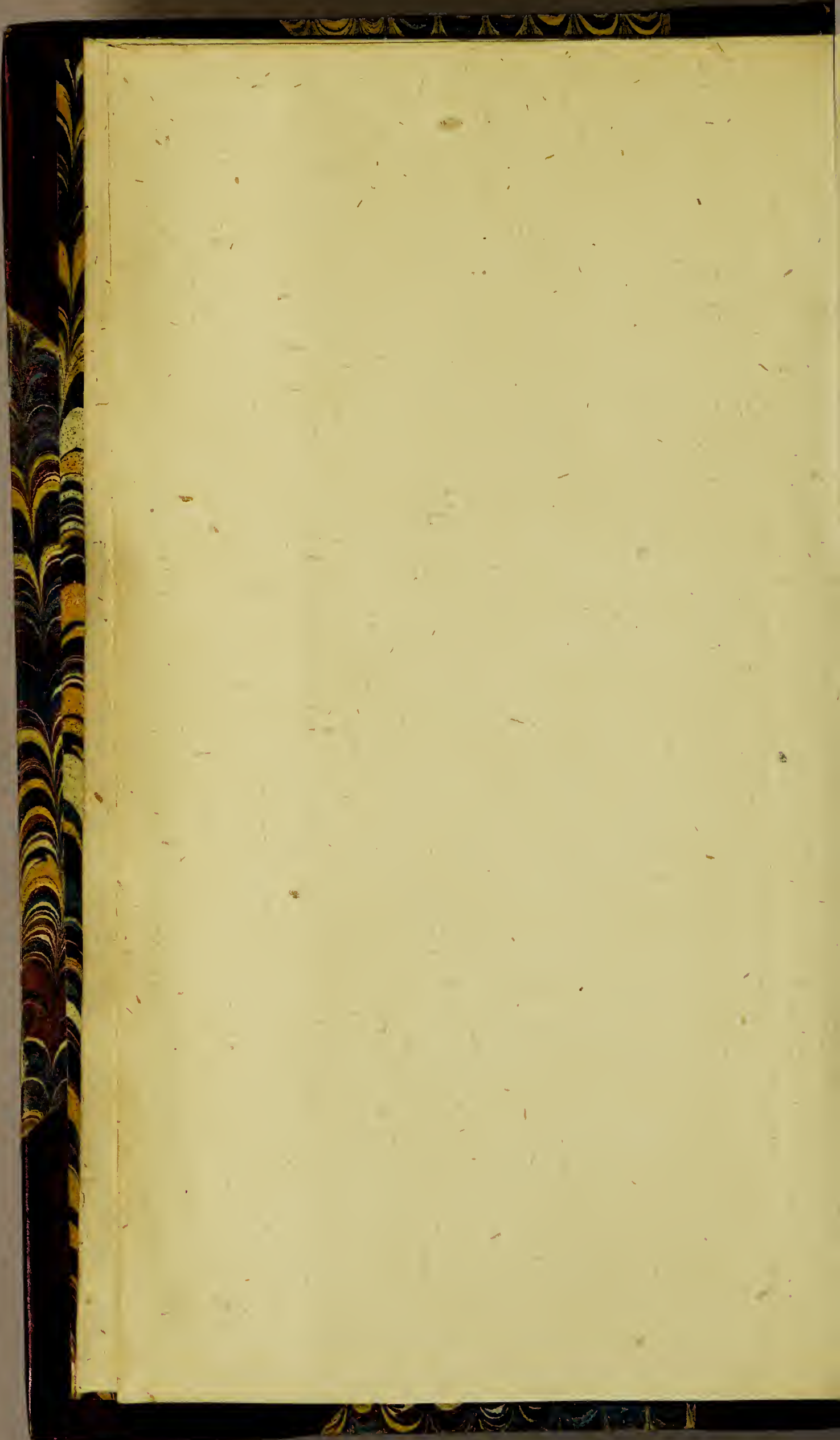


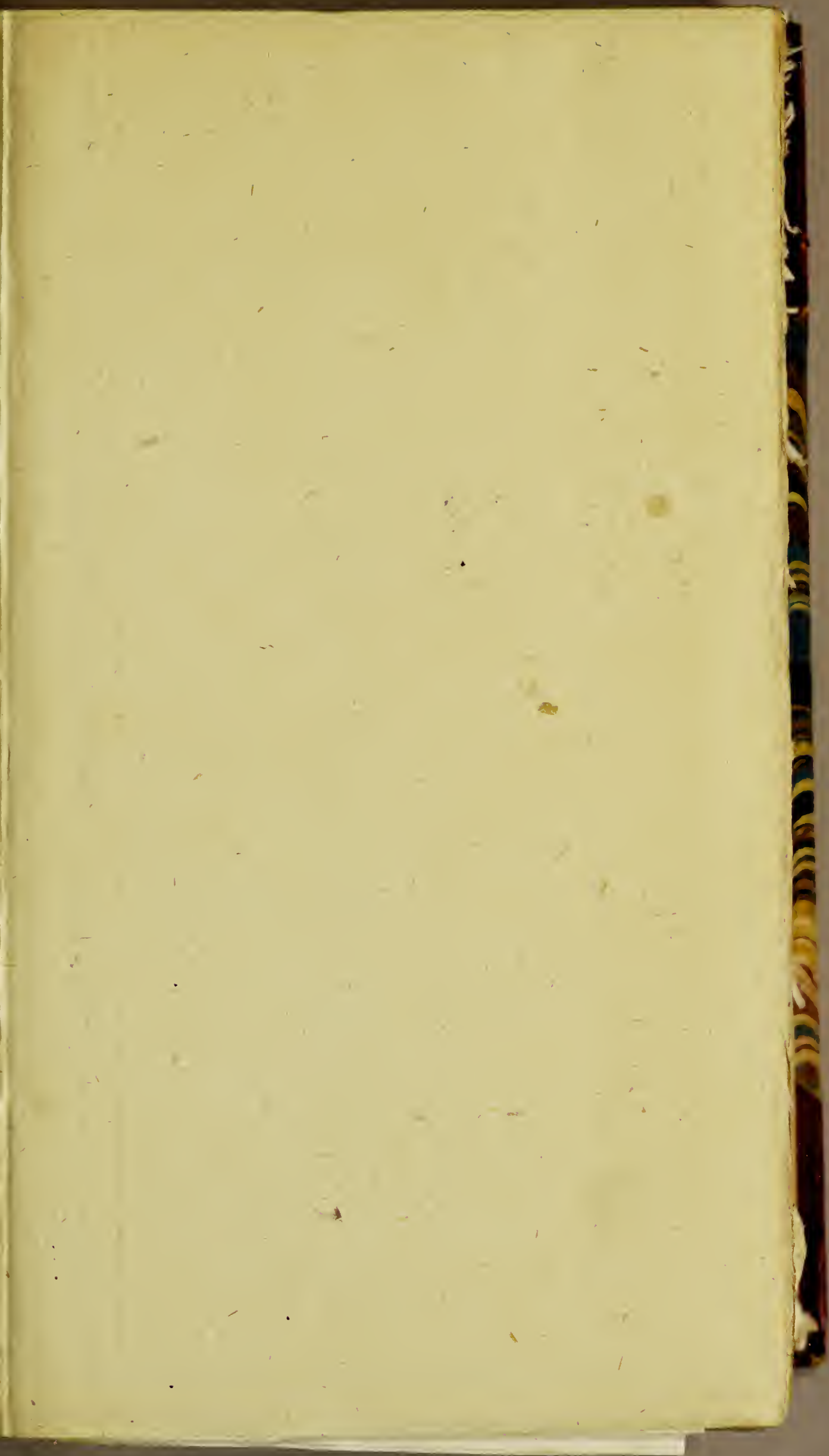
John Carter Brown.

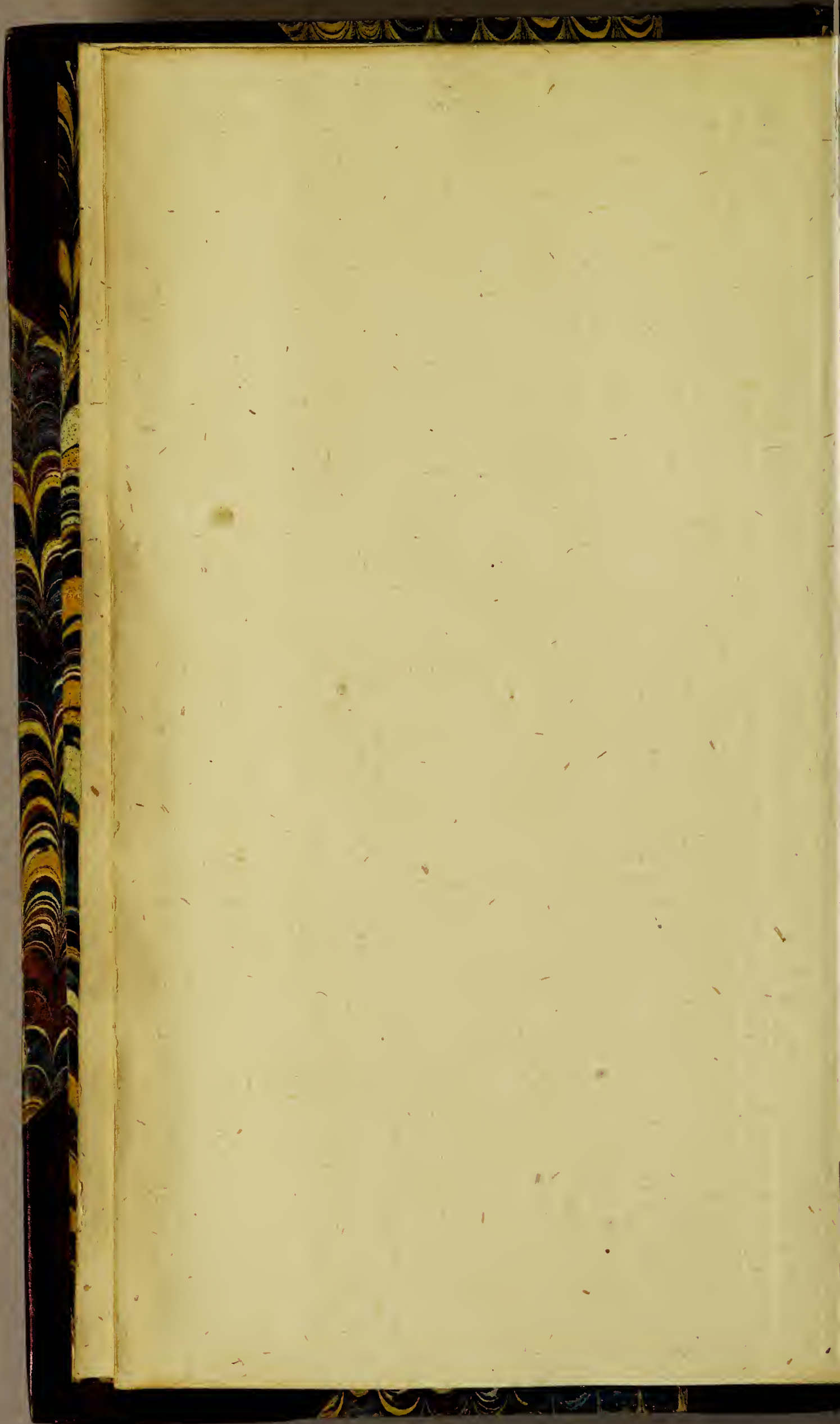














CARAIBISCHE
INSELN

M A R D E L
N O R D

WESTLICHER
O D E R
C A R A I B I S C H E
O C E A N

C A R A I B I S C H E
S E E

O D E R

D E R
K R A A L

I N
S E L N

G R O S S E
S E

A N T I L L E N

C A R A I B I S C H E

H I S P A N I O L A
S A I N T D O M I N I G U E

P O R T O R I C O
S A N J A N

S C H R I S T O P H O D E R
S K I T S

G A R D E L O U P E

M A R T I N I K E

S A N T A L U C I A
O D E R
A L U F I A

B A R B A D O S

G R A N A D I N E N

G R A N A D A

K L E I N T A B A G O
T A B A G O

T R I N I D A D

W E S T C A I C O S
A B R O L L I O S C H O A L
N O R T H R I F F
S O U T H R I F F
I E N C A P
B. d. e M a u c e n i l l e
P. P l a t e
S C O T S B A Y
C. C h u r c h i l l
G o l f o v o n S a m a n a
C. d. e l E n g a n o
M o n i c a
M o n a
C. R o x o
K r a b b e n s t a n d
S. C R O I X
S a b a
S. E u s t a c h i u s
o d e r
S t a t u s

Z a c h e o
P. d. e l A g u a d a
P. d. e l O g u i l l a
I n g f e r n
S. J A N
A n e g a d a
S o m b r e r o
A n g u i l l a
S. M a r t i n
S. B a r t h o l o m a e
B a r b u d a

N i e v e s
J o h a n n e s
R e d o n d o
M o n t z e r m a t

D e s i r a d e
M a r i g a l a n t e
S a n t o s
o d e r
d i e
H e i l i g e n
D o m i n i k e

S. V i n c e n t

B r i d g e t o w n
B e k i a

T e s t i g o s

K l e i n T a b a g o

S. J o s e p h
G. B o c a

C. d. e V e l a
A r u b a
M o n j e s
C u r a c a o
B o n a i r e
A v e s
P o r t e t o
C o n q u i b a c o a
C. R o m a n
G U I F V O N
V E N E S U E L A
P a r a g a n a
M a r a c a i b o
G u a t a p o r e
M a r a
C a u b o L
B a r i n c o a
G i b r a l t a r

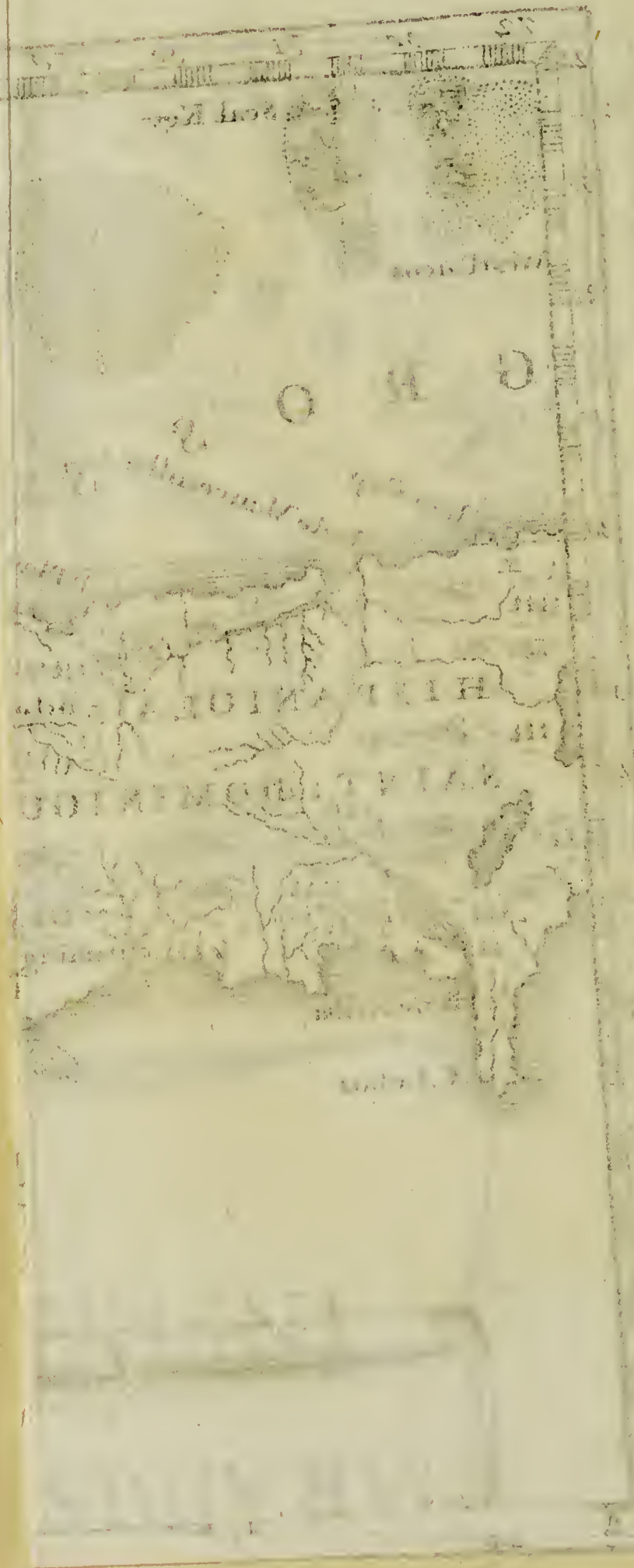
R o c a
O r c h i l l a
B l a n c o
d i e 7 T a g e
T o r t u g a
P e r l e n
b a n k
G u d a p u d
C o n a
S. J a g o
C a r a c o l u s
O r c h e r a d a n
C a r a c o
G u a r a
C a b e l o
C. B l a n c o
W h i t e K l i p
J a g o d e L e o n
C o m a n a g o t t a
C o m a n a
V e r i m a
N u e v a V a l e n t i a
L a g o I o c a r i q u a

S. V i n c e n t
B r i d g e t o w n
B e k i a
G r a n a d i n e n
G r a n a d a
T e s t i g o s

K l e i n T a b a g o

S. J o s e p h
G. B o c a

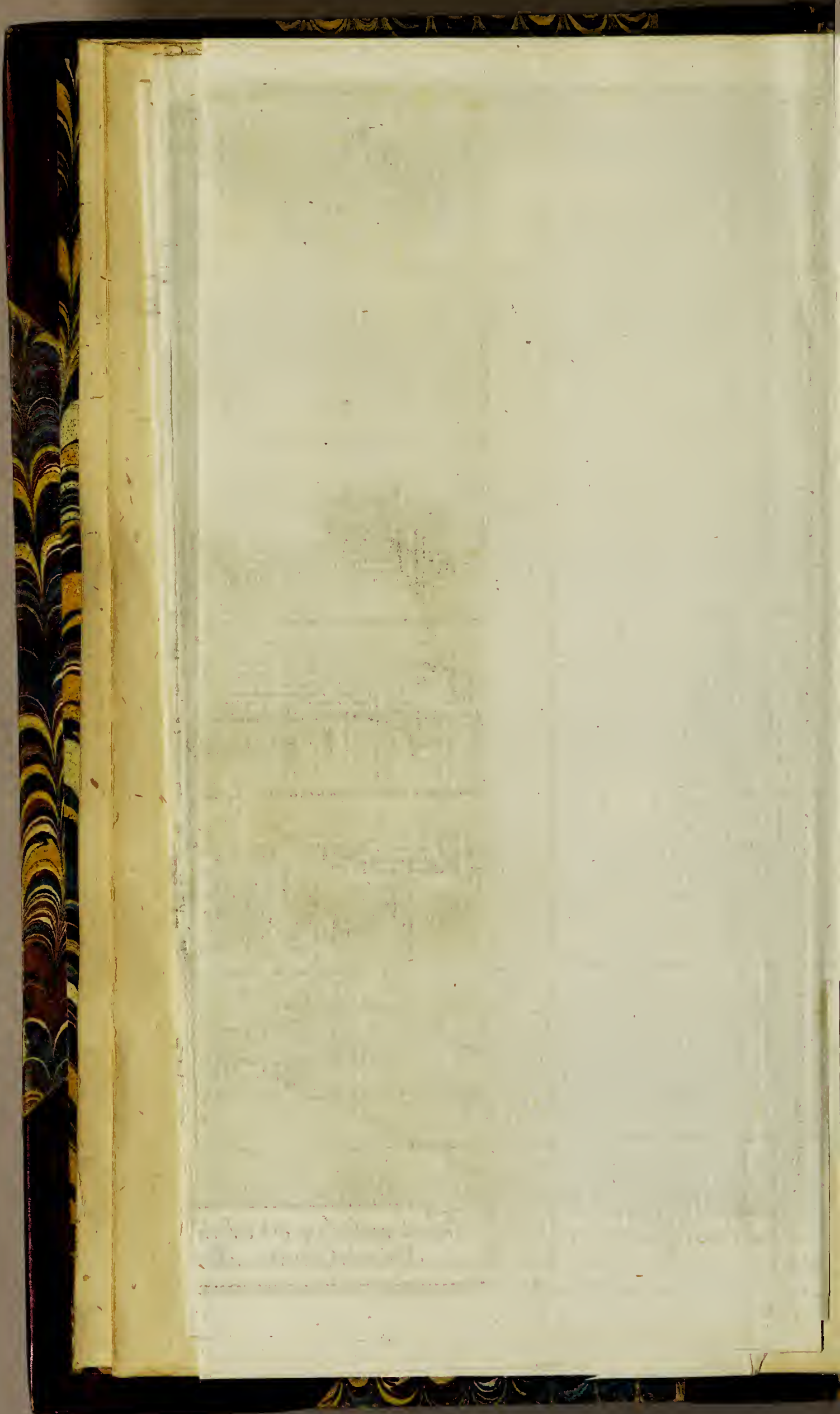
E u l f K i l f f e r f. N o r i m b e r g a e





Friedensthal in St. Croix an einem Beltage, da die Taufflinge zur Taufe in die Kirche geführt werden, 1768 zu Anfang May und zu Mittage, da die Sonne überm Schortel stehet, aller Schatten senkrecht fällt, überhaupt wenig Schatten ist. Hinten das Wohnhaus, zur linken die Negerkirche, zur rechten Weerhauser. c.c.a.o. pinx.

G. P. N. v. Bergold sc. Nor.





Auf der See zur linken ein Stück von S^t. Thomas
Westende, zur rechten Keyen.

Bethanien in S^t. Jan.

In S^t. Jan zur rechten hinten eine kleine Plantage,
waterfern die reformirte Kirche, in der Mitte Bethanien



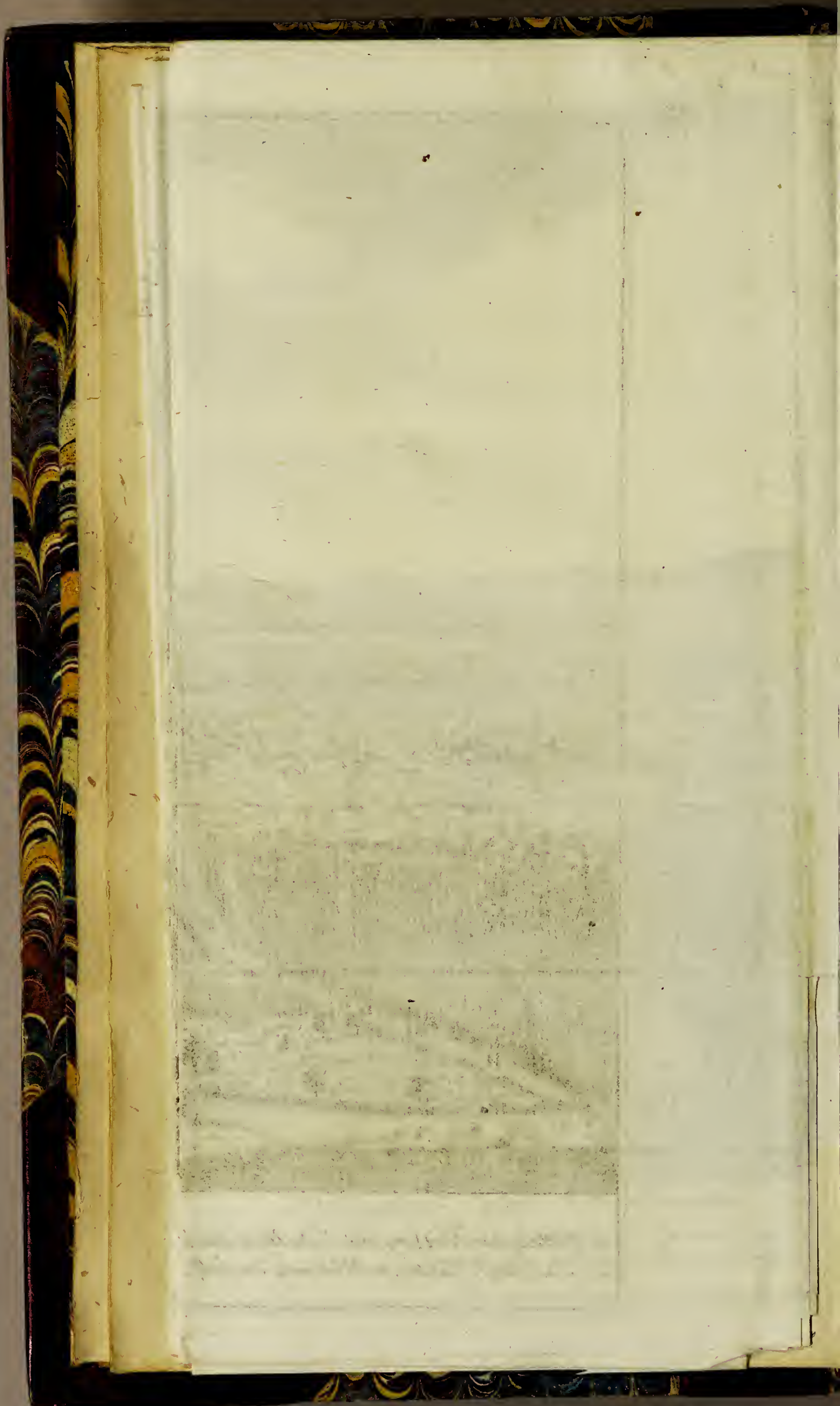


Aussicht von Friedensthal von der Westseite.

a. Gottesacker der Weissen. b. die Neger Kirche. c. Wohnhaus. d. Negerkaufser. e. Christiansuh. f. die Loots cay. g. das Fort. h. die reformirte Kirche. i. die lutherische Kirche. k. die englische Kirche. l. die catholische Kirche. m. Salemons Plantey. n. Wohnung des holl. Domine. o. Gottesacker der getauften Neger. p. dazu gehöriges Leichenhaus. q. Wohnung des Freynegers. Capt. Donkerlo. r. Dit. Wood Plantey. s. s. nahe Zuckersfelder.

C. G. A. D. 1768. 15 Apr.

J. P. Nupbiegel sc. Nor.



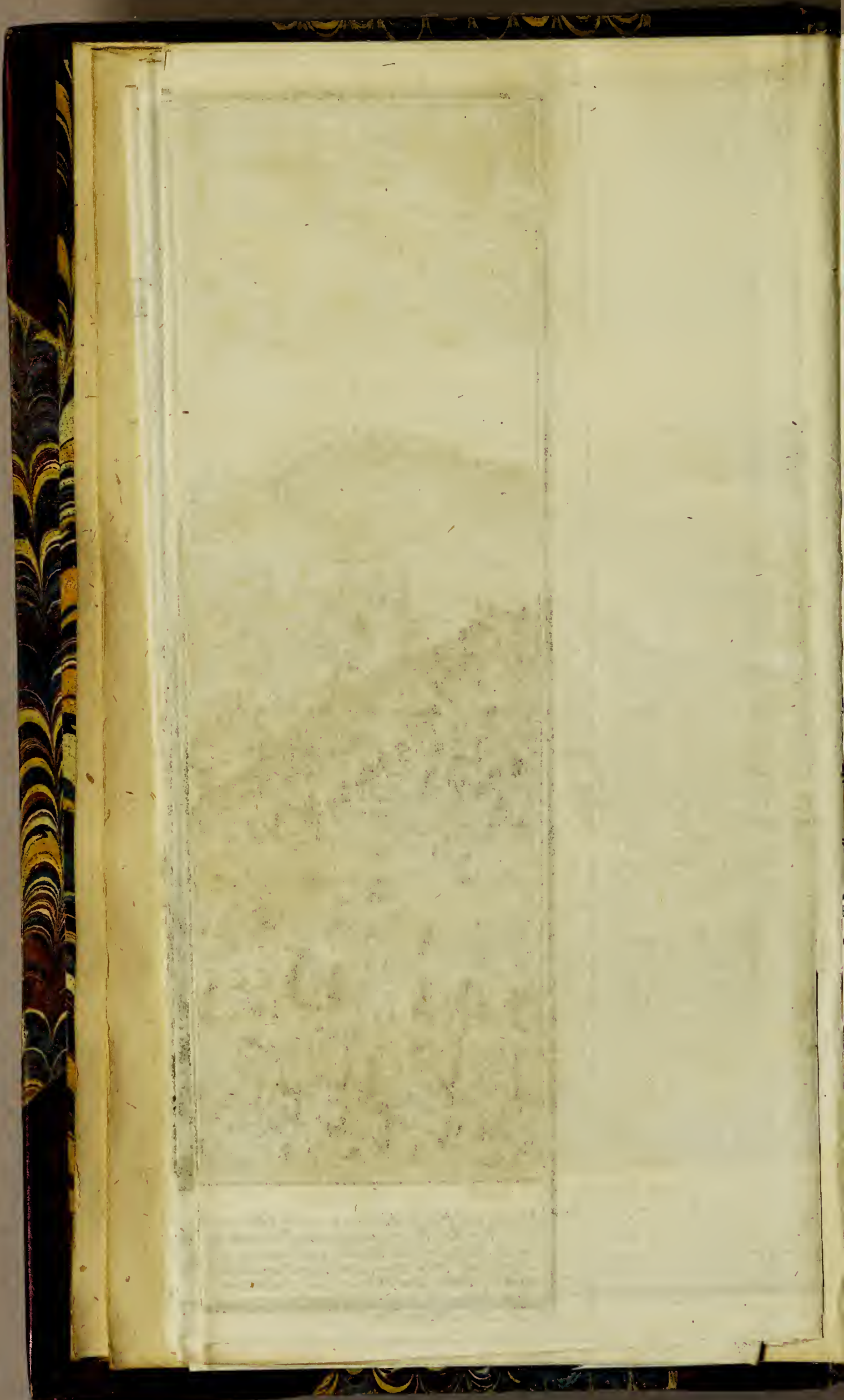


Aussicht von Neu-Herrnhut auf St. Thomas von der Ostseite.

Oben ein Paar Häuser von Herrn Krays Plantage. Dann kömmt das zu Neu-Herrnhut gehörige Destillirhaus, und die Schmiede. Dann hinter dem Wege eine Herde und Abtack für Schafe. Darneben der Küchengarten, und unten neben den Palmbäumen ein Fels. Die kleinen Häuser zur rechten um den Ort sind Magazin, ein Backofen, die Schumacherrey, und die Küche mit einem Schornstein. In der folgenden Reihe von unten ist das erste auf der Plantage gewesene Haus, dann ein Magazin und die Neger Kirche. In folgender Reihe ist unter dem langen Dache unten der Pferde stall, und oben auf der terrasse das Familienhaus dann ein solches kleineres, die Schreinerrey, und der ledigen Bruder Haus. Zur linken sind die Negerhäuser, oben das Zucker-Kochhaus und die Zucker-mühle, unten am Berge ein Stück von der Hecke des Gottesackers. Die zwey Häuser auf dem Felde zur rechten sind Negerhäuser von Herrn Krays, und weiter zur rechten ist Bethel.

C. G. A. Oldendorp del.

J. G. Sturm sc. Nbg.



DIE INSEL SAINTECROIX

mit den Namen der Plan-
tagen die beständig sind.

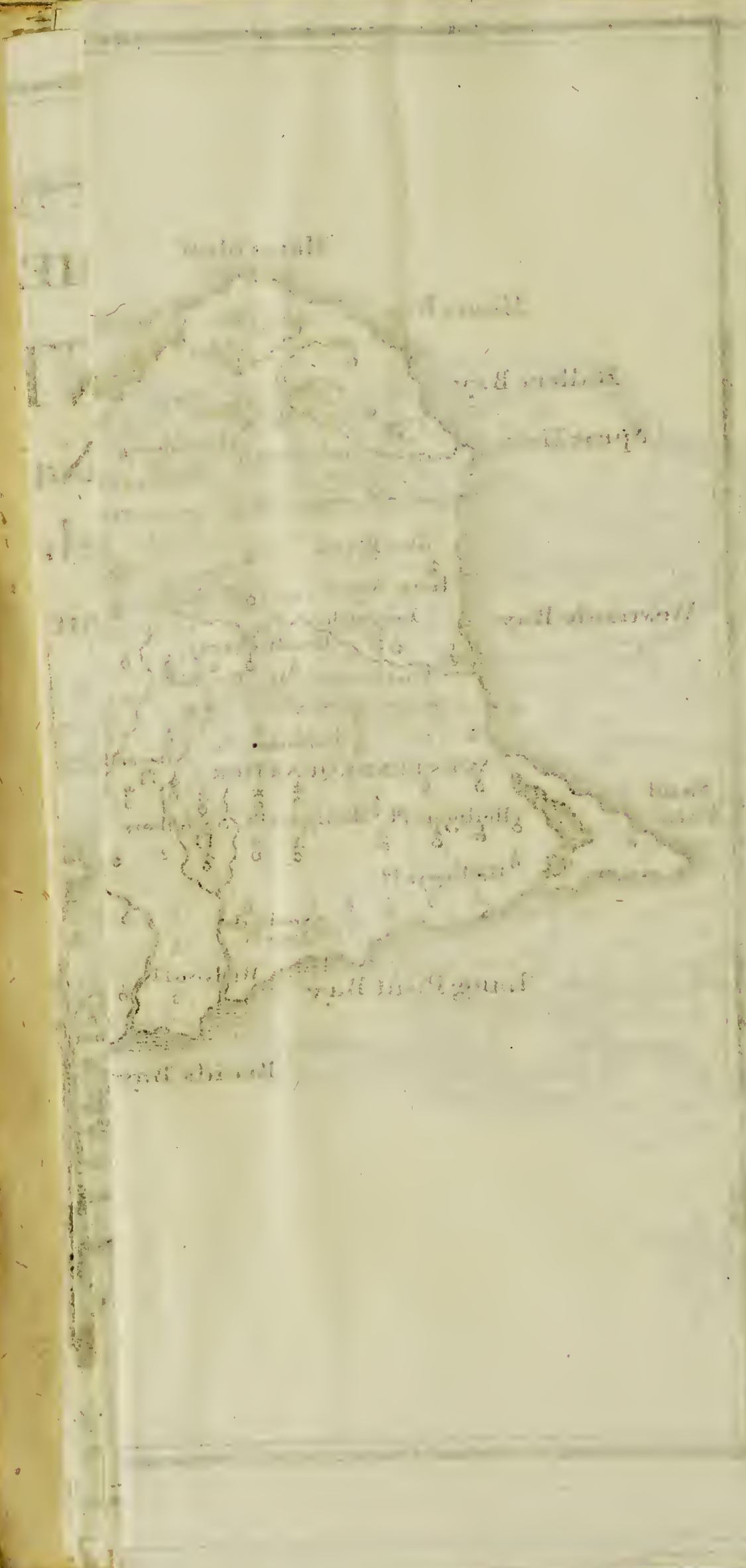
*Plantage mit einer Zuckermühle.

1767.



Eine deutsche Meile.

Paul. Kuffner sc. Norimberga.

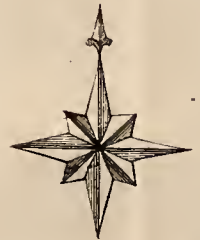




DIE IN SEL
SANCT THOMAS
 mit den mehresten
 Plantagen
 1767.

Carayella
 oder
 Fransmannar

Fransmanns Klippe
 oder
 Vogel Klippe



$\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$
 Eine deutsche Meile.

Paul. Kuffner sc. Nürnberg.

Recd Dec 55

Perls in one

IN
DANCE
of the
M...

of the
M...

163
C. G. A. Oldendorps
Geschichte der Mission

der
evangelischen Brüder

auf den

caraischen Inseln

S. Thomas, S. Croix und S. Jan.

Herausgegeben durch

Johann Jakob Bossart.

Erster Theil.



Mit sieben Kupfertafeln.

Barby,

bey Christian Friedrich Laur, und in Leipzig in Commission
bey Weidmanns Erben und Reich.

I 7 7 7.

GEWÄSSER DER SCHWABEN

UND RHEINLANDS

VON DR. J. J. SCHMIDT

LEIPZIG



VERLAG VON C. F. W. SCHMIDT

Die Gewässer der Schwaben und Rheinlands sind in dieser Arbeit nach ihrer natürlichen Beschaffenheit und nach ihrer Benutzung für die Landwirtschaft, Industrie und den Verkehr beschrieben. Die Beschreibung ist nach den Provinzen geordnet und enthält die Namen der Gewässer, ihre Länge, Breite, Tiefe, Richtung, Mündung, Uferbeschaffenheit, Wasserbeschaffenheit, Fischerei, Industrie und Verkehr.



Vorrede.

JOHN CARTER BROWN



Es wird hiemit eine, abermalige Probe der Arbeit der evangelischen Brüder unter den Heiden in der Absicht geliefert, daß von vielen Personen Gott für die den Heiden erzeugte Gnade Dank gebracht werde.

Man hat die Neger bisher nur als ein unglückliches, zur Knechtschaft verdammtes, unwissendes Volk gefant, gegen welches menschenfreundliche Seelen nur Mitleiden fühlten. Diese Geschichte zeigt sie izt auch als von Gott begnadigte und zu der hohen Würde der Christen erhabene Menschen,

Vorrede.

über deren Glück Kenner des Christenthums sich freuen werden.

Der Character wahrer Christen wird an den Beyspielen gläubiger Neger, die nicht selten in der Missionsgeschichte vorkommen, von denjenigen Lesern nicht verkannt werden, die mit dem Geiste des Evangeliums aus den Schriften der Apostel Jesu und ihrer eigenen Erfahrung bekant sind. Daß der lebendige Glaube an Jesum, dieses Hauptstück des Christenthums, wenn er in den Herzen der Menschen, auch aus der niedrigsten Classe, gegründet ist, die Quelle ächter Tugenden und wahrer Glückseligkeit werde, das braucht keines neuen Beweises; aber zur Bestätigung dieser Wahrheit kan die gegenwärtige Geschichte von der Einführung des Christenthums unter die Neger dienen.

Ausgebreitete und hohe Erkenntniß wird niemand bey den gläubigen Negern suchen, dem ihre Naturbeschaffenheit und ihr eingeschränkter äußerer Zustand bekant ist; noch weniger diesen Mangel zum Nachtheil ihres thätigen Christenthums deuten. Gute Eigenschaften des Herzens, Vertrauen und Liebe zu Gott, Menschenliebe, gänzliche Ergebenheit zum Gehorsam der Gebote Jesu, standhaftes
Halten

Vorrede.

Halten über der von Gott empfangenen Gnade und bessern Erkenntniß, Zufriedenheit des Herzens bey dem schwersten Druck aller Arten des äussern Elends, fröhliche Hoffnung im Tode und dergleichen, sind bey dem Christenthum charakteristischer, als weitläufige Kenntnisse. Diese haben, bey allem ihrem innern Werthe, auch bey einem ungebesserten und gegen Jesum fremden und kalten Herzen statt; jene aber setzen allemal die lebendige Erkenntniß Jesu Christi, als Versöhners unsrer Sünde voraus, und sie sind die Früchte dieses Baumes. Paulus schätzte die Liebe Christi höher, als die außerordentlichen Geistesgaben. 1 Cor. 12, 13. Aber wie sich in der Geschichte der Mission jene Früchte des Glaubens in dem Verhalten der gläubigen Neger aufs deutlichste erkennen lassen; so läßt sich auch einsehen, daß es ihnen an richtiger Erkenntniß der Heilswahrheiten nicht fehle. Ich zweifle nicht daran, daß es mehreren Lesern, die den grossen Unterschied zwischen theologischer Schulkentniß und der allen Christenmenschen zur Seligkeit nöthigen Erkenntniß einsehen, so gehen wird, wie mir; daß sie nemlich sich darüber wundern werden, daß die Neger so viel wissen. Es ist in dem ganzen

Vorrede.

Umfange der Lehre Jesu kein wichtiger Theil, womit sie unbekant sind, oder darinn sie nicht von ihren Lehrern Unterricht erhielten.

Wenn sich aber auch Mängel von aller Art in den Gemeinen der Neger finden, wie sie dann wirklich überall treuherzig angezeigt worden; so haben sie mit andern christlichen Gemeinen dieses von der Menschlichkeit unzertrennbare Schicksal in sofern gemein, daß dergleichen bey der einen Gemeinde nur mehr, bey der andern weniger ist. Wenn man aber dasjenige bedenkt, was von dem äusserst verderbten Character des heidnischen Negers gesagt worden; so wird man bey allen Gebrechen der Negergemeine doch die göttliche Gnade erkennen und preisen, die sich so kräftig an ihnen bewiesen, und den Unterschied zwischen einem gläubigen und ungläubigen Neger so sichtbar gemacht hat.

Dieser Unterschied kan niemand besser als den weissen Einwohnern der drey Inseln bekant seyn. Es könnten mehrere solche Zeugnisse, dergleichen das von dem Herrn Procanzler Pontoppidan in Cranzens Vorrede zur grönländischen Geschichte angeführte ist, beygebracht werden, wenn sie nicht in der Geschichte der Missionen schon hin und wieder

Vorrede.

der eingeflochten wären. Es ist zur Förderung der Mission allemal vortheilhaft, wenn die dortigen weissen Einwohner auch nur aus dem vorzüglichen Nutzen, den ihnen die wahren Tugenden, die Treue, der Fleiß und Gehorsam ihrer zu Christo bekehrten Slaven bringen, die Arbeit der Brüder begünstigen; aber um ihres eigenen Besten willen wäre es sehr zu wünschen, daß sie es noch aus einem edlern Grunde thäten. Möchte doch der gute Geruch, den die Früchte des Glaubens an das Evangelium dort reichlich ausbreiten, noch mehrern, als bisher geschehen, zum ewigen Leben dienen, und möchte auch diese Missionsgeschichte etwas dazu beitragen!

Ich habe izt noch etwas von der Geschichte dieses Buchs, oder von der Art und Weise zu sagen, wie dasselbe geworden ist.

Dem Verfasser desselben, Christian Georg Andreas Oldendorp, wurde von den Aeltesten der Brüderkirche im Jahr 1767. Gelegenheit gemacht, die dazu nöthigen Urkunden zu sammeln, und sich andere zu dieser Arbeit nützliche Kenntnisse auf den Inseln selbst zu erwerben, deren Geschichte er schreiben wolte. Er reiste zu dem Ende in besagtem Jahre nach Westindien, wo er vom 22ten

Vorrede.

May 1767. bis zum 23ten October des folgenden Jahres auf den drey Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jan sich aufhielt, und sieben-
zehn Monate lang sich durch den Augenschein von
der Grösse und inneren Beschaffenheit der Arbeit
seiner Brüder und deren gesegnetem Erfolg unter
den Negern eine richtige Kenntniß erwarb. Er hat
diese Zeit dazu angewendet, die Kirchen- und
Tagebücher, und andere schriftliche Urkunden der
Missionen durchzusehen; aus den erstern und lez-
tern die zu seiner Absicht dienlichen Nachrichten
auszuziehen, und in Absicht der Tagebücher alle
die Lücken aus den dortigen Urschriften auszufüllen,
welche sich in dem Exemplar des Archivs der
Brüderunität fanden. Durch die mündlichen
Nachrichten des ältesten Missionarius Johann
Böhner, und verschiedener alter gläubiger Neger
erhielt er viele nützliche Erläuterungen über die
älteste Geschichte der Mission.

Als ein Liebhaber der Naturgeschichte hat er
zugleich theils durch eigne Beobachtungen, theils
durch die freundschaftliche Hülfe einiger auf den
Inseln wohnhafter Kenner der Natur, diejenigen
Kenntnisse gesamlet, die in dem ersten Theile der
Mis-

Vorrede.

Missionsgeschichte vorgetragen sind. Er gesteht, daß er dem Herrn D. Rebhuhn, Herrn Brücher und andern vieles zu verdanken habe; vorzüglich aber dem Oberingenieur und Baumeister auf den drey Inseln, dem Herrn von Rohr, der ihm mit seiner Kenntniß westindischer Pflanzen sehr grosse Dienste gethan habe. Da der Verfasser auch eine grosse Fertigkeit in der Zeichenkunst besitzt; so hat er viele Naturalien, Pflanzen, Fische, und auch die Aussichten der verschiedenen Missionsplätze mit vieler Genauigkeit nach der Natur gezeichnet, und zum Theil mit Farben gemahlt.

Als er aus Westindien über Pensylvanien, wo er in dem bethlehemschen Archiv noch die Briefschaften der Missionarien und andre Documente zu seiner Absicht benutzte, im Jahr 1769. nach Europa zurückgekommen war, und izt seine Materialien zur Missionsgeschichte bearbeitete, fand er sie sehr reichhaltig; und da er sich nicht entschliessen konnte, etwas erhebliches wegzulassen, das zur Kenntniß der Mission und zum erbaulichen Unterricht des Lesers dienlich schiene; so zog sich seine Arbeit dadurch sehr in die Länge, und sein Werk erwuchs zu einer

Vorrede.

unerwarteten Grösse. Da sich nun aus dem hohen Preise, zu dem dasselbe durch den Druck steigen würde, voraus sehen ließ, daß es gegen die Absicht in wenig solche Hände kommen würde, für die es größtentheils bestimmt war, und der Verfasser gehindert wurde, sein Werk selbst umzuarbeiten; so übernahm ich mit seiner Genehmigung diese Mühe.

Da mir dabey die Wahl der Materien, ihre Verbindung, Ordnung und Ausdruck überlassen wurde; so muß ich mich darüber noch kürzlich erklären.

Bei der Wahl der Materien habe ich einmal mein Augenmerk darauf gerichtet, daß nichts, was zur gründlichen Kenntniß des äussern und innern Zustandes und Fortganges der Missionen gehörte, vermist, und dann auch das Buch nicht zu groß werden sollte. Gute Beyspiele des rechtschaffenen Wesens in Christo haben allerdings in der Geschichte einer Mission blos durch ihre Vielheit mehr Gewicht, als es Argumente in andern Fällen aus eben der Ursache zu haben pflegen; aber da sich auch unter den Beyspielen einige durch stärkere Züge vor andern herausnehmen, so hat dabey eine

Wahl

Vorrede.

Wahl statt, die ihrer Wirkung nicht nachtheilig ist. Daß nicht meine Denkweise und mein Geschmack einen Einfluß in diese Wahl sollte gehabt haben, das ist nicht zu vermuthen. Es ist schwer, sich in dieser Absicht in eine solche Allgemeinheit zu setzen, daß man den so sehr verschiedenen Geschmack auch gutgesinnter Leser einigermaßen befriedigen kan.

Ueber die Verbindung der Materien und Ordnung im Vortrage wird es mir etwas sauer mich zu erklären. Im ersten Theile habe ich es in der Geschichte der Thiere und Pflanzen bey der von dem Verfasser gewählten Ordnung völlig bewenden lassen, und nur hin und wieder von dem geringen Vorrath meiner Kenntniß der Naturgeschichte einen sparsamen Gebrauch gemacht; aber seine Nachrichten von den africanischen Nationen ganz umgearbeitet, und dieselben unter gewisse allgemeine Begriffe gebracht, um die vielen Wiederholungen zu vermeiden.

Der zweyte Theil hat mehrere Veränderung erlitten. In den ersten Jahren der Missionsgeschichte, da nur die Handlungen einzelner oder weniger Personen zu erzählen waren, konte ich der Zeitordnung, als der natürlichsten, leicht folgen.

Als

Vorrede.

Als sich aber die Begebenheiten häuften, und igt nicht nur eine christliche Gemeine auf S. Thomas durch das Band des Glaubens und der Liebe verbunden wurde; sondern auch noch die beiden Missionen auf S. Croix und S. Jan mit ähnlichem Erfolge entstanden; so hat mir die Wahl der Ordnung, in welcher ich dem Leser am nützlichsten seyn könnte, einige Mühe gemacht. Die Trennung der Geschichte der drey Missionen, da jede in verschiedenen Abschnitten so vorgetragen wird, daß sie für sich als ein zusammenhängendes Ganzes ohne viel Mühe gelesen werden kan, schien mir eben so nöthwendig, als ihre Abtheilung in Bücher und Abschnitte. Davon habe ich weiter nichts zu sagen; aber etwas von der Ordnung des Vortrags in den Abschnitten. Sie ist nicht durchgängig einerley; ich ließ mich darinn durch die Beschaffenheit der Materien, und ihre Vielheit leiten. Bald habe ich dieselben nach gewissen allgemeinen Begriffen geordnet, und hintereinander die Geschichte der Missionsarbeiter, der äussern angenehmen oder unangenehmen Begebenheiten, und dann des innern Gnadenganges der Mission erzählt; bald habe ich ohne diese Eintheilung die Begebenheiten in ihrer
Zeit-

Vorrede.

Zeitordnung hintereinander folgen lassen. Ich habe wol auch einen ganzen Abschnitt zu der Geschichte der Arbeiter eines Zeitraums, ihres Reichthums wegen, angewendet, und die innere Missionsgeschichte in dem folgenden vorgetragen. Durchgehends habe ich die Geschichte mehrerer Jahre in einem Abschnitt erzählt; weil bey der Methode, einen historischen Bericht von jedem Jahrgang abzustatten, die Einförmigkeit und die Wiederholungen nicht leicht vermieden werden können. Es ist bey jeder Methode in einem historischen Werke von dieser Art schwer, bey dieser Klippe unbeschädigt vorbeizukommen. Ich suche dadurch den Leser zur Nachsicht gegen mich vorzubereiten, wenn ich es in dem Stück auch versehen habe.

Ueber den Ausdruck und den Vortrag habe ich am wenigsten zu sagen. Wenn der Leser Deutlichkeit und Genauigkeit darinn findet, und ohne viel anzustossen fortlesen, und wie auf einem ebenen Wege fortgehen kan; so ist meine Absicht dabey erreicht.

Wenn ihn noch über dieses der Inhalt der Missionsgeschichte interessirt, wenn er die Grösse
der

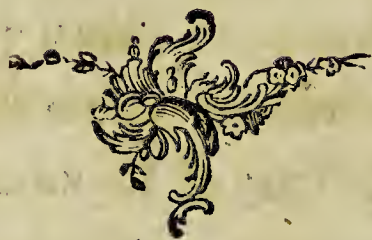
Vorrede.

der Gnade erkennt, die Gott durch das Evangelium dem armen schwarzen Volke erzeiget, und ihn dafür preiset, und den Heiland, von dessen unbeschreiblicher Menschenliebe so viele redende Beweise in dieser Geschichte vorkommen, würdig findet, daß er ihn von ganzem Herzen liebe, und glaubet, daß die größte Glückseligkeit und Ehre des Menschen darinn bestehe, ein Angehöriger Jesu zu seyn; so wird das die Erfüllung des wärmsten Wunsches meines Herzens seyn.

Im Seminarium zu Barby

den 25ten Febr. 1777.

Der Herausgeber.



Erster

Erster Theil

enthaltend

verschiedene zur Geographie, natürlichen
und politischen Geschichte dieser Inseln
gehörige Nachrichten.

1742 1743

Account of the
... ..
... ..





Erstes Buch.

Erster Abschnitt.

Kurze Nachricht von den sämtlichen caraischen Inseln.



Die grosse Menge Inseln, welche den mexicanischen Archipelagus ausmachen, wird unter dem Namen Westindien begriffen. Obgleich dieser Name sonst auch in weiterem Sinne von America überhaupt genommen wird; so versteht man doch heut zu Tage unter demselben gewöhnlichermassen nicht das feste Land dieses Welttheils. Die Inseln selbst haben den allgemeinen Namen der Antillen, welcher von ihrer Lage hergenommen seyn, und soviel als Vorinseln bedeuten soll, welche diejenigen, die aus Europa oder Africa nach dem mexicanischen Meerbusen segeln, antreffen, ehe sie das feste Land von America erreichen. Man theilet sie in die grossen und

A

Fleis

Kleinen Antillen. Zener sind nur vier: Cuba und Portoric, die der Krone Spanien gehören; St. Domingo oder Hispaniola, welche von Frankreich und Spanien seit 1666. fast zu gleichen Theilen besessen wird; und Jamaica, welche die Engländer im Jahr 1655. den Spaniern abgenommen haben und noch besitzen. Der kleinen Antillen sind weit mehrere; die lucayschen, caraibischen und bermudischen Inseln werden dazu gezehlt. Doch zweifle ich, ob die letztern dazu gehören. Die lucayschen werden nur durch den Canal von Bahama, der nicht über zwanzig Meilen breit ist, von Florida getrennt, ziehen sich von da nach Südwest bis an die Insel St. Domingo, und stehen sämtlich unter spanischer Herrschaft.

Unter den caraibischen Inseln werden diejenigen verstanden, welche zwischen der Küste von Terrafirma des mittägigen America und der grossen Antille Portoric in einem Bogen von Süden nach Norden zwischen dem 11ten und 19ten Grad norder Breite, und dem 59ten und 64ten westlicher Länge von London liegen. Unter diesen Inseln liegt Tabago der Linie am nächsten, und St. Thomas ist von derselben am weitesten entfernt. Noch zieht sich eine Anzahl Inseln längst der Küste von Terrafirma von Westen nach Osten, welche nebst den vier grossen Antillen von den Spaniern und Franzosen die Inseln unter dem Winde (Sotto vento, Sous le vent) genennt werden; da sie die caraibischen die Inseln im Winde (Barlo vento, au vent) nennen. Die Inseln unter dem Winde werden von einigen Geographen, als von John Rocque in der englischen grossen Charte von Nordamerica, durch den Namen der kleinen Antillen

von den caraimbischen unterschieden. Es scheint mir aber dieses dem Sprachgebrauch der Seelente entgegen zu seyn, welche diese Inseln niemals unter diesem Namen verstehen. Als die Franzosen noch im Besitz der Insel St. Christoph waren, so begriffen sie unter den Inseln im Winde, Isles au vent, alle caraimbische von Nevis an bis Tabago, welche etwas mehr nach Osten liegen, als St. Christoph; die übrigen mehr nach Westen liegenden, von St. Eustachius bis St. Thomas, nannten sie die Inseln unter dem Winde, Isles sous le vent. Tzt nennen sie alle caraimbische Inseln in Hinsicht auf St. Domingo, davon sie die eine Hälfte besitzen, die Inseln im Winde. Die Engländer nennen nur Barbados, welches ihre älteste Besizung ist, und unter den caraimbischen Inseln am meisten östlich liegt, the windward Island, oder die Insel im Winde; alle übrige caraimbische Inseln nennen sie leeward Islands, die Inseln unter dem Winde. Doch könnte es aus der angeführten Charte des J. Roque scheinen, als ob sie unter beyden Namen eben dieselben Inseln verstünden, welche die Franzosen ehemals darunter verstanden haben. Man siehet daraus leicht, daß durch den Ausdruck im Winde das Verhältniß der Lage der Inseln vor einander angedeutet wird. Diejenige aber wird als vor der andern liegend betrachtet, welche mehr östlich liegt. Der Grund dieser Benennung ist in dem beständigen Ostwinde, der zwischen den Wendekreisen (Tropicis) oder in dem heißen Erdstrich, in welchem diese Inseln liegen, das ganze Jahr hindurch wehet; den folglich die mehr nach Osten liegenden Inseln eher haben, als die mehr nach Westen liegen; so

daß diese unter dem Binde der erstern zu liegen scheinen.

Die caraischen Inseln, sonderlich diejenigen, welche man die Jungfern nennt, sind den Europäern im Jahr 1493. bekant worden, als Christoph Colom (Columbus) seine zweyte Reise nach dem von ihm entdeckten neuen Welttheile that. Er maachte sich im Namen seines Herrn, des Königs von Spanien, des Eigenthums aller der Länder an, welche er entdeckte, und nahm sie mit gewissen Ceremonien in Besitz. Gleichwol sind nicht alle von den Spaniern entdeckte Länder ihr Eigenthum geworden oder verblieben. Die caraischen Inseln (denn von den andern neuen Ländern sehe ich hier billig ab) haben igt verschiedene Herren. Großbritannien, Frankreich, die vereinigten Niederlande und Dänemark haben sich so darein getheilt, daß Spanien gar keine derselben besitzt.

Diejenigen, welche unter großbritannischer Hoheit stehen, und die den größten Theil ausmachen, sind folgende:

Tabago gehört Großbritannien seit dem Frieden 1763, in welchem Frankreich ausser dieser Insel, und andern wichtigen Länderen, auch Grenada nebst den Grenadinen St. Vincent und Dominique, an diese Krone abtrat. Es ist diese Insel von Süden nach Norden gegen acht deutsche Meilen lang, und von Osten nach Westen drey Meilen und weniger breit, und hat im Umfang ohngefähr fünf und zwanzig Meilen. *) Ungeachtet sie unter den caraischen Inseln

*) Wenn in der Folge von Meilen ohne weitere Bestimmung geredt wird, so sind, wie hier, deutsche Meilen zu verstehen, deren funfzehn auf einen Grad gehen.

Inseln der Linie am nächsten liegt; so ist ihre Temperatur doch nicht die heisseste. Der Boden ist fruchtbar, ob er gleich hie und da sandig ist. In dem Auffatz des Capitain John Poyuz, der im vierten Theil des hamburgischen Magazins eingerückt ist, wird sie für die beste, bequemste und gesündeste unter allen caraimischen Inseln, für das indianische Paradies ausgegeben. Noch ehe die Engländer im Besitz dieser Insel waren, hatten sie sich des vortreflichen Bauholzes, das die Insel hervorbringt, zu ihren Zuckermühlen bedient.

Grenada, mit den kleinen Grenadinen und Beckia. Die erstere ist etwas kleiner als Tabago; hat aber gute Häfen und viel süßes Wasser, welches letztere der Insel Beckia, die nur etwa drey gevierte Meilen groß ist, fehlt, ob sie gleich den erstern Vorzug ebenfalls hat. Die Grenadinen werden bloß der Jagd und Fischerey wegen, auch von den Caraimen besucht. Vor diesem hatten die Franzosen die Insel Grenada käuflich an sich gebracht, und 1652. eine Colonie darauf angelegt.

St. Vincent ist von Süden nach Norden über vier Meilen lang, und von Osten nach Westen drey bis vier breit. Ihr Inhalt trifft nahe an zwölf gevierte Meilen. Sie ist seit langer Zeit der Hauptsitz der von ihren übrigen Inseln verdrängten Caraimen. Man kan aber nicht sagen, daß sie da in Ruhe und Frieden lebten.

Barbados, eine der wichtigsten caraimischen Inseln, ist über acht Meilen lang, und drey bis fünf breit; ihr Inhalt kommt nahe an fünf und zwanzig gevierte Meilen, und hat über hunderttausend Acker.

urbares Land. Sie ist der Engländer älteste caraimische Besizung, die sie entweder noch unter dem Könige Jakob I. im Jahr 1624, oder 1626. entdeckten; worauf 1627. einige englische Familien sich darauf niederliessen, die erste Colonie aber erst 1629. oder 1630. von St. Christoph da anbaute. Sie fanden keine Merckmaale auf der Insel, woraus sie hätten schliessen können, daß sie von Caraimen wäre bewohnt gewesen. Ihre Fruchtbarkeit war, anfänglich ausserordentlich, so daß diese Colonie seit 1650, da sie den Zuckerbau zu einiger Vollkommenheit brachte, bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts mehr Zucker lieferte, als alle übrige englische Colonien zusammen. Ob sich nun gleich dieses sonderlich durch die Krankheiten, die von 1690 bis 1698. viele tausend Einwohner hinrafften, einigermaßen geändert hat; so ist die Insel doch seitdem für eine der gesündesten unter allen Antillen erkant, und die Zahl der Einwohner dergestalt ersetzt worden, daß sich die Colonie wieder in einem blühenden Zustande befindet. Um das Heil der vielen tausend Neger auf dieser Insel durch die Erkenntniß Jesu Christi, des Heilandes aller Menschen, zu befördern, hat die evangelische Brudermittät daselbst eine Mission seit 1767. angefangen.

Dominique, eine der vorzüglichsten caraimischen Inseln, hält ohngefähr zehn gevierte Meilen, sechs in die Länge, und eine bis zwey in die Breite. Sie hat viel frisches Wasser; ein auf diesen Inseln unschätzbare Vorzug. Auch auf ihr halten sich viele Caraimen auf.

Dominique gegen über, vierzig Meilen weiter nach Osten, liegt die kleine Vogelinsel, Uves, deren
nie-

niedrige Lage schon manchen Schiffen höchstnachtheilig gewesen ist, weil sie nicht eher gesehen wird, als bis man in ihrer Nähe ist. Sie ist unbewohnt.

Montserrat, eine kleine Insel ohne Hafen, deren Inhalt wenig mehr als zwey gevierte Meilen beträgt, ist sehr hoch und voller Berge, aus welchen aber viel süßes Wasser fließt. Seit 1632. ist sie von einer englischen Colonie besetzt.

Redondo, nicht halb so groß als Montserrat, scheint von ferne ein hoher runder Thurm zu seyn. Sie ist in der That nichts als ein steiler Fels, der aber oben eine Strecke flaches Land hat, von dessen Producten sich eine Menge Cabritten ernähren, die den Einwohnern von Montserrat gehören.

Antigoa oder Antego hält gegen neun gevierte Meilen, ist ohngefähr ein Drittel so groß als Barbados, hat wenig süß Wasser, keinen Fluß, nur einige wenige Quellen; aber einen sehr bequemen Hafen zu St. Johns. Ungeachtet sie vierzig Meilen weiter von der Linie nach Norden entfernt ist, als Barbados; so ist doch die Hitze auf dieser viel gemäßiger, als auf jener. Der sandige und trockne Boden, und die dicken Wälder in Antigoa mögen wohl die nächsten Ursachen dieser Verschiedenheit in der Temperatur seyn. Seit 1666. ist sie mit einer englischen Colonie besetzt, welche der damalige Eigenthümer, Lord Franz Willoughby dahin schickte. Izt ist sie ein Eigenthum der Krone. Auch auf dieser Insel wird den Negern durch einige Missionarien von der Bräderkirche das Evangelium von der Gnade Gottes in Jesu Christo seit 1756. in und aufferhalb der Stadt St. Johns gepredigt.

Barbude, eine Insel von etwa sechs gevierten Meilen, ist niedrig, aber fruchtbar und mit frischem Wasser versehen, womit dessen Mangel, der bey anhaltender trockner Witterung auf Antigoa entsteht, abgeholfen wird. Die Engländer haben dieses Inselchen zu gleicher Zeit mit Montserrat 1628. entdeckt. Die Einwohner beschäftigen sich sonderlich mit der Viehzucht.

Nevis oder Nieves, etwas grösser als Montserrat, hat in der Mitte einen einigen Berg, um welchen die Pflanzungen ringsherum angelegt sind, und aus welchem verschiedene Quellen entspringen, darunter eine warm und mineralisch ist. Der mit grossen Bäumen bewachsene Gipfel des Berges ist der Ort, wo sich die Wolken sammeln, und von da über die ganze Insel sich in Regen ergiessen. Schon seit 1628. hat sich eine englische Colonie auf dieser Insel gesetzt. An innerer Güte kommt der Zucker, der auf dieser Insel gebaut wird, dem barbadoischen am nächsten. Von St. Christoph ist sie durch einen Canal, der nur eine Meile breit ist, abgesondert.

St. Christoph wird von den Engländern St. Kits genennt, und hält ohngefähr zwölf bis dreyzehn gevierte Meilen. Die Franzosen und Engländer besaßen sie anfänglich zu gleichen Theilen, weil sie selbige zu gleicher Zeit 1625. entdeckten, und sich darauf niederliessen; aber nachdem beide durch die Spanier davon vertrieben worden, und nach wiedergewonnenem Besiz in wiederholten Kriegen verschiedene Schicksale erfahren hatten, wurde die Insel im Utrechter Frieden 1713. den Engländern völlig abgetreten. Sie wird wegen der reinen und gesunden Luft für die ange-

angenehmste unter den Antillen gehalten. Ihr sandiger und leichter, aber fruchtbarer Boden bringt den schönsten Zucker hervor. Sie hat schweflichte Quellen und viele hohe Berge. Aber die häufigen Wetter und Orcane vermindern die Annehmlichkeit des Aufenthalts auf der Insel gar sehr.

Anguilla hat wol den Namen von ihrer Gestalt, die lang und schmal ist; sechs gevierte Meilen machen ohngefähr ihren Flächeninhalt aus. Sie ist ganz eben, und nur von einigen Engländern bewohnt, welche Tabak bauen und Vieh ziehen.

Zwischen Anguilla und Annegada liegt Sombro, eine unbewohnte kleine Insel. Sie hat diesen spanischen Namen, der einen Hut bedeutet, von der Ähnlichkeit, die sie damit hat; denn mitten auf derselben steht ein Berg, das herumliegende Land aber ist flach.

Annegada ist unbewohnt; nur halten die Engländer auf Spanishtown etwas Vieh darauf.

Spanishtown ist die östlichste von den sogenannten Jungferninseln. Mit dem Namen der elftausend Jungfern belegte Christoph Colom den kleinen Archipelagus, welcher der Insel Portoric ostwärts oder im Winde liegt, und noch der Jungferngarten oder die Jungferngasse genennet wird. Wenn man aber auch alles, was da über die Fläche des Wassers hervorsteht, zusammen zehlt, jedes Inselchen, jede Keye und Klippe; so wird die Summe doch nicht über einige hundert seyn. Es sind aber unter der grossen Anzahl nur vier Inseln von einiger Erheblichkeit: Spanishtown, Tortola, St. Jan und St. Thomas. Die vielen Felsen und Klippen, welche um

Spanishtown aus der See hervorragen, erscheinen dem Auge von ferne als eine Stadt mit vielen Thürmen. Dieser betrüglische Anschein ist die Veranlassung zu dem Namen der Insel gewesen. Auf den englischen Charten wird sie Virgin Gorda, und vom P. Labat aus Mißverständnis Paneston oder auch die grosse Jungfer genennt. Sie ist kleiner als St. Thomas, und ihr Inhalt wird etwas über zwey gevierte Meilen betragen.

Tortola ist noch kleiner als Spanishtown, und hat meistens Quäker zu Einwohnern. Das nahe dabey liegende kleine Eyland Scrub ist wegen des Schiffbruchs, welchen zwey Missionarien von der Brüderkirche, Seder und Israel, 1740. dabey erlitten, und daraus nur der letztere errettet wurde, in der Misionsgeschichte merkwürdig.

Jochs and Dyks oder Vandyks ist ein kleines Inselchen, das wenig Einwohner hat.

Diese sechzehn Inseln machen mit Jamaica das englische Westindien aus.

Folgende caraimische Inseln gehören der Krone Frankreich:

St. Lucia oder Mustia ist gegen fünf Meilen lang, zwey bis drey breit, und ihr Inhalt wird wenig über zehn gevierte Meilen seyn. Die Engländer, welche sich 1639. darauf niedergelassen hatten, wurden im folgenden Jahre durch die Caraimen wieder davon vertrieben. Sie kauften aber 1663. die Insel den Caraimen ab; worauf die Franzosen, die sich in der Zwischenzeit darauf gesetzt hatten, abziehen mußten. Diese bauten sich gleichwol abermals neben den Engländern an, und nachdem sie 1719. die Insel zum drit-

Drittemmal verlassen hatten, wurde sie ihnen zuletzt im Frieden 1763. ganz eingeräumt.

Martinique oder Martinico ist elf Meilen lang, von sehr verschiedener Breite, und hält gegen fünf und zwanzig gevierte Meilen Grundfläche. Sie ist eine der ältesten und volkreichsten Pflanzungen der Franzosen, die sie schon 1637. anlegten. Aus den vielen Bergen der Insel entspringen neun bis zehn erhebliche Flüsse. Der Boden ist nicht der ergiebigste; die Luft aber ist desto gesünder. Da der Boden zerstoßenem Bimsstein ähnlich ist, so kan man leicht auf die Vermuthung fallen, daß sie, so wie Madera und andre mehrere, von einem Vulcan entstanden sey. Ihre Lage ist sehr vortheilhaft, und fast alle französische Schiffe, die nach Westindien gehen, pflegen da einzulaufen.

Marigalante hält etwa fünf gevierte Meilen, ist flach, und stark mit Holz bewachsen.

Guadaloupe besteht aus zwey Inseln, die durch einen Canal, der nicht über eine halbe Meile breit ist, von einander getrennt sind. Die eine ist von Süden nach Norden acht Meilen lang, und drey bis vier breit; die andre von Osten nach Westen zehn Meilen lang, und zwey bis vier Meilen breit. Funfzig gevierte Meilen werden ohngefehr ihren Inhalt ausmachen. Sie ist ohnstreitig die größte unter allen caraimbischen Inseln. Sie hat sehr hohe Berge, von welchen verschiedene Flüsse entspringen, die die Fruchtbarkeit des Landes befördern. Doch sollen die Baumfrüchte so beschaffen seyn, daß sich die Franzosen nicht getrauen, davon zu essen, weil sie schädlich und ungesund sind. Die Temperatur dieser Insel ist nicht so
gün-

günstig, als die auf Martinique. Sie hat vermuthlich ebenfalls ihren Ursprung von den Ausbrüchen eines oder mehrerer Vulcane. Die Franzosen sind seit 1635. im Besitz dieser, wie auch vier nahe dabey liegender kleinen Inseln, welche man die Heiligen (Santos) nennet.

Desirade, eine Insel, die kaum zwey gebierte Meilen Fläche hat.

St. Barthelemi kommt mit Desirade in der Größe überein, und ihr Erdreich ist zum Anbau nicht das beste. Sie gehört den Franzosen seit 1639. oder 1640.

Noch hat Frankreich die Insel St. Martin mit den Holländern gemeinschaftlich. Es hatten beide zu gleicher Zeit Besitz davon genommen, als sie von den Spaniern war verlassen worden. Sie ist fünf Meilen lang, und eine bis zwey Meilen breit, und hat viel Salz.

Ausser dem Antheil, den die Holländer an St. Martin haben, gehört ihnen noch seit 1632. St. Eustachius oder Statius und Saba, davon jede ohngefähr eine gebierte Meile hält. Erstere ist ein blosser Berg, der sich in Form eines Zuckerhuts aus der See erhebt; auch letztere ist nichts anders, hat aber, wie man sagt, den Vortheil, daß sie von einem Feinde mit Gewalt nicht erobert werden kan.

Der Antheil der Krone Dännemark an Westindien besteht in den Inseln St. Thomas, St. Croix und St. Jan. Da ich von diesen drey Inseln ausführlicher zu handeln gedenke; so verspare ich alles, was zu ihrer Geographie und Geschichte gehört, in die folgenden Abschnitte.

 Zweyter Abschnitt.

 Von den Carai ben.

Daß die Carai ben, oder Canibalen, die nach ihnen genanten Inseln zu der Zeit bewohnt haben, als sie von den Europäern entdeckt worden, ist außer Streit; aber die übrige Geschichte dieses Volks ist ungewiß. Es ist dieses eine natürliche Folge theils von der Unwissenheit derselben in der Kunst, das Andenken vergangener Begebenheiten auf eine deutliche und sichere Weise für die Nachwelt zu erhalten; theils auch davon, daß sie solchen Nationen, die jene Kunst verstanden, bis dahin unbekant waren. Es blieb also nur der Weg der mündlichen Ueberlieferung übrig, durch welchen etwas von ihrer Geschichte bis zu uns gelangen konnte; und auch das, was wir auf diese Weise von ihnen wissen, ist nicht ganz zuverlässig. Da diesem Mangel nicht abzuhelfen ist, so muß man sich schon mit den Nachrichten begnügen, welche sonderlich Rochefort in seiner Geschichte der Antillen von diesem Volke geliefert hat. Ihre Glaubwürdigkeit beruhet auf dem Ansehen eines Zeugen, der sich lange unter den Apalachiten, in deren Lande die Carai ben ehemals sollen gewohnt haben, aufgehalten, und seine Kenntniß von ihrer Geschichte aus ihren mündlichen Erzählungen gesamlet hat.

Die:

Diesen Nachrichten zufolge wohnten die Caraißen, unter dem Namen der Cofachiten, in den ältesten Zeiten in einer Landschaft des nördlichen America, welche dem heutigen Florida gegen Mitternacht liegt. Dieses letztere hatte wegen seiner bessern Lage und größern Fruchtbarkeit vor dem Lande der Cofachiten beträchtliche Vorzüge, und gehörte zu dem Gebiete der Apalachiten, einer mächtigen Nation, die, wie viele andre americanische Völker, die Sonne verehrte. Eine günstige Gelegenheit veranlaßte die Cofachiten zu einem Versuch, sich in den Besitz des bessern Landes der Apalachiten zu setzen; als sie aber mit Gewalt diese Absicht sogleich nicht erreichen konnten, ließen sie sich mit diesen in friedliche Unterhandlungen ein, wodurch sie ihren Zweck wenigstens zum Theil erhielten. Die Apalachiten traten ihnen die Landschaft Amana eigenthümlich ab, und ertheilten ihnen gleiche Rechte mit den übrigen Gliedern ihrer Völkerschaft; sie aber verbanden sich zu gleichen Pflichten gegen dieselbe, und versprachen überdis, dem Könige jährlich eine neue Versicherung ihres Gehorsams zu geben. So wurden sie den Apalachiten gleichsam einverleibt, und von diesen mit dem Namen der Caraißen, welcher ein fremdes tapferes Volk bedeutet, beehrt.

Als aber nach einiger Zeit die Caraißen die jährliche Huldigung mit dem Character eines freyheitliebenden und tapfern Volkes nicht reimen konnten; so wurde durch die Unterlassung dieser Bedingung des Friedens das gute Vernehmen unter beiden Nationen gestört, und das Mißvergnügen schlug zu einem Kriege aus, der über hundert Jahre abwechselnd zum Schaden beider Völker geführt wurde. Endlich erhielten
die

die Apalachiten durch List, was sie mit Gewalt von den Caraißen bisher nicht hatten erhalten können. Es wurde ein Waffenstillstand unter beiden Nationen geschlossen, neue Freundschaft versprochen, und zu dem Ende die Caraißen zu den jährlichen gottesdienstlichen Feyerlichkeiten der Apalachiten, die mit vielen Lustbarkeiten verbunden waren, eingeladen. Diejenigen, welche sich dabey einfanden, nahm man mit ausnehmender Freundlichkeit auf, bewirthete sie sehr freygebig, und entließ sie mit reichen Geschenken. Dieses wurde verschiedene Jahre hintereinander wiederholt; und nunmehr glaubten die Apalachiten mit hinlänglicher Gewißheit eines guten Erfolgs von den Caraißen fordern zu können, daß sie ihre Religion annehmen, und ihrem Könige von neuem Gehorsam und Treue versprechen sollten. Sie betrogen sich in ihrer Erwartung nicht. Ihr bisheriges Betragen gegen die Caraißen hatte auf dieselben so viele Wirkung gethan, daß der zahlreichste Theil der Nation sich erklärte, den Sonnendienst anzunehmen, und sich dem Könige der Apalachiten zu unterwerfen. Die übrigen, welche alles lieber als ihre Unabhängigkeit verlieren wolten, wurden, bey standhafter Weigerung, endlich von ihren eigenen Landsleuten genöthiget, ihr Unterkommen auffer den Grenzen ihres Vaterlandes zu suchen. Zufälliger Weise kamen diese Vertriebenen an die östliche Seeküste, den lucayschen Inseln gegenüber. Sie wurden von den Einwohnern dieser Gegend wohl aufgenommen und beherbergt; bis sie von einigen durch Sturm an diese Küste verschlagenen Einwohnern besagter Insel veranlaßt wurden, ihnen dahin zu folgen. Diese hatten ihnen erzählt, es lägen
in

in ihrer Nachbarschaft viele Inseln, die ohne Einwohner wären; und hatten versprochen, ihnen behülflich zu seyn, daß sie sich auf einer derselben niederlassen könnten. Die vertriebenen Caraißen nahmen diesen Vorschlag gern an, folgten den Lucayern, als sie wieder nach Hause fuhren, und wurden auf Cigateo, einer von den lucayschen Inseln, wohl aufgenommen, mit Lebensmitteln versorgt, und nach der damals wüsten Insel Ayan, die izt St. Croix heißt, begleitet.

So sind die Caraißen, nach dieser Erzählung, von dem besten Lande auf diese Inseln gekommen. Sie ließen sich also auf der Insel St. Croix nieder, von wo aus sie nach und nach die übrigen kleinen Antillen, die nach ihnen genennt sind, bevölkert haben. Endlich, vielleicht erst nach etlichen Jahrhunderten, wurden sie durch den Anwachß ihrer Menge genöthiget, Colonien nach dem besten Lande, in dem mittägigen America, zu schicken, wo sie sich, des Widerstandes der Arawacken, die auf der Insel Trinidad und an dem Ströme Drenocke wohnten, ungeachtet, in der Provinz Guiana vestsetzten, wo sie noch izt ein zahlreiches Volk sind. Ein Theil derselben soll sich noch weiter in Terrasirma und bis nach Brasilien ausgebreitet haben.

So weit gehet die alte Geschichte dieses Volks, von der Zeit der ältesten Nachrichten an bis zu der Periode, da durch Hinkunft der Europäer eine grosse Veränderung mit diesen Inseln vorgegangen ist. Ihre neuere Geschichte begreift hauptsächlich die Schicksale, die sie seit dem sechzehnten Jahrhundert betroffen haben, da sie nach und nach von den Europäern genöthiget wurden, den größten Theil dieser ihrer Besitzungen völlig zu räumen.

Den Anfang der Gewaltthätigkeiten gegen sie machten die Spanier im Anfang des sechzehnten Jahrhunderts. Die Schätze der Caraißen waren die Ursache nicht, warum sie ihnen feindlich begegneten; dergleichen waren bey dieser armen Nation nicht zu suchen: aber zur Bearbeitung ihrer Goldminen brauchten sie Slaven. Sie glaubten, weil die Caraißen Menschenfresser, folglich Feinde des menschlichen Geschlechts wären; so wären sie berechtigt, selbige zu jener Arbeit zu verurtheilen. In der That wurde eine Menge derselben, welche den Spaniern in die Hände kamen, zu Bearbeitung der Bergwerke gebraucht. Don Diego de Nicuesa z. B. nahm ihrer zweyhundert von St. Croix weg, und verkaufte sie unter obigem Vorwand zu Slaven. Durch diese Beleidigungen erbittert, thaten die Caraißen in die Colonien der Spanier, die sie igt als ihre offenbare Feinde betrachteten, öftere Einfälle, wobey sie ihrer grausamen Rache keine Grenzen setzten. So empfand Portoric, die von den spanischen Antillen den caraißischen Inseln am nächsten liegt, im Jahr 1530. die Wirkungen ihrer Erbitterung auf die kläglichste Weise. Fünfhundert dieser Wilden überfielen die volkreichste Gegend dieser Insel, und richteten unter Menschen und Vieh eine grosse Niederlage und Verwüstung der Pflanzungen an, führten auch eine Anzahl Gefangene mit sich weg, die sie doch nicht, wie man vermuthet hatte, schlachteten und verzehrten. Ähnliche Ausfälle thaten sie in den folgenden Jahren auf die Besitzungen der Spanier in Hispaniola, Jamaica, Portoric und selbst in ihre Colonien auf dem besten Lande.

Die Vorsicht des Königes von Spanien, Kaiser Carls des V. wolte diesem verderblichen Kriege ein Ende machen, und er verbot seinen westindischen Unterthanen, die Caraißen als Feinde zu behandeln. Doch that dieses die gewünschte Wirkung nicht. Denn obgleich die Spanier den Befehl ihres Königes befolgten, und gegen die Caraißen keine Feindseligkeiten ausübten; so waren doch diese nicht gewohnt, eine Beleidigung zu vergessen. Die Unthätigkeit der Spanier erhöhte nur ihren Muth, und ihre Ausfälle auf sie wurden häufiger. Dieses Betragen der Caraißen, welches die Spanier ihren Könige kläglich vorstellten, veranlaßte diesen, dieselben für öffentliche Feinde zu erklären, und seinen Unterthanen zu erlauben, ihnen als solchen zu begegnen, und sie allenfalls zu Sklaven zu machen. Die Feindseligkeiten gingen nach dieser Erklärung von Seiten der Spanier wieder an, und es ist sehr wahrscheinlich, daß sie bald nach denselbigen die Caraißen von der Insel St. Croix, ihrer ältesten Besizung, völlig vertrieben haben. Doch wurden sie durch die Vereinigung verschiedener Umstände auf friedfertigeren Gedanken gegen die Caraißen geleitet. Theils fanden sie in ihrem tapfern Widerstand grössere Schwierigkeiten, als sie vermuthet hatten; theils erlaubten ihnen die wichtigeren Eroberungen, welche sie auf dem westen Lande machten, nicht, so viel Macht gegen die Caraißen anzuwenden, als nöthig gewesen wäre, sie aus ihren Inseln völlig zu vertreiben: und überdiß lernten sie einsehen, daß sie weit mehr Nutzen davon haben könnten, wenn die Caraißen friedlich ihre Inseln bewohnten, als wenn sie dieselben verliessen. Denn in erstern Falle konnten sie hoffen, daß ihre aus
Europa

Europa kommenden Schiffe allerley Lebensmittel, frisches Wasser, Holz 2c. von denselben würden erhalten können. Ihr eigenes Interesse brachte sie also zu dem Entschluß, mit den Caraißen Friede zu machen. Einige Gefangene von dieser Nation, die sie freundlich behandelt und mit Geschenken zu den ihrigen entlassen hatten, waren die Vermittler dieses beiden Theilen so nützlichen Vorhabens. Nur die Caraißen auf St. Vincent und Dominique waren zu friedlichen Gesinnungen gegen die Spanier nicht zu bringen, und beharreten in dem einmal gegen sie gefaßten Haß. Die übrigen konnten nun wieder in Frieden und Ruhe ihre Inseln bewohnen, auch wol aus der Nachbarschaft der Spanier einigen Vortheil ziehen.

Doch dieser bessere Zustand dauerte nicht lange. In der folgenden Zeit waren andere europäische Nationen bedacht, sich in Westindien einen festen Sitz zu schaffen, um an den Vortheilen der Handlung Antheil zu haben. Seit dem Jahre 1625. suchten Engländer, Franzosen und Niederländer dieses zu bewerkstelligen, und errichteten mehrere Colonien auf den Inseln der Caraißen. Diese sahen die gefährlichen Folgen nicht ein, welche die Niederlassung dieser neuen freundlichen Gäste für sie in der Zukunft haben könnten. Nicht mit Gewalt suchten sie die Caraißen von ihrem Eigenthum zu verstoßen; es geschah mit deren Einwilligung, daß sie sich neben ihnen niederließen: und zum Theil kauften sie von den Caraißen das Eigenthum dieser oder jener Insel, oder eines Stückes derselben, worauf sich ihre Colonien anbaute. Die Engländer fanden Barbados, und die Holländer St. Croix leer von Einwohnern. Sie eigneten

ten sich dieselben, als Länder, die keinen Herrn haben, zu, und kamen ohne Schwierigkeit zum Besiz. So freundschaftlich sich aber die neuen Gäste gegen die Caraißen bewiesen, und so scheinbar das gute Vernehmen zwischen beiden Theilen war; so war es doch nicht dauerhaft. Man kan nicht behaupten, daß die Caraißen dabey ganz schuldlos gewesen wären, welches sich aus dem bekanten Character wilder Nationen auch nicht vermuthen läßt; aber es ist gewiß, daß sie von ihren neuen europäischen Nachbarn durch sehr ungerichte Handlungen beleidiget worden. Gegen ausdrückliche Verträge wurden ihrer viele von einigen Engländern theils mit Gewalt, theils mit List geraubt und zu Slaven verkauft. Sie lockten dieselben auf ihre Schiffe, brachten sie durch übermäßigen Gebrauch des starken Getranks, das sie ihnen unter dem Schein der Freundschaft schenkten, um den Gebrauch ihrer Sinnen und Glieder, und in diesem wehrlosen Zustande fuhren sie mit ihnen davon, und verkauften sie als Leibeigene. Ob nun gleich dieses Verfahren von Privatpersonen, die darinn bloß aus eigener Bewegung gehandelt hatten, auf keine Weise ihrer Nation, oder den englischen Colonien zur Schuld angerechnet werden konte; so waren es doch allemal harte Beleidigungen, und die Caraißen wurden dadurch zu einem allgemeinen Mißtrauen gegen die Europäer, und auf Gedanken von Vergeltung und Rache verleitet. Sie waren aber zu ohnmächtig, es in die Länge gegen die Europäer auszuhalten, die ihnen in allen Stücken überlegen waren. Selbst durch die Bemühungen, sich an ihren Feinden zu rächen, beschleunigten sie ihren Untergang. Nach und nach muß-

mußten sie fast alle ihre Inseln den Europäern überlassen. Endlich erfolgte im Jahr 1760. ein allgemeiner Friede zwischen den Caraißen und den westindischen Europäern. Nunmehr, da sich England und Frankreich in die den Caraißen bis dahin noch übrig gebliebenen Inseln in dem Frieden von 1763. getheilt haben, besitzen letztere keine von denselben mehr ausschließend. Noch im Jahr 1773. haben sie sich gegen die englischen Truppen in St. Vincent vertheidigt, und bald darauf Friede erhalten.

Als die Dänen die Insel St. Thomas im Jahr 1672. in Besitz nahmen, fanden sie nur wenige Caraißen vor sich, die aber bey dem Anwachs der Colonie die Insel von selbst verliessen, und sich auf St. Jan setzten; aber auch von da zu ihrem Volke sich verfügten, als die Dänen diese Insel zu bauen anfangen. Daß sie auf eine gewaltthätige Weise von diesen beiden Inseln verdrängt worden wären, ist eine Sage, die gar keinen Grund hat.

So viel war kürzlich von der Geschichte dieses Volks zu sagen. Ich habe wol nicht nöthig, mich darüber zu entschuldigen, daß die Zeitrechnung bey der alten Geschichte völlig beyseite gesetzt worden. Von einem Volke, das nicht schreiben kan, und in seiner Sprache kein Wort hat, womit eine Zahl ausgedrückt wird, die über zwanzig geht, ist dergleichen nicht zu erwarten.

Den Nationalcharacter, die Sitten und Gewohnheiten der Caraißen haben die Franzosen, welche lange Zeit theils unter ihnen gewohnt, theils sie in ihrer Nähe gehabt, ziemlich gut kennen gelernt und beschrieben. Ich halte es aber doch für besser, darinn

nen den neuern Nachrichten unsrer Brüder zu folgen, welche in der Provinz Guiana in Surinam an dem Seelenheil der Arawacken arbeiten. Denn da sie mit den Caraißen, die in der Nähe von einem ihrer Missionenplätze wohnen, öftern Umgang haben, und von ihnen freundlich behandelt werden; so haben sie die beste Gelegenheit, sich von dem Character und den Sitten dieses Volks eine zuverlässige Kenntniß zu erwerben. Was ich also darüber sagen werde, das gründet sich auf die Nachrichten unsrer Missionarien.

Die Caraißen sind von mittlerer Größe, eher klein, als groß, sonst wohlgebildet und stark, braun-gelb, haben durchgängig braune Augen, schwarze stracke Haare, aber keinen Bart, weil sie ihn, wie andere indianische Nationen auch thun, mit der Wurzel ausreißen. Verschiedene Schriftsteller versichern, sie hätten eine platte Nase und Stirne; und die Mütter hülffen ihren kleinen Kindern zu dieser vermeinten Vollkommenheit dadurch, daß sie ihre Köpfe zwischen zwey Brettgen preßten. Das scheint aber ohne Grund zu seyn. Wenigstens ist die Stirne der Caraißen in Guiana so gewölbt, wie eine europäische. Die Nase ist wol etwas breit; aber sie ist es von Natur.

Sie haben, wie fast alle indianische Völker, die Gewohnheit, sich zu mahlen, wobey viele Abwechslung statt findet. Bald mahlen sie sich ganz zinnober-roth, gelb oder blau; bald halb roth, halb schwarz; oder der Kopf ist nur feuerroth, und der übrige Leib schwarz, und dergleichen. Es dient ihnen diese Mahlerey einigermaßen statt der Kleidung; denn davon brauchen beide Geschlechter nichts, als eine Art
schma-

schmaler Schürzen, die sie mitten um den Leib winden, daß sie vest anliegen. Die Weibskente binden ihre Füße unter und über der Wade so vest, daß die Wade rund heraussteht, und diese Bänder werden, wenn sie in der Jugend angemacht sind, nie wieder abgenommen. Ihre Ohrlappen sind durchbohrt, und diese Oefnung wird nach und nach so erweitert, daß ein fast zolldicker Kork hineingesteckt werden kan, der ihnen statt eines Nadelkissens dient. Sonst stecken sie auch ihre Nadeln durch die Unterlippen, wozu die Löcher frühe gebohrt werden. Reiche Weiber aber tragen grosse silberne Platten in den Ohren, die ihnen bis auf die Schulter herabhängen.

Die Cariben haben zwar ein finsternes Ansehen, und sie setzen etwas darein, recht fürchterlich auszufehen; aber schwermüthig sind sie nicht: das Gegentheil hat mehr bey ihnen statt. Die Neigung zur Satyre oder feinen Spötterey macht einen Hauptzug ihres Characters aus. Sie sind sehr empfindlich; jedes Wort, das sie miteinander reden, muß daher gleichsam abgewogen werden, damit der andere nicht dadurch beleidiget werde; welches doch wegen ihres argwöhnischen Gemüths sehr leicht geschiehet. Da sie einander nicht viel gutes zutrauen; so gehen sie auch nie treuherzig und gerade miteinander um. In ihren Reden bedienen sie sich grosser Umschweife und vieler Complimente. Wer den andern um eine Gefälligkeit anspricht, wird nie die Redensart brauchen, die sein Anliegen gerade zu ausdrückt. Wenn er z. B. einen Corjar oder Boot von dem andern borgen will; so kommt er erst nach einigen ausgedachten Umschweifen auf die Frage, ob der andre ihrer mehrere

habe? und im Fall er dieses bejahet, macht er abermals eine künstliche Wendung in der Rede, und bringt endlich sein Begehren fragweise an: ob er wol auch eines für ihn habe?

Unwissenheit und unbändige Leidenschaften machen überhaupt den Character der Cariben, so wie aller Wilden, aus. Jene ist nicht von einem Mangel der Fähigkeit herzuleiten; es fehlt ihnen nur an Ursache und Gelegenheit, ihren Verstand anzubauen. Ihre wenigen Kenntnisse reichen hin, sich ihre wenigen Bedürfnisse zu erwerben. Mit mehreren und grösseren ist weder Reichthum noch Ehre unter ihnen zu erlangen, davon sie ohnedem nur wenig Begriff haben. Eine armselige Hütte von etlichen Pfählen, mit Blättern gedeckt, mit deren Erbauung sie in einigen Stunden fertig sind, ist ihnen zur Wohnung hinlänglich, wenn sie nur vor Regen und den Strahlen der Sonne einigermaßen geschützt sind. Hausgeräthe braucht der Caribe nicht viel. Der Erdboden dient ihm statt Tisch und Stuhl; und nur der Reiche besitzt etwa ein verschlossenes Kästgen. Eine Flinte, Bogen und Pfeile sind seine nöthigsten Werkzeuge, womit er seinen Tisch versorgt; dazu baut er sich noch Cassabi, woraus er sein Brod macht. Das ist der ganze Umfang seiner Bedürfnisse, zu deren Erwerbung mehr Stärke des Leibes, als des Verstandes nöthig ist. Die Trägheit ist dem ungesitteten Menschen eigen. Er setzt weder seine Leibes- noch Seelenkräfte in Bewegung, wenn er nicht durch die Noth dazu gedrungen wird.

Die Unabhängigkeit ist dem Cariben ein so schätzbares Gut, daß er das Leben ohne dieselbe nicht der Mühe

Mühe werth achtet, und sich lieber zu Tode hungert, als daß er nach der Vorschrift eines andern seine Leibeskräfte anwenden sollte. Auch für keinen Lohn, so groß er seyn möchte, läßt er sich zu einer Arbeit dingen. Einem andern dienen, da er selbst, wie er sagt, Herr im Lande ist, hält er seiner Würde zuwider. Aus Freundschaft thut er einem schon eine Gefälligkeit, nur für Lohn nicht.

Da er nur sich liebt, und nur sich hochschätzt, ohne im mindesten dasjenige zu kennen, was eigentlich den Werth des Menschenstandes ausmacht; so achtet er andre Menschen, die ihn beleidigen, nicht höher, als die Thiere, die er zu seiner Nahrung auf der Jagd oder bey der Fischerey erlegt, und weiß seiner Rache keine Grenzen zu setzen. So sehr das Menschenfressen der Natur des vernünftigen und gesitteten Menschen zuwider ist, und so unglaublich es uns scheint, daß diese Abscheulichkeit jemals unter den Menschen statt gefunden habe; so ist doch, wenn man nicht allen historischen Glauben umstossen will, nicht daran zu zweifeln, daß dieselbe unter gewissen wilden Nationen gewöhnlich gewesen, und zum Theil noch ist. Mehrere getaufte Neger in St. Thomas haben erzehlet, daß sie in Guinea nach der Gewohnheit ihres Volks selbst Menschenfresser gewesen wären; dabey aber versichert, daß es nicht aus Lüsternheit, sondern aus wilder Wut und ausschweifender Rachbegierde geschehe, und keinen andern, als Feinden, dieses Schicksal widerfahre. Nach dem übereinstimmenden Zeugniß vieler Schriftsteller ist nicht zu leugnen, daß auch die Caraißen ehemals ihre Feinde gefressen; aber auch eben so gewiß, daß sie heut zu Tage, und schon seit

langer Zeit, diese Gewohnheit nicht mehr haben. Ihr Wild und ihre Fische essen sie auch nicht roh, sondern durchs Feuer zubereitet.

Industrie hat bey einem wilden Volke nur wenig statt; sie geht nicht weiter, als die Noth sie treibt. Der Feldbau ist zwar der Cariben liebste Beschäftigung nicht; aber die Noth lehret sie Cassabi pflanzen, aus dessen knollichter Wurzel sie sich eine Art Brod bereiten, das oft ihre einzige Nahrung ist. Ausserdem pflanzen sie etwas Zuckerrohr, Ananas und Baumwolle. Ersteres saugen sie roh aus, (denn auf Zufermachen sind sie nicht eingerichtet) und letztere wird von ihren Weibslenten verarbeitet. Diese wenden alle ihre Zeit, die ihnen von andern nothwendigen Geschäften übrig bleibt, aufs Spinnen und Verarbeiten der Baumwolle. Sie verstehen sie zu zwirnen, und Hangmatten daraus zu weben. Die Stühle, die sie dazu brauchen, sind so einfach, daß sie bey dem ersten Versuche, den der Erfinder der Weberey machte, nicht roher können gewesen seyn. Auch die Mannsleute beschäftigen sich, ausser der Jagd und Fischerey, mit Verfertigung einiger künstlicher Arbeit. Sie verstehen sehr wohlgebildete feine Backale oder Körbgen mit tieferabgreifendem Deckel zu flechten, die von den Blanken sehr viel gebraucht werden, weil sie den Regen nicht durchlassen. Auf eben die Art verfertigen sie Siebe von verschiedener Größe, und Schläuche, darinnen die zerstoffene Cassabi von ihrem giftigen Saft auf eine sehr einfache, aber sichere Weise, geschieden wird. Die irdenen Töpfe, die sie brennen, sind von vorzüglicher Stärke, welche sie der Asche zuschreiben, die sie von der Rinde eines Baumes, den sie Cante nennen,

nen, unter den Thon mischen. Doch wird der Caraiße in künstlicher Arbeit von dem Arawacken übertroffen.

Gerechtigkeit und Treue muß man bey diesen Wilden nicht suchen. Ihr Vorthail entscheidet für die Gerechtigkeit ihrer Handlungen; andern aber können sie bittere Vorwürfe über ihre Ungerechtigkeiten machen. Nie ist auf ihre Treue zu rechnen: denn die Verträge sind ihnen nicht weiter heilig, als sie ihnen vorthailhaft sind. Daher ist es gar kein Wunder, daß die insularischen Caraißen die mit den Europäern gemachten Verträge bey jedem Anschein ihres Vorthails gebrochen haben. Veränderlichkeit und Leichtsinm gehören zu dem Character des Wilden. Im Handel mit den Blanken macht er sich aus dem Betrug keine Sünde; schämt sich aber, wenn er darüber ertappt wird. Sonst haben sie im Handel die Gewohnheit, daß sie für ihre Waare etwas gewisses, das sie just nöthig haben, z. E. eine Flinte, ein Beil und dergleichen verlangen, und ihre Waare lieber behalten, als sie gegen etwas anderes vertauschen, wenn es gleich im Werth nicht geringer ist.

Da die Erziehung in den Character eines Volks einen sehr grossen Einfluß hat; so ist es nicht schwer, die Grundlage der moralischen Eigenschaften der Caraißen in ihrer Kinderzucht zu finden. Sie haben gern viele Kinder, worinn eine der Ursachen der unter ihnen eingeführten Vielweiberey zu suchen ist. Die Zärtlichkeit gegen ihre Kinder geht so weit, daß sie ihnen nie einigen Zwang anthun. Schläge oder andre Strafen des Ungehorsams haben bey ihrer Kindererziehung nicht statt. Der Caraiße muß ganz frey aufwachsen. Er lernt also nie gehorsam seyn; sein Wille ist

ist seine Regel. Ist es nicht eine natürliche Folge davon, wenn der erwachsene Caraiße eine unbändige Freyheitsliebe hat, oder vielmehr, wenn er unfähig ist, sich zu einer vernünftigen Unterwerfung zu bequemen? Kein sichereres Mittel, diese Absicht zu erhalten, könnte man erdenken, als eine solche Erziehungsart. Der Vater hat wol das Recht, seinem Sohne zu befehlen; aber wenn dieser nicht für gut befindet, zu gehorchen, so bedient sich der Vater keiner Zwangsmittel, seine väterliche Gewalt geltend zu machen. Ist der Sohn im Stande, seinen Unterhalt selbst zu erwerben, kan er jagen und fischen, welches im achtzehnten oder neunzehnten Jahre geschieht; so hört aller Schein einer väterlichen Gewalt auf. Der Sohn ist izt sein eigener Herr, und erwählt sich nach Gutbefinden eine Gattin. In nahen Graden der Verwandtschaft heirathen sie nicht. Gemeinlich werden sie als Kinder miteinander versprochen. Auch wol ein Erwachsener verspricht sich mit einem Kinde, das er hernach erzieht, bis es mannbare ist.

Die Hochachtung der Kinder für ihre Eltern äußert sich alsdann erst, wenn sie erwachsen, oder diese sehr alt sind. Den unvermögenden alten Vater nimmt der Sohn wieder in sein Haus auf, und überträgt ihm, die Familie zu regiren. Von ihm wird nicht anders als von dem Herrn gesprochen, und er wird nicht, wie alle andere, in der zweyten einzelnen Person angeredet; sondern, wie wir Deutsche auch thun, in der mehreren dritten Person.

Die Caraißen lieben, wie alle Wilden, den Tanz so sehr, als den Putz. Ihre Tänze sind von sonderbarer, und in den Augen der Europäer freylich sehr unge-

ungeschickter Art. Reihen von lauter Mannsleuten, die sich bey den Händen angefaßt haben, bewegen sich nach einem sehr einförmigen Gesang und dem Schall einer Pfeife oder andern Instruments, mit wenig Lebhaftigkeit taktmäßig; aber ehe man sich versieht, fällt die ganze Reihe zu Boden, wo sie eine Weile liegen bleibt. Gemeiniglich sind sie dabey betrunken; denn dergleichen Lustbarkeiten sind nie ohne Gastereyen, und bey diesen ist die Mäßigkeit im Trinken eine dem Caraißen ganz unbekante Tugend. Die grossen Gefässe voll Cassabibier, das ihre Weiber brauen, müssen ausgetrunken werden. Die Weiber, die bey diesen Gelagen die Männer bedienen, haben ihre Reigen und Tänze wieder für sich.

Die Art ihres Putzes hängt eben so von der Einbildung ab, wie bey andern Nationen; sie haben nur ihren eigenen Geschmack. Von ihrer Gewohnheit, sich zu mahlen und sich zu zieren, habe ich im vorhergehenden schon geredt; und hier will ich nur dieses noch anmerken, daß sie die Reinlichkeit an ihren Personen und in ihren Hütten lieben.

Die Caraißen machen ein Volk aus, ohne daß man sagen kan, daß sie eine bürgerliche Verfassung haben. Ihr Zusammenhang gründet sich bloß darauf, daß sie von einem Stamme sind, und einerley Sprache reden. Sie stehen unter keinem eigentlichen Oberhaupt, und werden durch keine gemeinschaftliche Gesetze zusammengehalten. Es gibt wol sogenannte Oberhäupter unter ihnen; aber sie haben weder eine gesetzgebende noch richterliche Gewalt. Jeder Hausvater ist Herr in seinem Hause. Er entscheidet, wenn Streitigkeiten unter seinen Leuten sind; er bestraf

Be-

Beleidigungen nach Gutfinden. Wenn er seine untreue Frau mit dem Ehebrecher erschießt, und dann die Hütte über ihnen zusammenbrennt; so thut er nichts, als wozu er berechtiget zu seyn glaubt. Ueberhaupt schaft sich jeder selbst Recht, so gut er kan. Gedachte Oberhäupter stehen, ob sie gleich nichts zu befehlen haben, in einem besondern Ansehen, als grosse Krieger. Ihr Vorzug besteht aber nicht im Amte, sondern in der Würde, die sie um ihrer kriegerischen Thaten willen erhalten. Ein solches Oberhaupt muß nicht nur viele Feinde erlegt haben; sondern auch noch, ehe er feyerlich zu dieser Würde erhoben wird, die härtesten Proben der Standhaftigkeit, ja einer fast übermenschlichen Unempfindlichkeit ausstehen. Drey Tage ohne Essen und Trinken in seiner Hangmatte im Rauch hängen, dabey aus Muthwillen der entsetzlichste Gestank gemacht wird; sich dazu von grossen Ameisen, die ihm zugeworfen werden, zerstechen lassen, ohne die Wunde zu verändern oder sich zu regen: das muß er können. Gegen die heftigsten Peitschenschläge, die tief in die Haut hineindreissen, muß er unempfindlich seyn; er muß auch alle mögliche, oft unnatürliche Arten von Speise und Trank vertragen können; er muß das Herz haben, eine geräucherte Menschenhand oder Fuß, dergleichen blos zu dieser Absicht immer vorräthig sind, ohne Ekel anzubeissen, und dergleichen. Hat er alle diese Proben mit einer mehr als stoischen Unempfindlichkeit überstanden; so wird er für einen vorzüglich tapfern Mann, und des Titels eines Oberhauptes würdig erklärt. Große Einsichten und Klugheit, ohne jene kriegerische Eigenschaften, geben auf diese

diese Ehre keinen Anspruch. Der Krieg ist das Feld, auf welchem diese Oberhäupter ihre Vorzüge beweisen. Sie thun nicht nur den Vorschlag wegen eines anzufangenden Krieges; sondern sie haben auch bey der Führung desselben, wegen ihrer geprüften Tapferkeit, viel Ansehen. Bey ihren Kriegen ist ihre Absicht nicht, Länder zu erobern, oder sich Völker unterwürfig zu machen; sie wollen ihre Feinde nur ihre vorzügliche Tapferkeit fühlen lassen, und ihre Rache befriedigen. Ihre Art, Krieg zu führen, ist von dem Verfahren der Mörder und Strassenräuber, die ihre böshaftern Absichten mit List ausführen, wenig unterschieden. Ihre Gefangene werden izt nicht geschlachtet und gegessen, sondern zu Slaven an die Blanken verkauft.

Ehemals führten sie gegen die Arawacken, die ihre nächste Nachbarn sind, beständige Kriege; seitdem sich aber die Holländer in Surinam niedergelassen haben, müssen sie mit jenen Friede halten. Hingegen ziehen sie fast jährlich gegen einige Nationen im innern des Landes zu Felde.

Daß ein Gott sey, der der Schöpfer aller Dinge ist, ziehen sie nicht in Zweifel; und wenn man mit ihnen von Gott redet, so weisen sie gen Himmel: aber ihre Begriffe von Gott scheinen doch auf ihr Herz wenig Einfluß zu haben, und sie bezeigen gegen das höchste Wesen weder Furcht noch Liebe. Sie haben also auch keine Religion und Gottesdienst. Aber vor dem bösen Geiste, dem Maboye, fürchten sie sich. Dem schreiben sie alles physische und moralische Uebel zu; er ist z. E. der Urheber aller Krankheiten; er steckt darinn, wie sie sagen. Sie suchen daher durch alberne Ceremonien oder durch eine Ehre, die sie ihm

anz

anthun, sich vor den Wirkungen seiner Neigung, böses zu thun, zu sichern.

Ihre Zauberer, die sie Bogaiier oder Sammeti nennen, geben sich das Ansehen, als verstünden sie die Kunst, den bösen Geist aus den Kranken zu vertreiben. Diese sind ihre Aerzte, die mit den Heilkräften verschiedener Kräuter und Wurzeln, und andern Mitteln nicht unbekant sind. Sie brauchen viel schweißtreibende Mittel, die Krankheiten zu vertreiben; oft mit gutem Erfolg, weil die meisten Krankheiten der Caraißen von Verkältungen herkommen. Daß sie dabey allerley Gaukeleyen machen, schreyen und lärmten mit ihren Calebassen, das gehört zur Charlatanerie, wodurch sie sich bey dem tummen Volke in Ansehen setzen. Schlägt die Cur nicht an, so führen sie zur Ursache an, daß sich der grosse böse Geist des Patienten bemächtigt hätte. Gegen den, sagen sie, können sie nichts ausrichten.

Da die Caraißen sich über das Sinnliche nicht erheben können, stellen sie sich das zukünftige Leben nur wenig von dem gegenwärtigen verschieden vor; nur daß sie glauben, sie würden dort ihre körperlichen Bedürfnisse viel leichter und besser haben können.

Wenn man das, was ich von dem Character, den Begriffen und Sitten der Caraißen gesagt habe, mit den Beschreibungen andrer wilden Völker vergleicht; so wird man leicht einsehen, daß der Mensch im Stande der Wildheit sich fast durchgehends gleich ist. Der Unterschied kommt nur von dem verschiedenen Clima, der Beschaffenheit des Landes und andern zufälligen Ursachen her.

 Dritter Abschnitt.

 Politische Geschichte der drey Inseln, St. Thomas,
 St. Croix und St. Jan.

Die Krone Dännemark ist zu dem Besitz dieser Inseln auf die unschuldigste und rechtmäßigste Weise gelangt. St. Thomas und St. Jan eignete sie sich als ein verlassenes und niemand zugehöriges Gut zu, und das Eigenthum von St. Croix erwarb sie sich durch das Recht des Kaufs.

Um die Insel St. Thomas hatte sich lange Zeit keine europäische Macht bemühet; sie war, wie Rochefort sich ausdrückt, *) nach genauer Untersuchung, des Anbaues nicht werth befunden worden. Um des reichen Fischfangs willen wurde sie von den Spaniern und andern besucht, und die Schiffe gingen zur Sicherheit in ihren guten Bayen vor Anker. In der Richtigkeit der Meinung von der Unfruchtbarkeit des Bodens in St. Thomas fing man erst an zu zweifeln, als die grössern westindischen Inseln von Europäern besetzt waren, und der Erfolg hat gezeigt, daß sie gar keinen Grund hatte.

Schon um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, unter der Regierung des Königes Friedrich des dritten, wurde von dänischen Kaufleuten einiger Handel mit der Insel St. Thomas getrieben, wo sich damals,

C nebst

*) Histoire des Antilles 1. L. 6. art. p. 61.

nebst den Cariben, auch Holländer, vermuthlich von denen, welche 1646. durch die Engländer von St. Croix waren vertrieben worden, aufhielten. Nachher nahmen die Engländer, wahrscheinlich im Jahr 1667. in welchem sie den Holländern St. Eustachius, St. Martin und andre Plätze wegnahmen, auch St. Thomas in Besitz. Als die dänische westindische Handelsgesellschaft im Jahr 1671. in Copenhagen errichtet wurde, die von dem König Christian dem fünften die ausschliessende Freyheit, nach Westindien zu handeln, erhielt; suchte sich dieselbe einen festen Sitz in Westindien zu verschaffen. Durch die Bemühungen des Königs kam es dahin, daß Carl der zweyte, König von Großbritannien, dem Gouverneur der englischen Colonie in St. Thomas den Befehl zuschickte, die Insel zu verlassen; so daß sie dem ersten, der sie wieder besetzen würde, als sein Eigenthum zugehören sollte. Nach dem Abzug der Engländer nahm also die dänische Handelsgesellschaft von S. Thomas friedlichen Besitz, und niemand hat ihr seit der Zeit das Eigenthumsrecht streitig gemacht; denn die Aeußerung der Spanier, daß sie ein näheres Recht an diese Insel hätten, hatte ganz und gar keine Folgen.

Die dänische Colonie, welche sich nun auf St. Thomas anbaute, hatte einen glücklichen Fortgang. Durch die gelinde Regierung und die uneingeschränkte Gewissensfreyheit wurden bald mehrere Colonisten von andern Nationen, sowol aus Europa, als von den benachbarten Inseln, gereizt, sich ebenfalls da anzubauen. Die Beschwerlichkeiten, womit ein solcher neuer Anbau begleitet ist, kan man sich nicht leicht zu groß vorstellen. Nachdem ein Theil derselben überwunden war, wur-

wurde der Anfang zum Bau einer Stadt gemacht, und zur Sicherheit ein Fort angelegt. Der König Christian der fünfte suchte den Wohlstand und das Wachstum dieser Colonie noch mehr dadurch zu befördern, daß er 1687. allen seinen Unterthanen die freye Handlung nach Westindien erlaubte; wobey die drey Städte, Copenhagen, Bergen und Christiansand die besondere Freyheit erhielten, diese Handlung auf sechs Jahre mit eigenen Schiffen zu treiben, da sich die übrigen der Compagnieschiffe bedienen mußten.

Um diese Zeit nahmen auch die churbrandenburgischen Unterthanen, von dem Churfürsten Friedrich Wilhelm ermuntert, an der westindischen Handlung Antheil. Es setzte sich eine Colonie derselben auf St. Thomas an, welche ein Quartier der neuen Stadt baute, das noch izo den Namen der Brandenburgerin trägt, obgleich die Colonie schon seit 1718. eingegangen ist. Die Denkmäler des Fleisses, den diese Colonisten auf die Zubereitung des Indigo gewendet haben, sind noch in verschiedenen Gegenden der Insel vorhanden.

Es waren noch nicht volle dreyßig Jahre seit dem ersten Anbau der dänischen Colonie verflossen, als sie sich schon zu einem blühenden Zustand erhoben hatte. So fand sie der P. Labat, der sie auf seinen amerikanischen Reisen 1701. besuchte. Brandenburger, Holländer und um der Religion willen vertriebene Franzosen hatten sich neben den Dänen auf dieser Insel angebauet, und alle lebten friedlich mit einander. Ordentliche Kirchen hatten sie noch nicht, aber ihre öffentlichen Lehrer, die den Gottesdienst in Privatgebäuden besorgten. Das Städtgen oder Dorf Tappus hatte

schon eine Haupt- und etliche Nebengassen. Die meisten Häuser waren von Backsteinen gebaut, wenige zwey Stock hoch; hatten aber durchgängig ein gutes Ansehen, und waren reinlich. Das Comtoir der dänischen Handelsgesellschaft nahm sich darunter durch seine Grösse vorzüglich aus. Dem Fort diente eine sieben Fuß hohe dicht gewachsene Hecke von Prickelbeeren, einer Art Cactus, der voll spitziger Stacheln ist, statt Gräben und Mauern. Die Handlung war lebhaft, und der Hafen mit Schiffen verschiedener Nationen bedeckt, welche theils die Producte der Insel abholten, theils die der Colonie nöthigen Bedürfnisse zuführten. Auch von Capern verfolgte Fahrzeuge fanden da ihre Sicherheit. Durch den Handel, welcher von da aus an den Küsten von Terrafirma getrieben wurde, kam viel spanisches gemünztes und ungemünztes Silber in die Colonie. Noch war die Anzahl der Zuckerwerke auf der Insel nicht groß; obgleich das Zuckerrohr vortreflich wuchs und einen körnichten Zucker gab. Die Plantagen hatten zwar keinen grossen Umfang; der vorzügliche Fleiß aber, mit dem sie bearbeitet wurden, machte sie sehr einträglich. Fast alle Arbeiten mußten durch Menschenhände geschehen, weil aus Mangel des Futters noch wenige Pferde und Rindvieh gehalten werden konnte. Cassabi, Manz, Patatten und andre Früchte wuchsen vortreflich; Cabritten oder Ziegen, und allerley Geflügel waren in Menge da, und anderes Fleisch wurde von Portoric im Ueberfluß zugeführt: und doch verursachte die Vielheit der Fremden und der grosse Geldvorrath, daß der Preis der Lebensmittel sehr hoch war. Das ist die Beschreibung, welche der P. Labat von dem damaligen Zustand

Stand der Insel St. Thomas macht. Man braucht nichts mehr, als dieses, um von dem Ungrund des Urtheils über diese Insel, welches ich vorhin aus dem Rochefort angeführt habe, überzeugt zu werden. Aber seit jener Zeit ist der Zustand dieser Insel dergestalt verbessert worden, daß sie mit Recht für eine der anmuthigsten und fruchtbarsten gehalten wird; so daß sie den grossen Antillen nur in Absicht der Grösse und des süßen Wassers den Vorzug läßt.

Die kleinere Insel St. Jan wurde, als zu St. Thomas gehörig, von der dänischen westindischen Handlungsgesellschaft 1697. in Besitz genommen; aber erst 1717. der Anfang gemacht, diese Wildniß in ein fruchtbares und bewohntes Land zu verwandeln.

So wenig St. Thomas und St. Jan anfänglich geachtet wurden; so groß waren die Bemühungen verschiedener europäischer Nationen um die grössere Insel St. Croix. Die Holländer, Engländer, Spanier und Franzosen machten einander den Besitz derselben streitig. Die Holländer fanden die Insel 1643. unbewohnt, und eigneten sie sich durch die Besitznehmung zu; wurden aber nach drey Jahren 1646. von den Engländern genöthigt, sie ihnen zu überlassen. Die Spanier glaubten das älteste Recht an diese Insel zu haben, und trieben 1650. die Engländer wieder aus dem Besitz derselben; mußten sie aber noch in eben dem Jahre den Franzosen überlassen, welche sich derselben bemächtigten.

Diese fleißige Nation setzte auf der schönen Insel eine dreihundert Personen starke Colonie an, die aber in kurzer Zeit fast ganz einging. Die ungesunde Luft, die wegen des dicken Busches, womit die Insel fast

durchaus bewachsen war, nicht genug bewegt und verändert werden konnte; der Mangel an süßem Wasser, und überhaupt die grossen Unbequemlichkeiten, womit ein solcher neuer Anbau begleitet ist, verkürzten in weniger Zeit vielen Colonisten das Leben. Dadurch kam St. Croix in den Ruf einer höchst ungesunden Insel, auf welcher kein Europäer aushalten konnte. Die übrigen Colonisten stellten sich ein ähnliches Schicksal bey längerem Aufenthalt als unvermeidlich vor; und ihm zu entgehen bemächtigten sich zweyhundert derselben des Schiffes, womit ihr neuer Gouverneur angekommen war, und zwangen ihm eine schriftliche Erlaubniß ab, zu gehen, wohin sie es für gut fänden. Sie entschädigten ihn noch einigermaßen für das mit Gewalt genommene Schiff, und segelten davon, ohne daß man zuverlässig weiß, wohin sie ihr Schicksal geführt hat. Alles dis geschah im Jahr 1650. Wenn die Colonie darüber ganz zu Grunde gegangen wäre; so wäre es nichts mehr gewesen, als was man natürlicher Weise hätte vermuthen können. Doch der geringe Ueberrest verlor durch diesen Vorgang den Muth nicht. Sie wurden von ihren Landsleuten von St. Christoph aus besser, als bisher geschehen war, mit Lebensmitteln und andern Nothwendigkeiten versorgt; so daß sich die Colonie erholte, und nach und nach in gute Umstände kam. Dagegen wurde die französischwestindische Handelsgesellschaft durch Unglücksfälle genöthigt, diese Insel nebst einigen andern, die sie besaßen hatten, schon 1651. an den Maltheserorden zu verkaufen, der sie im Jahr 1665. nach einem vierzehnjährigen Besitz der neuen französischwestindischen Handelsgesellschaft käuflich wieder über-

überließ. Aber auch diese wurde neun Jahre darauf 1674. von dem Könige Ludwig XIV. aufgehoben; und er vereinigte ihre Besitzungen, darunter auch St. Croix war, mit seinen Domainen. Nach allen diesen Veränderungen gab der Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien von 1689. bis 1697. die Veranlassung, daß die französische Colonie, nachdem sie die größten Schwierigkeiten überstiegen, das Klima durch Wegräumung des überflüssigen Holzes verbessert, ihre Pflanzungen durch Fleiß und Geschick einträglich gemacht, und sich überhaupt in einen hohen Grad des Wohlstands gehoben hatte, 1695. völlig aufgehoben, nach St. Domingo versetzt, und die Insel St. Croix verlassen wurde. Ohne hier etwas weiter zu sagen, wodurch das Mitleiden mit diesen unglücklichen Colonisten erregt werden könnte, will ich nur noch anmerken, daß die abziehende Colonie zwar ihr Vieh, Pferde, Kühe, Schafe und Ziegen auf der Insel zurückließ; aber alle ihre Wohngebäude und Zuckerwerke verbrante, und das Fort zerstörte. Ein vieljähriger Fleiß war nöthig gewesen, um aus der ehemaligen Wildniß dieser Insel einen anmuthigen und fruchtbaren Aufenthalt der Menschen zu machen; und wenige Jahre waren hinlänglich, ihn in den vorigen wilden Zustand zurückzubringen. Fünf Jahre hernach 1700. besuchte sie der P. Labat, und mit Mitleiden sahe er die ruinirten Gebäude mit Bäumen und Gesträuch bewachsen, und fast jede Spur des glücklichen Zustands der Insel verschwunden. Nur die Gewächse, die des Fleisses der Menschen nicht bedürfen, Pomeranzen, Limonien, Caschu und andre fruchttragende Bäume hatten sich erhalten; Patatten und Cassabi

wuchsen noch häufig, und von dem hinterlassenen Vieh, das sein Futter fast überall fand, war auch noch viel übrig. Da aber die Insel nachher noch viele Jahre ohne Einwohner blieb, wurde sie zur völligen Wildniß, und aller auf ihre Cultur verwendete Fleiß, Mühe und Unkosten gingen für die künftigen Besitzer derselben gänzlich verloren.

In diesem Zustande brachte sie die dänischwestindische guineische Handelsgesellschaft 1733. von der Krone Frankreich käuflich an sich, und kam im Jahr darauf zum Besitz derselben. Die dänische Colonie, welchen sich izzt auf der Insel ansetzte, hatte von neuem mit eben denselben Schwierigkeiten zu kämpfen, über welchen so viele Franzosen in den Anfängen ihres Anbaues ihr Leben eingebüßt hatten. Jeder fußbreit Landes mußte gleichsam mit Gewalt erobert, und mit Art und Hacke gereinigt werden, auch nur um ein Zelt oder elende Hütte zum Schutz gegen die brennende Hitze der Sonne und den Regen da aufzuschlagen. Kein Weg, kein Fußsteig war da, den man sich nicht erst mit der Art öfnete; und da die Ursache der ehemaligen Ungesundheit der Luft, ich meine den dicken Busch, der dem Winde nicht gestattete, in der Luft die nöthige Bewegung und Veränderung zu machen, wieder da war: so erfolgte auch die vorige Wirkung. Von Hitze, Mangel am frischen oder süßen Wasser, Muskiten und Tschiken hatten die ersten Anbauer, die die Arbeit mit zwölf Negern anfangen, sehr viel auszustehen. Doch gab es wilde Tauben in grosser Menge, und an fruchtbaren Bäumen war auch kein Mangel. In der Folge bauten sich ausser den Dänen auch Holländer von St. Eustachius, und Engländer von Spanishtown und

Lor-

Tortola da an. Der Anfang von Christianstadt wurde gemacht, das Fort zur Sicherheit angelegt, der Hafen für die Schiffe eingerichtet, die Schiffahrt kam in Gang, und das nach und nach gereinigte Land wurde mit Zucker und Baumwolle bepflanzt. So gelangte die Insel allmählig zu einem blühenden Wohlstande, wozu die friedsame Regierung, unter welcher sie steht, nicht wenig beytrug. Denn unter derselben hat sie, so wie St. Thomas und St. Jan, das Elend des Krieges, wodurch die Frucht eines vieljährigen Fleisses in kurzer Zeit völlig vernichtet werden kan, nie empfunden; vielmehr dienten die Kriege anderer Nationen, die auch in ihrer Nähe geführt wurden, zur Beförderung ihres Commerciums.

Als der König Friederich V. um den Wohlstand seiner Unterthanen auf eine ausgebreitete Weise zu befördern, und die Schiffahrt und Handlung zu begünstigen, im Jahr 1755. die westindischguineische Handlungsgesellschaft aufgehoben, und sie für ihre Besitzungen befriedigt hatte; gab er die Handlung nach seinen americanischen Colonien allen seinen Unterthanen frey, und bestellte über die drey Inseln, St. Thomas, St. Croix und St. Jan, die izt ein Eigenthum der Krone waren, einen Generalgouverneur; auf St. Thomas aber auch einen Commendanten, der auch St. Jan unter seinen Befehlen hatte. Die Häfen von St. Thomas und St. Jan wurden 1764. für freye Häfen erklärt; und Seine izt regirende Majestät Christian VII. gaben im Jahr 1767. die Handlung auf besagten beiden Inseln allen Nationen frey, welches bey den Einwohnern ein allgemeines Vergnügen erweckte, mit der Hoffnung, daß der Wohlstand der Colonien

merklich dadurch würde befördert werden. Das Car-
tel, welches in eben dem Jahre mit Spanien wegen
gegenseitiger Auslieferung der entflohenen Slaven er-
richtet wurde, sicherte in soferne diesen Wohlstand,
als dadurch dem öftern Entlaufen der Neger von den
dänischen Inseln, wodurch den Eigenthümern ein
sehr beträchtlicher Schade zugesügt wurde, Einhalt
geschah.



 Vierter Abschnitt.

 Geographie der drey Inseln.

Fast unter allen caraibischen Inseln haben St. Thomas und St. Jan die größte astronomische Breite, oder sind von der Linie am weitesten nach Norden gelegen, zwischen dem 18ten und 19ten Grad norder Breite. St. Croix liegt etwas südlicher zwischen dem 17ten und 18ten Grad. Die astronomische Länge aller dreyen ist wenig verschieden; sie liegen zwischen dem 63ten und 64ten Grad westlicher Länge von London. St. Croix ist darunter die größte. Ihre geometrische Länge von Osten nach Westen beträgt etwas über sieben deutsche Meilen; ihre Breite aber von Süden nach Norden zwey Meilen und drunter. Ihr Flächeninhalt ist etwas über acht gevierte Meilen. St. Thomas erstreckt sich auf vier Meilen in die Länge; ihre Breite ist mehrentheils unter einer Meile. Vier gevierte Meilen machen ohngefähr ihren Inhalt aus. Sie ist also um die Hälfte kleiner als St. Croix. Noch kleiner ist St. Jan. Denn sie hält nur drey und eine halbe Meile in der Länge, und fast durchgängig weniger als eine Meile in der Breite; so daß ihre Fläche ohngefähr drey gevierte Meilen ausmacht. So klein diese Inseln gegen die grossen Antillen, und selbst gegen einige der caraibischen scheinen; so sind sie doch für Dännemark von sehr

sehr großem Werth. Ich zählte auf einer Specialcharte von St. Croix im Jahr 1768. zweyhundert und etliche siebenzig Pflanzungen, dabey hundert und funfzig Zuckerwerke waren; St. Thomas hatte damals nur siebenzig Plantagen, und St. Jan nach Verhältniß weniger. Diese sind hinlänglich, ganz Dännemark mit Zucker reichlich zu versorgen.

Daß die See, welche zwischen den caraischen und den an Terrafirma liegenden Inseln, die caraische See oder der Kraal genennt wird, auch Ebbe und Fluth habe, ist bekant; und ich habe nur dieses anzumerken, daß sie gewöhnlich bey der Fluth nur um drey Fuß steigt. Zwey Ströme sind darinnen nicht weit von St. Thomas, deren Bewegung dem blossen Auge kennbar ist. Der Grund des Meeres ist in der Nähe dieser Insel von verschiedenen Farben, weiß, grün, schwarz; und bey stillen Wasser kan man nahe bey St. Thomas fürchterliche Felsen, die aber tief unter Wasser sind, gewahr werden.

Keyen, oder ganz kleine Inseln, die zum Theil blosser unfruchtbarer Felsen sind, und einer unzähligen Menge Vögel zum Ruheplatz dienen, zum Theil auch bewohnt und fruchtbar sind, gibt es um St. Croix weniger, als um St. Thomas und St. Jan. Die merkwürdigste in St. Croix ist Protestantkey oder Lootskey, welche im Hafen von Christianstadt liegt, und den letztern Namen daher hat, weil der Loots darauf seine Wohnung hat, der von dieser Höhe die Schiffe in einer grossen Entfernung erblicken kan. Die zwey übrigen sind Grünkey und Pockneyland; auf letzterer, welche vermuthlich von dem Franzosenholz, das man da Pockholz nennt, und in Menge dar-

darauf wuchs, ihren Namen hat, ist eine Plantage angelegt. Um St. Thomas ist eine grosse Anzahl solcher Keyen, unter welchen Teyerkey, groß Hanslofk und andre von einigen Familien bewohnt sind, und groß St. James eine Baumwollenplantage hat. Die Caravella, eine dieser Keyen, zwey Meilen vom Westende der Insel nach Süden, ein kahler Fels mit zwey Spitzen, der von dem Auswurf der Vögel ganz weiß ist, hat diesen Namen, weil sie von ferne einige Aehnlichkeit mit dieser Art spanischer Fahrzeuge hat. Die Fransmanns- oder Vogel-Flippe ist ein Aufenthalt vieler tausend Möven und anderer Vögel, von deren wohlschmeckenden Eiern ganze Canuladungen abgeholt werden. Unter den Keyen bey St. Jan hat Loango einige Bewohner. Uebrigens fehlt es in der See um diese Insel nicht an blinden und sichtbaren Klippen. Unter diesen nenne ich nur die zwey Brüder, welche zwischen St. Thomas und St. Jan nicht weit von einander aus der See hervorragen.

Unter Bayen versteht man gemeiniglich kleinere Meerbusen, die nur zu Anfuhrten für kleinere Fahrzeuge dienen; und in dem Sinne sind die Häfen nicht darunter begriffen. Solcher Bayen hat St. Thomas eine Menge. Auf der Südseite sind Fransmannsbay, Annedewintsbay, Uhrbay, Grigribay, Krumbay, Muskitebay und Janprubay die merkwürdigsten; davon die drey ersten dem Hafen nach Osten, die übrigen nach Westen liegen. Auf der Ostseite der Insel sind Binnewater und Ostendebay; auf der Nordseite aber die grosse Nordseitebay, darinnen grosse Schiffe liegen können, und Karretbay,

retbay, die ihren Namen von einer Art Schildkröten hat, die man daselbst findet.

In St. Croix liegt die Grünkeybay an der Ostseite; Salzwierbay nebst andern Anfuhrten an der Westseite; Limtribay, die von den Limonienbäumen ihren Namen hat, und Negerbay sind auf der Südseite.

St. Jan hat nach Westen, St. Thomas gegen über, Klein Crupbay, und dieser zur Linken groß Crupbay, Chokolathohl, Keffbay, Corallbay, Brimsbay, die Tortola gegen über liegt; ferner Wasserleimenbay, Mahobay, die sehr bequem ist, Canneelbay, Troncbay und Dorlobay.

St. Thomas hat einen sehr guten Hafen, und unter den drey Inseln den besten. Er liegt auf der Südseite in einer Bay, die über eine halbe Meile lang und allerwärts mit Bergen umgeben ist, die sich nach der See hinfenken, und zu Batterien sehr bequem sind. Die Einfahrt des Hafens ist eine Viertelmeile breit, und so sicher, daß jeder Schiffer ohne Loots hinein fahren kan. Etliche hundert Schiffe können bequem darinnen liegen, und sind vor Stürmen sicher; nur nicht vor Orcanen: denn diese außerordentliche Sturmwinde richten auch im Hafen grausame Verwüstung unter den Schiffen an.

Der Hafen in St. Croix, der an der Ostseite der Insel nordwärts liegt, ist weder so groß, noch so sicher, als der in St. Thomas. Den Eingang macht ein Keff oder steinigte Bank gefährlich, und die Hülfe eines Lootsen nothwendig. Es sind nur zwey Canäle, der Schiffs- und Barkencanal, die etwa siebenzig Faden breit sind, und sechzehn Schuh tief Wasser haben; durch welche die Schiffe zwischen blinden Klippen

pen hineingeführt werden müssen, welches doch nur mit nördlichem Winde geschehen kan.

St. Jan hat keinen eigentlichen Hafen; die meiste Anfahrt ist in Klein Cruybay, wo doch kein grosses Schiff liegen kan. Hingegen ist Corallbay zu einem Hafen bequem; denn sie wird durch einen hohen Berg geschützt, und der Grund ist so tief, daß die Schiffe bis an den Wall fahren können.

Eine Landspitze nennt man auf diesen Inseln Pünt oder Point. So heisset in St. Croix die äusserste östliche Spitze Langpoint, und die westliche Sandpoint; in St. Thomas ist Westpünt, Ostendepünt und Roodehoefpünt, welche letztere ihre Benennung von den röthlichen Klippen hat, die von ferne sehr angenehm ins Auge fallen. In St. Jan sind die Nord- und Südpünt, die zur Bedeckung des Hafens sehr bequem liegen.

Nun etwas von den Städten oder Dörfern der drey Inseln. In St. Thomas liegt die Stadt gleich am Hafen, und besteht aus einer Hauptgasse, die ohngefähr eine Viertelstunde lang, und mit ansehnlichen Häusern bebaut ist; doch stehen nebenher noch viele Häuser. Der östliche Theil derselben hieß ehemals Charlotte Amalie, und der westliche die Brandenburgin. Die Neger nennen den Ort Tappus, weil ehemals ein Taphuys oder Schenke da stand; die meisten dortigen Europäer aber heissen ihn kurz das Dorf: und da es das einzige auf der ganzen Insel ist; so kan dieser allgemeine Name zu Mißverstand keinen Anlaß geben. Es sind zwey Kirchen da, eine lutherische und eine reformirte; davon erstere mitten im Castell liegt.

Das

Das Castell Christiansfort liegt in einer kleinen Entfernung von den andern Häusern des Dorfes nach Osten. Es ist ein Viereck mit Bollwerken, ohne Gräben und Muffenwerke. Vor demselben liegt hart an der See die Batterie Watersfort, von welcher, so wie vom Castell, der ganze Hafen beschossen werden kan.

Hinter Tappus sieht man auf zwey Bergen nach Norden und Osten Ueberbleibsel von zwey Thürmen, die ehemals zu Warten dienten, so wie der hohe Flaggenberg.

St. Croix hat zwey Städte, Christianstadt und Friedrichstadt. Die erstere liegt auf der Nordseite der Insel. Sie ist wohl viermal so groß als Tappus, und ihre Hauptgassen gehen alle nach dem Hafen, den man das Basin heißt, und nach welchem die Stadt selbst mehrentheils Basin genennet zu werden pflegt. Die Stadt hat viele ansehnliche steinerne Häuser, deren jedes gewöhnlich einen Hof und Lustgarten hat; ein schönes Packhaus, ein Castell oder Fort, und vier Kirchen: eine dänische, eine holländische, eine englische und eine catholische.

Das Fort Christianswehr ist, wie das in St. Thomas, ein Viereck, das gegen den Hafen nur mit einer niedrigen Mauer, aber mit vielen Canonen versehen ist. Am Ende des Hafens, eine Viertelmeile von der Stadt, ist noch eine Wasserbatterie, so daß der Hafen allenthalben beschossen werden kan.

Friedrichstadt liegt am Westende der Insel drey Meilen von Christianstadt. Sie ist noch im Werden, und es waren nur erst etliche wenige Häuser gebaut, als ich im Jahr 1767. da war. Das Castell heißt Friedrichfort, und liegt nahe an der See, die hier
feiner

keinen Hafen formirt, sondern eine ofne Rheebe mit gutem Ankergrund ist.

Auf St. Jan wurde erst im Jahr 1766. bey klein Cruxbay der Plan zu einer Stadt abgesteckt, und in Lots oder Baupläze eingetheilt. Ausser den Gebäuden für die Miliz standen im Jahr 1767. schon einige Privatgebäude da. Eine zweyte Stadt soll, wie es heißt, bey Corallbay, auf der schönsten und größten Ebene der ganzen Insel, angelegt werden. Der nicht weit davon liegende Hafen war ehemals mit Bestungswerken versehen, davon einige Ueberbleibsel noch vorhanden sind.





Fünfter Abschnitt.

Einige Nachrichten von der Reise nach den dänischen caraibischen Inseln.

Es ist bekant, daß die Länge einer Seereise sich nicht so eigentlich bestimmen läßt, als bey einer Reise zu Lande; indessen können die Entfernungen der Gegenden, auf welche bey einer Reise von Dänemark nach Westindien der Lauf des Schiffes gerichtet wird, etwa folgendermassen angegeben werden.

Von Copenhagen bis auf die Höhe von Skagen dreyßig Meilen; von da bis in den Canal hundert und zwanzig; bis zu Landsend, der westlichsten Spitze von England, neunzig; von da bis Funchal, der Hauptstadt auf der Insel Madera, zweyhundert und drey und neunzig; und von da vollends bis St. Croix sechshundert und sieben und sechzig; welches zusammen eine Summe von beynahе zwölfhundert Meilen ausmacht. Allein nur selten kan ein Schif auf seiner Bahn so geradezu gehen. Man könnte aus der Ursach den Weg von Copenhagen nach St. Croix ganz wohl auf vierzehn- bis funfzehnhundert deutsche Meilen rechnen. Die Zeit, in welcher dieser Weg gemacht wird, kan nicht genau bestimmt werden. Gegen zehn Wochen bringt man gemeiniglich damit zu; und ein Passagier thut wohl, wenn er sich wenigstens auf eine Reise von der Länge einrichtet.

Die

Die Rückreise nach Copenhagen kan wegen des Passatwindes nicht auf dem Wege geschehen, auf welchem die Hinreise gethan worden. Aus dem Ostpassat, der zur Hinreise dienete, muß man in den Westpassat zu kommen suchen. Unter diesem Namen verstehen die Schiffer die See auffer der heissen Zone, von Nordamerica bis nach England; weil auf derselben oft westliche Winde wehen, so wie im Ostpassat immer östliche. Die zurückkommenden Schiffe nehmen daher ihren Cours nach der Höhe der bermudischen Inseln, die im 32ten Grad 20 Minuten norder Breite liegen, wo sie völlig auffer dem Ostpassat sind, und alsdann halten sie auf die azorischen Inseln zu. Durch diesen nothwendigen Umweg wird die Herreise gemeiniglich länger, als die Hinreise.

Von St. Thomas bis Newyork in Nordamerica ist ein Weg von dreyhundert und dreyßig deutschen Meilen, den man gemeiniglich in funfzehn bis zwanzig Tagen endiget. Antigoa liegt zwar nur sechs und zwanzig Meilen von St. Thomas; aber oft braucht man vierzehn Tage, um von St. Thomas dahin zu kommen. Die Ursache liegt im Passatwinde, den man gegen sich hat; daher man nur durch Laviren, folglich durch grosse Umwege von St. Thomas nach Antigoa kommen kan. Desto leichter aber geht es von Antigoa nach St. Thomas, wozu für gewöhnlich nur eine Zeit von anderthalb Tagen erfordert wird. Eben dieses Verhältniß hat zwischen der Hinreise von St. Thomas oder St. Croix nach St. Eustachius oder St. Kitts, und der Herreise statt. Nur etwa acht Tage braucht man zur Reise von St. Thomas nach Jamaica; obgleich beide Inseln gegen zweyhundert deutsche

Meilen von einander entfernt sind. Diesen Vortheil hat man dem beständigen Ostwinde zu danken: hingegen muß man sich gefallen lassen, auf dem Rückwege von Jamaica nach St. Thomas vier, fünf und mehr Wochen zuzubringen; weil der Weg durch den Golf von Florida nach Norden zu genommen werden muß, um den Westwind zu gewinnen, mit dem man so lange nach Osten segelt, bis man nach Südwest sich wenden, und mit dem Ostwinde nach St. Thomas kommen kan.

Der Passatwind wehet in der heißen Zone zwischen den Wendekreisen beständig, entweder gerade von Osten, oder mit einigen Strichen von Norden oder Süden. Ost hat man den Nordostwind schon unter dem 30ten Grad norder Breite; allemal aber gewiß vom 26ten bis zum 10ten Grad norder Breite. In der Regenzeit geschiehet es wol, daß er sich nach Süden, auch so gar nach Westen dreht; das währet aber nicht lange. Sobald die schweren Regenwolken vorbey sind, wehet er wieder aus Nordosten. Hingegen ist der Wind vom 10ten Grad an bis zum 4ten unbeständig, und näher bey der Linie läßt er oft völlig nach. Bey dieser Windstille, welche die Seeleute Calm nennen, wird die See spiegelglatt, und die Hitze sehr vermehrt, dabey man die Grösse der Wohlthat, die der Passatwind den nach den Antillen Reisenden gewähret, erst recht schätzen lernt. Ausserdem, daß der Passatwind die Hitze auf diesem Wege sehr mäßiget, so hat man auch ausser der Orcazeit keine harte Winde und Stürme zu befürchten, die im Westpassat nicht ungewöhnlich sind. Daher die Schiffe nach Westindien gemeiniglich glücklich ankommen.

Ich will hier nichts von den Beschwerlichkeiten der Reisen nach diesen Inseln anführen, weil es nur solche sind, die sie mit andern Seereisen gemein haben. Ich glaube aber, daß es wenigstens für einen Theil der Leser angenehm seyn werde, wenn ich einiger nur auf der See vorkommenden Gegenstände kürzlich erwehne, welche die Aufmerksamkeit und Bewunderung eines nachdenkenden Reisenden erregen.

Oft geschieht es, sonderlich im Westpassat, daß die See, wo sie vom Schiffe durchschnitten wird, im finstern wie glühend erscheint. Herr Adanson hatte mehrmals das Vergnügen, zu sehen, wie sich die Wasserberge des wütenden africanischen Meeres gleichsam in feurige Berge zu verwandeln schienen; so wie auch die Gefäße mit Seewasser, darinn er lebendige Fische hatte, ja selbst die todten Fische und Muscheln, die er in seiner Kammer hatte, des Nachts einen Schein, wie Phosphorus von sich gaben; wodurch ein solches Licht entstand, als ob die Kammer im Feuer stünde. *) Bisweilen läßt sich oben auf dem Mast des Schiffes eine kleine Flamme, gleich einem angezündeten Lichte, sehen, und andre Lusterscheinungen, die zu Lande selten gesehen werden, sind auf der See gemein. Furchtbar schön ist die Erscheinung der sogenannten Wasserhose oder Seesprünze: furchtbar, wegen der Gefahr, in welche ein Schiff dadurch gerathen kan; schön, in so ferne dieses Phänomenon in der Ferne durch seine Größe, Gestalt und Wirkung prächt-

D 3

prächt-

*) M. Adansons Reise nach Senegal. Aus dem Französischen herausgegeben von D. Johann Christian Daniel Schreber. S. 118. u. f.

prächtigt ins Auge fällt. Sie erscheint als eine dicke Wassersäule, die von der See in die Höhe gehet, und oft bis an die Wolken reicht.

Ausser diesen Erscheinungen geben eine Menge Bewohner der Luft und der See zu angenehmen Betrachtungen Anlaß. Ich will nur zweyer Vögel hier gedenken, des Tropikers und des Fregatvogels. Jener *) hält sich nur zwischen den Wendekreisen auf; daher man aus der Erscheinung dieser Vögel schliessen kan, daß man dem Tropicus nahe sey. Sie haben die Grösse einer Ente, und sind an den zwey langen Schwanzfedern leicht zu erkennen.

Der Fregatvogel **) hat seinen Namen von seinem schnellen und sehr lange anhaltenden Flug, darinn er vor andern Vögeln, selbst dem Adler, eben den Vorzug hat, den die Fregatte vor Schiffen von andrer Bauart im Segeln hat. Diesen Vorzug hat er der Länge seiner Flügel zu danken, welche ausgebreitet vierzehn Fuß lang sind, da doch sein Körper an Grösse ein Huhn nicht übertrifft. Er fliegt höher, als der Adler, so daß man ihm mit guten Augen nicht folgen kan. Man sieht diese Art Vögel als Anzeiger des nahen Landes an; doch ist der Schluß nicht sicher, wenn sie sich nur einzeln sehen lassen; denn sie entfernen sich sehr weit vom Lande. Wenn sie aber in Haufen erscheinen, dann kan man von der Nähe einer Insel versichert seyn. Sie sind sehr geschickt, die fliegenden Fische zu fangen, und dem Fischervogel seine Beute abzujagen.

Noch

*) Phaëton aethereus. Alle unter dem Texte stehende lateinische Namen sind aus dem Linneischen System.

**) Pelicanus aquilus.

Noch mehrere Abwechslung verschaffen die in der See lebenden Geschöpfe, von welchen einige durch ihre ungeheure Grösse, andre durch ihre bunten und glänzenden Farben, noch andre durch das Vermögen, in der Luft zu fliegen, u. s. w. anmerklich sind.

Von Seethieren, welche durch ihre Grösse besondere Aufmerksamkeit erwecken, habe ich auf der Reise nach Westindien sowol den Nordkaper, als den Grampus oder Mastfisch, und zwar von letzterer Art eine grosse Heerde gesehen. Jener, eine Art der Wallfische, hatte beynabe die Länge unsers Schiffes, und blies aus seinen Sprühdöhren das eingeschluckte Wasser mit grosser Heftigkeit, wie den Strahl eines Springbrunnens, in die Höhe; welches sehr angenehm zu sehen ist. Es hält sich dieser Fisch zwar häufig am Nordkap, der nördlichsten Spitze von Norwegen, auf, daher er auch seinen Namen hat; aber er verfolgt seinen Raub weit in die südlichen Gegenden des Oceans, und läßt sich in der Nähe der antillischen Inseln, und in den americanischen Gewässern sehen.

Der Grampus oder Mastfisch, *) eine Art Rache-
lot, der nur eine Sprühdöhre hat, da die Wallfische ihrer zwey haben, ist in dem Ost- und Westpassat nicht ungewöhnlich. Seine Länge ist von sechzig bis hundert Fuß, und er hat einen ungeheuren Kopf, dessen Kiefern mit verhältnißmäßigen Zähnen versehen sind. Wo eine grosse Anzahl dieser Fische beisammen ist, da geben die Wasserstrahlen, die sie in die Höhe blasen, einen sehr angenehmen Anblick.

*) Physeter Turfio.

Die Delphine oder Meerschweine *) zeigen sich gewöhnlich Schaarenweise, oft zu vielen hundertern und tausenden. Sie haben, fast wie die Schweine, eine lange, aber noch spitzigere Schnauze, deren Riefern mit lauter spitzigen Zähnen besetzt sind. Weil sie sich im Wasser wälzen, auch oft über dasselbe in die Höhe springen, werden sie auch Tummeler oder Taumler geneunt. Sie kommen oft ganz nahe an die Schiffe; wie dann ein grosser Haufe derselben unserm Schiffe bey stürmischer See so nahe folgte, daß mit Harpunen nach ihnen geworfen werden konte. Wenn sie sich bey stillem Wetter sehen lassen, so werden sie als Vorboten des Sturms oder wenigstens eines harten Windes von den Schiffern angesehen; und weil sie dem Winde allezeit entgegen gehen sollen, so schliessen die Schiffer aus der Richtung ihres Zuges auf die Himmelsgegend, aus welcher der Wind kommen soll.

Man trifft oftmalß auch auf der See Schildkröten in grosser Anzahl an: wie wir dann bis- und jenseit der Insel Madera viele derselben auf dem Wasser liegen sahen, wo sie am Tage auf dem Rücken zu schlafen pflegen. Ob sie von der Art gewesen, welche Linneus Testudo Mydas, und Herr Müller Riesenschildkröte nennt, die von sechs bis neun Fuß lang, und vier- bis fünfhundert Pfund schwer sind, das kan ich so eigentlich nicht bestimmen; aber allemal gehörten sie zu den grossen.

Die Hayfische pflegen, auch in der heissen Zone, den Schiffen oft etliche hundert Meilen weit zu folgen. Mit ungemeiner Gefräßigkeit verschlingen sie alles, was ihnen vorgeworfen wird; und es ist nicht selten,

*) Delphinus Delphis.

selten, daß ein solches Ungeheuer einem Matrosen, der ins Wasser fällt, einen Arm oder Bein wegreißt, oder ihn ganz verschluckt, wozu sein Rachen vollkommen groß genug ist.

Eine Art kleiner Fische, welche Linnæus *Gasterosteus Ductor* nennt, werden allezeit in der Gesellschaft des Hayen gefunden. Daß sie bloß aus der Absicht sich zu demselben gesellen, um sich die Ueberbleibsel seines Raubes zu Nutzen zu machen, ist weniger wahrscheinlich, als daß sie ihm, weil er kurzsichtig ist, zu Wegweisern dienen; wofür sie bey ihm gegen schwächere Raubfische Schutz finden. Denn einmal hat Brown in seiner Historie von Jamaica aus der Bildung der Augen des Hayen angemerkt, daß er ein blödes Gesicht, und folglich einen Führer nöthig habe; daher dann der linneische Name *Ductor*, Führer, der englische, *Pilot-Fish*, und der deutsche, *Lootsmann* kommt, den man diesem Begleiter des Hayen gibt. Man muß aber nicht denken, als könnte der Lootsfisch ohne die Gesellschaft und den Schutz des Hayen nicht bestehen. Ich habe ihrer mehrere lange Zeit dem Schiffe folgen sehen, ohne daß ein Hayfisch sich hätte merken lassen. Sie sind übrigens an den sieben dunkelblauen Streifen, womit der Kopf, der blaue Rücken und weiße Bauch umgeben sind, leicht kennbar.

Wenn der Hay von den Lootsfischen den Vortheil hat, daß sie ihn glücklich vor den Klippen vorbeizuleiten; so muß er dagegen leiden, daß sich ein anderer Fisch, der sogenannte *Sauger*, *) auf seinem Rücken oder Bauche vest saugt; eine Unbequemlichkeit,

D 5

lichkeit,

*) *Eheneis Remora*.

lichkeit, die er mit andern grossen Seethieren gemein hat. Es ist dieser Fisch, der nur einen oder anderthalb Fuß lang ist, von der Natur mit einem eigenen Werkzeuge am Kopfe versehen, wodurch er sich an andre Fische, und selbst an Schiffe so fest ansaugt, daß er mit der größten Stärke unbeschädigt nicht wegzureissen ist. Man hat geglaubt, daß diese Sanger ein Schif, an welches sie sich angehängt haben, in seinem Laufe aufhalten könnten; daher kommen die Namen Remora und Neucrates, die diese Bedeutung haben. Man kan wol begreifen, daß, wenn eine grosse Anzahl dieser Sanger sich an den Boden eines Schiffes festsetzten, sie allerdings die Geschwindigkeit vermindern könnten, mit welcher dasselbe sonst segelte; das würde aber nicht einer besondern oder ungewöhnlichen Kraft dieser Remoren, sondern lediglich dem mehreren Widerstande, welchen das Schif durch diese Ansätze im Wasser finden würde, zuzuschreiben seyn. Aber ein oder ein paar solcher kleinen Thiere können darinn keine merkliche Veränderung machen.

Ein eigenes Schauspiel verschaffen den nach Westindien reisenden die fliegenden Fische, die zwischen den Wendekreisen oft truppweise aus der See auffahren, und so lange fliegen, als ihre Flossen, die sie als Flügel brauchen, naß sind, hernach in die See oder auf die Schiffe herabfallen, wenn sie nicht vorher noch ein Raub der Fregatvögel werden. Bisweilen kommen sie schon bey der Insel Madera, und noch nördlicher zum Vorschein; eigentlich aber sind sie zwischen den Wendekreisen zu Hause. Es gibt ihrer verschiedene Geschlechter, davon ich auf meiner Reise nur die fliegenden Heringe gesehen habe. Ich nenne sie

so, weil sie diesem Fischgeschlechte in der Bildung und Größe ziemlich ähnlich sind. *) Nasser seinen Brustflossen, die die Länge des Körpers von der Brust bis zum Schwanz haben, und ihm, wie gesagt, statt der Flügel dienen, sind auch die Bauchflossen sehr breit, und können als ein Paar kleinerer Flügel angesehen werden; so daß man sich den fliegenden Hering als einen Fisch mit vier Flügeln vorstellen kan. Dem ungeachtet sieht man aus dem Betragen dieser Thiere, daß das Fliegen ihre eigentliche Sache nicht ist, und daß sie sich nur zur Noth damit abgeben. Im Schrecken vor den Raubfischen, sonderlich den Doraden und Bonniten, fahren sie aus dem Wasser, worinn jene den Vorzug im Schwimmen haben, in ein Element, wohin sie ihnen nicht, wenigstens nicht weit, nachfolgen können; sind aber nicht im Stande, ihrem Fluge eine unschädliche Richtung zu geben; sondern fliegen, wie blinde, gegen die Segel oder andre Werkzeuge der Schiffe, auch wol einem Menschen an den Kopf oder in den Schoos, wodurch sie den Tod finden, dem sie entfliehen wolten: denn sie sind ein angenehmes und wohlschmeckendes Essen.

Daß die fliegenden Fische von den Doraden und Bonniten verfolgt werden, und denselben zur Nahrung dienen, davon wurde ich augenscheinlich überzeugt, da ich in dem Magen einer Dorade einen noch unverdauten fliegenden Fisch fand. Man hat also überall, wo man Fische auffliegen sieht, diese ihre Feinde zu vermuthen. Der Dorade oder Goldfisch, **) den die Engländer Dolphin nennen, hat seinen

nen

*) Exocætus.

**) Coryphæna Hippurus.

nen portugiesischen und deutschen Namen daher, daß seine Schuppen oft nicht anders glänzen, als ob sie von purem Golde wären. So scheinen sie, wenn sie an der Oberfläche des Meeres schwimmen; tiefer scheinen sie grün oder blau, oder spielen mit allen Farben des Regenbogens, die aber mit ihrem Leben vergehen. Man findet sie von einer bis zu drittheil Ellen lang. Sie sollen unter allen Fischen am schnellsten schwimmen. Wenn auch der Bau ihres Kopfes, der sehr platt und abgestutzt ist, eben nicht darauf eingerichtet zu seyn scheint; so sind ihnen doch sowol die lange Flosse des Rückens, die vom Kopfe an bis zum Schwanz reicht, als die lange Bauchflosse und der starke und breite gabelförmige Schwanz dazu sehr beförderlich. Sie sind ebenfalls eine wohlschmeckende Speise; daher ihnen von den Seefahrenden mit Angeln und Harpunen nachgestellt wird. Ihre grosse Gefräßigkeit erleichtert ihren Fang. Denn oft sind ein paar Federn an einem Angel dazu hinlänglich, daß sie gleich zufahren, und diese Lockspeise, die sie für einen fliegenden Fisch halten, verschlingen.

Ein anderer Feind der fliegenden Fische ist der Bonnit oder Bonetsfisch *) Es könnte unglaublich scheinen, wenn ich sagte, daß Fische einander in der Luft nachjagten; und doch ist dieses Schauspiel so selten nicht. Der Bonet kan zwar nicht fliegen, wie der fliegende Hering; aber er hat doch das Vermögen, ihm zehn bis zwölf Fuß hoch in die Luft nachzuschleusen, um seine Beute aus diesem fremden Elemente zurückzuholen. Sein Fleisch hat einen noch bessern Geschmack, als der Doraden. Er ist gewöhnlich gegen

*) Scomber Pelamis.

gen zwey Ellen lang, folget den Schiffen, und wird mit Harpunen oder Hamen gefangen.

Ich will igt weiter nichts von allerley kleinen Fischen reden, welche bisweilen von den Wellen, die im Sturm über das Schif wegschlagen, auf das Verdeck geworfen werden; nichts von den kleinen Krabben, die man häufig in dem schwimmenden Seekraut findet, auf deren schildkrötartigen Schildern ich allerley artige Zeichnungen zu sehen glaubte; auch nichts von dem häßlichen Dintenfisch, der ebenfalls zuweilen auf obige Weise auf die Schiffe kommt; nur noch etwas von den Seelungen und Veletten. *) Es haben diese besondere Geschöpfe noch allerley Namen: die Engländer nennen sie portugiesische Kriegsschiffe und die Franzosen Galeeren oder Caravellen, weil sie auf der Oberfläche des Meeres gleichsam dahers segeln, und sich vom Winde treiben lassen, auch wol umschlagen. Sie heißen auch Seenesseln, weil man von ihrem Anrühren einen Schmerz fühlt, als wenn man sich an einer Messel verbrant hätte. Man kan sie mit nichts besser, als mit einer meist durchsichtigen Wasserblase vergleichen, die mit purpurroth, weiß, grün oder blau spielt, und die Größe eines Hühnereyes, auch einigermaßen die Form hat. Sie bestehen aus einer dünnen Haut, die gleich zusammenfällt, wenn man sie aus dem Wasser herausnimmt. Bey manchen sitzt auf dem Rücken ein rother Kamm oder Franze, und am Bauche haben alle verschiedene Fäden, deren sie sich wahrscheinlich als der Fänge bedienen, um kleinere Thierchen zu ihrer Nahrung zu erhaschen. Man sieht ihrer oft eine Menge beysammen, daß man

*) *Holothuria.*

man sich eine kleine Flotille von dergleichen Galeeren vorstellen kan.

Das Vergnügen, welches die bisher angeführte, und andre hier nicht berührte Gegenstände auf einer Reise über das Weltmeer gewähren, ist hinlänglich, die Beschwerlichkeiten derselben zu mindern, ja dieselbe angenehm zu machen. Auch fehlt es auf dergleichen Reisen gewiß nicht an mannigfaltigen Erfahrungen der gnädigen Vorsorge Gottes, Seiner Hülfe in Gefahren, und anderer zu Seinem Lobe reizender Wohlthaten. Aber bey alle dem ist das Ende einer solchen Reise etwas sehr erwünschtes, und schon der Anblick des entfernten Landes ist erquicklich. Die Vorstellung von dem nahen Ende des zweydeutigen Lebens auf der See, und die Hoffnung, bald an dem Orte seiner Bestimmung zu seyn, ist vielleicht Ursache, daß die Ansicht des Landes dem Reisenden noch schöner vorkommt, als sie ausserdem scheinen würde. Die dänischen caraiibischen Inseln sehen, so wie viel andre, von ferne nur wie eine Reihe von Bergen aus; aber sie sind grün, mit Busch bewachsen, oder mit Zuckerrohr bepflanzt, und mit Häusern geziert, welches zusammen eine sehr angenehme Aussicht macht.





Zwentes Buch.

Erster Abschnitt.

Clima und Witterung auf den drey Inseln.

XXXX

Aus der angegebenen astronomischen Breite der Inseln St. Thomas, Croix und Jan, ergibt sich, daß der längste Tag dreyzehn und ein viertel, und der kürzeste zehn und dreyviertel Stunden lang sey. Der Unterschied beträgt also nicht mehr als zwey und eine halbe Stunde; so daß man annehmen kan, daß auf diesen Inseln Tag und Nacht fast immer gleich sind. Es ist dieses für dieselben eine grosse Wohlthat; indem die Hitze des Tages durch die lange Nacht gefühlt wird, und Menschen und Vieh sich von den Beschwerlichkeiten der Arbeit hinlänglich erholen können. Da die Sonne hier nicht so schief, wie denen mehr nach Norden gelegenen Ländern, sondern gerade auf- und untergeht, so haben auch hier die in jenen Ländern gewöhnliche lange Morgen- und Abenddämmerungen nicht statt. Es ist dunkel, sobald die Sonne unter dem Horizont ist. Zweymal im Jahre gehet sie
den

den Einwohnern dieser Inseln durchs Zenith, oder gerade über dem Kopfe weg, und wirft ihre Strahlen senkrecht auf ihren Scheitel; nemlich im Anfang des Monats May, wenn sie zum Wendekreise des Krebses nach Norden geht und im Anfang des Monats August, wenn sie nach Süden gegen den Wendekreis des Steinbocks umkehrt.

Die in dem gemäßigten Erdgürtel gewöhnliche Eintheilung der Jahreszeiten kan auf diese Inseln nicht angewendet werden. Es ist da allezeit warm, immer sind die Gewächse grün, zu allen Zeiten des Jahrs gibt es da reife Früchte. Nie sieht man die Bäume von allen Blättern und Früchten entblößt; Frost, Hagel, Schnee, Reif und Eis kommen da gar nicht vor. Einem Creolen oder Eingebornen dieser Inseln, ist ein Stück Eis ein Wunderding. Das Jahr wird da nur in zwey Jahreszeiten, in die dürre Zeit und die Regenzeit, eingetheilt. Jene dauert gemeiniglich vom December bis zum May; doch so, daß es im December und Januar bisweilen regnet. In den folgenden Monaten aber ist das trockene Wetter anhaltend. Die Regenzeit wird in die grosse und Kleine eingetheilt. Diese währt vom May bis gegen Ende des Monats Junius; jene vom Julius bis ans Ende des Novembers. Doch muß man sich nicht vorstellen, daß es in der nassen Jahreszeit beständig regne. Es regnet nur oft und stark, fast jeden Tag einmal, aber nur etliche Stunden; selten hält der Regen einen halben, und noch seltener einen ganzen Tag an. Es gibt mehr Strich= als Landregen; so daß eine Plantage von Regen durchgenekt seyn kan, da die benachbarte ganz trocken ist.

Wer die dürre Zeit für den westindischen Winter, und die Regenzeit für den Sommer ansieht, der gründet sich darauf, daß in jener die Bäume ihre meiste Blätter verlieren, und die mehresten Pflanzen vor Hitze vertrocknen, welches mit dem Zustande des Pflanzenreichs im Winter einige Aehnlichkeit hat; hingegen bringt die Regenzeit neues Leben in die schwächende Natur, so daß alle Pflanzen sich erholen, grünen und treiben, wie es in unserm gemäßigten Klima mit dem Anfang des Sommers zu geschehen pflegt. Wolte man die Jahreszeiten nach dem Grade der Wärme eintheilen, so würde der Sommer in die Zeit vom Merz bis in den October fallen; der Herbst aber, oder die kühlere Zeit, vom November bis in den Februar währen. Wenn also in Deutschland Winter ist; so hat man auf den caraischen Inseln eine Art von Herbst, weil alsdann die Hitze des Tages durch den vielen Regen gemildert wird, und bey dem mehrern Aufsteigen der Dünste aus der nassen Erde auch die Nächte kühlere sind. Hingegen ist da Sommer, wenn wir Europäer den Frühling, Sommer und einen Theil des Herbstes haben. Nur ist der westindische Herbst allemal noch sehr warm, und nie so kühl, daß ein Europäer über Frost zu klagen Ursache hätte. Gemeiniglich dauert das kühle Wetter nur so lange, als es wirklich regnet. Sobald dieses aufhört, und der starke Wind, der insgemein den Regen begleitet, sich legt; so ist auch die gewöhnliche Hitze wieder da. Denn die Luft klärt sich gemeiniglich bald nach dem Regen wieder auf, und die Sonne scheint. In einem ganzen Jahre habe ich nur drey Tage beobachtet, an welchen sie gar nicht zum Vorschein kam.

E

Beob:

Beobachtungen mit dem Thermometer über den Grad der Wärme konnte ich, aus Mangel eines solchen Instruments, nicht machen; doch wird dasjenige, was ich von den Empfindungen der Wärme anführen werde, dem Angelehrten faßlicher, und doch überhaupt hinlänglich seyn, sich den Unterschied zwischen der Sommerhitze z. E. in Deutschland und der das ganze Jahr hindurch anhaltenden westindischen Hitze vorzustellen. Ein Europäer, oder besser, ein Deutscher schwitzt in Westindien gewöhnlich in einem weg, auch in Häusern, wo keine Glasfenster den freyen Durchzug der Luft hindern, auch bey Geschäften, die wenige Anstrengung der Kräfte erfordern. Das geht oft so weit, daß man des Tages fünf bis sechsmal nöthig hat, sich umzukleiden. Eine halbe Stunde lang in der Sonne gehen oder arbeiten, besonders an Orten, wo der freye Zug der Luft gehemmt ist, verursacht durch den häufigen Schweiß eine solche Mattigkeit, daß man, wie der Fisch, der ausser seinem Elemente ist, nach Luft schmachtet. Nur einige Minuten mit bloßem Kopfe in der Sonne stehen, ist unerträglich; und selten kan man es in der Nacht ausstehen, auf einem Federbette zu liegen. Doch macht die Verschiedenheit der Temperamente auch bey den Europäern darinn manche Ausnahmen. Der Creol aber, oder der Neger, der in diesem Clima aufgewachsen ist, kan den ganzen Tag, auch wol mit bloßem Kopfe, nicht nur in der Sonne stehen, sondern auch schwere Arbeit verrichten, ohne übermäßig zu schwitzen. Man vergleiche noch folgende Beobachtungen. Ein Stein, den die Sonne den Tag hindurch beschienen hat, wird so heiß als ein gut geheizter
deut-

deutscher Kachelofen. Wasser, das offen in der Sonne stehet, nimmt einen solchen Grad der Hitze an, daß man es statt gekochten Wassers zum Waschen brauchen kan. In eisernem Handwerkszeuge, das eine Zeitlang in der Sonne gelegen hat, kan man sich die Hand so verbrennen, daß Blasen auffahren. Das Siegellack an Briefen und Urkunden wird, ohne in der Sonne zu liegen, nach und nach so weich, daß das Siegel eben, und der Abdruck unfentlich wird. Es ist fast unnöthig, die Folge daraus anzumerken, die einem jeden leicht von selbst einfallen kan, daß kein Europäer im Stande ist, mit einem Neger hier in der Arbeit auszuhalten, oder dieselbe so anhaltend fortzusetzen, als er in seinem Vaterlande gewohnt war.

Man sollte denken, es müßte alsdann auf diesen Inseln am heissesten seyn, wenn die Sonne den Einwohnern gerade über dem Scheitel steht; das kommt aber mit der Erfahrung nicht überein. Ueberhaupt kan die Wärme der Luft nicht bloß nach der Höhe der Sonne geschätzt werden. Da die Sonne ihre Strahlen just in der sogenannten Regenzeit senkrecht auf diese Inseln fallen läßt, in welcher die Luft den meisten Veränderungen unterworfen ist; so wird ihre Hitze dadurch sehr gemildert. Aber alsdann steigt sie zu ihrem höchsten Grade, wenn der beständige Ostwind ganz nachläßt. Alsdann ist es nicht anders, als ob alles verbrennen, und die Menschen vor Mäthigkeit verschmachten solten. Zum Glück ist eine gänzliche Windstille hier was seltenes, und von kurzer Dauer. Die wärmsten Monate sind der September und October, in welchen auch die meisten Gewitter entstehen. Wenn also in den nördlichen Ländern

die Hitze abnimmt; so nimmt sie hier zu, und macht, wenn es nicht regnet, fast unerträgliche Tage.

Eine Vergleichung zwischen der gewöhnlichen Sommerhitze in Deutschland und der in Westindien kan nach allem diesem nicht schwer seyn. Denn wenn auch das Thermometer in Deutschland bisweilen einen eben so grossen, auch wol einen höhern Grad der Wärme anzeigt; so ist doch der grosse Unterschied, daß eine solche Hitze in Deutschland nur einige Stunden oder Tage währt, da sie in Westindien fast durchs ganze Jahr einerley ist. Jene kan vielleicht drückender seyn, weil die Luft gemeiniglich alsdann voll Gewitter ist; bey dieser ist der Vortheil, daß die Luft fast immer rein und klar ist. Am meisten wird die Hitze in Deutschland durch lange Windstillen drückend, da sie in Westindien fast beständig durch den Ostwind gemildert wird, ohne welchen der heisse Erdgürtel fast unbewohnbar wäre. Er fängt des Morgens zwischen acht und neun Uhr an zu wehen, und nimmt in der Stärke zu, wie die Sonne in der Höhe. Ueberdis ist die Kleidung in Westindien auf die Temperatur der Luft eingerichtet, leicht und dünne; die Häuser sind luftig gebaut, und an kühlenden Früchten und Getränken fehlt es nicht. Man hat auch angemerkt, daß die heftige Hitze auf den caraischen Inseln merklich abgenommen hat, seitdem die dicken Büsche, womit sie bewachsen waren, niedergeschlagen worden. Ausserdem daß die Nächte das ganze Jahr hindurch feucht und kühl, zuweilen auch kalt sind; so kan in der grossen Regenzeit auch am Tage bisweilen die Hitze so abgefühlt werden, daß man einen tuchenen Rock vertragen kan. Ordentlicher Weise

Weise ist der Februar der kühlste Monat; und gegen das Ende desselben fallen mit unter so kalte Nächte ein, daß man nöthig hat, sich mit einer warmen Decke dagegen zu verwahren. Dieser Wechsel ist eine der gewöhnlichsten Ursachen der Krankheiten auf diesen Inseln. Nichts ist leichter, als daß man sich da verkältet; ja es ist ohne eine strenge Vorsicht kaum zu vermeiden.

Bei der grossen Hitze auf diesen Inseln ist die Luft immer sehr feucht, wodurch sie zur Zerstörung und Auflösung sehr wirksam gemacht wird. Eisen rostet da in kurzer Zeit, und das Silber verliert etwas von seiner Farbe. Leinenzeug und Kleidung, sonderlich tuchene Kleider werden schimmlicht und verfaulen wol gar, sonderlich wenn sie in Kisten verschlossen sind. Sie müssen wenigstens alle zwey Monate einmal gelüftet werden. Leder wird immer härter und spröder, es mag getragen werden oder nicht. Auch die Kleidungsstücke und Wäsche, welche in täglichem Gebrauche sind, werden viel eher abgetragen als in Europa; wozu die beständigen starken Ausdünstungen des Körpers viel beytragen. Brod, und überhaupt alles, wo sich Schimmel ansetzen kan, wird bald davon angegriffen. So ist das ganze Jahr hindurch, vornehmlich aber in der Regenzeit. Das Holz wird sehr bald morsch. Cederschindeln aus Nordamerica, die dort vierzig Jahr auf einem Dache liegen können, dauern hier nicht über funfzehn Jahr. Eichne Schwel-
len, wenn sie auch über der Erde auf einer Grund-
mauer liegen, sind nach zehn Jahren verfault. Ohne Zweifel liegt die Ursach dieser feuchten und zugleich verzehrenden Eigenschaft der Luft eines Theils in den

Ausdünstungen, welche der Wind, der hier immer von der See herweht, mit sich führt; grösstentheils aber in den starken Ausdünstungen des Erdreichs selber. Wenn diese Dünste sich in der Nacht vereinigen und verdicken, und durch den Wind allerwärts ausgebreitet werden; so geben sie zwar den Pflanzen die nöthige Erquickung, sind aber andern Dingen, die dem Rost und Schimmel unterworfen sind, schädlich.

Die Gewitter sind auf diesen Inseln selten sehr stark und fürchterlich. Gewöhnlich entstehen sie in der Zeit vom Merz bis in den November; am häufigsten in der grossen Regenzeit, in welcher auch die Trivate oder heftige Stürme fast jährlich vorkommen. Diese sind nicht nur furchtbar, sondern sie thun wirklich an Plantagen, Gebäuden und Schiffen beträchtlichen Schaden. Doch sind die Orcane, welche in eben der Jahreszeit die westindischen Inseln schon oft verwüstet haben, noch weit schrecklicher. Diese Sturmwetter entstehen, wenn mehrere widrige Winde sich zugleich erheben; wodurch die Luft in eine wirbelnde Bewegung gesetzt wird, welche die schrecklichsten und seltsamsten Wirkungen hervorbringt. Insgemein geht eine merkliche Windstille vorher; die Luft wird so hell und klar, daß die fernen Inseln ganz nahe scheinen; die See wird spiegelglatt, und schwillt gleich darauf so, daß sie an den Ufern wol sechs Fuß hoch steigt, da die gewöhnliche Fluth nur halb soviel beträgt. Dieses letzte ist der gewisseste Vorbote eines Orcans. Nach und nach wird der Himmel mit finstern Wolken bedeckt, worauf ein so heftiger Wind bald von dieser, bald von einer andern Himmelsgegend stürmt, daß alle Gebäude dadurch erschüttert wer-

werden. Oft ist er mit Donner und Regen verbunden, wodurch ein Brausen und Krachen entsteht, als ob alles untergehen sollte. Die Dächer der Häuser werden mit Sparren und Balken entführt; ganze Häuser von ihrer Stelle verrückt oder niedgerissen, unter deren Schutt viele Menschen, schwarze und weiße, erbärmlich umkommen; die stärksten Bäume werden wie Stäbe zerbrochen oder mit der Wurzel ausgerissen; Zuckerrohr und andre Pflanzen zerknickt und weggeführt, wodurch die Hoffnung des Pflanzers, mit den nöthigen Lebensmitteln, zu Grunde geht. Daß sich über Menschen und Thiere ein ungewöhnliches Schrecken dabey verbreite, ist leicht zu denken. Wer zu der Zeit auffer dem Hause ist, muß sich auf die Erde niederlegen, oder er wird von dem Sturme gefaßt und fortgerissen. Die Höhlen der Felsen sind alsdann die sicherste Zuflucht; auch in den leichten und niedrigen Negerhütten kan man nicht so leicht zu Schaden kommen, als in gemauerten Häusern. Die See ist dabey in einer entseßlichen Bewegung. Ihre ungeheuren Wellen schlagen weit ins Land hinein, verwüsten die Pflanzungen, die nicht hohes Erdreich oder Felsen zur Vormauer haben, und schwemmen die Gewächse aus der Erde in die See. Schiffe gerathen dabey auf Sandbänke oder Felsen, oder werden an die Küste getrieben, da für Schif und Mannschaft keine Rettung ist; auch wol weit außs Land geworfen. Durch einen solchen Orcan, der selten länger als vier und zwanzig Stunden dauert, die härtesten Stöße aber nur zwölf bis funfzehn, kan eine ganze Insel verheert, der vieljährige Fleiß und das Vermögen ihrer Einwohner

vernichtet, und sie in die bitterste Armuth und Noth versetzt werden.

Auf den dänischen Eylanden konten sich 1768. nur die ältesten Einwohner eigentlicher Orcane erinnern. *) Der Orcan im Jahre 1766. am 13ten und 14ten August betraf hauptsächlich die Insel Martinike. Er riß innerhalb vier Stunden alle öffentliche und Privatgebäude um, wobey sehr viele Menschen ums Leben kamen: fast alle Pflanzungen, mithin auch die Lebensmittel, wurden völlig zu Grunde gerichtet, und die Schiffe, welche auf der Rhede lagen, zertrümmert.

Da die Orcane, wie gesagt, in die grosse Regenzeit fallen, so ist der 25te Julii zum jährlichen Buß- und Betttag auf den dänischen caraimischen Inseln ange- setzt, um von Gott die Abwendung dieser schweren Plage zu erbitten; und der 25te October, da die grosse Regenzeit zu Ende geht, zum allgemeinen Danktag. Sie betreffen oft nur ein Eyland, und die übrigen in der Nähe liegenden bleiben damit verschont. Die phy- sischen Ursachen dieser entseßlichen Luftbegebenheiten sind nicht zuverlässig bekant; vielweniger kan man die Art und Weise hinlänglich erklären, wie sie diese Wir- kungen hervorbringen. Soviel läßt sich wol schliessen, daß die Ursachen local, und innerhalb des oft kleinen Raums enthalten seyn müssen, in welchem die Orcane ihre Gewalt ausüben. Es ist auch sehr wahrschein- lich, daß sie in der Menge und in der Beschaffenheit der Ausdünstungen zu suchen sind, welche aus der Erde und der See aufsteigen. Dieses stimmt mit der Beob-

*) Von dem schrecklichen Orcan, der seitdem vom 30ten August bis 1ten September 1772. daselbst gewüthet, wird an einem andern Orte Nachricht gegeben werden.

Beobachtung alter Einwohner der dänischen Inseln überein, daß keine Orcaue zu befürchten sind, wenn es in den Monaten Junius und Julius stark gewehet hat, und die Dünste zerstreut worden sind.

Die Erdbeben sind auf allen westindischen Inseln so gewöhnlich, daß alle Jahre wenigstens etliche vorkommen, doch in St. Croix die wenigsten. Selten sind sie so stark, daß sie einen beträchtlichen Schaden an Häusern und Plantagen verursachen; sondern es bleibt mehrentheils bey einem unterirdischen Rasseln und Knallen, wobey der Boden erschüttert, und die Mobilien in den Häusern mehr oder weniger in Bewegung gebracht werden. Ich habe in St. Thomas in anderthalb Jahren vier Erdbeben angemerkt, die alle nur leicht und kurz waren. Bey einem derselben hörte ich ein so nahe Rasseln, als ob eine Kutsche bey dem Hause schnell vorbeysühre; und das letzte im Monat September 1768. gab zwey schwache Stöße, davon der Stubenboden erzitterte und die Theetassen sich bewegten. Wie man aus dem unterirdischen Getöse, das sie begleitet, schliessen kan, so ist ihre Richtung mehrentheils von Osten nach Westen, von Eustachius nach Saba, Tortola, St. Thomas, St. Jan und Portoric.





Zwenter Abschnitt.

Beschaffenheit des Erdreichs und des Feldbaues.

Alle die drey Inseln, St. Thomas, Croix und Jan sind bergigt, vorzüglich St. Jan. St. Croix aber hat viele grosse und schöne Ebenen, davon die meisten nach dem Ostende zu liegen, und vom Basin an ziemlich mitten durchs Land gehen; da die an der Westseite sich vom Soutrivier an der See hinziehen. Auf dem ganzen Wege von Christiansstadt nach Friedrichsstadt liegt gar kein Berg; er geht durch lauter ebene Felder, und nur hie und da sieht man seitwärts einen Berg, der mit Plantagegebäuden besetzt ist. Nordwärts liegt der fast unersteigliche Maronberg, der von den entlaufenen oder Maronnergern, die ihren Aufenthalt darauf haben, den Namen hat.

In St. Thomas und St. Jan wechseln Berge und Thäler so mit einander ab, daß nur wenig ebenes Land dazwischen ist. Die merkwürdigsten Berge in St. Thomas sind die Kreuzkrone, der Königsberg und der Slaggenberg. Ersterer ist der steilste, und auf letzterem wurde ehedem durch eine aufgesteckte Flagge die Ankunft eines Schiffs angezeigt. Keiner dieser Berge kommt in der Höhe dem Kameelberg in St. Jan bey, der sehr steil und steinig ist. Sonst ist auf dieser Insel noch bey Brimsbay der hohe Berg

Berg anzumerken, auf welchem sich im Jahr 1733. die rebellischen Neger, nachdem ihnen ihre Eroberungen wieder weggenommen worden, aus Verzweiflung selbst erschossen haben.

Alle Berge dieser Inseln sind entweder mit wildem Busch bewachsen, oder es sind Plantagen darauf angelegt. Auf denjenigen, die ein steinigtes Erdreich haben, wächst der körnigste Zucker. Auf den mit Holz bewachsenen aber ist fast nicht durchzukommen, theils wegen der vielen Steine und Felsen, theils wegen des stachlichten Gehölzes, und einer Art von Ranken, die man hier Buschtaue nennt. Dieselben schlängen sich, wie Laue oder Stricke, um die Bäume von unten bis oben, und gehen von einem Baume um andern. Sie sind so zahlreich und stark, daß oft grosse Bäume von ihrer Last und dem Zwange, den sie ihnen anthun, krumm wachsen. Ich habe dergleichen gesehen, die den dicksten Ankertauen nichts nachgaben, und oben vom Gipfel eines grossen Baums zu einem andern, der wol dreyßig Schritt entfernt war, hinüber gingen, und beide Stämme zusammen verbanden. Andre hingen von hohen Bäumen frey herunter, wie die Glockenseile in den Thürmen. Die Neger brauchen die dünnere Sorte derselben zu Stricken und Bindfaden.

Ein flaches Land nennt man in Westindien eine Savanne. Insbesondere werden die blos mit Gras bewachsenen Plätze, die zur Viehweide dienen, so genannt. Der größte Theil von St. Croix besteht aus solchen anmuthigen Ebenen. In St. Thomas hingegen findet man dergleichen, ausser einigen unbedeutlichen, die an der See liegen, nur bey Muskitabay

tebay und auf der Schimmelmännischen Plantage. Letztere ist eine kleine Stunde lang, eine Viertelstunde breit, und ringsumher mit Bergen umgeben. In St. Jan sind ihrer noch weniger. Weil St. Croix flach ist, so gehen durchs ganze Land gute und fahrbare Strassen, die wohl unterhalten, und deren von Zeit zu Zeit mehrere angelegt werden. Zur Besserung derselben, welche jährlich im Monat December vorgenommen wird, muß jede Plantage eine Anzahl Neger hergeben. In St. Thomas und St. Jan kan die Landstrasse, oder der Königsweg, um der vielen und zum Theil sehr steilen Berge willen, nicht wohl befahren werden. Nur die Güter werden auf kleinen niedrigen Wagen, die sie Carossen nennen, auf eine sehr mühsame Weise, durch Pferde oder Neger, bisweilen durch beide zugleich, über Berg und Thal nach dem Hafen verführt. Da die Blanken das Zufussegehen in der westindischen Hitze nicht lange aushalten können; so ist das Reiten das bequemste und gewöhnlichste Mittel des Fortkommens, wobey insgemein ein Negerjunge oder Mägdgen neben dem Pferde herläuft. So kan man in St. Croix ohne Gefahr über die höchsten Berge wegkommen, über welche der Weg in einer schneckenförmigen Linie angelegt ist. Auf den beiden andern Inseln aber ist es für einen, der es noch nicht gewohnt ist, eine fürchterliche Sache, über die Berge, die voll grosser und kleiner Steine liegen, herauf und herunter zu reiten.

Das Erdreich dieser drey Inseln ist verschieden. In St. Thomas und St. Jan besteht der Boden theils aus Thon oder Letten, über welchem eine niedrige Schichte schwarzer Erde ist; theils aus Leimen, und
theils

theils aus röthlicher, oder Loherde. Der erste Boden ist gelblich und heist dort Wassergrund, weil er das Wasser lange behält; der andere ist ihm darinn ähnlich, und beide sind fruchtbar. Der dritte ist trocken und krennend, in welchem die Gewächse eine kurze Dürre nicht anshalten. Der meiste Boden ist mit kleinern und größern Steinen vermengt. Der kleinsteinige ist dienlicher zu Ruchengewächsen, da der Zucker in einem feimigten Boden mit größeren Steinen vermengt, am besten fortkommt. Der Boden in St. Jan ist weit feinigter als der in St. Thomas. In St. Croix findet man eben die Verschiedenheit des Erdreichs, aber bey weitem nicht so viel Steine. Schwarze Erde, neun Schuh tief, mit Leimen darunter, zeigt dort fast lenthals ein gutes Land an. Hin und wieder ist der Boden zu fett, und treibt Zuckerröhre, die zwar stark, aber zu wässerig sind, und wenig Zucker geben. Ingegen ist auch hin und wieder sandiger fast unbrauchbarer Boden.

Eigentliche Flüsse finden sich auf diesen Inseln nicht, wol aber grosse und kleine Bäche, welche größtentheils vom Regen entstehen, und so, wie die stehenden Wasser, Goot, oder Watergoot genennt werden. Einige derselben vertrocknen fast gar in warmer Zeit, andere wachsen in der Regenzeit so an, daß sie kaum zu passiren sind. In St. Croix sind unter den sieben stärksten, die sich weit ins Land hinein strecken, das Soutrivier auf der Nordseite, und Lagrande, oder eigentlich Lacgrandi am Westende, die beträchtlichsten. In den andern zwey Inseln sind sie weit schwächer, und rinnen meistens nur zwischen den Felsen herunter. Sie haben kein süßes,
son-

sondern ein etwas salziges Wasser, welches man Brakwasser nennt, und nur von Vieh, von Negern und solchen Leuten getrunken wird, die nicht im Stande sind, Regenwasser zu sammeln. Doch gibt es Leute, die sich so daran gewöhnt haben, daß sie es auch aus Geschmack, und weil es ihnen besser bekömt, dem Regenwasser vorziehen. Auf vielen Plantagen, sonderlich in St. Croix, muß das Brakwasser eine ja wol etliche Stunden weit geholt, mithin auch das Vieh so weit zur Tränke geführt werden.

Es finden sich zwar auch Quellen und Brunnen auf diesen Inseln; ihr Wasser ist aber auch nicht ganz süß, jedoch ziemlich trinkbar. Das einige süße Wasser ist da das Regenwasser, welches mit grosser Sorgfalt gesamlet wird. Aus den Rinnen, welche an allen Seiten der Dächer angebracht sind, wird es durch Röhren entweder in Fässer oder in Cisternen, die man dort Regenbacke nennt, geleitet. Vor einem oder ein paar starken Regengüssen wird auf diese Weise so viel Wasser gesamlet, daß eine Plantage ein Vierteljahr und länger daran genug hat, auch werden den Negern und dem Vieh etwas davon abgeben kann. Sonderlich wird in den Castellen jederzeit ein guter Vorrath davon aufbehalten. Das junge oder frische Regenwasser ist nicht so gut und gesund als das alte. Nach fünf bis sechs Tagen nimmt es einen übeln Geruch an, der aber vergeht, sobald frisches dazu kommt. Nach einigen Wochen bessert es sich; aber nach etlichen Monaten kömt es erst in seinen vollkommenen Zustand. Nie ist es recht kühl, welches auch für die beständig erhitzten Körper nicht zuträglich seyn würde. Doch pflegen manche, soviel für einen Tag zum trinken erforderlich

erfordert wird, die Nacht vorher zur Abkühlung in die freye Luft zu stellen.

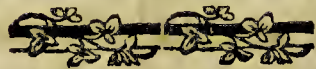
Bei außerordentlich lange anhaltender Dürre steigt das Regenwasser auf einen hohen Preis, den man doch gerne bezahlt, wenn es nur zu bekommen ist. Ein Zuber voll, oder so viel als ein Neger auf dem Kopfe tragen kan, muß mit ein Viertel bis drey Viertel Stück von Achten bezahlt werden. Im April 1758. wurde im Basin ein solches Maaß für ein ganzes Stück von Achten, das ist, bey nahe für einen Reichsthaler verkauft. Auch das Regenwasser, das in den Klüften der Felsen stehen bleibt, wird getrunken. Es wird nach und nach mit einer bläulichen Haut überzogen; und man hütet sich sorgfältig, dieselbe weiter abzuziehen, als zum schöpfen gerade nöthig ist; weil sie das Wasser gegen die Sonnenhitze decket und gut erhält. Dieses Wassers bedienen sich sonderlich die Maronneger auf den Bergen.

Die Art des Feldbaues auf diesen Inseln ist von der europäischen sehr unterschieden. Der Acker wird, außer an einigen Stellen in St. Croix, weder mit dem Pfluge aufgerissen, noch mit der Spathe gegraben. Nur die Hacke wird dazu gebraucht. Bei lockerem Boden ist diese Bearbeitung sehr dienlich, und bey steinigtem und an gähen Bergen die einzige mögliche. In St. Croix wäre bey dem mehr ebenen und nicht so steinigten Boden der Pflug wohl anzubringen; allein die Pflanzer bleiben doch bey der alten Gewohnheit, obgleich bey dem Gebrauche des Pflugs die Hälfte der Sclaven erspart würde. Zu der Feldarbeit, die in Europa mehrentheils durch Pferde und Ochsen bestellt wird, werden dort die schwarzen Scla-

Sclaven gebraucht, die in langen Reihen unter der Aufsicht des Bomba, die Felder behacken, welches durch das feinigste Erdreich und die steilen Berge un-
gemein erschwert wird.

Das Düngen der Felder war hier bisher wenig nöthig, weil der Boden, ohne diese Hülfe, fruchtbar genug war. Izt scheint die Fruchtbarkeit derselben ziemlich erschöpft zu seyn. Ein alter Einwohner in St. Croix versicherte mich, daß das Zuckerrohr izt bey weitem nicht mehr so stark wüchse, als er es vor zwanzig Jahren gesehen habe. Damals wäre es drittelhalb Mann hoch und fast armdick gewachsen, wo es izt kaum eine Höhe von anderthalb Mannslängen erreicht. Daher suchen izt manche Pflanzer die Fruchtbarkeit ihrer Felder mit Dünger zu befördern. Derselbe muß auf bergigte Felder, in Makutten oder Körben, von den Negern auf dem Kopfe getragen werden; da auf mehr ebenem Lande Ochsen oder Maulesel zu dieser Arbeit gebraucht werden.

Den Dünger, der mit Makas, das ist ausgepresstem Zuckerrohr vermengt wird, hält man da für den besten. Doch ist auch bey dem Düngen Vorsichtigkeit zu gebrauchen; weil sowol durch allzuhitzigen, als allzuhäufigen Dung bey der Dürre des Bodens und der übermäßigen Hitze, leicht mehr Schaden als Nutzen verursacht wird.



Dritter Abschnitt.

Säugende Thiere.

Es ist weder zu meiner Absicht nöthig, noch meinen Kräften angemessen, eine eigentliche Naturhistorie dieser Inseln zu liefern. Da bereits verschiedene Naturkündiger dort gewesen und theils noch daselbst sind, welche die Kenntniß der Naturalien zur Absicht haben, so ist mit Grunde zu hoffen, daß wir durch ihren Fleiß und Geschicklichkeit, über kurz oder lang, eine vollständige Naturgeschichte dieser Inseln bekommen werden. Indessen werden die Nachrichten, welche ich in diesem Abschnitte mittheile, nicht nur etwas zur Kenntniß der natürlichen Beschaffenheit dieser Inseln beytragen, mithin der Missionsgeschichte, die meine Absicht ist, einiges Licht geben; sondern sie werden hoffentlich auch meinen Lesern weder unangenehm noch unnütz seyn. Ich werde dabey vorzüglich meine eigenen Erfahrungen brauchen, aber auch ohne Bedenken die Kenntnisse anderer benutzen. Da ich für Leser von allen Arten schreibe, so würde ein gelehrtes Ansehen meinem Aufsatze unfehlbar nachtheilig seyn; und ich halte mich deswegen für berechtiget, von den Schriftstellern, die mir entweder gedient haben, oder bey denen man mehr Licht über gewisse Gegenstände finden kan, nur wenige anzuführen.

Eben diejenigen Hausthiere, welche die Europäer in ihrem Vaterlande zu ihrem Dienst brauchen, haben

§

sie

sie in ihre westindische Pflanzörter mitgenommen, in welchen sie eben so wenig einheimisch sind als ihre Herren. Ziegen, Schweine u. s. w. sind zuerst durch die Spanier nach Westindien gebracht worden. Zzt werden aus Nordamerica und Portoric viele Pferde nach den dänischen Inseln gebracht. Die Newyorkischen sind sehr groß, und theuer. Ein guter Passgänger von daher kommt auf zweyhundert Stück von Achten und noch höher zu stehen. Die creolischen, oder im Lande erzeugten Pferde, sind klein, aber zum Klettern über die Berge und Felsen vortreflich. Ihre Fütterung ist, auffer Gras, der sogenannte Zuckertop, oder die obersten Blätter des Zuckerrohrs. Der Haber ist dort sehr theuer und rar, und daher kein gewöhnliches Pferdefutter. Die Maulesel verstehen das Klettern über die Berge fast noch besser als die Creolpferde. Sie werden daher viel zum Reiten, mehr aber zum Lasttragen und in den Zuckermühlen gebraucht. Der Preis eines Maulthiers ist hundert bis zweyhundert Stück, da man einen Esel für achtzehn bis zwanzig Stück kaufen kan.

Das Rindvieh, das von Portoric dahin gebracht wird, hat ein sehr gutes Ansehen, aber im Geschmacke bleibt ihr Fleisch weit hinter dem europäischen zurück; es hat auch wenig Fett und noch weniger Talg. Die Kühe sind zwar fruchtbar, geben aber wenig Milch, und diese gibt wenig Rahm, weil sie nach sechs Stunden schon dick wird, und abgenommen werden muß. Die Schafe werden auf diesen Inseln nicht um der Wolle, sondern um des Fleisches willen, gehalten. Denn eigentliche Wolle haben sie nicht; auch die aus kältern Ländern hieher gebrachten, verlieren die-
selbe

elbe in einigen Jahren und bekommen dafür Ziegenhaare. Die Ercoischafe bringen zwar Wolle mit auf die Welt, aber sie wird nach und nach härter, und verwandelt sich mit der Zeit völlig in Ziegenhaar. Ihr Fleisch ist so gesund, daß man sich, wie mir ein Missionarius, aus seiner und anderer Erfahrung, versichert hat, von dem stärksten Durchfall damit kurren kan.

Die Ziegen, oder Cabritten, werden in grosser Menge zu eben der Absicht gehalten, wie die Schafe, auch eben so wenig gemolken, als diese. Sie werfen in zwey Jahren fünfmal, und jedesmal zwey bis drey Junge. Ihr Fleisch ist nicht so gesund als Schafffleisch. Die dortigen Guineaziegen, die der Herr von Buffon Zwergziegen nennt, sind aus Afrika dahin gebracht worden, und kleiner als die andern Ziegen; haben einen dicken Leib, sehr kurze Füße, und kurze krumme Hörner. Ihre Farbe ist mehrtheils schwarz, oder schwarz mit weissen Flecken.

Schweine werden in grosser Menge gehalten, und mit Zuckertop gemästet. Ihr Fleisch ist das kräftigste, nicht sehr fett, aber desto gesünder.

Wey den Hunden findet sich das besondere, daß sie dort geworfeneu, ohngeachtet der grossen Hitze des Klima, nie toll werden, welches hingegen den meisten, die in kalten Ländern dahin gebracht werden sehr bald wiederfährt. Ausser dem gewöhnlichen Futter, fressen sie auch Baumfrüchte und Erdgewächse, als Susake, Matatten, Jams, und eine Art Kirschen.

Katzen werden auf allen Plantagen um der vielen Katzen und Mäuse willen gehalten. Sie sind mehrtheils mager, viele laufen wild herum, und näh-

ren sich von den Katzen in den Zuckerfeldern, von Eibern und Vögeln.

Vor wilden reißenden Thieren ist man dort allenthalben sicher. Ausser den wildgewordenen Hunden, Katzen und Ziegen, gibt es keine andre wilde Thiere, als Katzen und Mäuse. Doch sollen sich in den dicken Wäldern von St. Croix bisweilen wilde Schweine, und auf hohen Bergen auch wilde Schafe sehen lassen. Aber auch diese sind weiter nichts als entlaufene Hausthiere.

Mäuse und Katzen sind in Westindien nicht einheimisch, und erst mit den europäischen Schiffen dahin gebracht worden. Die Katzen, die sich unglaublich vermehret haben, halten sich hauptsächlich in Zuckerfeldern, in Pinguin und Felsenlöchern auf, wo man ihnen nicht bekommen kan. Sie thun an Welschkorn und Zuckerrohren grossen Schaden; und wenn sie draussen kein Futter mehr finden, so hat man sie bestomehr in den Häusern. Auch den Baumfrüchten gehen sie nach und fressen Susack, Wendubohnen, Tamarinden, und dergleichen. Auf manchen englischen und französischen Inseln ist man durch die Menge dieser Thiere genöthiget worden, die Neger durch Belohnungen zum Fange derselben aufzumuntern. Man sagt, daß sie ihnen bisweilen auch zur Speise dienen; auf den dänischen Inseln aber habelich nur von einem einzigen Neger gehört, daß er sich mit gebratenen Katzen was zu gute thue; da alle übrige, sonderlich die Creolneger, sie verabscheuen. Auch einige Schlangen sind Feinde der Mäuse und Katzen, und verfolgen sie bis in die Dächer der Häuser. Da es aber in diesen Inseln izo wenig Schlangen mehr gibt: so sind die Katzen gegen sie das beste Mittel.

Die Fledermäuse sind hier von ungewöhnlicher Größe. Ich habe eine gemessen, die von dem Ende eines Flügels bis zum Ende des andern, beynahewey englische Schuhe breit, und vom Kopf bis ans Ende des Körpers ohne den Schwanz, sechs Zoll lang war. Ihre Ohren hatten beynah die Größe des Kopfs. *) Eine andere ungeschwänzte mit langen Ohren und einem Hundsgesicht war nicht viel kleiner. Ich wußte nicht, zu welcher Linneischen Art ich sie rechnen sollte; denn es wolten keine von den angegebenen Kennzeichen dabey zutreffen. In Herrn Müllers Linneischem System finde ich, daß die Fledermäuse auf den caraischen Inseln für Schutzengel gehalten werden. Worauf sich diese Nachricht gründet, weiß ich nicht; wohl aber, daß man sich dort kein Bedenken macht, sie zu fangen und zu tödten.

Von den in diese Ordnung gehörigen säugenden Seethieren sieht man bisweilen nicht weit vom Lande Meerschweine, oder Tummler und Grampus. Wenn dieser mit dem Sägefische streitet, so schlägt er mit dem Schwanze entsetzlich ins Wasser, daß man von weitem sehen kan, wie es in die Höhe sprüzet. Auf dem Reff bey St. Croix strandete vor einigen Jahren ein angeschossener Sägefisch, aus welchem viel Thran gekocht wurde. In seinem ungeheuren Kopf maß man die untere Kinnlade, und fand sie vierzehn Fuß lang, und ein Gewerbe aus dem Rückgrad, welches aufgehoben worden, betrug in der Länge dreyzehn, und in der Höhe sieben Zoll.

F 3

Bier

*) *Vespertilio murinus.*



Vierter Abschnitt.

Vögel.

Von zahmem Federvieh werden dort eben dieselben Arten unterhalten, die in europäischen Wirthschaften gewöhnlich sind. Sie sind in Westindien nicht einheimisch, sondern aus andern Ländern dahin gebracht, kommen aber da gut fort. Die Hühner von verschiedenen Gattungen fangen schon nach dem neuen Jahre an zu legen. Die jungen Kalkunen oder welsche Hühner und andere junge Hühner sind da einer Art Pocken unterworfen, die sich in die Augen, an den Kamm und Schnabel so dick ansetzen, daß sie das Vermögen zu fressen verlieren, und sterben. Gänse gibt es wenige, und noch wenigere Pfauen. Von Enten sieht man mehr als eine Gattung, besonders die grosse türkische. Die Tauben sind, wie in Europa, von allerhand Farben und Gattungen. Außer diesen gibt es auf den meisten Plantagen viele Guinea- oder Schickee- oder Perlhühner.

Von Raubvögeln ist daselbst der Siffermann, *) und der Kuckubak **) am bekanntesten. Jener soll nicht nur auf Vögel stossen, sondern sich auch von Fischen nähren. Dieser aber ist der Feind kleiner Vögel, junger Hühner und sonderlich der Steintäubchen und

*) Eine Varietas des Falco gentilis.

**) Falco Sparverius.

er Eidenen. Er ist fast so groß, wie eine Taube, von Farbe braunröthlich, mit weissen Streifen um den Kopf. Es gibt ferner daselbst Eulen, desgleichen grüne Papagoyen, die sonderlich an Bendebohnen, kleinem Mayz und Baumwolle grossen Schaden thun, und in den Wäldern ein unangenehmes Geschrey machen. Die jungen Papagoyen werden von den Neieren aus den Nestern genommen, und zum Aeden bgerichtet. Hingegen brauchen die Alten grosse Vorcht gegen die Nachstellungen, und auf ein gegebenes Zeichen ihrer ausgestellten Wachen, fliegt der ganze Schwarm schnell davon. Perrocketgen oder kleine Papagoyen sind häufig in St. Jan, wo noch sehr viel Busch ist.

Die Maritiemaat oder Madenfresser, *) sind etwas grösser, als die Staare, ganz schwarz, mit einem langen, schmalen und runden Schwanz, und einem gekrümmten Schnabel. Sie haben das besondere, daß sie ihre Eyer zusammen in ein grosses Nest legen, und die Jungen gemeinschaftlich ausbrüten und füttern. Sie könnten auch Grillenfresser heissen, weil sie von diesen und andern Insecten, sonderlich von den Maden leben, die in den Häuten des Rindviehes ausgebrütet werden. Die Kühe sind sehr willig, sich durch diese wohlthätigen Vögel von jener Plage befreyen zu lassen. Aus der Ursache werden diese Vögel eben so geschont, als die Schwalben in Europa.

Die kleinen glänzenden Colibri oder Honigvögel heissen dort Kunkertjen. **) Die gemeinsten sind sie gelblich grünen mit dunkelblauen oder schwarzen

*) *Crotophaga Ani.***) *Trochilus.*

Flügeln. Ihr langer dünner Schnabel sieht wie polirt Ebenholz aus. Die Zunge, die sie sehr weit heraus strecken können, gleicht einem dünnen gespaltenen Faden, womit sie den süßen Saft der Blumen einsaugen. Sie fliegen ungemein schnell und machen ein angenehmes Geschwirre. Ihre kleinen Nestergeren sind inwendig mit der feinsten Baumwolle sehr weich ausgelegt. Es gibt derselben auf dem westen Lande und den grossen Inseln mehrere Arten, die theils grösser, theils noch viel kleiner, und mit den lebhaftesten Farben geziert sind.

Von schwimmenden Vögeln finden sich auf diesen Inseln kleine wilde Enten von gutem Geschmacke. Ferner der Pelican, oder die Kropfgans, der den Schwan an Grösse übertrifft. Den deutschen Namen hat er von dem Kropf, oder besser, von dem Beutel, der am Untertheil seines langen Schnabels, als an einem Rahmen hängt, und fast von der Spitze desselben bis mitten an den Hals geht, und sich sehr ausdehnen läßt. Die Pelicane bedienen sich derselben zum fischen statt eines Hamen. Denn mit osnem Schnabel fahren sie unters Wasser, da dann einige Fische in den Beutel hineinfallen, die sie ganz verschlingen. Ich habe einen jungen noch nicht ausgewachsenen gemessen, dessen Länge vom Ende eines Flügels bis zum Ende des andern sieben Schuh, von der Brust bis zum Ende des Schwanzes zwey, die Länge seines Schnabels bis zu den Augen über einen, und seine Höhe über zwey Schuh betrug. Der hintere Theil seines Halses war caffeebraun, der vordere weiß und hellbraun. Der Leib und die Flügel waren theils aschfarbig, theils schwarz und weiß, und unter dem Bauch aschfarbig mit roth
ver-

vermengt, die Füße aber ganz schwarz. Auf dem Kopfe hatte er eine weiße Platte. Aus der Haut der Brust machen sich die Neger eine Art Mützen, welche einer Perrücke nicht unähnlich sind; der Kropf aber wird in Tabacks- und Geldbeutel verwandelt. Die Pelicane leben von Fischen; zu deren Fang sie von der Natur mit vortreflichen Augen versehen sind, daß sie die kleinen Piskett, die ihnen vorzüglich gut schmecken, sehr weit im Wasser sehen können. Ihr Fleisch ist wegen des Geschmacks nicht zu empfehlen. Wenn man sie auf einer Seereise gewahr wird, so ist es ein Zeichen des nahen Landes.

Eine Menge Meerschwalben, *) von Taubengröße, Aschfarbe, mit einem weissen Bauche, mit schwarzen Schnäbeln und Füßen, bewohnen die Felsen und Klippen, und leben gleichfalls von Fischen. Die Vogelklippe bey St. Jan, die mit diesen Vögeln besetzt ist, hat ihren Namen davon. Sie sind gar nicht wild, und auch in Häusern trift man öfters welche an, die so zahm sind, wie Tauben, und sich von Fliegen und Rackerlacken nähren.

Unter den langbeinigten Vögeln verdient der prächtige Flamingo **) den ersten Platz, sowol wegen seiner ansehnlichen Größe, als lebhaften Farbe. Denn seine Federn sind fast durchgängig roth; und mit dem Alter wird diese Farbe erhöht. Sein Leib hat ungefehr die Größe einer Gans; daran sind Hals und Füße so lang, daß er aufgerichtet, fast die Länge eines mittelmäßigen Menschen erreicht. Der Schnabel ist stark und hart, und an der Spitze gebogen. Damit

§ 5

holt

*) Sterna stolidus.

**) Phoenicopterus ruber.

holt er die Krabben aus dem Sande, die nebst den Fischen seine Nahrung sind. Das Fleisch dieser Vögel ist sehr wohlschmeckend. Man findet sie auf der Nordseite von St. Thomas bey der See, in größserer Menge aber auf dem besten Lande.

Der Krabbenfresser, *) ein kleiner Reiher, mit einem gelblich grünen Schnabel, hält sich bey den Svots oder Bächen auf, und nährt sich von Krebsen.

In morastigen Plätzen bey der See, wo Mangelbäume stehen, halten sich die Wasserhühner auf. Man hält sie auch in Häusern, wo sie von Brod und Kackerlacken leben. Sie sind esbar.

Es gibt auf diesen Inseln eine Menge Tauben. Eine Gattung wilder Turteltauben kündigt mit ihrem sanften girrenden Gesange jeden Morgen den Aufgang der Sonne an. Von besonderer Schönheit sind die Sperlingtauben oder Steintäubchen. Den letzten Namen haben sie von ihrem Aufenthalte in den Ritzen der Steine und Klippen. Sie sind von der Größe der Wachteln; ihre Brust ist röthlich mit schwarzen Flecken, übrigens graugelblich, mit schmalen schwarzen Strichen auf den Flügeln. Sie leben von Körnern; und sind sehr gut zu essen; so wie die blauen oder Holztauben, die bleyfarbig sind und einen weissen Flecken auf dem Kopfe haben. Diese sind Zugvögel, von welchen man aber ohne Grund vorgibt, daß sie alle vor der Drcanzzeit wegziehen, und nach derselben wiederkommen. In Nordamerica haben sie in ihrer Farbe was röthliches. Daselbst kommen sie oft in solcher Menge, daß sie die Luft verfinstern, an den Bäumen, worauf sie fallen, grosse Nester

*) *Ardea virescens.*

Neste zerbrechen, und wo sie sich gelagert haben, schuhhohen Mist zurücklassen.

Sonst siehet man noch verschiedene kleine Vögel aus dem Geschlechte der Meisen, Bachstelzen, Buchfinken und andern. Die Magisvögel, die sich von Mayz oder Magis nähren, sind in dem äußern Ansehen und Farbe von den Hänflingen nicht verschieden, nur etwas kleiner. Schwalben sind da sehr selten. An der See siehet man zwar einige Vögel, die mit den Schwalben eine Aehnlichkeit haben; aber ihre Schnäbel und die Schwimmfüße unterscheiden sie von diesem Geschlechte.

Auf diesen Inseln hat man das Vergnügen nicht, den Gesang der Nachtigall zu hören. Sie hält sich da eben so wenig auf, als die Lerche. Doch fehlt es nicht gänzlich an Gesangvögeln. Der Griv oder die westindische Drossel, singt so angenehm als die europäische Singdrossel, von welcher sie mir nicht verschieden zu seyn schien. Sie ist auch eben so schmackhaft als diese.

Bewundernswürdig ist der Instinct gewisser kleiner Vögel, nach welchem sie ihre Nester ans äußerste Ende der Zweige bauen, wo weder Schlangen noch Katzen ihre Brut beschädigen können. Ich habe dergleichen gesehen, die fast wie Negerhäuser gestaltet, oben gegen den Regen vollkommen gut verwahrt, der Eingang aber an der Seite so angebracht war, daß dem Winde aller Zugang verschlossen wurde.



Fünfter Abschnitt.

Amphibien.

Amphibien sind auf diesen Inseln und um dieselben in grosser Menge. Unter diesem Namen hat man sonst diejenigen Thiergeschlechter verstanden, welche sowol im Wasser, als auf dem Trocknen leben. Es hat aber der Ritter von Linné, dessen Natursystem mein Leitfaden ist, den Begriff dieses Namens, ohne auf jene doppelte Lebensart zu sehen, nach ganz andern Kennzeichen, die von dem innern besondern Bau des Körpers dieser Thiere genommen sind, dergestalt abgeändert und bestimmt, daß auch solche Thiere darunter verstanden werden müssen, welche entweder nur im Wasser, oder nur auf dem Lande leben. Ich finde diese Erinnerung hier nöthig, um der Verwunderung zuvorzukommen, welche aus dem alten Begriff von Amphibien sonst entstehen muß, wenn man hier unter dieser Ueberschrift auch solche Thiere angezeigt findet, die das völlige äussere Ansehen der Fische haben, und nur im Wasser leben. Es gibt also nach dem Linneischen Begriffe, kriechende, schleichende und schwimmende Amphibien. Zu der ersten dieser drey Ordnungen gehören die Schildkröten. Unter diesem Geschlechte wird die grüne, um ihres schmackhaften Fleisches willen, und die Carette, um ihrer Schale willen, geachtet. Die grüne Schildkröte

Kröte hat ein Froschmaul, einen kurzen Hals, vier kurze Füße oder Patten, die zum Schwimmen und gehen eingerichtet sind; die hinteren haben die Form der Gänsefüße, oder einer flachen Hand, die vordern aber sind länger und schmaler, und fast wie Flügel gestaltet. Sie ist über den ganzen Leib mit einem harten Schilde, bis an den Hals bedeckt, welches aus vieleckigten Figuren besteht, und mit einem schmalen zackigten Rande eingefast ist. Etwas weniger ist es erhaben, aber von dem sogenannten Schildpat, woraus so viele schöne Arbeit verfertigt wird, sehr verschieden, und zur Verarbeitung unbrauchbar. Der Kopf ist mit kleinern Vielecken geziert, so wie der Unterleib, an welchem aber die Schale in der Mitte weich ist. Der Hals ist grünlich, das übrige gelblich und bräunlich. Sowol den Kopf, als die Beine können sie durch die Oefnungen, welche vorne und hinten an dem Schilde gelassen sind, hineinziehen, und darunter gegen jede Beschädigung verbergen. Sie sind von drey bis neun Fuß lang, und wiegen von hundert bis achthundert Pfund. Es gibt Schilde die über acht Fuß lang, und mehr als halb so breit sind. Die Neger machen verschiedenen Gebrauch davon. Einige füllen sie mit Erde, worinn sie allerley Pflanzgen erziehen. Ihr Fleisch, das zum Theil den Geschmack von Kalbfleisch, zum Theil von Hühnerfleisch hat, ist sehr gesund. Es dient sonderlich den Leib offen zu halten, und die Suppe davon ist ein bewährtes Mittel gegen scorbutische Zufälle. Ihre Eyer sind kugelrund, mit einer weichen Pergamenthaut überzogen, und sehr wohlschmeckend. Auch die unreifen Eyer werden in Suppen gethan, und als eine leckere Speise

Speise genossen. Es halten sich diese Thiere im Wasser auf, und kommen nur Abends ans Land, um ihre Eyer abzulegen. Sie machen zu dem Ende mit ihren Patten ein tiefes Loch im weichen Sande, mit welchem sie die hineingelegten Eyer so zudecken, daß sie nicht leicht zu finden sind. Da sie dieses verschiedene Tage wiederholen; so werden sie belauert, und die Eyer, deren oft nicht weniger als siebenzig Stück sind, weggenommen. Bey dieser Gelegenheit werden sie auch selber gefangen. Denn indem sie mit dem Verscharren ihrer Eyer beschäftigt sind, werden sie entweder mit einer Stange, oder indem ein paar starke Leute sie bey den Patten ergreifen, auf den Rücken gelegt. Diese letztere Art erfordert mehr Kühnheit und Vorsicht. Denn obgleich die Schildkröten keine Zähne haben, so lassen sie doch eine Hand, die sie angebissen haben, nicht eher los, als bis sie getödtet sind. Dort werden sie in der See mit Netzen gefangen, sowol bey St. Croix, als auf der Südseite von St. Thomas, hauptsächlich aber bey Krabbeneyland. Es ist nicht ungewöhnlich, daß Leute, die an der See wohnen, diese Thiere in einem mit Pfählen eingeschlossenen Raum in der See füttern und unterhalten. Sie haben ein sehr zähes Leben. Acht und mehrere Tage können sie sich ohne Nahrung behelfen, und wenn sie geschlachtet sind, bewegen sich die Stücke, insonderheit das Herz, noch sehr lange.

Die Caretttschildpatte ist kleiner, in der Bildung des Mauls und der Beschaffenheit des Schildes von der vorigen verschieden, und nicht eßbar. Sie wird nur um ihrer durchsichtigen Schale willen, die unter dem Namen Schildkrot bekant ist, gefangen. Diese Schale

Schale liegt Blätterweise über dem knöchernen Schilde, und dient, indem sie weich gemacht wird, zu Tabacksdosen und mancherley andern Arbeiten. Auf den caraischen Inseln werden von dieser Art nur wenige gefangen; mehrere aber gibt es in Ostindien, deren Schalen auch höher geschätzt werden. Noch ist daselbst eine Art dieses Geschlechts, welche Trunkschildpatt oder die Lederne heißt, weil sie nicht mit einem hornartigen Schilde, wie die vorigen, sondern mit einem weichen Leder gedeckt ist. Hingegen habe ich da keine Landschildkröten gesehen, deren es jedoch, wie man mich versichert hat, auch geben soll, aber sehr wenige, weil sich diese Art nur im süßen Wasser aufhält, daran auf diesen Inseln grosser Mangel ist. Ob es auf denselben, wie auf den grossen Antillen, und dem besten Lande, Crocodillen gebe, wird niemand fragen, der da weiß, daß diese fürchterlichen Thiere nur in grossen Strömen sich aufhalten, dergleichen da nicht sind.

Die Eidecken daselbst sind alle unschädlich und meistens von gutem Ansehen. Die grossen werden Leguanen, die kleinen creolisch Racketes genennt. Die Leguanen von drey Fuß Länge, dergleichen ich gesehen habe, gehören noch nicht unter die größten. Sie sind ganz grün, und die Haut ist durchaus mit kleinen Schuppen besetzt. Unter der untern Kinnlade haben sie einen Sack hängen, den sie, wie die Kropfkröten, aufblasen können. Vom Kopfe bis fast ans äußerste Ende des Schwanzes steht auf dem Rücken ein unter Rammen in die Höhe, dessen Zähne etwas gegen den Schwanz hingebogen sind. Dieser ist mehr als zweymal so lang, als der ganze Leib, mit Hals und Kopf

Kopf. Jeder Fuß ist mit fünf langen Zähnen, und diese mit sehr spitzigen Klauen versehen. Sie ändern ihre schöne grüne Farbe, daß sie heller oder dunkler, und oft voll brauner Streifen wird. Das letzte erfolgt auch, wenn sie sterben, und nach und nach vergeht die grüne Farbe gänzlich. Sie können gut klettern, und halten sich auf allen drey Inseln auf Bäumen im Busche auf. Man weiß nicht, wovon sie leben; nur sieht man, daß sie die Zunge zuweilen herausstrecken, und aus der Luft was wegzuschnappen scheinen. Sie können zahm gemacht werden, und dienen auf den westindischen Inseln und in Surinam zur Speise, ihr Fleisch ist eines der schmackhaftesten, und gesunden Personen zuträglich. Einige Soldaten in St. Croix ziehen ihnen die Haut ab, die sie ausstopfen, und nebst andern Naturalien an die Liebhaber verkaufen.

Von kleinen Eideyen oder Racketes gibt es verschiedene Gattungen, die sich auf Bäumen, in Häusern, auf Dächern, ja fast allerwärts aufhalten, und den Fliegen nachstellen, die nebst Spinnen, Käferlacken, Scorpionen und Ameisen ihnen zur Nahrung dienen. Ihre Haut glänzet wie Seidenzeug, und spielt mit anmuthigen Farben, die sie auch verschiedentlich abändern. Letzteres habe ich mehrmalen mit vieler Aufmerksamkeit, und nicht ohne Bewunderung betrachtet. Es währen aber diese Schönheiten der Haut nicht länger, als ihr Leben, welches die Liebhaber der Naturalien, die dergleichen Thierchen in Weingeist aufheben, sehr bedauern. Sie sind nur etwa fingerslang; ihr Schwanz aber macht den größern Theil ihrer Länge aus, und den können sie artig biegen

siegen und drehen. Er ist sehr brüchig, wächst aber leicht wieder nach. Auf demselben, zum Theil auch auf dem Rücken, haben die männlichen eine dünne tierliche Haut, die wie die Rückenflossen der Fische, in die Höhe steht. Die weiblichen hingegen sind ohne dieselbe, auch etwas kleiner, aber dafür haben sie lebhaftere Farben. Ohne Furcht kommen sie in die Wohnzimmer, selbst auf die Tische, um Fliegen zu fangen, worinn sie eine grosse Geschicklichkeit besitzen. Wenn sie ihren Raub erblickt haben, so thun sie nach demselben einen Sprung auf eine halbe Elle, und verfehlen ihn selten. Sie halten sich paarweise zusammen, und jedes hat seinen eigenen Jagdplatz. Bisweilen entstehen unter ihnen sehr ernstliche Händel; ob darüber, daß eins dem andern ins Gehege kömmt, oder aus andern Ursachen, das kan ich nicht bestimmen. Dabey blasen sie grimmig ihre Kröpfe auf, heben die Rückenhaut, eins faßt das andere bey der hintern Kinnlade, da dann der schwächere Theil auf den Rücken gestürzt wird. Ihre kleinen weissen hängten Eyer legen sie in die Erde, in die Strohdächer, bisweilen auch in Geschirre, die nicht gebraucht werden. So lange sie im Wachsen sind, häuten sie sich von Zeit zu Zeit, wie die Schlangen; wenn sie aber ihre vollkommene Grösse erreicht haben, so behalten sie ihre Haut bis ans Ende ihres Lebens.

Die Grundkacketes kommen selten in Häuser, und oft über einen Schuh lang, aber bey weitem nicht schön als die Hauskacketes. Einige derselben sind grau, und schleppen einen Schwanz hinter sich her, der wohl zweymal so lang ist als der Leib. Andere sind auf der braunen Grundfarbe des Leibes mit gold-

S

gelben

gelben Streifen gezeichnet. Beide Arten sind unschädlich, und leben von Würmern, die sie in lockerer Erde auffuchen.

Die Frösche kommen auf diesen Inseln den Tag über selten zum Vorschein: desto mehr aber lassen sie sich des Nachts hören. Der Laut, den sie von sich geben, hat mehr Aehnlichkeit mit dem Pfeifen, als mit dem Quacken unsrer europäischen Frösche. Einer, den ich zu Gesichte bekam, war etwas grösser als ein Laubfrosch, aber dunkelbraun, und hatte oben um die Augen eine rothe Einfassung.

Ehedem gab es auf diesen Inseln grosse Schlangen, welche Hühner, Enten, und dergleichen verschluckten. Sie sind aber ausgerottet, und izt siehet man nur kleine, und wenige. Sie leben von Mäusen, die sie auf den Feldern fangen, auch wol in die Häuser verfolgen. Manche halten sie daher für nützliche Thiere, die in der That niemanden beschädigen. Diejenigen, die ich gesehen habe, waren zwey gute Ellen lang, auf dem Rücken braun oder aschgrau, am Bauche aber weiß oder gelb.

Von schwimmenden Amphibien ist da der Hay, von welchem im vorigen Buche geredet worden. Der Sägefisch *) ist am Maul mit einem langen Gewehre versehen, das einem geraden Schwerte gleicht, welches auf beiden Seiten mit platten spitzigen Zähnen besetzt ist. Die Anzahl dieser Zähne richtet sich nicht nach der Länge der Schwerter. An einem ellenlangen zählte ich ihrer dreyßig auf einer Seite, da ein zwey ellenlanges nur acht und zwanzig hatte. Aus der Länge dieses letztern läßt sich schlies-

*) Squalus Pristis.

sen, zu welcher Größe diese fischähnlichen Amphibien erwachsen. So wie andrer grosser Seethiere ist die hohe See der Ort ihres Aufenthalts, und nur durch einen Zufall kommen sie dem Lande nahe.

Die Seefledermaus oder Einhornteufel *) hat an der Stirne zwischen den Augen ein Horn und über den ganzen Leib ist er voll Stacheln. Von den ausgebreiteten Flossen, die ihm einige Aehnlichkeit mit der Fledermaus geben, hat er seinen Linneischen Namen. Er hat nichts schönes an sich, als seine Augen. Ich habe einen gesehen, der sechs Zoll lang war; den aber andre seiner Art an Größe weit übertrafen.

Das alte Weib **) hat ein sehr kleines spitziges Maul, das aber voll grosser Zähne ist. An beiden Seiten des Schwanzes hat dieser zweydeutige Fisch einen langen Faden, und auf seiner rauhen Haut sind schiefe Vierecke gezeichnet, die einigermaßen Schuppen vorstellen. Er ist anderthalb Schuh lang, auch wol länger, und ist eßbar.

Die Biegel- oder Streicheisen, ***) die ich in Westindien auch Disport habe nennen hören, sind dreyeckigt. Sie heissen Biegeleisen, weil sie am Bauche ganz platt sind. Ihr Maul ist sehr klein, der Rücken zugespitzt, die Haut hart wie Knochen, asch- und silberfarbig und zierlich in Rauten eingetheilt. Sie haben wenige und kleine Flossen. Eine Art, die ich gesehen, hatte am Ende des Hinterleibes unten zwey zugespitzte Knochen, wie ein Hacken ein wenig gebogen. Andere hatten solche Hacken nicht;

§ 2

da

*) Lophius Vespertilio.

**) Balistes Vetula.

***) Ostracion.

da eine dritte Art ausser denselben noch zwey dergleichen vor der Stirne hatte, wie ein paar Hörner. Ihre Grösse war unter einem Schuh. Sie gehören unter die eßbaren Amphibien.

Der Blaser *) gehört unter die besonders merkwürdigen Amphibien. Er hat das Vermögen, die Haut seines Bauchs, die nur an den Enden an den Körper angewachsen, übrigens aber los ist, fast wie eine Kugel aufzublasen. Dieses erfolgt, wenn ihm etwas nahe kömmt, oder er angerührt wird. Gleich einem Ball prellt er ellenhoch zurück, wenn er in diesem Zustande hart gegen den Boden geworfen wird. Nach und nach weiß er sich der eingesogenen Luft wieder zu entledigen, welches mit einigem Knarren geschieht. Bey meinem Aufenthalt in Westindien bin ich nicht so glücklich gewesen, eines dieser besondern Geschöpfe lebendig zu sehen, und seine besondre Eigenschaften zu beobachten. Daß sie aber da gefangen werden, ist unstreitig, und jene besondre Haut läßt sich auch an trocknen Fischen dieser Art wahrnehmen, und aufblasen, wenn sie erst etwas erweicht ist.

Von den Stachelschweinen, die man in Westindien Seeteufel und Comba nennt, **) habe ich eines gesehen, welches über dem ganzen Leib, den Kopf ausgenommen, mit beinernen anderthalb Zoll langen und spitzigen Stacheln besetzt war, und fürchterlich aussah. Seine Flossen waren, wie die Haut, hellgrau mit kleinen schwarzen Flecken besprenkt. Es hatte grosse Augen, und harte, scharfe, zahnlöse Kinnladen, womit es eine Angel soll entzwey beissen

*) *Tetrodon Lagocephalus.*

**) *Diodon Atringa.*

können. Die Neger ziehen ihm die Haut ab, und lassen sich sein Fleisch wohl schmecken. Es gibt deren von zwey Schuhen, und noch grössere; mein Exemplar war aber nur halb so groß.

Die Seepferde oder Seeraupen werden auch öfters in der dortigen See gefunden, und wegen ihrer sonderbaren Gestalt in den Naturaliensammlungen aufgehoben.





Sechster Abschnitt.

Fische.

Unter dem Namen der Fische muß man nicht alle die lebendigen Creaturen verstehen, die im Wasser schwimmen. Nach dem bestimmtern Begriffe der neuen Lehrer der Naturgeschichte kömt dieser Name nur denjenigen stummen und tauben Einwohnern des Wassers zu, die durch äussere Werkzeuge, die Kiemen, Othem holen, in knorplichte Schuppen gekleidet, und mit Flossen, als mit einer Art Flügel, versehen sind, womit sie im Wasser so herumschwimmen, wie die Vögel in der Luft fliegen. Die Geschichte dieser Thiere ist noch sehr unvollständig. Denn wenn man gleich eine grosse Anzahl derselben so kennt, daß sie in Ordnungen, Geschlechter und Arten, wie andre Thiere, haben eingetheilt werden können; so weiß man doch von ihrer Lebensart und ganzen Haushaltung noch wenig. Darüber wird sich niemand wundern, der da bedenkt, daß sie in einem Elemente wohnen, in welchem der Naturforscher nicht aushalten, und sie beobachten kan. Die Menge und Verschiedenheit der Fische, welche man auf diesen Inseln findet, ist bewundernswürdig, und gehört unter die Vorzüge derselben. Ich werde mich begnügen, nur etwas von denjenigen zu sagen, die ich mit Aufmerksamkeit zu betrachten Gelegenheit gehabt habe.

Im süßen Wasser gibt es schlangenförmige, fette Male, doch nur sehr wenige. Eine Art langer und dünner Muränen mit gelblichen Flecken nante man da Seeschlangen. Diesen Namen gibt man auch den Meeraalen, die aber gewöhnlicher Conger heißen. Sie sind von verschiedenen Farben, sehr fett und von gutem Geschmacke. Sie suchen nicht, bloß, wie andere Fische, ihre Sicherheit in der Flucht; sondern setzen sich zur Wehr, und lassen einen unvorsichtigen Fischer ihre Zähne fühlen. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt ist zwischen den Klippen, wo man sonderlich die röthlichen fängt, welche die grösssten und oft ein paar Spannen dick sind. Derjenige, den ich auf St. Croix abzeichnete, hatte beynah eine Länge von drey Schuben. Das Fell dieser Fische binden die Neger gegen den Krampf um die Beine.

Der indianische Mal oder silberfarbene Schwertsfisch, *) hält sich auch im dasigen Meere auf. Er fährt den letztern Namen wegen der Figur seiner Zähne, die mit einem Schwert einige Aehnlichkeit haben. Er hat eine Rückenflosse, die vom Kopf bis auf den Schwanz geht, der sehr spitzig zuläuft. Gegen seine Länge, die oft zwey Schube beträgt, ist der Leib sehr schmal. Die kleinen weissen Pampus **) werden auch da gefangen.

Am gemeinsten, und zugleich am schönsten von Farben, sind diejenigen Fische, welche ihre Bauchflossen gerade unter den Brustflossen haben. Darunter ist der Papagoysfisch, in Ansehung seiner Bildung und Farben ein Meisterstück der Natur, und übertrifft

S 4

dar:

*) Trichiurus Lepturus.

**) Stromatius Paru.

darinn, wie mich dünkt, noch die Dorade. Seinen Namen hat er von seiner Hauptfarbe, die wie die Papagoyfedern grün ist, und über den ganzen Leib geht. An demjenigen, den ich gesehen, und davon ich eine Zeichnung genommen habe, war der Leib mit einem zinnoberrothen Strich, wie mit einem Halsband, vom Kopfe unterschieden, an welchem in der Höhe der Augen zwey rundliche glänzende Goldflecken, wie Köpfe platter goldener Nägel, waren, mit welchen die rothe Binde befestiget zu seyn schien. Die Augen waren wie schwarze Agate mit hellgelber und feuerrother Einfassung. Die Rückenflosse, die vom Kopfe bis an den Schwanz reichte, war hochroth; die Brustflossen von gleicher Farbe, nur dunkeler, und hatten an obern Rande eine himmelblaue Einfassung. Die übrigen Flossen, die eben dieselbe rothe Grundfarbe hatten, waren mit dem schönsten blau auf allen drey Ranten wie mit Bändern eingefast. Am Ende des halbmondförmigen grünen Schwanzes spielte an den Finnen roth, blau und gelb in drey Bändern ungemein schön neben einander. Am Anfang desselben glänzten drey rundliche Goldflecken auf dem grünen Grunde, und formirten ein Dreieck. Die Schuppen lagen in einer bewundernswürdigen Regelmäßigkeit als länglichte Sechsecke neben einander. Andere Arten dieses Geschlechtes sind von dieser in den Farben und Flossen ein wenig verschieden, aber gleichwol alle sehr schön. Dahin gehören die Papagoybeck oder Papagoyenschnäbel, welche mit ihrem beinernen kurzen Maul, das etwas ähnliches mit einem Papagoyenschnäbel hat, Schalenthiere, die ihre Nahrung sind, zerdrücken können. Bey diesen beobachtete ich, daß die Flossen eben-

ebenfalls roth mit blauen Einfassungen, und überdis mit dunkelblauen Streifen geziert waren. Diese Art, welche die grössste ist, und davon einer oft zwanzig Pfund wiegt, wird nebst den vorigen, sonderlich auf dem Reff mit Netzen und Angeln gefangen. Ihr Geschmack ist eben so vortreflich, als ihre Farbe. Ausser dem Wasser werden ihre Farben bald matt, und vergehen endlich fast völlig.

Hieher rechne ich auch den Gruper, wie ihn die Engländer nennen. Dieser wohlschmeckende Fisch ist über eine Elle lang, und hat über dem Maul auf jeder Seite zwey Löcher, und eines dergleichen nahe bey jedem Auge; einen weissen Fleck auf dem Rücken, und einen schwarzen nahe am Schwanz.

So wie diese Art Fische mit bunten Farben spielen, so haben dagegen die Silberfische, deren es eine Menge gibt, eine einfache Schönheit, die Silberfarbe. Aus dem Linneischen Geschlechte der Zevs oder Spiegelfische ist mir nur einer zu Gesichte gekommen, davon ich eine Zeichnung machte, der, wegen seines langen eingedrückten Kopfs, creolisch Kawaikap, oder Pferdekopf heisst. Die untere Lefze war ein gut Stück länger als die obere, und beide sahen den Pferdelefen ähnlich. Er war zehn Zoll lang, ohne Schuppen, hatte einen gabelförmigen Schwanz, wie die Doraden, sehr lange schmale Brustflossen, wie Sichel gestaltet, ungemein kleine Bauchflossen, und über und über eine lebhafte Silberfarbe, daher diese Art auch Silberfische genennt wird. Vom Schwanz bis in die Mitte des Leibes ging eine gerade Linie, die sich von da bis über den Kopf schlängelförmig herumzog. Auf dem Rücken war er einen Finger

breit, wurde aber von da herabwärts gegen den Bauch immer schmaler.

Aus dem Geschlechte der Plattfische, die beide Augen auf der einen Seite des Kopfs, entweder auf der rechten, oder linken haben, gibt es Stünder, die zwischen Brust und Schwanz etliche schwarze Bänder haben; und Schollen, die creolisch Skoll heißen. Eine andere Art Fische, die mit farbichten Streifen geziert sind, werden in Westindien Jungfrauen, Madamchen, Sonnensfische genennt. *) Herr Stenius Müller nennt sie Klippsfische, weil sie sich mehrentheils zwischen den Klippen aufhalten. Darunter ist der Pamper oder Engelsfisch. Das Exemplar, das ich gezeichnet habe, war über einen halben Schuh lang, auf dem Rücken dunkelblau, am Bauche hellblau, und ganz unten gelblich. Er hatte vier goldgelbe breite Streifen, die vom Rücken nach dem Bauche senkrecht herabgingen, und eine dunkelviolette Einfassung hatten, wodurch ihre Farbe und Glanz erhöht wurde. Ich habe noch eine andre Art beobachtet, deren Grundfarbe aschgrau war. Der Leib war mit fünf hellgelben Bändern in die Quere geziert, davon das erste gleich hinter dem Maul, das zweyte am Ende des Kopfs, das dritte hinter der Brustflosse, das vierte über den After, und wie das vorige, über die Flossen wegging; das fünfte aber den Schwanz umfaßte. Die Flosse am Ende des Schwanzes glänzte wie Silber; hingegen waren die Brustflossen gelb. Die Rücken- und Bauchflossen waren sehr groß und zierlich ausgebreitet, nach dem Kopfe zu gezackt, aber nach dem Schwanze zu vollkommen wie ein lateinisches

*) Chaetodon.

isches S geendigt. Ich halte ihn für den Chaetodon ureatus Linnei, obgleich die Farbe etwas verschieden ist; denn darinnen spielt die Natur mannigfaltig.

Aus dem Geschlechte der Bärscinge will ich den Jacob Evert Fisch anmerken, der über und über blutroth gesprenkelt, schön anzusehen, und von gutem Beschnacke ist, und am meisten da gefangen wird, wo grosse Steine in tiefem Wasser sind.

Der Kurkur, welchen der Ritter von Linne den schönen Bärscing *) nennt, verdient diesen Namen wegen seiner Farben und seiner Zeichnung. Die Grundfarbe ist durchaus gelb, über welche sowol am Kopf als am Leib der Länge nach blaue Bänder liegen, deren ich acht an einer Seite zehlte. Das innere des Mauls ist nebst der Zunge blutroth. Sie werden häufig in Fischkörben gefangen, sind essbar, aber voll Gräten. Ihren creolischen Namen Kurkur haben sie von dem Laut, den sie von sich geben, wenn sie gefangen werden. Bey andern Fischen von dieser Art laufen goldgelbe Streifen nach der Länge über den blaulichen Leib, dabey die Flossen roth sind.

Der Bartmann, der auch zu diesem Geschlechte gehört, ist ganz roth, und mit zwey Bartfäden versehen.

Die Bonette halten sich zwar weit vom Lande auf; doch werden viele gefangen, und auf diesen Inseln gegessen, weil sie fett und wohlschmeckend sind. Hingegen werden die fliegenden Trigla häufig aus Land gebracht, und wegen ihrer besondern Gestalt getrocknet, und in Naturaliensammlungen aufbewahrt.

Die

*) Perca formosa.

Die Pisitschirri, die ich für die spanische Ma-
Prele *) halte, haben einen spitzulaufenden Kopf,
einen langen schmalen Gabelschwanz, von der Brust-
finne an, nach der Länge eine dunkelgelbe Linie, vom
Kopfe bis zum Schwanz eine weiße Naht, wie vom
Heutler gemacht, welche anfangs über der gelben
Linie, hernach unter derselben fortläuft. Von der
hohen Rücken- und Bauchflosse gehen bis an den
Schwanz viele ganz kleine Flossen. Diese Fische sind
sonderlich unter dem Leib von glänzender Silberfarbe.
Die ich beobachtet habe, waren von zwey Schuh Länge
und drüber. Es gibt ihrer aber noch weit grössere.

Die Königsfische, **) welche weit in der See
gefangen werden, kommen in Gestalt mit den Pisit-
schirri überein, und sind wegen ihres zarten Fleisches
und vortreflichen Geschmacks in grossen Werth.
Unter den Fischen, die ihre Bauchflossen hinter
den Brustflossen haben, ist der Barbiermann oder
Doctor ***) besonders merkwürdig. Er hat auf beiden
Seiten des Schwanzes eine Lanzette, oder einen scharfen
spitzigen Knochen, der in einer Scheide oder Rinne in der
Haut liegt. Er bedient sich desselben, als eines Gewehrs,
welches er aus der Scheide in die Höhe richtet und in-
dem er mit dem Schwanz schlägt, die Hand verwun-
det, die ihn unvorsichtig angreift. Sobald er gefangen
ist, wird ihm, durch Ausschneidung dieses Knochens,
das Vermögen zu schaden genommen. Er ist meist von
dunkelblauer Farbe, und gut zu essen. Die ich selbst
gesehen habe, waren weniger als sechs Zoll lang.

*) Scomber thynnus.

**) Scomber Cordyle.

***) Theutis Hepatus.

Der Trompeterfisch oder die Tabackspfeife hat einen langen dünnen und meist cylindrischen Kopf, der fast den dritten Theil seiner ganzen Länge ausmacht, und mit schwarzen und weissen Puncten, und weissen Streifen artig geziert ist. Sein Schwanz endigt sich in einen langen dünnen Faden. Ich fand die Länge eines, den ich gemessen, ohne den Schwanzfaden, zwey und zwanzig Zoll; und der Kopf hatte drey nahe sieben Zoll. Er ist essbar.

Der Balahu, der von den Engländern Pfeifer, und auch Schnabelfisch genennt wird, zeichnet sich dadurch aus, daß sein unterer Kiefer wie ein langer gerader Schnabel gebildet ist. Hingegen sind am Gepfische, der aus eben dem Geschlechte ist, beide Kiefer auf diese Weise gewachsen, doch ist der untere etwas kürzer als der obere. Diese beide Fischarten sind wegen ihre Länge sehr schmal, aber wohlschmeckend. Der Gepfisch hat das besondere, daß sein Rückrad durchs Braten grün wird.

Die kleinen Silberfische oder Anshovi sind sehr häufig, einen Finger lang, und kommen im Geschmacke mit den Sardellen überein. Die Meerfische, englisch Mullet, sind sehr wohlschmeckend. Die grössere Art derselben *) nennt man in Westindien Coromai. Diese werden über zwey Schuh lang, da jene nur Fingers lang sind. Beide leben in süßen und Salzwasser. Die Modderfische, welche sich bloß im süßen Wasser aufhalten, sind gemein delicat.

Heringe gibt es in Westindien, so gut als in den nordischen Meeren, nur nicht in so grosser Menge; auch

*) Mugil Cephalus.

auch ist das Einpöckeln derselben da nicht gewöhnlich. Im Merz, April und May sind sie am häufigsten. Zur Nahrung der Neger dienet insonderheit eine Art Heringe, die man Spratt nennt; welche nur einen Finger lang, aber in grosser Menge zu haben sind. Der Blackschnapper, oder swart Steenbraas, der Blackfisch, der rothe Steenbraas oder Car naatje, welcher, wenn er unter einem Steine gesehen wird, wie feurige Kohlen glänzt, der Geelsteer oder Gelbschwanz, der Rackfisch und Jusfisch oder Judenfisch, an welchem oft zehn bis zwölf Neger zu tragen haben, werden da, nebst dem Gruper, unter die besten Fische gezehlt. Es gibt da auch eine Art grosser Fische, die Seeoock oder Seehecht genennet werden. Dieser Raubfisch ist oft sechs und mehr Fuß lang, und über hundert Pfund schwer, und von gutem Geschmacke. Die größten, welche weit von Lande gefangen werden, gehen grimmig sogar auf Menschen los, und reißen leicht mit ihren scharfen Zähnen ein Stück vom Arm oder Bein weg. Ihr Biß wird überdem für giftig gehalten. Die kleinste Art Fische sind die Piskett, die nur zwey Zoll lang und einen kleinen Finger breit sind, und wie Silber im Wasser glänzen. Sie werden vom Monat Julius bis in den October, in welcher Zeit es von ihnen an den Ufern wimmelt, mit kleinen Netzen geschöpft, frisch gebraten, oder zu Suppen gebraucht, auch getrocknet, und in das westindische Gericht Calelu gethan. Für die Neger sind sie von grossen Werthe, denn sie machen einen beträchtlichen Theil ihrer Nahrung aus. Sie trocknen sie, und heben sie auf dem Nothfall auf, da sie oft ihre einige Erquickung sind.

Unter

Unter den westindischen Fischen sind einige ganz oder zum Theil giftig. Alle diejenigen, die ungewöhnlich grosse Augen haben, sind den Negern verdächtig. Der Kopf des Staaschi, der mit kurzen Stacheln besetzt ist, wird für schädlich gehalten; das übrige des Fisches ohne Gefahr gegessen werden kan. Wer von den Stacheln dieses Fisches gestochen wird, bekommt ein Fieber. Die Engländer nennen ihn Poisend Grooper. Am giftigsten sind die Spratt; doch nur an manchen Plätzen, wie z. E. auf der Nordseite von St. Thomas, und nur zu gewissen Jahreszeiten. Die Neger, die dergleichen gegessen haben, sind davon geschwollen, und in einer Stunde gestorben. Auch Hunde und Katzen haben davon gleiche Wirkung erfahren. Zum Glück gibt es gewisse Merkmale, daran die schädlichen von den unschädlichen unterschieden werden können. Man legt nur ein Stück Silber in das Wasser, darinn sie gekocht werden; läuft es an und wird schwärzlich, so werden die Fische als giftig weggeworfen; leidet aber die Farbe des Silbers keine Veränderung, so werden sie ohne Bedenken gespeiset.

Ein sonderbarer Fischfang wird bisweilen mit Stinkholz vorgenommen. Die Wurzel oder die Rinde dieses Baums wird gestampft, mit Kalk und Moebblättern vermengt, und in Säcke gethan, mit welchen einige Slaven in die See gehen, und im Wasser platschern. Dadurch breiten sich von dem Holze solche Theilchen im Wasser aus, daß grosse und kleine Fische, die in der Nähe sind, davon betäubt, oben auf's Wasser kommen, und zu hunderten lebendig mit den Händen gegriffen, und ohne Schaden gegessen werden.

Sie-



Siebenter Abschnitt.

Insecten.

Wie überhaupt die warmen Länder am fruchtbarsten an Insecten sind, so gibt es derselben auch auf diesen drey Inseln eine grosse Menge. Die Verschiedenheit ist unter dieser Art lebendiger Geschöpfe weit grösser, als unter allen übrigen Thieren; und macht eine Eintheilung derselben in gewisse Classen sehr nöthig.

Unter denjenigen Insecten, welche die Natur mit harten Flügeldecken versorgt hat, merke ich zwey Arten von schwarzen Maulwurfskäfern an, welche da einheimisch sind. Der eine hat ein langes oben in zwey Spitzen auslaufendes Horn zwischen den Augen, und zwey kürzere auf dem Brustschild sitzen. Es ist der Simson des Herrn von Linne, und nach dem Actäon, der ihm sehr ähnlich ist, das größte bekante Insect. Der Actäon ist in dieser Classe der Thiere das, was der Elephant in einer andern ist; denn zwischen ihm und dem kleinsten Käfer hat ungefehr eben das Verhältniß statt, welches zwischen dem Elephanten und der Maus ist. Die andre Art ist ebenfalls mit drey Hörnern bewafnet oder gezieret, die aber alle drey auf dem Brustschilde angebracht sind. Beide wohnen auf Bäumen, von deren Saft sie sich nähren.

Schild:

Schildkäfer, die in so ferne was ähnliches mit den Schildkröten haben, als ihr ganzer Leib mit einem breiten Schilde bedeckt ist, habe ich von verschiedener Größe und Farben gesehen. Ihre Nahrung ist nicht einerley. Einige helfen das Gras verzehren, und sind in so ferne offenbar nützlich; andere leben von Pflanzen, ohne deswegen sehr schädlich zu seyn.

Von Coccinellen oder runden Blutkäferchen habe ich diejenige Art da angemerkt, deren rothe Flügeldecken mit einem schwarzen Bande eingefasst sind. Es hat keinen Grund, daß die Scharlachfarbe oder die Cochenille von dieser Art Käfern herkomme. Ihr Name könnte auf diese Meinung verleiten: aber es ist eine ganz andre Art von Würmchen, die zu dieser kostbaren Farbe dienen, von denen ich auf diesen Inseln nichts gehört noch gesehen habe.

Die Rüsselkäfer, welche an den Blüthen der Bäume, und an allen Arten von Gewächsen grossen Schaden thun, sind auch da zu Hause. Sie sind mit einer sehr harten Decke wie verpanzert, und mit ihrem langen hornartigen Rüssel können sie ihre Nahrung tief aus den Pflanzen herausholen. Man sieht viele von der Art, welche oben am Leibe silberfarbig, unten gelb sind, und Flügeldecken von gleicher Farbe mit einigen schwarzen Linien nach der Länge haben, die dort Schildpatten genennt werden. *) Ich übergehe viele andere gelbe und grüne, die ich da bemerkt habe.

Das Geschlecht der Holzkäfer ist sehr zahlreich, und in den Arten ist eine grosse Verschiedenheit, sowol

S

in

*) Curculio Spengleri.

in Absicht der Grösse als der Farben, und anderer zufälliger Merkmale. Als Käfer thun sie dem Holze keinen Schaden; aber als Würmer zernagen sie dasselbe so lange, bis ihre Verwandlung vor sich geht. Ich will nur derjenigen Art hier gedenken, welche der Herr von Linne Hirschhörnigt nennt, weil ihre Fresszangen etwas ähnliches mit dem Geweih des Hirsches haben. Diese Käfer sind groß, schwarzbraun, und mit drey starken Zähnen auf dem Brustschilde versehen. Ich habe angemerkt, daß ein solcher Käfer, den ich in eine blecherne Büchse gethan hatte, vier Wochen ohne einige Nahrung lebte. Weil ich ihn für meine Sammlung aufheben wolte, tödtete ich ihn endlich in Rum.

Es gibt ferner daselbst grössere und kleinere leuchtende Käfer. Ausser den auch in Europa einheimischen Johanneswürmchen, davon einige Arten im Finstern leuchten, ist da auch der grosse Springkäfer, *) dessen Licht so stark ist, daß man dabey, wie bey einer Nachtlampe, lesen kan. Er ist über einen Zoll lang, castanienbraun, mit gelben Flecken oder Augen auf der Brust, daraus er sein Licht strahlen läßt. Die Indianer sollen ihn statt einer Lampe brauchen. Mit dem Leben aber verlöscht auch sein Licht.

Unter den Stinkkäfern, welche überhaupt schöne Farben haben, hat derjenige, **) dessen Goldfarbe durch einen grünen Firniß am Leibe durchschimmert, und dessen blaue Flügeldecken mit einem goldenen Bande eingefast sind, meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen.

Eines

*) *Elater noctilucus.***) *Buprestis aurulentus.*

Eines der merkwürdigsten Insecten in Westindien sind die Schaben oder Kackerlacke. *) Sie und die Holzläuse, nebst einigen Arten Ameisen, richten da die größten Verwüstungen an. Der Kackerlack ist ein plattes, glänzendes, artiges Thierchen, castanienbrann, hat sehr lange borstenförmige Fühlhörner, und seine Flügel und ihre Decken, die selten zum Liegen gebraucht werden, sind länger als der Leib ist. So wie die Europäer die Katzen, die Mäuse und die Stubenfliegen den Westindiern zugeführt haben; so sind dagegen die Schaben aus America zu uns nach Europa gekommen. Es hat gleichwol einiger Unterschied zwischen den westindischen und europäischen Schaben, sowol im äussern Ansehen, als in ihrer Arttatt. Jene sind grösser als diese, dunkler von Farbe, und haben längere Flügeldecken. Diese sind lichtscheu; da jene das Licht sehr gut vertragen können, und sich bey angezündetem Lichte auf den Tisch wagen. Derjenige Instinct der Thiere, nach welchem sie für ihre Brut sorgen, und der einer wohl überlegten Vorsicht so ähnlich ist, zeigt sich auch bey diesem sehr fruchtbaren Geschlechte, das sich in kurzer Zeit auf eine bewundernswürdige Weise vermehrt. Das Weibchen befestigt ein sonderbar gebildetes grosses Ey mit einem klebrichten Saft an Kleider, Leder, Holz, Wände &c. und überdeckt es mit eben dem Stoffe, worauf es befestigt ist. Selbst von dem weissen Kalle der Wände weiß die sorgfältige Mutter etwas abzuschaben, und dadurch ihre Brut dem Auge anderer Thiere zu entziehen. Die jungen Kackerlacke haben gleich, wenn sie aus dem Ey kriechen, diejenige Gestalt, die

H 2

sie

*) Blatta americana.

sie lebenslang behalten. Sie erfahren von der Art
 des Todes nichts, aus welchem z. E. die Schmetter-
 linge aus kriechenden Raupen zu geflügelten vollstän-
 digern Vögeln auferstehen. Doch häuten sie sich oft-
 mals; welches eine Arbeit der Natur ist, die sie sehr
 sauer ankommt. Denn sie sind alsdann ganz matt
 und zart, bis die neue Haut nach und nach ihre brau-
 ne Farbe und Härte wieder erlangt hat. Es ist die-
 sen gefräßigen Thieren fast alles gut zur Nahrung,
 und beynah nichts vor ihren Zähnen sicher. Wollene
 Zeuge, Bücher, Leder, Schuhe, gestärkte feine Wä-
 sche, Brod, Butter, Käse, Mehl, Insekt, u. s. w.
 greifen sie an. Nur vor Baumwolle hüten sie sich,
 weil sie sich mit ihren Füßen drinn verwickeln. Sie
 fallen auch wol einen Menschen im Schläfe an, und
 nagen am Fusse oder der Hand. Die größte Vorsicht
 reicht oft nicht hin, Sachen vor ihnen zu sichern.
 Sie wissen ihre Nahrung selbst in verschlossenen Kisten
 aufzusuchen, und können sich so schmiegen, daß sie
 durch Ritzen durchkommen, wo man es gar nicht
 vermuthen sollte. Bisweilen drängt sich der junge
 Kackerlak durch einen solchen engen Weg; und weil
 er in kurzer Zeit zu seiner völligen Grösse wächst, so
 kan er nicht wieder heraus, und muß aus Noth alles
 angreifen, was er vor sich findet. Ein so schädliches
 und fruchtbares Geschlecht muß nothwendig viele Fein-
 de haben, weil es sonst gar zu viel Schaden thun
 würde. Ohne diese natürlichen Feinde würde die Vorsicht
 des Menschen kaum hinreichen, sie zu bezwingen.
 Von Scorpionen, Tausendbeinen, grossen Spinnen,
 Hühnern und Kacketes werden unzehlige gefressen.
 Die Neger glauben, daß ihr Zustand etwas ähnliches
 mit

mit dem Zustande dieser immer verfolgten Thiere habe; und wenn sie ihr äusseres Elend recht nachrücklich vorstellen wollen, so pflegen sie zu sagen: Ich bin ein armer Kackerlak.

Ein sehr sonderbares Insect ist da einheimisch, welches einige Agama, andre Ziumbi-Kawai oder Gespensterpferd nennen. *) Es ist vier bis sechs Zoll lang, cylindrisch, und nicht dicker als eine Kräusenfeder, hat lange Fühlhörner wie Haare, sechs Sinne Beine, davon die vier hintersten eben so lang sind, als sein ganzer Körper. Der Kopf ist länglich, nach dem Brustschilde zugespitzt, und mit zwey Fressaugen versehen. Der Hinterleib ist wie bey den Wassernymphen, und der Schwanz endigt sich in zwey kleine Spitzen. Von diesen Insecten, welche der Herr von Linne als geflügelt beschreibt, habe ich nur solche gesehen, die keine Flügel hatten. Vielleicht fehlen sie dem einen Geschlechte. Der Leib sieht wie ein dünnes Reißchen aus, das von sechs hohen überaus dünnen Beinen getragen wird; es verstehet bey dieses Insect nicht, sie mit Vortheil in Bewegung zu bringen, und schleicht so außerordentlich langsam, daß selbst die Neger kein naiveres Bild eines Faulen wissen. Du gehst wie ein Agama, ist ein harter Vorwurf.

Von Grillen oder Grasshüpfern gibt es da verschiedene Arten. Unter diesen sind die Feldgrillen sehr beschwerliche Gäste, wenn sie sich in die Häuser innisten. Sie geben bey Nacht einen durchdringenden feinen Laut von sich, und zwar einige Minuten lang anhaltend, dazu sie mit ihren Flügeln, die in

H. 3.

schnel

*) Mantis.

schneller Bewegung sind, gleichsam den Bass brummen. Es kostet immer einige Mühe, den Ort auszufinden, wo sie sich befinden; denn der Schall schlägt von allen Wänden des Zimmers zurück. Vor dem Lichte scheuen sie sich so sehr nicht; denn ich habe dabey mehrmalen die Bewegung ihrer Flügel beobachten, und das Gesumm derselben hören können.

Auch in Westindien ist man mit Bettwanzen geplagt. Unter den dortigen Feldwanzen würde manche mit Wohlgefallen beobachtet werden, wenn nicht der Eckel vor ihrem unangenehmen Geruch dieses verhinderte. In der That sind sie mehrentheils recht schön gezeichnet und colorirt. Die Andreaswanze, wie sie der Herr von Linne nennt, heißt dort Baumwollenziege, weil ihre Brut im Raupenstande sich von den Blättern der Baumwollenbäume nährt, und bisweilen in solcher Menge da ist, daß die Bäume ganz kahl gefressen werden.

Die Zweyfalter, oder Tag- und Nachtvögel sind in den heißen Ländern vorzüglich schön von Farben, und die größten derselben sind da zu Hause. Der Kenner und Liebhaber dieses Theils der Naturhistorie findet auf den drey dänischen Inseln eine grosse Mannigfaltigkeit, womit er seine Sammlung vermehren kan. Wenn ich meine Sammlung, die ich da gemacht habe, beschreiben, oder nur die Linneischen Namen hersetzen wolte; so würde dieses nur wenigen angenehm, dem größten Theil meiner Leser aber eine sehr entbehrliche Sache seyn. Ich will mich also kurz fassen, und nur erst überhaupt anmerken, daß man diese in Deutschland sogenannte Sommervögel dort das ganze Jahr hindurch hat; denn es ist immer warm,

warm, und immer findet ihre Brut auf grünen Pflanzen ihre Nahrung. In unserm kältern Clima sterben diese Vögel noch vor Eintritt des Winters. Denn wenn sie das Geschäfte der Fortpflanzung ihres Geschlechts verrichtet haben; so enthalten sie sich aller Nahrung, worauf ihr Tod in kurzer Zeit erfolget. Wenn sie auch die Kälte des Winters aushalten könnten; so würde es ihnen doch an Nahrung fehlen, da sie sich bloß von dem Saft der Blumen nähren. Erst in den warmen Tagen des Frühlings kömmt das neue Geschlecht zum Vorschein; da hingegen die wärmere Temperatur von Westindien gestattet, daß ein Geschlecht das andere unmittelbar ablöset.

Unter den Tagevögeln oder Papilionen sind diejenigen die gemeinsten und grössesten, und die man das ganze Jahr hindurch fast allenthalben antrifft, deren dunkelgelbe Flügel mit schwarzen breiten weiß punctirten Bändern eingefast sind, und an dem Ende der Flügel, wo sie am Leibe sitzen, zwey weisse Punkte haben, welche wie die Köpfe silberner Nägel aussehn, womit die Flügel an den Leib befestigt zu seyn scheinen. Ihr Hinterleib ist oben roth. *)

Der Schmetterling, der seinen Namen von der Vanille hat, weil sie seine liebste Nahrung ist, der sich aber im Nothfall auch mit etwas anderem behilft, zeichnet sich durch die grossen und vielen Flecken aus, die wie Silberblättchen auf der untern Seite seine Flügel zieren.

Die ganz weissen grossen Papilionen haben so außerordentlich feine und zarte Flügel, als wenn sie von purer Seide wären. Selbst unter der Menge derer,

H 4

die

*) Papil. Dan. Plexippus.

die gegen andre ihres Geschlechts klein sind, gibt es viele, die durch die Schönheit ihrer Farben und Zeichnung eben so viel Aufmerksamkeit, als viele grosse, verdienen.

Diese Papilionen sind nur am Tage geschäftig, und je heller und wärmer die Sonne scheint, desto lebhafter sind sie. Wie die Fledermaus nur den Untergang der Sonne erwartet, um, von ihrem Lichte weniger geblendet, ihre Nahrung zu suchen, und wie das Geschlecht der Eulen am besten in der dunkeln Nacht zurecht kommt: so gibt es auch unter den Sommervögeln zwey Geschlechter, davon das eine nur in der Dämmerung, und das andre nur im Dunkeln herumfliegt; daher jene Dämmerungs- oder Abendvögel, diese aber Nachtvögel genennet werden. Die Augen dieser beiden Geschlechter sind nach dem Verhältniß des Lichtes eingerichtet, in welchem sie ihre Thätigkeit äussern. Ich habe beobachtet, daß die Augen einiger Abendvögel, die sich auf dem Jesmin aufhielten, wie feurige Kohlen glühten. Sie fliegen mit einer unbeschreiblichen Geschwindigkeit; und ohne sich auf die Blume zu setzen, können sie fliegend mit ihrem Saugerüssel den süßen Saft derselben herausholen. Auch die Nachtvögel, unter welchen es da sehr grosse gibt, haben sehr glänzende Augen. Aber weder diese noch jene kommen an Schönheit der Farben den Tagevögeln gleich.

Wassernymphen gibt es da an niedrigen sumpfigten Plätzen von allerley Farben und Grösse; purpurfarbene, gelbliche, mit weissen Flügeln und einem dunkelbraunen Streifen mitten durch, grüne, blaue, oder mit himmelblauen Flecken an den Augen
und

nd dem Hinterleib. Auch gelbe Schlupfwespen der Raupentödter, himmelblaue Apterwespen oder Apter-raupentödter mit braunen Flügeln, schwarze mit violblauen oder dunkelblauen Flügeln. Die Wespen, welche man dort Marbuner nennt, sind überall in Gärten und Wäldern zu Hause. Ihr Stich wird für gefährlicher gehalten, als der Stich der Scorpionen. Er verursacht Geschwulst mit einem brennenden Schmerz. Unter den dortigen Bienen sind einige glänzend grün mit durchsichtigen Flügeln; andre schwarz und haarig mit blauen Flügeln und gelbem Hinterleibe. Auch die röthlichen Erdbienen sind dabelbst sehr gemein und unschädlich. Aber mit dem Honigbau geben sich die westindischen Bienen nicht ab. Sie haben nicht nöthig, zu ihrem Unterhalt einen Vorrath auf die künftige Zeit zu sammeln; weil sie durch keinen Winter in der Erwerbung ihrer Nahrung gestört werden, und es nie an Blumen fehlet, von denen sie leben.

Die Ameisen sind in grosser Menge auf Bäumen, in Häusern und überall. Man nennt sie dort von dem Brand, welchen ihr Biß verursacht, Brannmiezen. Von der grossen Art, die auf dem besten Lande, sonderlich in Guinea, von Zeit zu Zeit mit einem grossen Heere die Häuser überfallen, und alles eßbare, was sie vor sich finden, alle Insecten und Amphibien verzehren, auch wol die Gebäude selbst zerstören, sind auf diesen Inseln nur wenige; und von dergleichen Überfällen und Verwüstungen weiß man da nichts. Die ich von dieser Art gesehen habe, waren glänzend schwarz mit bräunlichen Füßen, und einen halben Zoll lang. Sie kommen aber nur einzeln in die Häuser,

und können also wenig Schaden thun. Ehedem waren sie in grösserer Anzahl auf St. Croix, und ihr Biß ist für sehr gefährlich gehalten worden. Es ist aber eher möglich auf diesen Inseln, ein solches verderbliches Geschlecht auszurotten, oder es wenigstens sehr zu vermindern, als auf dem westen Lande; denn vor auswärtigem Zuwachs hat man sich da nicht zu fürchten. Uebrigens haben die geflügelten unter ihnen, nachdem sie ein neues Geschlecht hervorgebracht, das Schicksal mit andern Arten von Ameisen gemein, daß sie von den ungeflügelten Zwittern verjagt werden und dann bald umkommen. Die gelblichen Ameisen sind die böshaftesten. Wer die Unvorsichtigkeit begeht, auf dem Haufen stehen zu bleiben, darin sie ihre Wohnung haben, der wird von ihnen auf empfindlichste dafür gestraft. Aus allen ihren Ausgängen fallen sie heraus, und ehe er sich versiehet, wird er bis an die Knie von ihnen bedeckt, und jämmerlich zerbissen. Der Scorpion kan kaum einen brennendern Schmerz verursachen als diese Ameisenstiche. Am schädlichsten aber sind die Gattungen kleiner Ameisen, davon der Herr von Linne die eine Zuckersfresser nennt, weil sie im Zuckerrohr nistet, und es verderbet; die andre nimmt mit allem vorlieb, und heist daher Allesfresser. Beide Arten schleichen sich in die Häuser ein; da dann vor der einen nichts süßes, vor der andern gar nichts esbares sicher ist, das nicht mit dem größten Fleiß ihnen unzugänglich gemacht wird. Eine ganz kleine Art, die man Dachbrannmieren nennt, gehen nicht nur dem süßen, sondern auch dem Fette und Oele nach. Das Wasser hält sie am zuverlässigsten ab. Daher setzt man die

Ge

Gefässe, darinn Punsch und andre süsse Getränke sind, in eine Schüssel voll Wasser. Auch die Speiseschränke müssen mit den Füßen im Wasser stehen. Zucker und andre Sachen hängt man ganz frey an einen Hacken, um welchen man einen breiten Kreis mit Kreide macht, über welchen sie nicht leicht wegkommen können.

Fliegen gibt es da von verschiedenen Arten; mit rothen Köpfen und bunten Flügeln, mit güldenen grünlich schimmernden Streifen am Kopfe und Leibe, mit blauer Brust, und grünem Hinterleib; einige sind durchaus glänzend grün, u. d. g. Da Fenster und Thüren in den Zimmern um der Hitze willen allenthalben in Westindien offen sind; so ziehen sich die Hausfliegen in grosser Anzahl dahin, und werden sehr beschwerlich: doch sind die langbeinigten Mücken der Muskiten eine weit grössere Plage. Sie sind fast allenthalben, sonderlich in niedrigen sumpfigten und waldigten Gegenden in grosser Menge. Nur gegen den Wind können sich diese leichten Thiere nicht halten; daher die hohen und dem Winde ausgesetzten Plätze damit verschont sind. Am meisten wird man bey stillem regnerischen Wetter, und in der Nacht von ihnen geplagt; und ihre Stiche verursachen einen rennenden Schmerz und Geschwulst. Es gibt unter ihnen eine grössere Art mit bräunlich gesprenkelten Füßen, die nicht erst, wie die kleinen, ein Getöse machen, ehe sie stechen, sondern gleich zufallen. Die Sandfliegen oder Mapieren sind so klein, daß man sie nicht eher wahrnimmt, als bis man ihren schmerzlichen Stich fühlet. Doch halten sie sich meistens am Ufer der See auf, und kommen nur selten in die Häuser.

Unter

Unter den ungeflügelten Insecten sind die Holzläuse, die man auch Todtenuhr und Wand-schmiede nennt, *) ein sehr schädliches Geschlecht. Sie sind von der Größe einer mittelmäßigen Ameise; haben aber einen viel dickern und weichen Leib von hellbräunlicher Farbe, mit einigen schwarzen Punkten auf dem Kopfe und Rücken. Ihr eigentlicher Aufenthalt ist in Wäldern, wo sie, um vor dem Regen und der Sonne sicher zu seyn, reguläre gewölbte Gänge, ohngefehr einen Finger breit, am Stamme eines Baumes der Länge nach bauen, an deren Ende sie ihre Wohnung in einer eyförmigen Rundung um den Stamm herum anlegen. Es hat dieselbe eine beträchtliche Größe, ist oben breiter als unten, und besteht aus einer Menge kleiner irregulärer Zellen, die durch freye Gänge von einander abgesondert sind. Diese Nester sind so dauerhaft gebaut, daß sie Sturm und Regen aushalten. Der Stoff, daraus sie bestehen, ist sehr harzig. Ich ließ ein Stück davon, das alt und ausgetrocknet war, so daß man es leicht zerbrechen konnte, zwey Tage im Wasser liegen, ohne daß es dadurch im geringsten erweicht wurde; nur nahm das Wasser eine braune Farbe davon an. In den Häusern legen sie ihre bedeckten Gänge und Nester an den Wänden und Fensterladen an. Jene gehen bis unter das Dach. Sie thun großen Schaden, nicht nur an hölzernem Hausrath, Kleidern, Leinwand, Papieren u. d. g. sondern durchfressen auch das Holzwerk an den Gebäuden, sonderlich das eichene; dergestalt, daß ein Gebäude, wo sie frey wirthschaften können, in kurzem aller seiner Stärke beraubt, und

*) *Termes fatalis.*

und dem Einsturz nahe ist. Bier- und Ruinfässer werden von ihnen durchbohrt, und die Korkstöpsel in den Flaschen nicht verschont. Es ist nicht nur ihre Geschicklichkeit bey dem Bau ihrer Gänge und Nester, sondern auch ihr unermüdeter Fleiß und Fertigkeit zu bewundern. Ein spannenlanges Stück ihres Ganges, das ich zerstörte, war in Zeit von zwey Stunden völlig wieder hergestellt. Sie werden mit kochendem Wasser getödtet; und mit Carpatöl soll man sie abhalten können, wenn man den Ort, wo sie ihren Gang nehmen wollen, damit bestreicht. Man kan sich auch der Ameisen zu ihrer Vertilgung bedienen. Es hatte jemand den Einfall, Zucker oder Malas in ihre Gänge zu streuen; wodurch die Ameisen dahin elockt wurden, welche den Zucker und die Holzläuse erzehrten.

Eigentliche Läuse sind auf diesen Inseln nicht sehr gemein. Es ist die Anmerkung gemacht worden, daß diejenigen, welche die Neger an sich haben, etwas von ihrer schwarzen Farbe annehmen. Auch die Flöhe sind hier was seltenes; vermuthlich weil wenig wollen Zeug und Betten gebraucht werden. Hingegen sind die kleinen Tschicken desto häufiger. Dieses Insect, welches in das Geschlecht der Flöhe gehört, und von dem Herrn von Linne der durchdringende Floh genennt wird, ist kaum mit blossen Augen zu sehen. Es hat die Größe eines Sandkorns, oder einer Käsemilbe. Die ich durch ein Vergrößerungsglas betrachtete, hatten einen schwarzbraunen zugespitzten Kopf mit einem Saugerüssel von gleicher Farbe, der so lang war, als der länglichrunde braune Leib. Unter ihnen sechs Beinen war ein Paar, wie bey andern Flöhen,
aufß

aufs Hüpfen eingerichtet. Sie halten sich meistens in der Asche, dem Staube der Fußböden und dem Malas oder ausgepreßten Zuckerrohre, auch im Seesande auf, der lange im Hause lieget. Sie lassen sich nicht, wie die gewöhnlichen Flöhe, damit begnügen, daß sie mit ihrem Saugestachel das Blut aus der Haut ziehen; sondern wenn sie sich einmal auf die Haut gesetzt haben, so lassen sie nicht nach, bis sie sich durch dieselbe durchgearbeitet haben. Gewöhnlich schleichen sie sich in die Füße, und zwar meistentheils unter den Nägeln ein. Neuangekommene und mit der Schädlichkeit dieses Insects unbekante können acht Tage und länger einen solchen Gast unter der Haut haben, ehe sie es gewahr werden; da ältere und mit der Sache bekante Westindier, entweder weil sie eine empfindlichere Haut haben, oder weil sie aufmerksamer sind, es gleich merken, wenn die Tschicke noch versucht in die Haut hinein zu kriechen. Hat sie dieses bewerkstelliget, so entsteht nach einiger Zeit an der Stelle wo sie sich eingenistet hat, ein gelindes Zucken; nach und nach kömmt Geschwulst und Entzündung, die sich bisweilen weit ausbreitet, dazu, und das Zucken wird so heftig und unerträglich, daß man nicht genug kranken, nicht schlafen, und wenn es in einer Zähe oder der Fußsole ist, nicht mehr gehen kan. Die Tschicke legt dann ihre Brut in einen runden Sack den sie selbst schafft, und der aus einem weissen Häutchen besteht. Nach der Menge ihrer Eyer, deren oft über hundert sind, erhält dieser Sack bisweilen die Größe einer Erbse. Wenn nun nicht schleunig Hülfe geschafft wird, so entstehen bösertige Geschwür und Wunden; so daß oft einige Zähen, ja das ganz
Bei

Bein abgenommen werden muß. Zuweilen ist dabey das Fleisch völlig von den Füßen abgefällt. Man will aber diesen üblen Folgen zuvorkommen, wenn man die Tschicken entweder gleich, ehe sie den Eyerick fertig haben, oder mit demselben, vermittelst einer Nadel oder eines scharfen spitzigen Messers herausgraben läßt. Diese Operation verstehen die Neger vortreflich, wobey ihnen ihr scharfes Gesicht sehr zu nützen kömt. Es ist nicht anders, als ob sie durch die Haut die Stelle sehen könten, wo die Tschicke sitzt. Dieses Mittel ist zwar schmerzlich, sonderlich unter den Nägeln, aber nothwendig. Man muß dabey grosse Behutsamkeit anwenden, daß der Sack nicht zerissen werde, und keine Eyer zurückbleiben. Durch das Ausgraben gemachte Wunde wird mit Laksasche oder Ohrenschmalz geheilt; das Jucken aber dauert auch nach der Cur noch einige Zeit an.

Spinnen sind auf diesen Inseln in Menge, und runter ungemein grosse, welche sich theils in den Häusern aufhalten, theils in der Erde ihre Wohnungen haben. Einige, die überall mit Haaren bewachsen sind, geben einer Faust an Grösse wenig nach. Andere glatte haben auf der Brust einen dunkelbraunen Siegel mit einem weissen Rande eingefast, in dessen Mitte ein weisses Dreyeck ist. Uebrigens sind sie hellbraun und mit einem dunkelbraunen Flecken am Leibe und an den Füßen gezeichnet. Einige haben einen gelbfleckigten Hinterleib, und ihre ungemein lange Beine sind in der Mitte mit Haaren besetzt. *) Die Sackspinnen haben diesen Namen daher, weil ihre Eyer beständig unter der Brust in einem Sack mit

*) Aranea clavipes.

mit sich herumtragen, der nach der Form und Grösse einem platten Köckknopf ähnlich ist. Es besteht dieser Beutel aus einem weissen glatten Häutchen, das mit einem sehr zarten weissen Gespinste, wie mit Seide ausgefüllt ist. Diese Sackspinnen sind aschgrau, grob haarig, und wie die übrigen Hausspinnen, unschädlich. Sie gehen ihrer Nahrung überall nach, auch in die Wohnzimmer, wo sie die Kackerlacke aufsuchen, die sie mit ihren Zangen sehr fest halten können. Selbst die Scorpionen sind ihnen nicht zu stark, und viele derselben werden durch die Spinnen aufgerieben. Ich habe mit meinen Augen gesehen, wie eine eben nicht sehr grosse langbeinigte Spinne einen Scorpion fing und verzehrte. Weder die Sackspinnen noch andere grosse Spinnen machen ein Gewebe. Obgleich sie sich dieses Mittels zu bedienen, gehen sie auf schwächere Insecten und verwenden sie zu ihrer Nahrung. Auch die Spinne leget zu gewissen Zeiten ihre alte Haut ab, und zwar auf folgende Weise: wenn sie ihre Füße und den Hinterleib mit starken Fäden auf einer bequemen Fläche angebunden hat; so arbeitet sie bergestalt, daß die Haut oben zwischen dem Vorder- und Hinterleib zerplatzt. Hat sie sich auf diese Weise Luft gemacht, so zieht sie den Kopf, die Beine und den ganzen Leib aus der alten befestigten Haut. Diese behält völlig die Form und Stellung einer Spinne, und man kan alle äussere Theile derselben deutlich daran gewahr werden.

Zu den kleinen unschädlichen Hausspinnen gehören die aschgrauen gestreiften Fliegenfänger mit kurzen Beinen. Auf dem Felde gibt es einige Arten, die eine Aehnlichkeit mit den Krabben

aben. *) Sie sind oben schwarz mit goldgelben flecken, die Füße roth, und hinten am Leibe mit wey, - an jeder Seite aber mit einem Stachel oder Dorn versehen. Andre haben sechs solche spitzige Werkzeuge. Die grossen Erdspinnen oder Taranteln, wie man sie nennt, haben ihre Wohnung in eben runden Löchern in der Erde, welche sie meistens nur in der Nacht verlassen. Sie setzen sich gegen neuen Menschen, der nach ihnen greift, zur Wehre, und ihr Biß ist gefährlich. An denen, die ich von dieser Art beobachtet habe, war der Hinterleib von der Grösse einer Haselnuß; der Vorderleib aber war weit grösser. Sie hatten zwey grosse spitzige Fressungen, zehn lange Beine, welche, wie der ganze Leib, mit kurzen Haaren besetzt und braunroth waren; nur die Gelenke hatten eine weißliche Einfassung.

Die Scorpionen in Westindien sind gegen die auf dem westen Lande nur klein, und mit dem Schwanz etwa einen halben Finger lang. Sie stechen nur, wenn man sie beleidiget; aber ihr Stich hat hier die schlimmen Folgen nicht, wie an andern Orten. Mit dem brennenden Schmerze von etwa einer Viertelstunde ist oft schon vorbey. Mehrere Fälle haben mich davon versichert. Der Stich einer Wespe, oder der Biß eines Tausendbeins, ist viel gefährlicher. Rum oder Del, darein Scorpionen und Tausendbeine gemischt worden, dient selbst gegen den Biß oder Stich giftiger Thiere. Die Scorpionen halten sich in Holz, Steinen, Mauern, Häusern, überall auf. Das angenehmste ist, daß sie, wie die Tausendbeine, nicht in die Kleider, und zwar am liebsten in die Ärmel

3

Ermel

*) Aranea Tetracantha & cancriformis.

Ermel und Taschen kommen, wo man sie leicht ohne Vorsatz beleidigt, und unverbienter Weise gestochen wird. Die Vorsicht, seine Kleider jedesmal erst auszuschütteln und durchzusuchen, ehe man sie anzieht, ist also nicht überflüssig. Viele schonen die Scorpionen darum, weil sie von den weit schädlicheren Rackerlacken leben, und gönnen ihnen gern einen Platz in ihren Kleider- und Wäschränken. Die Scorpionmütter tragen ihre Jungen, deren sie gegen dreißig lebendig zur Welt bringen, solange sie noch klein sind auf dem Rücken herum.

Krebse sind dort in grosser Menge. Diejenigen welche einen rundlichen Körper mit einem kurzen an Leibe anliegenden Schwanz haben, heißen Krabben. Von denen, die einen langen Leib und Schwanz haben, gibt es ungeheuer grosse in der See. Oft habe ich die mancherley zierlichen Bildungen ihrer Schilde, ihre verschiedenen Zeichnungen und Farben und ganzen Bau mit Vergnügen und Bewunderung betrachtet. Einige solche Schilde sind eckigt, andre nicht. Einige sind glatt und bunt, andere voll zierlicher Buckeln, noch andere mit langen zugespizten Höckern, nicht nur am Schilde, sondern auch an den Füßen und Armen besetzt. Unter den Krabben oder kurzgeschwänzten ist eine Art, die der Herr von Linne Langhandnenit; weil ihre Arme und Scheeren viel länger sind als der Leib. Auf einem Felsen an der See fand ich einen kleinen sehr bunten Krebs, mit einem glatten grün und roth gestreiften Schilde; dessen Scheeren und Füße mit roth, weiß, gelb und grün unter einander spielten, und der überhaupt ein vortrefliches Ansehen hatte. Er wurde da Steinkrabbe genennet.

Die sogenannten schwarzen Landkrabben, deren Farbe dunkelviolett oder gelb ist, halten sich weit von der See in Büschen und auf andern trockenen Plätzen in Löchern der Erde auf; ziehen aber jährlich im Monat May nach dem Seeufer, wo sie ihre Brut in den Seesand legen. Alsdann ist's an manchen Plätzen, vnderlich am Strande, so voll von diesen Zugkrebßen, daß sie einem im Gehen hinderlich sind. Nachdem aber so viele Wälder niedergeschlagen und zu Feldern gemacht, und so viele tausende dieser Landkrabben geangen worden; so hat ihre Anzahl sehr abgenommen. In der ersten Zeit, da St. Croix noch wenig bewohnt war, hat es davon allenthalben gewimmelt. Ihren Zug nach der See richten sie, wie die Lemming, oder die norwegischen Mäuse, nach einer geraden Linie über Stock und Stein, über Klippen und niedrige Häuser; und nichts bringt sie von ihrem geraden Wege ab. Lieber klettern sie mit Lebensgefahr über die Hindernisse weg, als daß sie einen Umweg machen wolten. Wenn sie ihre Brut dem warmen Sande anvertrauet haben, kehren sie, um deren Schicksal unbesümmert, wieder nach Hause. Nach einiger Zeit kommen die ausgebrüteten Jungen von dem Seeufer aufs Land, und nehmen, wie die Alten, ihre Wohnung in Höhlen der Erde. Jährlich ziehen sie einmal ihre alte Schale aus, unter welcher die neue schon da ist, die nach und nach die Bestigkeit der alten erlangt. Sie sind eine wohlschmeckende Speise der Blanken und Neger, und haben einen höhern Werth, als die Seekrabben. Diese werden von den Slaven Abends bey dem Lichte einer Sackel von Stambee, oder dem ortigen Riechholz, in der See mit der Hand gefangen.

Die Mangelkrabben halten sich zwar auf dem trocknen Lande, aber doch nicht weit von der See, unter den Mangelbäumen, an niedrigen Plätzen, auf. Der Eingang ihrer unterirdischen Wohnung ist nach einer krummen Linie angelegt. Vor derselben sieht man sie oft mit in die Höhe gereckten Scheeren, wie Schildwachen, stehen und schnell hineinfahren, sobald man ihnen nahe kommt. Sie sind in den Farben verschieden, weißlich, gelblich und roth. Auch diese sind eine gewöhnliche Speise, sonderlich der Neger. Doch hat die Erfahrung gelehrt, daß manche etwas giftiges haben, wovon der Leib aufschwillt; welches aber wahrscheinlich keine andre Ursache hat, als daß solche Krabben von den Früchten des giftigen Maschenillbaumes, der jederzeit an der See steht, gegessen haben. Wenn es seine Richtigkeit hat, daß die ungesund, wie man sagt, inwendig schwarz sind, wenn sie zugerichtet werden; so könnte man sich leicht dafür hüten. Weil aber die Maschenillbäume auf diesen Inseln so häufig nicht sind; so hört man da nur selten von schädlichen Wirkungen der Krabben.

Eine sonderbare Art von Seekrabben ist die See-spinne, die mit dem langbeinigten Kurzgeschwänzten Krebse des Herrn von Linne viel ähnliches hat. Ihr Leib ist ohngefähr einen Zoll lang; der Kopf endigt sich in einen zugespitzten Schnabel, der von den Augen an anderthalbmal so lang als der Leib, und mit kurzen Stacheln besetzt ist. Die dünnen Scheeren und Beine sind mehr als noch einmal so lang, als der Leib und Schnabel zusammen genommen, und, wie der Schnabel, mit einigen Stacheln, die Füße aber mit einer zarten Klaue, versehen. Wenn

mit seinen langen dünnen Beinen daher geht, macht er eine gar sonderbare Figur. Es läßt nicht anders, als sähe man bloß einen Kopf mit einem langen Schnabel auf hohen Stelzen einhertreten.

Der Soldat, ein Krebs, den der Herr von Anne Diogenes nennt, ist, wenn er seine völlige Größe erreicht hat, etwa einen Finger lang. Er hat acht Füße, davon nur die vordern vier groß und mit Klauen versehen sind. Die linke Scheere ist viel größer als die rechte, und von dunkelvioletter Farbe. Sein Vorderleib ist, wie bey andern Krebsen, mit einer harten Schale bedeckt, welche aber dem Hinterleibe fehlt. Er sucht ihn daher in der leeren Schale einer Pyramiden- oder Schraubenschnecke zu bergen, und weiß die Oefnung derselben mit seiner großen Scheere zu verschließen. Dieses fremde Haus trägt er, wie die Schnecke, überall mit sich herum. Wird ihm eine Schale zu klein, so verwechselt er sie mit einer größern; und diese oftmalige Veränderung des Quartiers mag wol die Ursache seyn, warum er Soldat heißt. Wie die Krabben ziehen diese Krebse zu gewissen Zeiten nach der See, wo sie ihre Brut in den Sand legen. Man sieht sie alsdann in so großer Menge beisammen, daß man ohne viele Mühe ganze Tonnen damit füllen könnte. Die Jungen sind kaum aus dem Ey gekrochen, so suchen sie schon Schalen, um ihren Hinterleib damit zu decken. Sie werden, sonderlich von den Negern, als etwas delicats gegessen. Das Fett ihres Hinterleibes wird als ein erweichendes Mittel, auch wol zur Heilung der Schwindsucht, gesucht. So sind auch alle Arten von Krebsen, die den Goots sich aufhalten, gesund und schmackhaft.

Der grosse Seekrebs hat über seinen auf einem Stiel hervorstehenden Augen zwey vorwärts gebogen krumme Hörner mit weissen Flecken; zehn Beine, die unten mit einer Bürste und starken Klauen versehen sind; zwey starke gezähnte Fühlspitzen; dazwischen zwey borstenähnliche kleinere halbgespaltene Fühlhörner; hinter den Augen ein paar grosse Stacheln, und noch viele kleinere, so daß er nicht gut anzugreifen ist. Ich maß einen mittelmäßigen, und fand ihn vom Ende des Schwanzes bis an den Anfang der Fühlhörner achtzehn Zoll lang; eine Fühlspitze war zwey Fuß, ein Fühlhorn sechzehn Zoll lang; und eben so lang war der längste Fuß. Ihr Fleisch ist eben so eßbar als anderer Krebsse, nur etwas härter. Achtzehn Personen können sich an einem der grössern ziemlich satt essen. Die äussere Schale, welche bey den Krebsen, so wie bey andern Insecten, die Stelle der Knochen vertritt, ist bey dieser grossen Art auch so hart wie Knochen; daher die Beine mit einem Hammer entzwey geschlagen werden müssen, um das Fleisch herauszubringen. Da sie ziemlich nahe ans Land kommen, so gehen ihnen die Neger bey Nacht mit Flambeefackeln nach. Denn sobald sie das Licht gewahr werden, stehen sie still; da sie dann mit einer hölzernen Gabel geklemmt und herausgezogen werden.

Ich habe noch einen kleinen Krebs beobachtet, der von den gewöhnlichen Krebsen sehr verschieden ist. Er hat an den Scheeren gewisse Theile, die wie Sichelu neben einander liegen; die er, wie in eine Scheide, hineinziehen und wiederherauslassen kan. *)

*) Cancer Mantis.

Unter andern vielfüßigen Insecten sind da die Iffeln oder Kellerwürmer. Sie werden gestampft in Wein gethan, und mit bittern Wurzeln wider die Bennesdoorts, oder schleichende abmattende Fieber gebraucht.

Die Tausendbeine, oder flachen Vielfüße, sind auf diesen Inseln sehr zahlreich. Sie haben so viele Paar Beine, als ihr Leib Abschnitte hat, und deren sind oft über sechzig. Der Leib ist platt, eine bis zwey Spannen lang und einen Zoll breit. Der Kopf, der die Größe eines Abschnittes hat, ist mit Fühlhörnern, ohngefähr so lang als fünf Abschnitte, und mit einer grossen spitzigen Zunge versehen. Ihre Farbe ist oben dunkelgelb und bräunlich, unten hellgelb und weißlich. Sie laufen schnell, jagen Kackerlacke, kommen in die Häuser, selbst in Kleider und Betten; beißen aber nur, wenn sie gedrückt werden. Ihr Biß verursacht eine langwierige schmerzliche Entzündung mit Geschwulst. Die Hühner verzehren sie ohne Schaden.

Die schwarzen Kuckelo oder cylindrischen Vielfüße verdienen mit mehrerem Rechte, als die vorigen, den Namen der Tausendbeine. Denn Sie haben auf jedem Abschnitte ihres Leibes, nur wenige ausgenommen, zwey Paar Beine; so daß ein solcher Wurm, der etwa eines Fingers lang ist, hundert und mehr Beine hat. Die Abschnitte bestehen aus Ringen, welche so hart wie Horn, und in einander geschoben sind. Die kleinen Beine sind dicht an einander, und bewegen sich reihenweise. Ihrer Menge ungeachtet bewegt sich das Insect doch langsamer, als eine Schnecke. Sie kriechen allenthalben herum,

sonderlich auf den Bäumen, und sind, so viel man weiß, unschädlich. Daß sie einen den Augen nachtheiligen Saft von sich sprützen sollen, kömt mir nicht wahrscheinlich vor; weil ich sehr viele betrachtet und angerührt habe, ohne etwas dergleichen zu erfahren. Auf St. Croix sollen sie nicht fortkommen können; ich habe auch keine allda angetroffen, da sie auf St. Thomas in Menge sind.



 Achter Abschnitt.

 Würmer und Schalthiere.

Wenn von diesen unvollkommen scheinenden Thieren, die größtentheils weder Kopf noch Füße in eigentlichen Verstande haben, und denen es fast durchgängig an Augen, Nasen und Ohren fehlt, auf diesen Inseln selbst nur wenige Arten vorhanden sind; so liefert die See umher eine desto grössere Verschiedenheit derselben. Der sogenannte Nerven- oder Leisch- oder Guineawurm *) ist zwar da nicht einheimisch; aber bisweilen bringt ihn ein Neger in seiner Haut, aus Guinea mit. Es ist dieser gefährliche Wurm so dünn wie ein seidener Faden; oft aber auch viel dicker, und einige Spannen lang. Ganz klein und noch kaum sichtbar, arbeitet er sich durch die Haut der Neger in den Fuß; und weil es ihm da eine Nahrung nicht fehlt, wächst er zu einer außerordentlichen Länge, kriecht unter der Haut herum, und verursacht bisweilen heftige Schmerzen. Endlich sucht er wieder einen Ausgang und durchbohrt die Haut. Sobald er sich sehen läßt, wird er ergriffen, nach und nach vorsichtig herausgezogen, und damit er nicht wieder zurückgehe, über einen Federkiel gewickelt. Es dauert oft über einen Monat, ehe er völlig herauskommt. Gewalt darf man bey dieser Operation nicht

*) Gordius medinensis.

anwenden; denn wenn der Wurm zerrissen wird, daß ein Theil desselben im Körper stecken bleibt, so wird das Uebel ärger, als es vorher war.

Aus der Classe derjenigen Würmer, die zwar ganz nackt, oder mit keiner harten Schale bedeckt sind, aber einige sichtbare Werkzeuge der Bewegung haben, und zum Theil durchsichtig sind, zum Theil mit den schönsten Farben spielen, habe ich die Gattung da beobachtet, welche der Herr von Linne Clio nennt. Es war dieses Geschöpfchen, das in einem durchsichtigen Futteral saß, welches einer dreykantigen Pyramide ähnlich war, mit zwey durchsichtigen Häutchen, wie mit Flügeln, versehen, durch deren Hülfe es sich sehr schnell im Wasser bewegen konnte. Auch die Art von Dintenfischen ist da nicht selten, welche einen purpurrothen Saft von sich läßt, um dem Wasser dadurch seine Durchsichtigkeit zu benehmen, und sich den Augen seiner Verfolger dabey zu entziehen. Die geben, wie mehrere Einwohner der See, im finstern einen sehr hellen Schein von sich. Seenesseln oder Medusen habe ich von der Grösse eines Tellers gesehen, die weich und durchsichtig, und so lang sie im Wasser waren, mit blau, grün und röthlich spielen. Es ist die Bildung dieses Geschöpfs sehr sonderbar. Man stelle sich einen rundlichen platt gedrückten Körper mit einer Oefnung in der Mitte vor, aus welchem in gleichen Entfernungen fünf oder mehrer starke Aeste am Rande heraus gehen, die sich in viel kleinere zertheilen, welche endlich ganz fein und spitzig werden, und aus lauter aneinander geschobenen Ringen bestehen; so wird dieses dem Bilde einer Meduse sehr ähnlich seyn, wenn sie ihre vielen Arme

ode

der Beine ausstreckt. Die Oefnung in der Mitte des runden Körpers kan wol nichts anders als der Mund des Thieres seyn. Die vielen Aeste aber sehn sich für die Werkzeuge an, deren es sich bedient, seinen Raub zu haschen und zum Munde zu bringen. Diese können sie mit vieler Leichtigkeit bewegen, und damit kleine Fische oder andre Thierchen in ihre Gewalt bringen. Den Namen der Meeresseln haben sie, weil ihre Berührung im Wasser eben die Wirkung hervorbringt, welche von der Berührung der Brennessel entsteht. Es ist noch dieses davon anzumerken, daß die Theile, in welche ein solches Thier zerschnitten wird, in kurzer Zeit zu eben so vielen Thieren von gleicher Art erwachsen. Die sogenannten See Katzen, welche zu eben diesem Geschlechte der Meeresseln gehören, sehn einem Lappen oder einem Stück Wäsche, das im Wasser schwimmt, nicht unähnlich. Es ist daher eben so leicht nicht, dieses Ding für ein lebendiges organisirtes Thier zu halten. Man wird aber durch seine willkührlichen Bewegungen davon überzeugt. Diese See Katzen brauchen ihren lappenartigen platten Körper sehr vortheilhaft. Sie schlagen ihn um Fische und Krabben herum, so daß sie völlig eingewickelt sind, und ihnen unmöglich entgehen können; worauf sie dieselben mit aller Bequemlichkeit verzehren. Es haben mich Neger versichert, es wären unter diesen See Katzen einige von solcher Größe, daß sie einen Mann umschliessen, und ihm den Othem benehmen können. Sie haben ein sehr weiches Fleisch, fast wie Gallerte, und werden von den Fischern zerschnitten, und als Lockspeise der Fische in den Angel gesteckt.

See:

Seesterne sind da von verschiedenen Arten. Ihren Namen haben sie von der Gestalt ihrer Schale, die mit der Zeichnung eines Sterns übereinkommt, gemeiniglich fünf Strahlen hat, und durchaus mit schönen Buckeln, wie mit gedrechselten Knöpfen besetzt ist. Auf der untern Seite sind diese Strahlen der Länge nach etwas offen; und wo diese langen Oefnungen zusammen laufen, ist der Mund des Thieres, das sich von Muscheln nährt. Es hat eine ausserordentlich grosse Menge Saugröhren an den Theilen seines Leibes, die in den Strahlen ausgedehnt sind, womit es sich an einen festen Körper ansetzt, die es auch statt der Beine braucht; sich aber nicht schneller damit beweget, als die Schnecke mit ihren einigen breiten Füsse. Doch können sich einige Arten Seesterne ohne diese vielen Werkzeuge, blos dadurch fortbewegen, daß sie ihre Strahlen oder Arme etwas biegen. Wenn sie einen Theil ihres Körpers verlieren, so wird er bald durchs Nachwachsen ersetzt. Werden sie zerschnitten, so sterben sie davon nicht; vielmehr wachsen aus den Stücken nach und nach vollständige Seesterne. Am leichtesten werden sie in kochendem Wasser getödtet; dabey die Schale ihre gute Form behält, die sonst von dem langsam sterbenden Thiere krumm und schief gezogen wird. Die sonderbarsten Seesterne sind die sogenannten Medusenköpfe, welche sich auch in dasigen Meeren aufhalten. Sie haben ebenfalls fünf Strahlen; jeder aber theilt sich in zwey Aeste, aus welchen viele dünnere Zweige entstehen, an denen wieder kleinere, wie Haare oder Franzen, hängen.

Die Seeigel halten sich in der Nähe der Seesterne auf. Ihre sehr zerbrechliche Schale ist einer platt gedruckten

ruckten Kugel gleich, entweder ganz oder länglich und, und allenthalben, wie die Landigel, mit kurzen oder langen beweglichen Stacheln besetzt, die nebst ge- rissen Saugröhren bey ihnen die Stelle der Füße ver- setten; so daß sie auf dem Rücken so gut als auf dem Bauch sich fortbewegen können. Diese Stacheln sind von einer sehr gemeinen Art schwärzlich, und von der Länge eines Fingers; bey andern sind sie sehr kurz, und von verschiedenen Farben. Sie bedienen sich derselben auch als Waffen, zum Angriff und zur Vertheidigung. Wenn sie durch die Wellen des Meeres ans Ufer geworfen werden; so können sie zwar mit ihren vielen Stacheln sich von der Stelle verrücken: aber die Bewegung ist doch sehr langsam und gering; daß die meisten auf dem Trocknen sterben, da nun ihre Schalen die Stacheln verlieren, von der Sonne ausgebleicht, und theils grünlich, theils schnee- weiß werden. Man kan die Schönheit der Buckeln, auf welchen die beweglichen Stacheln gesessen haben, in dem Verhältniß und ihre vollkommene Ordnung nicht genug bewundern. Auf den grünen Schalen sind in lange Reihen weisser Buckeln angebracht, womit die Stacheltheilungen, wie mit Perlenschnüren eingefast sind. Diese Schönheiten kommen erst nach dem Tode des Seeigels, und wenn die äussere Decke der Schale durch die Verwesung zerstört worden, zum Vorschein. Solange derselbe lebt, ist diese vortrefliche Symmetrie und künstliche Anlage unter einem schlechten Ansehen verdeckt. Es gibt eine Art dieser Thiere, die essbar sind. Der Rogen, der sich in der Schale befindet, wird roh gegessen, das übrige aber gekocht. Die Seeigel dieser Art haben weisse Stacheln, von der Länge eines

eines halben Zolls. Es kam mir eine Art Schalen in die Hände, auf welchen oben eine Zeichnung von fünf länglich runden Blättern war, die in Form eines Sterns zusammengesetzt waren.

Die westindische See hat einen grossen Reichthum von Schalenthieren. Die erstaunliche Verschiedenheit, die sich unter ihnen, sonderlich in Ansehung der Bildung und der Farben des Gehäuses findet, gibt dem aufmerksamen Liebhaber der Werke Gottes in der Natur viel Anlaß zu angenehmen Betrachtungen. Man schliesset aus der grossen Mannigfaltigkeit der Schalen dieser Thiere sehr wahrscheinlich, daß die Einwohner derselben, in Ansehung der Organisation eben so unterschieden seyn müssen. Sie sind aber noch zu wenig bekant; und nur von einigen weiß man etwas von der Art, wie sie sich befestigen, bewegen und nähren. Einige sind von dem Urheber der Natur dazu bestimmt, theils, wie die Pflanzen, auf einer Stelle im Grunde des Meers, oder an Felsen unbeweglich zu sitzen, und sich von der See ihre Nahrung zuführen zu lassen; theils mit einiger Bewegung sich einen ruhigen Platz zu suchen: andere sind mehrere Bewegung fähig, und können ihrer Nahrung frey nachgehen, durch Kriechen, Schwimmen, Rudern, Segeln. Bey jenen wären zu ihrer Lebensart jedwede Werkzeuge der Bewegung überflüssig; sie haben aber alles, was sie zu ihrem Bestehen und zu ihrer Sicherheit bedürfen. Sie können sich entweder durch gewisse Werkzeuge an die Felsen oder andere feste Körper ansaugen, oder es ist ihnen ein flebrichter Saft oder Kutt dazu behülfflich; oder sie bohren sich in die härtesten Steine, oder spinnen sich mit vieler

starke

starken Fäden an feste Körper an, oder sie finden ihre Nahrung und Sicherheit in Moder und Sand, darinn sie sich eingraben. Es ist leicht zu schliessen, daß sich diese Verschiedenheiten auf die einem jeden Geschlechte eigene Nahrungsart beziehen.

Allein man pflegt sich mehr mit ihren schönen Schalen, als mit der Betrachtung ihres innern Baues und Lebensart zu beschäftigen. Und auch dieses ist weder unnütz noch unangenehm. Die Schalen sind die Knochen dieser Thiere, und werden ihnen angebozen. Sie sind nicht bloss Wohnungen, darinn sie herum kriechen könten; sondern sie sind an dieselben angewachsen, und machen einen wesentlichen Theil von ihnen aus. Einige Schalenthiere sind mit einer, andere mit zweyen oder mehreren Schalen versehen. Die erstern heissen Schnecken, die zweyten Muscheln. Von den letztern, die Vielschaligte eissen, habe ich in Westindien keine gesehen; von den beiden ersten Classen aber sehr viele Arten selbst beobachtet.

Die Muscheln können ihre Schalen, die, wie Schüsseln, weit und tief sind, nach Gutbefinden öffnen und zuschliessen. Zu dieser Absicht dienet theils eine Pergamenthaut, welche beide Schalen auf der einen Seite verbindet; theils eine Art von Scharnier oder Schloß, welches aus einem oder mehreren Zähnen besteht, welche in Vertiefungen eingreifen, die vollkommen auf dieselben passen. Die Kunst, welche man an diesen Schössern wahrnimmt, gibt der menschlichen Nachahmung vielfältigen Stoff, und ist ein würdiger Gegenstand der aufmerksamen Betrachtung. Gegen den Willen der Muschel können ihre
Scha-

Schalen nur mit vieler Gewalt und Geschicklichkeit geöffnet werden.

Ich habe aus dieser Classe verschiedene Arten von Pfeifenmuscheln beobachtet, deren Einwohner von eben der Beschaffenheit ist, wie der Flußmuscheln. Die Schalen empfehlen sich dem Liebhaber durch ihre Gestalt, Farben und Politur. Die schönsten von der Art werden von Portoric auf die dänischen Inseln gebracht. Die nach ihrer Form so benannten Herzmuscheln sind da sehr häufig. Es gibt darunter eine Art, deren Schalen inwendig blutroth sind; aussen aber rothe Flecken, und dichte Furchen der Länge nach haben, zwischen welchen eben so lange Reihen von Schuppen, die wie Hohlziegel über einander liegen, angebracht sind. Die schönen Venusmuscheln, die unansehnlichen Lazarusklappen oder Bettlermantel, die groben Gienmuscheln oder der Pferdehuf sind da nichts seltenes. Diese Art ist vermuthlich unter allen Schalenthieren die größte. Der Herr von Linne gibt Nachricht von ein Paar solchen Schalen, die fünfhundert und zwey Pfund wiegen. Die ich in Westindien gesehen habe, waren von einer sehr mäßigen Größe. Auch die Arche Noâ, an welcher man sich eine Aehnlichkeit mit der äussern Form dieses sonderbaren Schiffes vorstellt, ist da zu finden. Das Scharnier, welches aus zwey langen Reihen scharfer Zähne besteht, die aufs vollkommenste in einander eingreifen, ist sehr betrachtenswürdig.

Die dortigen Auster sind den europäischen ähnlich, nur für gewöhnlich kleiner als diese. Die Liebhaber des Wunderbaren sagen, daß die Auster in West-

Gestindien an den Bäumen wachsen. So viel ist wahr, daß an den Mangelbäumen eine Menge Austern hängen. Weil aber diese Bäume, welche ganz sonderbare Wurzeln haben, an der See stehen, und die Austern überall hängen bleiben, wo sie die See hintreibt, an Felsen sowol als am Holz; so fällt das Wunderbare bey der Sache weg. Es haben diese Austern den Namen der Mangelaustern. Die Schale derselben, gebrant, zu Pulver gestossen, und mit Baumöl vermengt, wird gebraucht, Wunden offen zu erhalten.

Von dem Geschlechte der Niesmuscheln, unter welches der Herr von Linne den Steinfresser rechnet, der sich durch die härtesten Steine durcharbeitet, wovinn wohnet, und sich vermuthlich auch davon nähret, sind mir einige Arten zu Gesicht gekommen. Die Perlenmuschel, deren Schale das Perlenmutter ist, wird auf der Bank bey der Prinzess in St. Croix, doch nicht häufig, gefunden. Von der Pinne oder Schinkenmuschel, die von ihrer Aehnlichkeit mit einem Schinken diesen Namen hat, und mit hohlekegelförmigen Reihen von Schuppen und Furchen auf der braunen hornartigen Schale versehen ist, erzählt ein glaubwürdiger Naturforscher, daß ein kleiner Krebs bey ihr in der Schale wohne; und weil derselbe seinem halbnackten Körper wohl zu statten kommt, aus Dankbarkeit den Hausherrn augenblicklich durch seine unruhige Bewegung benachrichtigt, wenn sich sein Feind, der Dintenfisch, in der Nähe sehen läßt. Worauf die Pinne ihre Schale sogleich schließt, weil sie sonst verloren ist, wenn der Dintenfisch Mittel findet, sich einzuschleichen.

N

Die

Die Schalen der Schnecken oder der Schalenthiere, deren Gehäuse aus einem Stücke besteht, haben alle eine mehr oder weniger deutliche schneckenförmige Windung. Die Einwohner dieser meistens sehr prächtigen Gehäuse sind den Schnecken ähnlich, und mit einem Kopfe, Hörnern, Augen, Maul, Hintern und Füsse versehen, da den Muscheln verschiedene dieser Gliedmassen fehlen; dagegen sie aber eine Art von Zunge haben, die sie statt eines Armes, Fusses, Hakens, einer Schaufel, Spindel, und fast zu allen ihren Bedürfnissen brauchen.

Aus der Classe dieser bunten Geschöpfe wird die grosse Schafskuttel, wiewol selten, da gefunden. Man kan kaum was schönere, regelmäßigeres und künstlicheres sehen, als der innere Bau der mit vielen silbernen Kammern versehenen Schale dieser Schnecke ist. Sie werden deswegen in den Sammlungen der Liebhaber der Länge nach durchschnitten vorgezeigt. Man erzehlet, der Polype, der in dieser Schale wohnet, bediene sich derselben als eines Schiffes; er verstehe die Kunst, das Wasser auszupumpen, und seine Schale so zu richten, daß ihre Oefnung über der Oberfläche des Meeres stehe. Alsdann richte er zwey von seinen vielen Armen in die Höhe, breite zwischen demselben ein dünnes Häutchen, statt eines Segels, auch die übrigen Arme aber brauche er als Ruder. So segele er auf der See herum; sinke aber augenblicklich mit seinem Fahrzeuge, durch eine willkührliche Wendung desselben, in den Abgrund, sobald er Gefahr von Räufern merke. Man thut ihm die Ehre an, daß man ihn für den Lehrmeister der Menschen in der so nützlichen Kunst der Schiffahrt ausgiebt. So
bi

n nie so glücklich gewesen, dieser sonderbaren Schif-
hrt zuzusehen.

Unter den Kegelschnecken, die dort sehr gemein
id, gibt es eine Art weisse mit dunkelbraunen
uncten und Characteren, wie Buchstaben. Den
beradmiral und Admiral von Oranien, die
r die prächtigsten gehalten werden, und auf welche
e Liebhaberey einen grossen Werth gelegt hat, habe
ich nicht gesehen.

Unter den Porcelanschnecken gibt es da ganz
vorzüglich schöne und glänzende, die aber, weil sie
nicht selten sind, nur einen geringen Werth haben,
den Argus ausgenommen. Diese braune schön gla-
zte Schale wird um der weissen Augen willen, mit
welchen sie gleichsam besäet ist, vorzüglich aber ihrer
seltenheit wegen, sehr hoch geschätzt. Die grösssten
dieser Arten, die ich gesehen, waren über einen guten
finger lang. Die kleinen Porcelanmuscheln, die
in den maldivischen Inseln gesamlet, und von den
schwarzen in Guinea als kleine Münze gebraucht wer-
den, bekommt man in Westindien auch manchmal zu
sehen. Unter den Meernüssen haben einige in der
Mitte eine Erhöhung, wie einen Keifen, andere die
Form einer Feige, andere einer Rübe. Tuten-
schnecken sind sehr gemein, sowol die rollenförmig-
en als die Thürmchen. Jene sind mit verschiedenen
glänzenden Farben artig gesprenkelt, und gleichsam
beschrieben: diese macht sonderlich ihre Figur beliebt.
Auch die Bischofsmütze ist dort zu Hause. Der
Name bezieht sich auf ihre Form. Von Seetrompe-
ten gibts viele Arten, grosse und kleine. Man findet
welche, die eine Elle lang sind. Die raren Bedde-

Fens, *) wie die Holländer sie nennen, mit grosse
 regulären viereckigten Flecken, die man sich als Gau-
 tenbeete, in vier oder fünf Reihen, vorstellen kan, fin-
 det man dort ebenfalls, aber selten. Straubschnet-
 ken gibt es viele. Eine grosse Art derselben heis-
 det dort Tutuschnecke **). Sie wird da zum Tutu-
 das ist, statt eines Blasehorns gebraucht, womit der
 Schwarzen bey Tages Anbruch das Zeichen zur Arbeit
 gegeben, auch, wenn Feuer oder Aufruhr ist, Lärm
 geblasen wird. Sie wird zu diesem Gebrauche blo-
 dadurch geschickt gemacht, daß man die Spitze des Ge-
 windes davon wegnimmt. Diese Schnecken sind gros-
 und sehr schwer, auswendig rauh und unansehnlich
 inwendig aber mit einer glänzenden rosenfarbigen Gla-
 sur überzogen, dabey manche am Rande zugleich gold-
 gelb sind. Von Stachelschnecken, die theils mit
 Stacheln, theils mit krausem Laubwerke versehen sind,
 siehet man dort viele Gattungen. Letztere werden
 besonders Purpurschnecken genant. Einige Arten
 dieses Geschlechts erheben sich wie ein Thurm mit vie-
 len abnehmenden Absätzen. Eine derselben wird da-
 her der babylonische Thurm genennt. Tritons-
 hörner habe ich von ansehnlicher Grösse gesehen.
 Sie sind mit dunkelbraunen Flecken, wie mit Schup-
 pen, bemahlt. Auch diese werden von den Hirten im
 Orient und Africa, statt der gewöhnlichen Ochsenhör-
 ner, zum Blasen gebraucht, und geben einen eben so
 durchdringenden Ton, als die Trompeten. Von
 Pyramidenschnecken habe ich da, auffer andern
 Arten, das sogenante grosse Sonnenhorn, wiewol
 nicht

*) Buccinum areola.

***) Strombus Gigas.

ist frisch, gefunden. Es ist sonst in Ostindien zu
kaufen, und sehr selten. Die ächte Wendeltreppe,
die Schale aus dem Geschlechte der Schraubenschnecken,
hätte ich sehr gern finden mögen; allein nichts
seltener als dieses Product der Natur: daher die
Besitzer einen unmaßigen Preis darauf gesetzt haben.
Wenn sie gleich nur einfarbig weiß ist; so verdienet
doch ihr Bau für ein Wunder der Natur gehalten zu
werden, davon man sich aber nur durch wirkliches
Ansehen eine Vorstellung machen kan. Unter den
Sonnenhörnern ist eine Art, die den Kalkstein eben
zerfressen, wie die Larven gewisser Insecten das
Holz. Die Purpurschnecke, welche einen purpur-
farbenen Saft in sich hat, davon die Finger gefärbt
werden, womit sie angegriffen wird, ist auch im west-
indischen Meere zu Hause.

Von Schnecken, die kein reguläres Gewinde
haben, findet man da viele Patellen oder Schüs-
seln, mit und ohne Oefnung an der Spitze. Da
diese Geschöpfe in einer offenen conischen Schüssel woh-
nen; so haben sie den Instinct, sich an die Felsen in
der See anzusetzen, und dadurch jene grosse Oefnung
verschliessen. Unbeweglich halten sie da die heftig-
sten Stürme der See aus. In ihrer Bildung
errscht eine grosse Mannigfaltigkeit. Die Wurms-
schnecken sitzen gemeiniglich auf andern Conchylien,
Holz und Stein feste, und sind in allen Meeren
zu finden.

Von diesen Schalthieren werden nicht nur die
Eier, sondern auch die Thiere und andere gegessen.
Auf vielen Plätzen auf diesen Inseln liegt eine solche
Menge leerer Schalen beisammen, daß viele Wagen

damit beladen werden könnten; aber sie sind mehrertheils zerschabt, zerstoßen, und haben ihre Politur verloren, daß sie in die Sammlungen der Liebhaber nicht taugen. Diejenigen, die man zu dieser Absicht brauchen will, müssen frisch, und ihre Einwohner noch lebendig seyn. Starke Stürme werfen davon zuweilen oft eine Menge ans Ufer; sonst aber müssen sie an der See mit vieler Mühe gesucht werden. Die Nacht ist dazu die vortheilhafteste Zeit; denn alsdann kommen manche mit der Fluth zum Vorschein.

Außer den Classen lebender Geschöpfe, von denen ich bisher geredt habe, nährt die westindische See noch eine ganz besondere von vielfachen Thiere. Man hat ihnen den Namen der Pflanzenthier beigelegt, weil sie ihrem Ansehen, Wachsthum und Vermehrung nach, Pflanzen sind; dabey aber als Thiere empfinden, sich nähren und bewegen. Der Herr von Linne unterscheidet in dieser merkwürdigen Classe zwey Abtheilungen, davon er die eine Steinpflanzen, und die andre Thierpflanzen nennt. Unter jener versteht er diejenigen vielfachen Thiere, welche aus einer corallischen oder steinartigen Materie, und aus ihnen selbst herauskommt, das steinharte Gebäude errichten, das ihnen zur Wohnung dient. Diese hält er für wahre Pflanzen, die aber aus ihrem hornartigen Stamm, durch eine bewunderwürdige Verwandlung, lebende Blumen, das ist, welche Thiere in Gestalt der Blume, hervorbringen, die sich nähren, bewegen und empfinden. Mich deucht, man könnte die erstere Abtheilung aus eben dem Grunde Steinthiere nennen, aus welchem man die Schnecken und Muscheln unter dem allgemeinen Namen der Sch

Schalenthiere versteht. Beiden Arten ist wol ihre steindecke gleich eigen, sie gehört wesentlich zu ihrem Körper, und ist folglich animalischer Natur, und in ihrer Art lebend. Es wird uns wol eben so schwer, uns einen lebendigen Stein zu gedenken, als uns vorzustellen, daß der Saft einer Pflanze durch ihre innere Einrichtung und Kraft sich in lebendige Thiere bildet, wie andere Pflanzen Blumen und Samen hervorbringen. Allein das benimmt der Sache nichts, und dient uns, wie unzählige andere Naturbegebenheiten, zum Beweis, daß die Grenzen unsers Verstandes viel zu enge sind, als daß er den unendlichen Verstand und die Allmacht des Urhebers der Natur fassen könnte. Diese Betrachtung hat bey jeder Art von Pflanzen und Thieren eben sowol statt, als bey diesen Thierpflanzen; nur machen letztere mehr Aufsehen, weil ihre Kenntniß noch nicht so gemein ist, als bey den übrigen. Diejenigen Thierpflanzen, welche mit einer einhorn- oder schwammartigen Hülle versehen sind, heißen überhaupt Corallen, und sind in vier Geschlechter getheilt. Von dem Geschlechte des Röhrencoralls habe ich auf den dänischen Inseln die sogenannten Orgelpfeifen beobachtet. Die an diesem Steinthiere neben einander herlaufende Röhren, die alle aus einem Stamme entstehen, und durch Bänder, die in die Quere gehen, mit einander verbunden sind, enthalten den Grund seiner Benennung. Es ist schön roth. Sterncorallen, die theils wie Pflanzen mit Stamm und Zweigen, oder wie Hörner, oder wie Blumenkohl aussehen, oder in andre wunderbare Gestalten sich bilden, und sternförmige Oefnungen haben, gibt es da mehrere Arten. Sie werden hauptsächlich

zu Kalk gebraucht. Auch verschiedene Punctcorallen sind da einheimisch. Sie wachsen ebenfalls in verschiedene Nester oder Blätter, wie der Baumlichen, oder sehen einem Saugeschwamm ähnlich, und ihre Oberfläche ist voll kleiner runder Oefnungen, wie Punkte. Weil sie meist aus dünnen Blättern bestehen, so sind sie sehr zerbrechlich. Das Schorcorall hat in seiner äussern Bildung ebenfalls eine Aehnlichkeit mit dem Saugeschwamme, und ist auch fast eben so leicht, ob es gleich aus einer Steinmaterie bestehet.

Die Aehnlichkeit mit den Pflanzen ist in den meisten Geschlechtern, welche der Herr von Linne Thierpflanzen nennt, noch sinnlicher als bey den Steinpflanzen, von denen ich igt geredet habe. Das ist die Ursache, daß man, zum Beyspiel, den Seefächer oder Horncorall ehemals für nichts anders, als eine Seepflanze gehalten hat. Diese Seefächer sitzen mit einer Art von Wurzel an den Felsen und Steinen in der See fest, woraus sie einen Stamm mit Nesten in die Höhe treiben, aus dessen lebendigem Mark thierische Blüthen hervortreten, die sich willkührlich öfnen, schliessen, bewegen, empfinden, und durch eine Mündung die ihnen vom Wasser zugeführte Nahrung verschlingen. Diese blühende Thiere haben oft eine schöne rothe Farbe, die sich aber gleich verliert, sobald man sie aus ihrem Elemente herausnimmt; denn sie sind wie ein weicher Schleim, der sogleich zusammenfällt. Dergleichen Seefächer sind da in Menge, und von verschiedenen Farben, schwarz, weiß, roth und gelb. Auch der Saug- oder Fensterchwamm, der unter die Thierpflanzen gehört, wird da an einigen Stellen gefunden; bisweilen auf einer Muschel

Muschel angewachsen. Oft habe ich im Wasser nach etwas gegriffen, das ich für eine Pflanze hielt, das ich aber schnell zurückzog, wenn ich ihm nahe kam; wodurch ich gewahr wurde, daß ich einen Polypen für eine Pflanze angesehen hatte. Mehr von diesen sonderbaren Geschöpfen zu erzählen, ist meinem Zwecke nicht gemäß. Ich will nur noch sagen, daß einem aufmerksamen und verständigen Liebhaber und Forscher der Werke Gottes in der Natur, die westindische See täglich neuen Stoff zu den angenehmsten und nützlichsten Betrachtungen gibt, und ihn durch die deutlichsten Merkmale der Weisheit, Güte und Macht des Schöpfers aller Dinge, nicht nur zu dessen Bewunderung, sondern auch zu seinem Lobe, zur Liebe und Vertrauen zu Ihm reizet.





Neunter Abschnitt.

Nießbare Pflanzen.

So wie jedes Clima seine besondere Pflanzen ernähret: so haben auch die westindischen Inseln sehr viele, die von den europäischen gar sehr verschieden sind, und die in unserm kältern Clima in freyer Luft gar nicht fortkommen könnten. Jedoch findet man daselbst auch manche von denen, die in kälteren Gegenden wachsen. Es sind diese Inseln reichlich mit Gewächsen gesegnet, deren Blätter, Früchte, oder Wurzeln zur Nahrung, zur Arzney oder zu andern Bedürfnissen des menschlichen Lebens brauchbar sind. Auch bringet die Natur dasjenige freygebzig hervor, was den feinsten Geschmack und Geruch vergnügen, und jede Art der Erquickung verschaffen kan, deren man daselbst mehr als in unserm gemäßigten Clima benöthiget ist.

Von den merkwürdigsten dieser westindischen Gewächse, will ich izt meinen Lesern einige Nachrichten mittheilen, die ich allda gesamlet habe; und mich dabey nach der izt unter den Kennern der Pflanzen beliebtesten Ordnung des Ritters von Linne richten. Zuvor aber will ich etwas von denenjenigen europäischen und andern fremden Gewächsen sagen, welche der westindische Boden willig aufgenommen hat, und die izt da gleichsam naturalisirt sind; wobey nur noch
voraus

voraus zu erinnern ist, daß Getraide auf diesen Inseln gar nicht gebauet wird. Winterkorn schießt zwar geschwind auf; bringt aber seine Aehren nie zur Vollkommenheit. Sommerkorn würde vielleicht eher gedeihen; denn einige damit gemachte Versuche sind ziemlich gut ausgefallen: allein da der Boden auf diesen Inseln viel vortheilhafter zu Zucker, Baumwolle, Caffee, Cacao und dergleichen angewandt werden kan; so gibt sich niemand Mühe, den Getraidebau daselbst möglich zu machen oder zu treiben. Auch Aepfel- und Birnbäume gedeihen in dem hitzigen Erdstrich nicht; und nur einige Arten von Weintrauben kommen zu ihrer Vollkommenheit, da andre zu schnell und ungleich reifen. Muskateller- und Maderaweinstöcke wachsen da ungemein schnell, und tragen zweymal im Jahr sehr schmackhafte Trauben. Sie könnten vielleicht durchs Beschneiden dahin gebracht werden, dreyimal zu tragen; allein man würde sie dadurch zu Grunde richten. Citronen und Pomeranzen wachsen vortreflich und in Menge. Limonienbäume stehen nicht nur in Gärten, sondern auch auf Feldern. Die Früchte derselben werden häufig nach Nordamerica und Europa verführt. Man pflückt sie grün und unreif, und erst unterwegs werden sie gelb. Wenn zu Ende des Jahrs diese Bäume nur Nachwachs tragen, so preßt man daraus Limoniensaft, den man zum künftigen Gebrauche verwahrt. Man pfleget Sand in denselben zu streuen, wovon er sogleich in Gährung geräth, welche in einigen Stunden vollendet, und der Saft klar ist. Unter den Pomeranzen haben die sauren Oranien oder Schürappel eine ungemein kräftige Schale.

In

In Ermangelung der Limonien wird ihr Saft zu Puntsch gebraucht. Sineseräpfel, oder Appelsinen, sind in St. Thomas und St. Croix wenige; viele aber in St. Jan, von da sie tonnenweise nach St. Croix gebracht werden. Sie haben eine dünne leicht abzuziehende Schale; kühlen und stärken zugleich, und sind lieblich süß, saftig und wohlschmeckend. Hie und da siehet man in Gärten eine Art Pomeranzen, die Pumpelmuß heißen, und so groß sind, als der Kopf eines Menschen. Im Nothfall wird auch der Saft von diesen zu Puntsch gebraucht. Die wohlriechenden Moschmelonen, die creolisch Spanisch Beek oder Speek heißen, sind sehr schmackhaft, und brauchen nicht erst mit Zucker süß gemacht zu werden.

Von ausländischen Gartengewächsen werden Cockstone, oder die europäischen Schnittbohnen gezogen, nebst einigen andern Arten, unter denen die Bonavist einheimisch zu seyn scheint. Erbsen kommen da gut fort; doch baut man mehr die einheimischen Vendubohnen. Weisse, gelbe, und rothe Rüben wachsen hin und wieder sehr gut: so auch Rettiche, Pastinack, Kürbis, einige Arten Kobl, Zelleri, Sallat, Petersilge, Thymian, Lavendel, Mente, Melisse, Cardobenedicten, Senchel, Salbey, Wermut, Löffelkraut und andre Kräuter. Spargel und Artischocken gedeihen in diesem Klima und Boden recht gut, so wie eine Art Kürbisse, die Pampun heißen. Porcelain oder Portulac wächst wild und häufig, und wird von Negern auch als ein Heilmittel gebraucht. Ein sehr schlimmer Schaden an einer Hand, darinn ein Stückchen Giftholz stecken geblieben war, wurde durch gestampfte

tampfte Porcelein, mit Inselt vermengt, in kurzer Zeit geheilt, und der Splitter herausgezogen. In Gärten wachsen Rosen, Lilien, Tuberosen, Balsaminen, und andere Blumen. Manche dieser ausländischen Pflanzen bringen ihren Samen nicht zur Reife, haben auch nicht die Vollkommenheit, die sie in ihrem Vaterlande erlangen.

Die vornehmste Pflanze in Westindien, welche so viele tausend Menschen dahin gezogen, durch deren Anbau so viele Familien reich worden, und deren Product die Handlung und Schiffahrt in Flor gebracht hat, ist das Zuckerrohr. Ursprünglich ist sie auf diesen Inseln nicht einheimisch; sondern, wie mehrere andere, dahin versetzt worden. Da der Gebrauch des Zuckers so allgemein ist; so wird eine kurze deutsche Nachricht von der Pflanze, daraus er bereitet, und von der Art, wie dabey verfahren wird, nicht unangenehm seyn.

Es wächst das Zuckerrohr auf den dänischen Inseln ungefehr anderthalb Mannslängen hoch, wovon vey Drittheil das eigentliche Rohr ausmachen, ein Drittheil aber aus dem Topp oder Ende des Rohrs und den obersten Blättern bestehet; und ist ungefehr einen Zoll im Durchschnitte dick. Wie jede andre Art Rohr, oder wie die Halmen des Getraides, bestehet es aus verschiedenen Gliedern, bey deren Gelenken die Augen oder Knospen hervorkommen, welche nunz eigentlich eben so viele neue Pflanzen enthalten, die auch in der That daraus hervordachsen, wenn sie in die Erde gelegt werden. Unter der dünnen holzartigen Rinde ist es durchaus mit einem weissen Saft erfüllt, aus dessen Saft der Zucker bereitet wird.

wird. Auch roh gibt dieses Mark eine angenehme Nahrung für Menschen und Thiere. Die Creolhunde und Pferde haben ein besonderes Geschick, dasselbe heraus zu bringen. Neger und alte Einwohner können viel davon zu sich nehmen; aber neue Ankömmlinge müssen sich darinn sehr mäßigen, wenn sie sich nicht den Durchfall zuziehen wollen.

Das Zuckerrohr wird auf die Art, wie der Weinstock, gepflanzt. In gleicher Entfernung werden gleich grosse Löcher reihenweise, nach der Schnur, auf dem Zuckerselde gemacht. Ihre Länge ist gewöhnlich drey Fuß, die Breite beträgt halb soviel, und die Tiefe nur ein Drittheil. Anderthalb Schuh sind sie von einander entfernt; zwischen den Reihen aber bleibt ein Raum von drey Schuhen. Doch treffen diese Abmessungen nicht allerwärts so genau zu; denn man richtet sich darinn nach den Umständen. Auf den Bergen in St. Thomas und St. Croix, auf welchen grosse Steine in Menge über die Fläche des Bodens hervorragen, kan bey Anlegung der Zuckerlöcher keine Ordnung beobachtet werden. Wird ein Feld aufs neue bepflanzt, so macht man die Löcher gern in dem Raum zwischen den Reihen, als in einer ausgeruheten Erde. Zwey oder drey von reifem Zuckerrohre abgeschnittene Stücke, ungefehr einer Elle lang, werden horizontal so in ein Loch gelegt, daß die Knospen auf der Seite neben einander zu liegen kommen. Denn wenn sie über einander lägen, so würden die untern nicht aufgehen können. Darauf wird das Loch mit Erde zugeschüttet. Wenn es sich trifft, daß zugleich Zucker gepflanzt und eingeerntet wird; so wird wol auch der Topf, oder der oberste Theil

heil des Zuckerrohres, eingelegt, der aber wenigstens
rey Augen haben muß. Nachdem die Blätter abge-
schnitten worden, wird er so gelegt, daß seine Spitze
aus der Erde hervorraget. Jede Zeit des Jahrs ist
zum Pflanzen schicklich, wenn nur der Boden vom
Regen genug durchgeweicht ist; welches sonderlich in
und nach der grossen Regenzeit geschiehet. In lei-
chttem Boden kan auch nach wenigem Regen ge-
pflanzt werden. In Zeit von einem Monat ist die
junge Zuckerpflanze schon ziemlich weit aus der Erde;
darauf das Zuckersfeld von Unkraut gereinigt, und
diese Arbeit von Zeit zu Zeit wiederholt wird. Eine
Zeit von funfzehn bis achtzehn Monaten braucht das
Zuckerrohr, um zu seiner gänzlichen Reife zu gelangen.
Der Grad der Güte des Erdreichs macht dabey den
Unterschied. Ist aber ein Feld einmal bepflanzt; so
kann sechs, zehn und mehrere Ernten davon genom-
men werden, ohne daß es nöthig ist, es von neuem
bepflanzen. Denn die alten Wurzeln treiben in-
der wieder Nachwachs oder neue Pflanzen, welche
an Natuhn nennt, und die gewöhnlich in einem
Jahre und eher reif werden. Ein Zuckersfeld bey der
Prinzeß in St. Croix hatte, nach der Aussage eines
alten Einwohners, vier und zwanzig Jahre hinter-
einander Natuhn getragen. Es ist also nur nöthig,
von Jahr zu Jahr die Stellen zu besetzen, wo einige
Stöcke ausgegangen sind.

Wenn das Zuckerrohr reif ist, so geht der Cropp
über die Ernte an; welche auf grossen Plantagen mit
im Jahre anfängt, und sechs Monate und noch länger
in einem fortdauret. Es ist dem reifen Zucker-
rohr zuträglich, wenn es nicht gleich abgeschnitten
wird.

wird. Wenn keine zu grosse Dürre einfällt, so kann es noch Monate lang stehen, und gibt alsdann mehr Zucker und weniger Malas oder Syrup. Das zeitige Rohr wird erst oben, vom dritten oder vierten Gliede an, gekappt, darnach unten, dicht am Boden. Die Blätter, welche mehrentheils durre sind, werden abgestreift, und nachgehends gesamlet, Megerhütten und andere Wirthschaftsgebäude damit zu decken. Wird der Lopp nicht zum Pflanzen gebraucht; so werden den Pferde, Esel und Maulthiere damit gefüttert, und Schweine gemästet. Das gekappte Rohr wird in Bündel gebunden, und durch Esel oder Pferde nach der Zuckermühle gebracht.

Die Hauptsache bey einer Zuckermühle beruhet auf drey Walzen, welche auf einem horizontal liegenden, zwey Fuß breiten und dicken Stück Holze, das die Brücke heist, senkrecht in einer Reihe dicht an einander stehen, und mit Zähnen in einander eingreifen, so daß sie alle drey zugleich auf eisernen Zapfen sich drehen, wenn die mittlere, entweder durch Windflügel, oder durch Lastthiere, oder auch durch Wasser gedreht wird. Alle drey sind von gleicher Stärke, im Durchmesser eine Elle, und unten mit einem eisernen glatten Cylinder, der über eine Elle hoch ist, und die Casse heist, eingefast. Die mittlere wird der König genennt, und ist drey und zwanzig Fuß lang, weil oben das Triebwerk darauf angebracht ist; von den beiden andern, die nur fünf Fuß sind, heist die eine der Zuckerroller, die andre der Malasroller, weil zwischen jener und dem König das Zuckerrohr zum erstenmal, und zwischen dieser und dem Könige das andremal durchgeht. Da die

Wa

Balzen sehr dicht zusammen stehen; so wird durch diese zweymalige Quetschung aller Saft aus dem Zuckerrohre vollkommen abgesondert. Dieser fließt in eine Rinne unter der Brücke, durch welche er in ein Behältniß, und aus diesem durch Röhren bis ins Lochhaus geleitet wird.

Wenn nun Zucker gepreßt wird, so stehet ein Slave hinter, und ein anderer vor dem Könige. Dieser steckt eine Handvoll Rohr nach der andern zwischen den Zuckerroller und den König, welches schnell hineingezogen und zerquetscht wird. Jener empfängt auf der andern Seite das einmal ausgepreßte Rohr, welches icht Macasß heißt, und steckt es zwischen den König und den Macasßroller. Der Macasß wird von ein paar Negerkindern aus der Mühle erworfen, getrocknet, in Bündel gebunden, und zur Feuerung unter dem Zuckerkessel gebraucht. So wird der Zucker mit seinem eigenen Holze gekocht, und nichts geht von dieser köstlichen Pflanze verloren. Die Cassen ziehen, wenn sie geschwind gedrehet werden, alles mit solcher Gewalt durch, daß ein Slave gleich unaufhältlich hineingezogen wird, wenn er nur mit der Spitze des Fingers, oder mit einem Zipfel seiner Kleidung an die Stelle kommt, wo sie sich befehren. Ganz erbärmlich wird er zermalmt, wenn nicht augenblicklich mit einem scharfen Beil die gesackte Hand oder Arm abgehauen wird. Eine Pferdewühle kan bey einem solchen unglücklichen Vorfalle geschwinde aufgehhalten werden; aber die Windmühle nicht. Darum ist in diesen immer ein scharfes Beil bey der Hand, womit der sogenannte Bootsmann, der die Aufsicht bey dieser Arbeit hat, dem Unglück-

glücklichen mit Verlust eines Arms das Leben zu retten suchet.

Das Zuckervasser, welches angenehm zu trinken ist, muß bald gekocht werden; denn in zwey Tagen wird es säuerlich, und alsdann kan kein Zucker daraus bereitet werden. In dem Kochhause sind ordentlicherweise acht grosse Kessel; in einigen mehr in andern weniger. Das Zuckervasser wird aus seinem Behältnisse von dem Zuckerkoch, einem Neger in den ersten Kessel gelassen, aus diesem nach einer Weile in den zweyten geschöpft und in beiden solange gekocht, bis es etwas dick zu werden anfängt; da es dann in den Batteriekessel kommt, und vollends zu Zucker gekocht wird. In den ersten Kessel werden ein paar Handevoll ungelöschten Kalks gethan, wo durch die Unreinigkeit in die Höhe getrieben und abgeschöpft wird. Von allen Kesseln, sonderlich von den zwey ersten, die am meisten schäumen, wird beständig mit einem Schaumlöffel der Schaum abgenommen, und in einem Gefässe gesamlet. Wenn der Zucker zu stark kocht und überlaufen will; so werden etliche Tropfen Carpatöl *) hineingesprüht, oder sonst etwas fettes hineingeworfen: da er sich dann gleich wieder setzt. Wenn die Batterie zu lange kocht; so verbindet sich der Malas mit dem Zucker, und macht ihn schwarz. Wenn der kochende Zucker nicht mehr sprüht, sondern grosse Blasen macht, und körnigt am Schöpflöffel hängen bleibt; so ist er gar. Alsdann wird er durch den hölzernen Trichter in das Kühlfaß gegossen, um sich abzukühlen. Milchwarm wird er in die Dyhöste oder grossen Zuckersässer gethan,

*) Oleum Ricini.

an, durch welche ein paar Zuckerröhre gesteckt wer-
 u, damit der Malas oder Syrup herauslaufen
 nue. Er samlet sich in der Malasiback, einem
 mauerten Gewölbe, darüber sowol die Zuckersässer
 s das Kühlfaß stehen.

Der also gekochte Zucker ist der rohe sogenante
 homaszucker, körnigt und braungelb, sehr kräf-
 t und von gutem Geschmacke; der auf den Inseln
 n den meisten so gebraucht wird. In Copenha-
 n, Hamburg, Amsterdam, London, Phila-
 lphia und andern Orten wird er raffinirt oder ge-
 atert, und weiß und vest gemacht. Dazu wird ein
 eisser Thon gebraucht, welcher mit Wasser zu einem
 rey gemacht fast einen Zoll dick auf den in Formen
 gossenen Zucker gethan wird, der ihn so durchdrin-
 t und reiniget, daß er, wenn es zu wiederholten-
 malen geschiehet, so weiß wird wie Schnee. In
 t. Croix sind einige Raffinaderien; es wird aber
 r Raffinat, und kein Canarienzucker darinn
 erfertiget.

Von dem beym Zuckerlochen gesamleten Schaum
 opft der Brantweimbrenner wieder eine schwarze
 e viele Thiere, als Creolpferde und Esel, Schweiz-
 e, Hunde, Hühner und Kalkunen, nahrhafte Ma-
 rie ab. Aus dem übrigen und dem Malas wird im
 stillirhause Rum oder Zuckerbrantwein distil-
 t, welcher jung Killdevil *) heißt, und sehr hitzig
 d ungesund ist; wenn er aber ein Jahr und länger
 legen hat, diese schädliche Eigenschaft verliert, und

L 2

wenn

*) Deutsch: Mordteufel, weil er viele Menschen, sonder-
 lich Neukömmlinge, die ihn unmaßig trinken, ums Leben
 bringt.

wenn er mehrere Jahre alt ist, zur heilsamen Arznei wird. Unter Rum muß solcher alter Zuckerbrantwein verstanden werden, den man aber außserhalb Westindien selten antrifft. Was man dafür ausgibt, ist gemeinlich Killdevil mit Wasser vermischt.

In St. Croix sehen auf den englischen Plantagen die ebenen Zuckerfelder sehr nett aus. Die Blätter an den äussern Reihen der Zuckerpflanzen sind zusammengebunden, woraus schürgrade grüne Bände entstehen. Man hat hiebey nicht nur das gute Ansehen zum Zweck; sondern es dient auch dazu, gleich gewahrt zu werden, ob ein Dieb oder Maronneger hineingegangen sey.

Das Zuckerrohr ist mancher Gefahr unterworfen. Es hat, wie andere Pflanzen, seine eigene Insecten, denen es zur Nahrung dienet. Wenn sie überhand nehmen, so ist's am besten, ein solches Feld, aus dem doch nichts wird, abzuschneiden; damit aus den Wurzeln neue Pflanzen aufschießen können. Die Katzen sind auf das Zuckerrohr sehr begierig, und was sie angefressen haben, das bricht oder wird sauer, und taugt nur zu Rum. Das reife Rohr fängt leicht Feuer, und brennt wie eine Fackel; daher ein Neger Tag und Nacht dabey Wache halten muß. Dieser Vorsicht ungeachtet, kommt doch bisweilen Feuer hinein. In St. Jan fiel im Jahr 1767. ein alter angezündeter Baum weit vom Zucker um. Er zündete das bey der grossen Dürre sehr trockene lange Gras an; das Feuer grif immer weiter um sich, bis es endlich ein grosses Zuckerfeld in Brand brachte. In drey Stunden war für sechstausend Stück von Achten Zucker verzehrt. Sonst sagt man auch in West-

Bestindien, daß der Zucker bey einer zu lang anhaltenden Dürre brenne, wenn nemlich die Wurzeln verocknen, das Rohr röthlich, und sein Saft sauer und unbrauchbar wird.

Daß das Pflanzen, Pressen, Kochen und Wegschaffen des Zuckers für die Slaven eine nicht nur mühsame, sondern oft lebensgefährliche Arbeit ist, davon habe ich izt nicht mehr nöthig etwas zu sagen. Da die Arbeit bey dem Zuckerpressen und Kochen Tag und Nacht fortgehen muß, wie leicht verunglückt ein ermüdeter und schläfriger Neger, daß er entweder zwischen die Roller kömt, oder in einen siedenden Zuckerkessel stürzt? ich habe mehr als einen gesehen, der eine Hand zwischen den Rollern verloren hatte. Auch wird mancher bey dem Herunterschaffen der Zuckerkasser von den steilen Bergen erdrückt oder zum Rüppel gemacht.

Unter den übrigen nießbaren Pflanzen nenne ich zuerst den Tamarindenbaum. *) Er wächst sehr schön und hoch, und gibt nicht nur einen kühlenden Schatten, sondern liefert auch in seinen Hülsen eine angenehme säuerliche Frucht, wie Latwerge, welche entweder roh genossen, oder mit kochendem Wasser zu einem stärkenden, kühlenden und gelinde abführenden Trank bereitet wird. Gesunde und Kranke bedienen sich desselben, und in den dortigen Fiebern thut er sehr gute Dienste. Die Früchte werden auch mit gekochtem Zucker eingemacht, da sie sich ein Jahr, in kalten Ländern aber länger halten. Auch ohne sie in Zucker einzulegen, können sie über ein Jahr gut erhalten werden, wenn man sie nur an einem trockenen Orte aufbehält.

L 3

Die

*) Tamarindus indica.

Die Batattenpflanze *) ist eine Art Windkriecher deren Ranken auf dem Boden hinlaufen und einwurzelnd sind. Ihre knollichte Wurzel ist das in Westindien was die Cartoffeln in Deutschland sind. Sie haben beynahe dasselbe Ansehen; sind aber grösser und von feinerem Geschmacke, und werden von Negern und Blanken gern und häufig genossen. Ich habe Batatten gesehen, die bis sieben Pfund schwer waren. Sie sind ein angenehmes Futter für alle Arten von Vieh selbst für Hunde und Katzen; auch mit den Blättern werden Ziegen, Schafe und Schweine gefüttert. Dieses Gewächs wird durch abgeschnittene Stücke der Ranken oder der Wurzel fortgepflanzt, und bringt in drey Monaten seine Wurzeln zu ihrer völligen Größe und Reife.

Fast jeder Pflanzer hält in seinem Garten so viele Caffeebäume, als zu seinem Gebrauche nöthig ist. In St. Jan sind die meisten, und ganze Alleen davon angelegt. Es wird da auch einiger Handel mit Caffeebohnen getrieben. Ein alter Schifscapitain, der viel von dieser Waare da abgeholt hatte, behauptete, daß die St. Janschen Bohnen vor den Martinikischen einen Vorzug hätten. Die Blüthe, wovon die Zweige dieser Bäume so weiß aussehen, als wenn sie mit Schnee bedeckt wären, duftet einen ungemein wohlriechenden Geruch aus. Ihre Frucht, die den Kirschchen in der Farbe, Form und Größe sehr ähnlich ist, enthält unter einem weichen Fleische, einen Kern, der in zwey Bohnen besteht. Das Fleisch wird entweder vermittelst einer Handmühle von den Bohnen absondert, oder mit den Händen herunter gerieben, nach-

dem

*) Convolvulus Batatas.

em sie in kaltem Wasser eingeweicht worden. Wenn sie dann in der Sonne getrocknet worden; werden sie zuletzt in einem hölzernen Stampfer von der weissen äußeren Schale gereinigt. Die ganz frischen Bohnen haben was herbes, mit dem Alter aber werden sie lieblicher und milder. Die Caffeebäume werden so groß, als die europäischen Kirschbäume, und blühen, nach der Beschaffenheit des Bodens, zwey, auch wol drey-mal des Jahrs. Sie lassen sich kappen, welches theils ihre Fruchtbarkeit befördert, theils sie in einer mäßigen Höhe erhält, daß die Früchte leichter zu erlangen sind.

Tomato, *) eine kleine Gartenpflanze, die in Deutschland unter dem Namen der Liebesäpfel bekannt ist, trägt eine weiche, rothe, plattrunde, geferbte Frucht, die in Suppen, und an Fleisch gethan wird, und beides wohlschmeckend macht. Dieses geschieht in Deutschland, so viel ich weiß, nicht; vielleicht erreicht sie auch da die Reife nicht, wie in Westindien.

Die Caintbäume **) sind dreyßig bis vierzig Fuß hoch, und tragen runde Früchte, wie Aepfel, die ein milchweisses sehr süßes Fleisch haben. Die Blätter dieser Bäume, davon es zwey Arten gibt, sind auf einer Seite grün, auf der andern braun.

Die vortrefliche Ananas ***) ist auf diesen Inseln recht zu Hause, und wächst oft an ganz wilden Stellen zwischen grossen Steinen in Menge. Die goldgelbe Farbe ihrer reifen Früchte, die mit grünen Kronen geziert, und mit langen schmalen Blättern

L 4

um:

*) Solanum Lycopersicum.

**) Chrysophyllum.

***) Bromelia Ananas.

umgeben sind, gibt ihr ein sehr schönes Ansehen. Eine Sorte gleicht einem Zuckerhut; die andere aber läuft weniger spitz zu, und wird für die bessere gehalten. Die Frucht ist bis an die Krone sechs bis neun Zoll hoch. Ihr Geruch und Geschmack geben ihr vor allen Früchten den Vorzug. Dieser ist süß, weinfäuerlich und gewürzhalt; hat etwas von Muscat, von Pfirschen, von Knetten und von recht reifen Felderdbeeren mit Zucker und Wein angemacht; und überdis noch eine unnenmbare eigene Annehmlichkeit. Sie ist eben so gesund, als wohlschmeckend. Sie stärkt den Magen, erweckt Appetit, erfrischt das Blut, und macht munter. Man pflanzt sie durch Schößlinge fort; wird aber die Krone dazu gebraucht, so währt es zwey Jahre, ehe sie ihre Frucht zur Reife bringt; da es bey den Schößlingen in einem erfolgt. Wenn sie diese Absicht der Natur erreicht hat; so stirbt sie, ohne wieder auszuschlagen.

Der dortige sogenannte Nisselbaum *) trägt eine runde Frucht, in der Größe eines Eys, die braun, wie eine Nissel, aber von Geschmack fast wie eine Bergamottenbirne, und sehr saftig und süß ist. Sie wird, nachdem sie abgenommen worden, in einigen Tagen weich.

Die Traubenbäume **) sind in der Stärke den Eichen gleich, und senken ihre Aeste bis auf die Erde herab. Ihre Früchte haben das Ansehen der Trauben. Die Beeren sitzen um einen geraden Stiel ringsherum, welches der Traube die Form einer Walze gibt, die nur unten etwas dünner ist. Sie wird über einen

Schub

*) Achras mammosa.

**) Cocoloba uvifera.

Schuh lang, und an einer zehlte ich über hundert Beeren. Die reifen haben eine dunkelviolette Farbe, und ein wohlschmeckendes, süßes und saftiges Fleisch, aber nur wenig; denn ein länglichrunder Kern, der die Größe einer Haselnuß hat, macht den größten Theil der Beere aus. Die Blätter sind groß, fast ganz rund, und steif wie starkes Pergamen, mit sehr deutlichen röthlichen Adern. Diese Bäume gedeihen am besten nahe an der See; stehen sie davon entfernt, so bleiben sie niedrige Gesträuche, die nur wenige und trockene Beeren tragen.

Der Avogatobaum *) ist groß, und seine viele, rösse, eyrunde und lederartige Blätter geben ihm ein gutes Ansehen. Die Früchte sind wie Birnen gestaltet, und anfänglich grün; wenn sie aber eine Zeitlang gelegen haben, dunkelviolett. Sie haben einen rrossen Kern, fast von der Form der Frucht; ein gelbgrünliches Fleisch von weichlichem Geschmacke, fast wie der arte Eyerdotter, das mit Pfeffer und Salz gegessen wird. Sie sind, mäßig gespeiset, den Menschen gesund, und dienen auch verschiedenen Thieren zur Nahrung. Ich fand die größten dieser Früchte fünf und einen halben Zoll lang, und wo sie am dicksten waren, drey und einen halben Zoll im Durchschnitte.

Die hohen Locusbäume **) tragen Hülsen, welche weicher und härter sind, als die von den Lamariniden, und mit Gewalt aufgeschlagen werden müssen. Sie schliessen drey Bohnen ein, die sehr trocken und mehricht, aber süß sind. Ihre Blätter haben das besondere, daß sie paarweise vertheilt und zwey an einem

§ 5

Stiele

*) Laurus Persea.

**) Hymenaea Courbaril.

Stiele sind. Das Gummi Anime, das auf Kohlen gelegt, einen sehr lieblichen Geruch gibt, sondert sich aus der Wurzel dieser Bäume ab.

Der Caschu, Akaju, oder Elefantenlaubbaum, *) ist in der Größe mit unsern Apfelbäumen zu vergleichen. Er breitet seine Aeste sehr weit aus, und läßt sie fast bis auf die Erde hängen. Die Frucht ist so groß als ein Gänseey, und fast wie eine Birne gestaltet, auf der ein Kern oder Nuß, die einer Niere ähnlich ist, an dem dem Stiele entgegen gesetzten Ende, von aussen sitzt. Diese Nuß, welche sich eher als die Birne bildet, ist grün; die Frucht aber gelb oder roth, bisweilen mit grün vermischt. Sie ist voll Saft, der süß, aber zugleich etwas herb und zusammenziehend ist. Der Geschmack ist doch angenehm; und die Wirkung kühlend und gesund. Ein von Caschu bereiteter Trank stärkt die schlaffen Eingeweide; und gegen die Schwindsucht werden täglich des Morgens ein paar gegessen. Die Blätter, mit der Rinde des Baums gekocht, geben einen heilsamen Trank gegen die rothe Ruhr. Gekocht sind die Früchte ein sehr gutes Essen. Sie werden häufig eingemacht, sonderlich von den Franzosen, welche auch aus diesen und andern Früchten, liebliche Getränke bereiten. Die Nüsse kan man roh essen; besser aber ist es, sie auf Kohlen zu braten. Ihre Schale enthält ein brennendes fressendes Del, dessen Rauch den Augen schädlich ist, und das ganze Gesicht schwellen macht; der Kern aber ist vortreflich, und schmackhafter als Mandeln. Personen, die nach einem Fieber nicht wieder zu Kräften kommen können,

pflegen

*) Anacardium occident.

pflegen täglich, zu Stärkung des Magens, eine Handvoll davon zu essen. Man bäckt auch davon schmackhafte kleine Kuchen. Aus dem Baume kömmt ein Gummi, das dem arabischen gleich kommt. Die größten Caschu, welche ich gesehen, waren mit der Nuß vier und einen halben Zoll lang. Die Bäume hatten zugleich reife und unreife Früchte und Blüthen; welches man auch bey vielen andern so antrifft.

Die dortigen Kirschen, *) welche drey prismatische Steine einschliessen, sind dunkelroth, von Geschmack fast wie die sauren europäischen, und eingemacht sind sie eine vortrefliche Speise. Die Bäume, auf welchen sie wachsen, sind von den europäischen Kirschbäumen sehr verschieden. Sobald sie ihre Früchte zur Reife gebracht haben, treiben sie frische Blüthen, welches sie viermal im Jahre wiederholen.

Die Früchte, welche auf diesen Inseln Pflaumen genennt werden, haben diesen Namen wegen einiger Aehnlichkeit mit dem europäischen Gewächse dieses Namens; aber in Ansehung der Bäume, auf welchen sie erzeugt werden, und der grossen Kerne, die sie haben, ist zwischen beiden ein merklicher Unterschied. Es gibt eine gelbe, **) und eine dunkelrothe Art; ***) beide sind rund, und nicht sehr groß. Die gelben sind sonderlich wohlschmeckend, und geben ein sehr kräftiges Confect.

Die Guavebäume ****) tragen länglichrunde gelbe Früchte, wie Birnen, mit einer Krone, dergleichen

*) Malpighiæ spec.

**) Spondias Mombin.

***) Spondias Myrobalanus.

****) Psidium pyrifera.

gleichem die Granatäpfel haben, nur kleiner. Sie haben ein röthliches Fleisch, das voll kleiner harter Körner ist, und werden sowol roh, als gekocht gegessen. Die recht reifen öfnen den Leib; da die andern das Gegentheil verursachen. Ihre Länge ist andert hal bis zwey Zoll, auch wol noch drüber.

Granatbäume *) findet man auf diesen Inseln hin und wieder in Gärten. Sie prangen mit vortreflichen hellrothen Blumen. Ihre Äpfel haben ein durchsichtiges saftiges Fleisch, und eine Menge vieleckiger Kerne, die von Farbe und Geschmack wie hellrothe Johannisbeeren sind, und als eine angenehme Kühlung mit Zucker gespeist werden. Aus der Schale wird eine schwarze Farbe, und ein gesunder zusammenziehender Trank, der wider die rothe Ruhr dient, bereitet.

Die Kakos, **) oder Kakaopflaumen, sind Früchte eines Gesträuchs; unsern Pflaumen sehr ähnlich, nur etwas eckigt; von Farbe dunkelbraun, roth oder weiß. Der Kern in der inwendigen grossen Nuß kömt im Geschmacke mit den Mandeln überein. Man pflegt sie auch in Zucker einzulegen.

Die Mamaybäume ***) wachsen funfzig und mehr Fuß hoch, und sind, wegen ihres dichten dunkelgrünen Laubes, und wegen ihrer geraden Stämme und Aeste, zu schattichten Alleen sehr dienlich. Die Früchte oder Mamay sind fast ganz rund, von bräunlicher Farbe, und dunkelgelbem Fleisch, dessen Geschmack einigermaßen mit guten Quitten übereinkömt,

*) Punica Granatum.

**) Chrysobalanus Icaco.

***) Mammea americana.

kömmt, und den meisten sehr angenehm ist; das aber nicht von jedermann gut verdaut werden kan. Auf andern Inseln sind diese Früchte das gewöhnliche Futter der wilden Schweine. Die größten, die mir vorkamen, waren fünf und einen halben Zoll im Durchschnitt. Man hat das Vergnügen, auf diesen Bäumen immer Früchte und Blumen zugleich zu sehen.

Die Frucht des Susackbaumes *) ist durchaus mit weichen Stacheln von aussen besetzt, etwas kegelförmig, mit einer grünen Haut, die sich leicht abziehen läßt. Das Fleisch ist schneeweiß und saftig, von einem angenehm säuerlichen Geschmack, welches den Hunger und den Durst zugleich stillt. Ich habe Susacke gesehen, die einen guten Fuß lang, und halb so dick waren; es gibt aber noch grössere. Sie sind gesund und kühlend; sogar gegen das schleichende Fieber werden sie nüchtern gegessen. Sie wachsen wild, und sind fast das ganze Jahr durch häufig zu haben. Die Neger, sonderlich die Maronneger, leben oft bloß davon. Die Suppen, welche die Blanken davon kochen, kommen mit den Weinsuppen im Geschmacke überein.

Die Printappel **) oder süsse Bissen sind mit Schuppen bedeckt, und haben darinn mit dem Zapfen einer Fichte was ähnliches. Ihre äussere Farbe ist gelblich; das inwendige weisse Fleisch aber wird wegen einer allzugrossen Süßigkeit leicht ekelhaft. Sie werden gleichwol von Negern und vielen Blanken gegessen, und sind kühlend. Nur alsdann verursachen sie Leibweh, auch wol die rothe Ruhr, wenn sie unreif

*) *Annona muricata.*

**) *Annona squamosa.*

reif und in allzugrosser Menge genossen werden. Ein Printappel, den ich gemessen und gezeichnet habe, war drey und einen halben Zoll lang, und drey Zoll breit.

Der Custardappelbaum *) hat grosse herzförmige Früchte, wie die Susack; welche wenn sie reif sind, eine dunkelgelbe Farbe und süßes Fleisch haben.

Gingambo, **) eine Pflanze, die fast wie die Stockrose aussieht, und wol zwey Mannslängen hoch wächst, trägt grüne, sieben bis acht Zoll lange weiche Hülsen, wie Ziegenhörner gestaltet, voll Samenkörner, die den Wicken ähnlich sind, und das westindische Gericht Calelu so flebricht machen, daß es sich in Fäden ziehen läßt.

Die Pindar: oder Grundnüsse ***) sind einen Finger lang, und wachsen an der Wurzel einer Pflanze, die, wie die Batatten, auf dem Boden kriecht, und überall einwurzelt. Jede enthält einige länglich-runde Bohnen, die essbar sind, und wie Haselnüsse schmecken.

Das ganze Jahr hindurch sind da grüne Erbsen zu haben, die man Vendubohnen ****) nennt. Auf Sträuchen, die mehr als Mannshoch werden, wachsen sie in ordentlichen Erbsenschoten. Sie sind eine gesunde und wohlschmeckende Frucht, die von Blanken und Negern gern gegessen wird. Um zu verschiedenen Zeiten des Jahrs welche zu haben, werden sie auch zu verschiedenen Zeiten um die Zuckerfelder gelegt.

*) Annona reticulata.

**) Hibiscus esculentus.

***) Arachis hypogaea.

****) Cytisus Cajan.

elegt. In gutem vom Regen durchweichten Boden können sie schon in drey Monaten tragen; welches sonst in vier oder fünfen geschieht. Wenn die Spitze der Pflanze abgeschnitten wird, so treibt sie mehr Seitenzweige, mithin auch mehrere Schoten. Sie sind den Papagoyen; und nicht weniger den Katzen, ein gar angenehmes Futter.

Viele Cacao: oder Chokolatbäume *) werden in St. Jan in Gärten gezogen. Ihre Früchte sehen den grossen gelben Gurken ähnlich, sind länglichrund, unten zugespitzt, uneben, und wie Melonen nach der Länge gefurchet. Die Schale ist einen halben Zoll dick, und enthält sieben und zwanzig bis dreyßig Bohnen, welche mit einer weissen Haut umgeben sind. Diese Bäume, davon eine Art ganz rothe Früchte trägt, haben das besondere, daß ihre Früchte unmittelbar am Stamme von unten bis oben, und an dem dickern und stärkern Theil der Zweige sitzen. Ohne diese Einrichtung würden die Aeste das Gewicht der Früchtenschwerlich ertragen können. Man beobachtet eben dieses an mehreren Bäumen, die schwere Früchte tragen, dergleichen der Papay, Cocos und andre sind. Das bekante warme Getränk, das aus den Cacao:bohnen bereitet wird, war bey den Americanern schon gewöhnlich, ehe die Spanier nach dem neuen Welttheile kamen. Sie haben es nur von jenen gelehrt und verbessert.

Die knollichte Wurzel der Tannier oder des esbaren Arons **) ist für die Neger eine eben so gute und gesunde Speise, als die Batatten.

Der

*) Theobroma Cacao.

**) Arum esculentum.

Der Indiankohl, dessen zarte Blätter wie Spinat gebraucht werden, ist wenig von der Linnier unterschieden. Je öfter er abgeschnitten wird, desto besser wächst er. In St. Croix siehet man kleine Felder damit bepflanzt.

Magis oder Mayz *) ist die gewöhnlichste Speise der Neger, und das Brod der Indianer in Nordamerica, das auch in Deutschland unter dem Namen des türkischen oder welschen Kornes bekannt ist. Es wird von ihnen entweder roh gegessen, oder zu Brey gekocht, nachdem sie es klein gestampft haben; oder zu Kuchen gebacken; oder auch Sunjes, eine Art grosser Klöße, daraus bereitet, die zu Calecu gespeiset werden. Wenn die Körner noch zart und weich sind, werden die Kolben geröstet, oder in Salzwasser gekocht, und warm mit Butter bestrichen, und so gegessen. Die Blätter dienen zum Futter fürs Vieh, dem auch die Körner angenehm sind. Zum Reifen braucht der Magis nicht mehr als drey Monate, und kan also drey bis viermal im Jahre geerntet werden.

Der kleine Magis **) wächst zwar viel höher als jener grosse; hat aber kleinere runde Körner, welche von der Größe des Haussamens sind, und an einer langen walzenförmigen Kolbe sitzen. Auch dieses ist eine sehr nützliche und gesunde Frucht für Menschen und Vieh; sonderlich eine gute Nahrung für die Sklaven, die harte Arbeit verrichten. Sie verfahren mit dessen Zubereitung eben so, wie mit dem grossen Mayz. Er wird viel gepflanzt, um davon einigen

Vor

*) Zea Mays.

**) Holcus Sorghum.

orrath zu haben; wie er sich dann auch sehr lange
 aufheben läßt. In der Regenzeit wird er gesteckt,
 nimmt in drey bis vier Tagen schon aus der Erde;
 braucht aber ein halbes Jahr, bis er reif ist. Wenn
 die Pflanze nach einem Vierteljahre geschröpft wird;
 trägt sie desto reichlicher. Die Schröpfe braucht
 man zu Futter für Pferde und Rühе. Außerdem
 wird da noch eine Art kleiner Magis gezogen, den
 man den guineischen *) nennet; der sich von den
 andern vorigen durch seine kleinen Kolben und Körner
 unterscheidet.

Die unentbehrlichste westindische Pflanze ist Cas-
 sibi; **) denn davon ist von alten Zeiten her das
 Brod in Südamerica und Westindien gemacht worden.
 Auch haben die Neger kein anders, und die meisten
 weißen Creolen sind auch daran gewöhnt. Der
 Stamm dieser Pflanze ist über Mannshoch, gerade
 und von weißlicher Farbe. Von unten bis oben
 wachsen aus demselben ringsherum einzelne Blätter
 auf langen Stielen, welche nach und nach abfallen, so
 daß nur die obersten nahe am Wipfel bleiben. An
 manchen Stellen, wo sie am Stamme gefressen haben, hin-
 terlassen sie Knoten, womit er von unten hinauf artig
 gezieret ist. Seine knolligte Wurzel ist es, aus
 welcher das Cassibi oder westindische Brod gebacken
 wird. Sie ist braun, und wie grosse Rettiche oder
 Pastinaken gestaltet. Dergleichen sind an einem
 Stamme sechs bis zehn, davon die längsten einen
 Fuß, und länger, und nach Proportion dick sind.
 Jedem wuchsen sie in St. Croix über eine Elle lang.

M

Unter

*) Panici spec.

**) Jatropha Manihot.

Unter der Rinde sind sie ganz weiß, enthalten auch einen weissen Saft, wie Milch. Wenn die äusser braune Rinde von den Wurzeln abgeschabt worden werden sie auf einem Reibeisen gerieben; und dann die Masse in einem Sack so ausgepreßt, daß sie allen Saft verliert. Wenn sie hernach getrocknet und gesiebt worden, so hat sie das Ansehen von feinem weissen Mehle, daraus grosse dünne Kuchen auf einer eisernen Platte gebacken werden. Frisch schmecken sie sehr gut, sonderlich mit Butter; wenn sie aber mit der Zeit zu hart geworden, so werden sie mit Wasser oder Wein besprengt, und leicht wieder erweicht. Der frische Milchsaft dieser Wurzeln ist ein süßes Gift, welches bey Menschen und Thieren Geschwulst und den Tod verursacht. Die Wurzel selbst ist eben so giftig, als ihr Saft; beide aber verlieren diese Eigenschaft völlig durch Feuer: jene beym Backen, und dieser, indem er etliche Stunden lang gekocht, und fleißig abgeschäumt wird. Dadurch wird dieser zur kräftigen gesunden Brühe an Fische und andere Speisen; so wie jene zum nahrhaften Brod. Auch das zahme Vieh, welches von dem rohen Cassabisaft gestorben ist, wird ohne den mindesten Schaden von den Negern gegessen. In Hungersnoth werden auch die Cassabiblätter von den Negern gestampft, gekocht und ohne Schaden gegessen. Dieses nützliche Gewächs wird, wie das Zuckerrohr, durch Einlegen abgeschnittener Stücke des Stammes, fortgepflanzt. Stücke, die schon acht bis vierzehn Tage ausser der Erde gelegen haben, sind besser dazu, als ganz frische; denn diese schlagen gewöhnlich acht Tage später aus als jene. In neun bis zwölf Monaten kommen die Wurzeln

zu ihrer Vollkommenheit, auch bey einer Art
 in sechs Monaten. Man zehlt in Westindien
 vier Arten Cassabi, die in der Farbe des Stamms,
 und in der Beschaffenheit der Wurzeln verschieden
 sind. Darunter ist eine süsse, die ohne Gift ist; aber
 nicht zu Brod gebacken, sondern wie anderes Wurzel-
 werk gekocht wird. Sie ist von angenehmen Ge-
 schmacke, wie süsse Mandeln, und hat dabey was
 Leichtes. Den Stamm der Brodcassabi pflegen die
 Indianer in der halben Höhe abzuschneiden, damit er
 nicht von Stürmen ausgerissen werde, und die Wur-
 zeln besser wachsen.

Die Arawacken in Surinam machen aus Cassabi
 eine Art Bier, welches sie Primnar nennen; wobey
 nach dem Berichte eines unsrer Missionarien,
 folgendermassen verfahren. Die frisch und recht
 zum gebackenen Cassabikuchen werden durch die Zäh-
 ne der Weiber und Kinder klein gemacht, und mit
 dem Saft, mit welchem beym Kauen alle Speisen
 vermengt werden, in ein Gefäß zusammengespieen.
 Eine Anzahl ganzer und frischer Kuchen wird dazu
 gegeben, und alsdann gekochter Cassabisaft mit siedendem
 Wasser darübergegossen, und wohl unter einan-
 der gerührt. Die Nacht hindurch gähret es so, daß
 am folgenden Tage ein trinkbares Bier ist. Wenn
 es drey Tage gestanden hat, wird es so stark, daß
 man, wie andere geistige Getränke, berauscht; aber
 nicht länger als acht Tage kan es sich nicht halten. Ver-
 suchlich versuchten unsre Missionarii, dieses Bier,
 statt der Zuthat, welche durch das Kauen der Cas-
 sibikuchen dazu kömmt, durch gewöhnliche Bierhefen
 bereiten; es kam nichts als ein ekelhaftes, untrink-

bares Gemisch heraus: daher sie es bey der gewöhnlichen Methode mußten bewenden lassen.

Eine sehr liebliche Kühlung in der westindischen Hitze hat man von den Wassermelonen. *) Die besten sind von aussen dunkelgrün mit hellgrünen Streifen, das innere Fleisch ist röthlich, das wie ein zarter süßem Saft angefüllter Schwamm im Munde zerfließt. Andere sind hellgrün, mit weißem Fleisch, alle aber länglichrund, und in der Größe verschieden.

Unter den wilden Cucumern oder Gurken ***) ist eine Art von der Größe eines Apfels, grün und mit weichen Stacheln besetzt, sehr zart, wohlgeschmeckt und gesund, und wird theils in Suppen, theils frisch zubereitet.

Der Jams, davon es einige Arten gibt, *** gehört unter die nützlichsten westindischen Gewächse. Wie die Batatten, wächst er an den Wurzeln einer auf dem Boden kriechenden Pflanze, nur weit größer: denn einige sind so groß, wie die Negerköpfe und von aussen eben so schwarz; inwendig aber weißgrau. Andere sind mit kurzen Haaren bewachsen, und inwendig röthlich. Diese Art heißt Aguilajams, von dem man auch eine weiße Abänderung hat. Der zarteste und weichste ist der Guineajams, dessen Samen aus Guinea herkommt. Diese Wurzeln sind überhaupt trocken, mehlig, leicht zu verdauen, und geben den Slaven, bey denen sie oftmals die Stelle des Brodes vertreten, eine gute Nahrung. Dieselben sind von Guinea her daran gewöhnt.

*) Cucurbita Citrullus.

**) Cucum. Auguria.

***) Dioscorea aculeata; alata.

hnt, wo diese Wurzel eben das ist, was Cassabi
Westindien, das tägliche Brod. Auch die Blauken
den sie schmäckhaft, und speisen sie als Salat.
eser Gewächs wird durch Samen fortgepflanzt, die
den Ranken über und neben der Wurzel wachsen.
e werden in spannentiefe Löcher in Reihen gelegt,
liche zwey Fuß auseinander sind; da zwischen den
hern in der Reihe ein Raum von zwey Schuhen ge-
zen wird. Der Guineajams ist in vier Monaten
on gut; da der andere dazu eine längere Zeit braucht.

Dem Papaybaum *) gibt seine Gestalt ein gutes
sehen, und seine Früchte machen ihn nützlich. Er
ibt einen geraden Stamm, ohngefähr drey Manns-
ngen hoch, an welchem von den nach und nach ab-
fallenen Blättern dreyeckige Erhöhungen ringsher-
von unten bis oben sitzen. Oben umgibt ihn eine
one von vielen sehr grossen und artig ausgezackten
ättern, die unmittelbar aus dem Stamme hervor-
ommen, und an ihren langen hohlen Stielen horizon-
schweben. Zwischen diesen Stielen hängen die
papay rings um den Stamm herum; unten die größ-
t, oben immer kleinere, davon die unreifen gras-
än, die reifen von gelber Farbe sind. Sie sind oft
und einen halben Fuß lang, und sechs Zoll im
urchschnitte; alle aber uneben und ohne reguläre
orm. Man ißt sie roh; doch zerschnitten und ge-
cht sind sie besser, und der Gesundheit zuträglicher.
ann nennt man sie die westindischen gelben Rü-
en oder Möhren, weil sie mit diesen europäischen
urzeln in der Farbe und dem Geschmacke ziemlich
ereinkommen; wiewol sie viel weicher, zarter und

M 3

süßer

*) Carica Papaya.

süßer sind. Dieser Baum wird nicht über fünf Jahr alt. Der Bast des vertrockneten Stammes, der Lindenbast ist, dient zu Stricken; ein Nutzen, den noch mehrere Bäume verschaffen. Die Papanblätter werden von den Negern anstatt Seife zum Waschen gebraucht, und aus ihren hohlen Stengeln schnitzten sie sich Pfeifen. Daß diese Bäume von zweyerley Geschlecht sind, und daß nur der weibliche Früchte trägt, ist auf diesen Inseln eine bekante Sache. Die beyden Geschlechter unterscheiden sich durch ihre Blumen.

Ein prächtiges Ansehen, eine sonderbare Bildung und Nutzbarkeit vereinigen sich bey den Bacove: u. Benanne: oder Paradiesfeigenbäumen. *) Der Stamm ist nicht holzartig; sondern besteht, wie der Stengel eines Krauts, aus einem schwammigten Weissen, und ist von aussen mit vielen Scheiden, wie mit breiten Schilfblättern, umgeben. In einer Höhe von zwölf und mehr Schuhen wachsen aus den Spitzen der höchsten Scheiden, deren gewöhnlich zehn sind, eben so viele Blätter, die ohne Zweifel unter die größtesten und schönsten gehören. Die Länge eines derselben fand ich elf Schuh, ohne den Blatstiel, der für sich drey Schuh betrug, also zusammen vierzehn Schuh, welches die Höhe des Stammes übertraf. Ueber zwölf Schuh war es in der Mitte breit, und lief von da nach der Spitze schmaler zu. Der Blatstiel war unten, wo er aus der Scheide herauswuchs, drey bis vier Zoll breit, und wie eine Rinne ging er durch das ganze Blat, um das Wasser von demselben auf den Stamm zu leiten, der davon genährt wird. Das eigentliche Blat hat das Ansehen von feinem glatten

*) *Musa paradisiaca & sapientum.*

ergamen, oder von grünem Doppeltaffent, und
ist sich auch wie Seide anfühlen. Man kan die zar-
ten Fäden dran sehen, daraus es gleichsam gewebt ist.
Da wegen ihrer außerordentlichen Länge und Breite
der Wind so sehr auf sie wirken kan; so werden viele
derselben dadurch nach der Breite zerrissen, daß sie
von beiden Seiten der Rippe in lauter Lappen zertheilt
sind. Trocken werden sie zu vielerley Gebrauch ver-
wendet. Die neuen Blätter, die sich noch erst ent-
wickeln sollen, sind sehr zart und wie Luten zusam-
engerollt. Zwischen den Blätterstielen geht aus
dem Stamm ein langer Stengel fast horizontal her-
aus, der sich nur etwas gegen die Erde senkt. An
dessen äußerstem Ende sitzt eine dicke fast eysförmige
violette Blume von besonderer Bildung; an dem an-
dern aber nach dem Stamme zu, sind etliche hundert
andere Blumen, aus welchen die Früchte dicht neben
einander wachsen. Diese unterscheiden den Bacove-
strauch von dem Benannebaum; da sonst fast kein
Unterschied unter ihnen wahrzunehmen ist. Die Ba-
cove sind ziemlich walzenförmig, an beiden Enden
abgespitzt, und fünf bis sechs Zoll lang; die Benanne
sind mehr eckigt, dabey etwas gekrümmt, und fast
noch einmal so lang. Sie hängen auch nicht so dicht
und in solcher Menge am Stengel beysammen, wie
die Bacove. Von diesen habe ich hundert und fünf-
zig Stücke an einem Stengel gezehlt; von jenen nicht
den vierten Theil so viel. Bisweilen ist ein Bacove-
stengel so reich an Früchten, daß ihn ein Mann
kaum tragen kan. Beide Arten Früchte sind anfäng-
lich grün; bekommen aber, wenn sie reif sind, eine
ganz gelbe Haut, die sich leicht abziehen läßt. In-

wendig haben sie ein gelbes solides Fleisch, ohne viel Saft und ohne Körner, von einem eigenen kräftigen und angenehmen süßlichen Geschmacke. Sie werden roh gegessen, auch gekocht und gebraten; auf letzterer Weise sind sie sonderlich delicat. Wenn diese Bäume einmal getragen haben, so gehen sie ein; und da der Stamm nur fünf bis sechs Zoll im Durchmesser dick, und krautartig ist, so wird er alsdann mit einem Messer abgeschnitten. Es geschieht dieses, um den Kindern, wie man dort redet, oder den jungen Pflanzen, die um den alten Stamm herum stehen, und aus seinen Wurzeln aufschießen, Luft zu machen. Sie wachsen auf diesen Inseln am besten an niedrigen Plätzen, wo sie nur einen hinlänglich freyen Zugang der Luft haben. Den Namen der Paradiesfeigen haben sie daher, weil der verbotene Baum im Paradiese von der Art gewesen seyn soll. Wenigstens wären die Blätter zu Schürzen sehr dienlich gewesen.

Anderer Feigenbäume werden da in Gärten gezogen, auch wol wild angetroffen. Es fehlt ihnen das ganze Jahr hindurch nicht an Früchten, die den europäischen ähnlich sind.

Der Cocosbaum *) ist auf diesen Inseln sehr gemein, und zieht mit seinen grossen prächtigen Blättern die Augen der Fremden, die zum erstenmal nach Westindien kommen, besonders auf sich. Der Stamm ist gerade, und wird mit der Zeit so groß, als eine mittelmäßige Tanne. Von seinen Blättern fallen von Jahr zu Jahr die untersten ab, und lassen längliche Vertiefungen am Stamme zurück, der ungetheilt ist, und oben eine Krone hat. Inwendig besteht er

aus

*) Cocos nucifera.

aus einer schwammichten mit starken Sehnen durchzogenen Substanz; daher er sich sehr biegen kan, ohne zu brechen. Seine ausgewachsenen Blätter, die man auch Zweige nennen kan, sind funfzehnt bis zwanzig Schuh lang, und also noch länger als die von der Paradiesfeige. Sie stehen vier und vier oben um den Stamm, gleich weit von einander, so daß immer die obern vier Blätter mitten über den Zwischenräumen der untern stehen. Sieben bis acht solche Reihen geben durch ihre verschiedene Richtung der Krone die Gestalt einer halben Kugel, welches den Baum sehr ansehnlich macht. Diese Blätter oder Zweige sehen einigermassen wie lange Federn aus. Es sitzen auf beiden Seiten der Blatrippe eine Menge schmaler spiziger über drey Fuß langer Blätchen, fast wie die Nadeln der Tannen, nur viel länger. Die Blüthe kommt allezeit dicht neben einem Zweige der untern Reihe aus einer Scheide hervor, die dick und hart wie Leder, grün, einige Schuhe lang, und wie ein Schwert gestaltet ist. Der lange Blumenstiel theilt sich wol in vierzig kleinere, welche alle voll harter gelblicher Blumen sitzen, die einen halben Boll lang, und einige hundert an der Zahl sind. Einzeln betrachtet hat jede Blume wenig Schönheit; aber zusammen genommen hat der Strauß ein prächtiges Ansehen. Aus diesen Blumen wachsen die Coconüsse traubenweise drey bis acht an einem Stiele. Jede Scheide und jeder Zweig ist unten mit einem Gewebe, wie Beuteltuch, vielfach umgeben, welches von verschiedener Feinheit ist, und wovon grosse Stücke abgerissen, und zum Durchseihen, Scheuren und anderem Gebrauche angewendet werden. Die-

fer Baum bekommt fast in jedem Monat des Jahrs frische Blüthen, und hat also auch immer Früchte, die, nach ihrem verschiedenen Alter, der Vollkommenheit und Reife mehr oder weniger nahe sind. Diese Nüsse sind grüngelblich, etwas dreykantig, so daß die drey Flächen etwas convex, und ohne scharfe Kanten sind. Vom Stiele gehen dreyfach über einander liegende harte gezackte Blätchen, die wie ein kleiner Deckel auf den Nüssen liegen. Eine mittelmäßige ist neun Zoll lang, und sieben breit. Es gibt aber, sonderlich in Portoric, noch einmal so grosse, die zehn und mehr Pfund wiegen. Von aussen haben sie eine glatte zähe Haut, unter welcher ein Bast liegt, der aus lauter Fäden besteht, und fast den dritten Theil von der ganzen Masse der Nuß ausmacht. Dieser Bast decket die einen viertel Zoll dicke und harte Schale, in welcher sich drey runde Löcher oder Augen befinden, einen halben Zoll im Durchschnitte, die mit einem weichen Kern verschlossen sind. Aus denselben gießt man das Cocoswasser heraus, welches hell, perlenfarbig, annehmlich süß, fast wie Mandelmilch, kühlend, und sehr gesund ist. Mit einem Drittel Wein vermengt gibt es einen sehr angenehmen stärkenden Trank. Gegen den Durchfall thut es gute Dienste: es stopft allmählig, und heilt zugleich. Ein Missionarius trank es im hizigen Fieber, wodurch die Hitze gelindert, und er besser wurde. Die unreife Nuß enthält etwa ein Seidel Wasser; welches aber in dem Verhältniß abnimmt, in welchem sie sich ihrer Reife nähert. Denn von diesem Wasser setzt sich inwendig an der Schale der Kern oder die Mandel an, die, nach dem Alter der Nuß,

Nuß, mehr oder weniger dick, schneeweiß, sehr süß und nahrhaft ist. Diese Bäume werden durch ihre Nüsse fortgepflanzt, die man eine Spanne tief nach der Länge in die Erde legt. Eine Allee von solchen Bäumen gibt einen prächtigen Anblick. In Westindien zieht man den vielfältigen Nutzen aus diesen Bäumen nicht, den die Ostindier daraus zu ziehen verstehen. Diese decken mit den Blättern ihre Häuser, und machen ausserdem Segel, Körbe, Besen daraus; der Bast wird gesponnen, und Stricke und eine Art Zeug daraus verfertigt. Aus der Schale wissen sie ein Del zu kochen, das sie statt der Butter brauchen; den Kern aber und das Wasser wenden sie nicht nur zur Speise, sondern auch zur Arznei an. Ganze Fahrzeuge bey den maldivischen Inseln sollen nicht nur in Absicht des Holzwerks ganz von diesem wunderbaren Baum gebaut, sondern auch alle Stricke und Segel davon verfertigt seyn, und überdiß die ganze Ladung bloß aus den verschiedenen Producten desselben bestehen.

Ich muß noch eines Baumes gedenken, den ich zwar nicht gesehen, aber seine Beeren gegessen habe, die man da Cujavebeeren nennt. Sie sind, wie Kirschen, ganz rund, schwarz oder gelb, haben einen oder zwey kleine Kerne, einen angenehmen gewürzhaften Geschmack, und sind sehr gesund, auch wenn sie Morgens nüchtern gegessen werden. In Rum gethan, geben sie demselben einen lieblichen und kräftigen Geschmack.

Die Beeren des Manioc sind eine Speise der Vögel. Sie sind wie unsere Vogelbeeren, nur grösser und weicher. Den Hühnern und Schweinen, selbst vielen Negern, sind sie wegen ihrer Süßigkeit angenehm.



Zehnter Abschnitt.

Zur Arzney dienliche Gewächse. Bau- und
Färbeholz.

Die Anzahl der Gewächse, die zur Wiederherstellung der Gesundheit dienlich seyn können, ist auf diesen Inseln unstreitig sehr groß. Unter ihren Einwohnern scheinen die Neger die meiste Kenntniß der Heilkräfte der Pflanzen zu haben, und selbst europäische Aerzte tragen kein Bedenken, dieselben, gegen eine Belohnung, von ihnen zu erfahren und zu benutzen. Unter den Nachrichten, die ich hier liefere, habe ich auch verschiedene ihnen zu verdanken.

Die Ingwerpflanze *) ist zwar, wie mehrere andere, ein Fremdling auf diesen Inseln; sie wächst aber da so gut, als die einheimischen. Sie erlangt eine Höhe von zwey bis drey Schuh, und hat lange schilffartige Blätter. Die Wurzeln, welche sich in der Erde, wie Füße mit Zähnen, ausbreiten, und dort Gänsepfoten genant werden, sind der bekante Ingwer. Sie wird in Gärten, und auf der Nordseite von St. Croix häufig gezogen. Wenn die Wurzel auch drey Monate ausser der Erde gelegen hat, und ganz vertrocknet zu seyn scheint; so schlägt sie doch wieder aus, wenn sie in die Erde gelegt wird, und die nöthige Feuchtigkeit findet. Der Ingwer hat das

Ver-

*) Amomum Zingiber.

Vermögen zu erwärmen, die Eingeweide zu stärken, die Verdauung zu befördern und dergleichen; ist aber, wegen seiner hitzigen Eigenschaft, vorsichtig zu gebrauchen.

Blaublümchen oder indianisches Eisenkraut, *) dessen blaue Blumen um einen fast schuhlangen Stengel herum sitzen, wird als ein abführendes, blutreinigendes Mittel, wie Thee, getrunken, und ist sonderlich in schleichenden Fiebern, oder wie man da sagt Bennekoorts, sehr dienlich. Es gibt davon noch eine andere Art, welche die Neger, wegen der Ähnlichkeit seiner Blume mit der von der Stirn der kalesutschen Hähne herabhängenden Haut, Kalfunsnut **) nennen. Mit den Blättern beider Arten, und den Carabatblättern, haben zwey Missionarien einen Patienten an einer von sich selbst entstandenen Defnung an einem Bein, die über eine Viertelelle lang war, geheilt.

Die vielen Arten der sogenannten Buschtaue oder Lianen, die sich um die Bäume schlingen, zum Theil auch darauf wachsen, haben alle was heilsames. Von einigen werden die Blätter bey Kopfweh aufgelegt; anderer ihre werden gebraucht, die Blasen an den Füßen zu heilen, und andere zur Cur der Brüche angewendet: auch ihre Wurzeln sind gegen den Scharbock wirksam befunden worden.

Das Wurmkraut, ***) welches das vortreflichste Mittel gegen die Würmer ist, habe ich häufig in St. Croix um Friedensthäl herum angetroffen.

Die

*) Verbena indica.

**) Verbena prismatica.

***) Spigelia Anthelmia.

Die Chinawurzel, *) welcher igt alle Heilkräfte abgesprochen werden, wächst auf den grössern Antillen, und vermuthlich auch auf den dänischen, ob ich sie gleich da nicht zu sehen bekommen habe.

Ungeachtet der Tabak hier unvergleichlich wächst; so pflanzt doch jeder nur so viel, als er zu seinem eigenen Gebrauche nöthig hat. Nur die Neger treiben einen kleinen Handel damit. Man kan in einem Jahre von einem Stock wenigstens dreyimal ernten. Wenn die Blätter nur aufgehangen werden, und ihnen zum Trocknen Zeit genug gelassen wird; so schmecken sie, ohne weitere Zubereitung, wie Canaster, und werden desto besser, je länger sie hängen. Es wird da viel Cigarren geraucht: eine Art zu rauchen, die bey den Spaniern sehr beliebt ist. Cigarren ist eine von den zartesten und besten Tabaksblättern best zusammengerollte fingersdicke Walze, etwa einen halben Schuh lang, die der Länge nach hohl ist, wie eine Tabakspfeife. Sie wird an einem Ende angezündet, und so nach und nach ganz aufgeraucht. Es gibt da auch Tabaksbäume, **) die aber zu dem Geschlechte der eigentlichen Tabakspflanze gar nicht gehören; und nur darum diesen Namen führen, weil ihre grossen Blätter mit den Blättern des Tabaks in der Bildung was ähnliches haben, aber weiter nicht brauchbar sind.

Die Pfefferpflanze, ***) ein Strauch, dessen zahlreiche Aeste mit dickem Laub und rothen Früchten behangen sind, hat ein sehr schönes Ansehen. Die Frucht

*) Smilax china.

***) Solanum verbascifol.

***) Capsicum frutescens.

Frucht heißt spanischer Pfeffer, oder Piment, dessen Schoten der Form nach sehr verschieden sind. Sie sind entweder ziemlich walzenförmig, und am Ende etwas gebogen und spitzig; oder sehr eingedrückt, mit langen Furchen; oder haben allerhand irreguläre Formen, wie Weinflaschen und dergleichen. Manche sind so groß wie eine Faust; andere nur zwey Zoll lang. Wenn sie reif sind, haben sie eine Zinnoberfarbe, oder sind gelb. Die Schoten des Singspfeffers sind von der Länge und Dicke eines kleinen Fingers, am Ende zugespitzt, weiß oder roth. Diese Arten werden, auch wenn sie noch grün sind, als Gewürz an Speisen gebraucht. Sie haben einen ungemein scharfen und beissenden Geschmack, sonderlich wenn sie recht reif sind. Doch werden die Schoten von den darinn befindlichen Körnchen in der Schärfe weit übertroffen. Man pflegt da auch spanischen Pfeffer in Essig zu thun, der davon sehr kräftig wird. Im Busche wächst der Grivpfeffer wild. Er hat kleine runde hochrothe Früchte, welche die Grive, die blauen Tauben und die Hühner ohne Schaden fressen, da er für Menschen so brennend ist, daß der Mund voll Feuer zu seyn scheint, sobald man ihn nur kostet.

Der weiße Milchbaum *) hat einen weissen milchichten Saft, welcher, vorsichtig gebraucht, bey wunden Wunden sehr dienlich ist; und trägt ansehnliche weiße Blumen, welche am Ende eines fast schublangen Stiels in grosser Anzahl, wie ein Strauß zusammenhängen. Die Blätter sind sehr lang und einmal; weswegen ihn die Neger auch Schlangengraum nennen.

Die

*) Plumeria alba.

Die wilde Ipecacuanha *) wächst da sehr häufig. Ihre Wurzel kan als ein Brech- und Laxirmittel gebraucht werden: ich habe aber nicht gehört, daß man sich derselben dort viel bediene. Sie trägt eine schöne safrangelbe Blume.

Altemannsbart **) wächst in langen weissen dicht beyammen sitzenden Fäden, die an den Bäumen, auf welchen sich diese Schmarozpflanze gesetzt hat, wie ein Bart herabhängen. Sie werden zum Polstern der Sättel und Kissen gebraucht, auch zerbrechliche Sachen damit eingepackt. In Nordamerica, vornehmlich in Georgien und Carolina, wächst diese Pflanze sehr häufig; so daß ganze Wälder damit wie bedeckt sind. Sie ist im Winter das Futter der Hirsche; selbst das Rindvieh kan sich im Nothfall damit behelfen.

Die Aloe, ***) welche den bittern klebrichten Saft enthält, der gekocht, oder in der Sonne getrocknet, die schwarze Pillenmasse gibt, siehet man dort hin und wieder. Die Blätter sind sehr dick, brechen leicht, und tröpfeln alsdann einen Saft, der zur Erwärmung des Magens dienlich ist. Dreyßig Tropfen davon laxiren, und eine Pille von dem getrockneten vertreibt bey Kindern die Würmer.

Den Cassiaröhrenbaum nennen die Neger Cassinifer. ****) Er wird auf der Nordseite von St. Thomas, auch sonst in Gärten, angetroffen. Seine reifen Früchte sehen wie eine geräucherte Bratwurst aus.

*) *Asclepias curassavica.*

**) *Tillandsia tenuifol.*

***) *Aloe perfoliata.*

****) *Cassia Fistula.*

aus, sind anderthalb bis zwey Schuh lang, haben
 inwendig Fächer, worinn kleine runde Körner sind,
 um welche die Cassia wie eine schwarze Latwerge
 liegt. Sie wird gegessen, hat was säuerliches, und
 laxirt gelinde. Mit Mehl von Kleinem Magis in
 Wasser gekocht, gibt sie einen lindernden Trank.
 Wenn der Wind mit den harten Hülsen spielt, deren
 immer viele beysammen an kurzen Stielen von den
 Aesten herunter hängen; so machen sie ein lautes Ge-
 klapper, sonderlich auf Plätzen, wo viele dieser Bäu-
 ne beysammen stehen. Auf der Nordseite von St.
 Thomas wächst auch die Senne, *) ein niedriges
 Gesträuch, von dessen Blättern ein gelinde laxiren-
 der Trank gekocht wird. Außer diesen sind noch meh-
 rere Arten der Cassienbäume da einheimisch.

Der Kirchbaum **) hat nicht nur wegen seiner
 schönen Blumen und Blätter ein zierliches Ansehen,
 sondern ist auch zur Arznei dienlich. Insonderheit
 eben seine Blumen, in Wein digerirt, einen vor-
 zreflichen Trank zur Wiederherstellung der Kräfte
 nach einem Fieber.

Der Copaiabaum, ***) aus dem der bekante
 Balsam kommt, heißt auf den dänischen Eylanden
 Naran, und wächst auf St. Croix. Der Balsam
 ießt aus seiner Rinde, wenn sie geritzt wird. Er
 ist weiß oder gelb, flüßig und harzig, wie Terpentin,
 hat einen guten Geruch, und scharfen bitteren Ge-
 schmack. Er ist vortreflich bey frischen Wunden, auch
 in Colik und bey innerlichen Schäden zu gebrauchen.

N

Der

*) Cassia Senna.

**) Poinciana elata.

***) Copaifera.

Der weisse Caneelbaum *) hat unter der äussern grünen Rinde eine weißliche, welche einen dem Zimmet ähnlichen Geschmack, auch seine erwärmende Eigenschaft hat. Sie wird mit Rum extrahirt, und in Verkältung, Colik, und bey andern Zufällen gebraucht. Diese Bäume stehen auf St. Thomas in Crumbay an der See.

Der wilde Caneelbaum **) wächst so hoch und dick, daß er zu starkem Bauholz gebraucht werden könnte. Er trägt den vortreflichen Specereypfeffer, oder die Allspeis, gleich kleinen Lorbeeren, die von aromatischem Geschmack und Geruch sind. Die bräunliche Rinde dieses Baums hat einen wilden Zimmetgeschmack; und selbst die Blätter, die zähe sind wie Leder, riechen sehr gewürzhastig und werden wie Lorbeerblätter an Speisen gethan. In zahlreichen Versammlungen, dergleichen in den Negerkirchen zu seyn pflegen, kan der üble Dunst verhütet werden, wenn man den Boden mit diesen Blättern bestreuet, und einige Zweige an den Wänden anbringt. Der Rauch dieser Blätter betäubt und vertreibt auch die Muskiten.

Die gelbe Distel ***) trägt in stachlichten Kapseln eine Menge kleiner Körner, welche zum Laxiren und Brechen von den Negern viel gebraucht werden. Die Dosis ist ohngefehr ein Fingerhut voll. Der warme Trank aber, der von den Blättern gekocht wird, hat die entgegengesetzte Wirkung; er stopft. Auch bey äusserlichen Schäden sind die Blätter heilsam.

Den

*) Winterania Canella.

**) Myrtus Pimenta. Ist der wilde Zimmetbaum des Bancrofts. Guiana S. 44.

***) Argemone mexicana.

Den Rocubaum *) trift man bisweilen in Gärten an. Er ist drey Fuß hoch und wegen seiner Samenförner berühmt, die in braunrothen und sehr rauhen Capseln sitzen, und die rothe Farbe geben, die unter dem Namen Orlean bekant ist. Da die Cariben noch auf diesen Inseln wohnten, zogen sie viele solche Bäume, weil sie den Rocu mit Caribatoöl angemacht brauchten, sowol ihre Gefässe, als ihren Leib täglich damit zu mahlen, um ihn gegen das Brennen der Sonne und die Muskitenstiche dadurch zu schützen.

Die Früchte der Annona glabra, eines grossen Baumes, sind eyrund, von angenehmen Geruch und grüngelblicher glänzender Farbe; aber nicht essbar, und heissen Hundsäpfel. Das Holz dieses Baumes kan zu Gorkstöpseln gebraucht werden.

Der Statiusthee, **) ein Kraut, das Mannshoch wächst, wird in Fiebern getrunken, und wirkt durch den Schweiß.

Ein für die Haushaltung sehr nützlich Gewächs ist der Calbaschbaum. ***) Er wächst zu der Höhe eines gewöhnlichen Apfelbaums, hat wenige, aber sehr lange und gerade Zweige, und fast immer Blüthen und Früchte zugleich. Diese heissen Calbasche, sind meist kugelrund, haben von einem bis vierzehn Zoll im Durchschnitt, und eine dünne harte grünliche Rinde, die mit der Zeit hellbraun wird. Man säget sie mitten durch, nimmt das weiche Fleisch heraus, und braucht sie zu Milchbecken, Schüsseln, Tellern und

N 2

Trink-

*) Bixa orellana.

**) Nepeta Cataria.

***) Crescentia Cujete.

Trinkgeschirren. Sie haben die gute Eigenschaft, daß sie sehr leicht und dauerhaft sind. Wenn sie gekocht werden, ehe man Gebrauch davon macht; so sind sie noch stärker. Auch bey der Taufe der Neger brauchen unsre Missionarien dergleichen als Tauffschalen. Eine Art Calbasche, welche lang und sehr dünne sind, dienen als Flaschen und Krüge, flüssige und trockene Sachen darinnen aufzuheben; und nirgends hält sich das Gesäme besser. Die ganz kleinen dienen den Schwarzen als Schröpfköpfe; und aus den grossen machen sie gar eine Art von Cithern. Wenn man sich die Haut verbrant hat, so wird mit Nutzen alle fünf bis sechs Stunden von dem inwendigen Fleisch der Calbasche frisch aufgelegt. Der ausgedruckte Saft der ganz kleinen, die unreif am Feuer ein wenig gebraten worden, soll ein guter Trank gegen die Schwindsucht seyn. Das Wachsthum der Früchte dieses Baums zu befördern, werden zwischen die Hauptäste grosse Steine gelegt, auch Nägel in den Stamm geschlagen. Letzteres geschieht aus gleicher Absicht, auch an den Cocos und andern Bäumen. Die Calbasche wachsen nicht nur an den Aesten, sondern auch unmittelbar am Stamme, und oft nahe an der Erde. Man hat noch eine Art davon, die Grundcalbasche, die, wie Kürbisse, zu einer Grösse wachsen, daß sie im Durchschnitte oft über anderthalb Fuß halten, und zu grossen Wassergefässen, wie Züber, gebraucht werden. Der Saft aus den am Feuer gebranten Blättern der Grundcalbasche wird auf frische Wunden, Geschwulst und Verrenkung gestrichen, und die Blätter aufgelegt. Auch werden aus den Grundcalbaschen Knopfformen gemacht; noch

noch besser aber aus den Baumcalbaschen, die alsdann erst gefocht werden, daß sie nicht abfärben.

Der Seidenbaumwollenbaum *) wird ungewein hoch und dick. Der Stamm eines solchen Baums, der in St. Thomas auf dem Wege von Tappus nach Crumbay stand, war unten im Durchschnitte elf Fuß dick, und seine Aeste breiteten sich wol auf hundert Fuß aus. Er war der größte Baum im Lande. Aus solchen ausgewachsenen Stämmen verfertigen die Indianer ihre grossen Canu. So lang die Stämme jung sind, haben sie dicke spizige Stacheln, die man an den alten nicht mehr wahrnimmt. Nach der Aussage der Einwohner trägt der Baum in sieben Jahren nur einmal. Die Frucht bestehet aus grossen Capseln, darinn die Samen in Baumwolle liegen, die wie die feinste Seide, mausfarbig, aber sehr kurzhaaricht ist. Zu Unterbetten oder Matrazen ist sie vortreflich, anfangs leicht, wie Eiderdunen; mit der Zeit aber nimmt sie Feuchtigkeit an, wird schwerer und fällt zusammen: doch nie so, wie die gewöhnlichen Federn. Sie wird auch mit zu Verfertigung der Hüthe genommen.

Der Mahobaum hat eine nützliche Rinde, die sich in Fäden theilen läßt, wie Hanf, und zu Fischnetzen und allerhand haltbaren Stricken bequem ist.

Der Cattun- oder Baumwollenbaum **) macht mit dem Zuckerrohr, die zwey Hauptzweige der Handlung auf diesen Inseln aus. Es ist ein Strauch, der ohngefehr halb Mannshoch wächst; aber eine grössere Höhe erreichen würde, wenn man ihm nicht

N 3

den

*) *Bombax gossypinum*.

**) *Gossypium hirsutum*, *barbadense* &c.

den Gipfel abschnitte: wodurch er gleichsam gendthiget wird, mehr Aeste zu treiben, und mehr Früchte zu tragen. Seine Blumen sind groß und ansehnlich, und in Farben verschieden. Denn an einigen Sträuchen sind sie gelb, an andern fleischfarbig. Die Baumwolle sitzt an den Samen veste, welche in Capseln wachsen, die die Größe einer welschen Nuß haben. Da die Capsel mit Baumwolle dicht angefüllt ist; so wird sie, wenn sie ihre Reife erreicht, durch die Ausdehnung der Baumwolle aus einander getrieben und geöffnet. Bleibt sie in diesem Zustande zu lang am Baume hängen; so fällt die Baumwolle aus, und der Boden scheint alsdann wie mit grossen Schneeflocken bedeckt zu seyn. Sie wird durch eine sehr einfache Maschine, die man Ginne nennt, von den Samenkörnern geschieden. Die Cattunbäume werden aus Samen gezogen, die einige Schritte von einander gesteckt werden: wozu jede Jahreszeit gut ist, wenn nur die Erde Feuchtigkeit genug hat. Gewöhnlich geschieht es im May: worauf sie im October und November blühen, und die Ernte im Januar und Februar erfolgt. Im May und Junius wird der Nachwachs, der eben so gut ist, als die erste Frucht, gesamlet. Wenn die Cattunbäume zwey Jahr getragen haben, so ist es am besten, sie auszurotten und neue zu pflanzen, weil ihr Trieb nachläßt. Die Baumwollenwürmer halten bisweilen ihr Wachsthum in etwas auf: doch sind sie selten in solcher Menge, daß sie die Bäume ganz kahl fressen könnten; und der Schade, den sie thun, wird durch den starken Trieb der Natur in sehr kurzer Zeit wieder ersetzt. An den Bäumen, die recht feinen Cattun tragen, sind auch

nuch die Blätter feiner und zarter, und die Samenförner, welche etwas grünlich sind, gehen nicht so leicht von der Baumwolle los. Der Saft der feinen Sattunblätter ist als ein bewährtes Mittel gegen das Gift der Cassabimilch bey Menschen und Vieh befunden worden. Ein Missionarius hat damit glückliche Versuche an Hühnern gemacht; und ich selbst habe einen Neger da gekaut, der dadurch vom Tode errettet worden.

In einer Art von Buschtau wachsen in kleinen Schoten, deren fünf bis acht an einem Stengel sind, kleine sphäroidische glänzende Samenförner, von der Größe der Felderbsen, steinhart, und blutroth, mit einem dunkelschwarzen Flecken an der Seite, wo sie an der Schote hängen. Man nennet sie da rothe Corallen, *) und als solche werden sie auf einen Faden gezogen, und von schwarzen Weibern und Kindern um den Hals getragen. Eine solche gestampfte Coralle soll ein tödliches Purgativ seyn. Hingegen werden die ungemein süßen Blätterchen dieser Pflanze bey Zufällen des Halses wie Süßholz gekauet und gegessen. Eine andere Art Corallen, die wol viermal so groß als jene, eysförmig, glänzend, von schneeweisser, aschgrauer oder dunkelblauer Farbe sind, wachsen auf Pflanzen mit Halmen und Aehren, wie ohngefehr der Haber, welche ebenfalls von den Schwarzen um den Hals und die Arme getragen werden.

Die Indigopflanze **) wächst zwar auf den dänischen Inseln wild; wird aber da ganz und gar nicht mehr gebaut: theils aus der Ursache, weil

N 4

Zucker

*) Abrus precatorius.

**) Indigofera tinctoria.

Zucker und Baumwolle einen grösseren Vortheil gewähren; theils wegen der ungesunden Ausdünstungen, welche bey der Verfertigung des Indigos entstehen. Denn das Kraut wird bündelweise in Cisternen unter Wasser gethan; da sich dann in vier bis fünf Tagen die Farbe, wie ein Brei, an das faulende Kraut ansetzt, die, nachdem das Wasser abgelassen worden, getrocknet und in die gehörige Form gebracht wird. Da steigen dann von dem faulenden Kraute, das fleißig gerührt werden muß, unerträgliche und höchstschädliche Dünste auf, daß auch die Slaven, die mit dieser Arbeit zu thun haben, aus dem Winde treten müssen, um nicht ihre Gesundheit dabey einzubüßen.

Von balsamischen Sträuchen und Kräutern, mit wohlriechenden mehrentheils rauhen Blättern, gibts viele Gattungen; *) man nennt sie da wilden Balsam, wilde Sali oder Salbey. Manche solche Blätter werden zu Thee in Bennekoorts und Mutterbeschwerden, auch zu Fußbädern gebraucht.

Die Laxir- oder Spiznüsse sind die Frucht eines kleinen Baums oder Strauchs; **) ihrer zwey bis drey stecken in einer gelben Capsel, die die Form und Grösse einer kleinen Walnuß hat, und mehrentheils in drey Fächer eingetheilt ist. Die schwarze und nicht sehr harte Schale schließt einen weissen Kern von der Grösse der Lambertsnüsse ein, der mit einem dünnen weissen Häutlein umgeben ist, und aus zwey Theilen besteht, in welche er sich der Länge nach leicht trennen läßt,

*) *Varronia bullata*. *Lantana involucrata*. *Croton flavens* &c.

**) *Jatropha Curcas*.

st, und zwischen denen eben ein solches Häutlein
 egt, dergleichen um den ganzen Kern aussen herum-
 eht. Er schmeckt wie gute Haselnüsse: wird er aber
 it den Häutlein gegessen, so sind zwey bis drey hin-
 nglich, einen Menschen durch übermäßiges Brechen
 id Laxiren zu tödten. Neue Ankömmlinge sind mit
 esen Nüssen oft übel angekommen, oder auch ange-
 hrt worden. Mehr Vorsicht, und die Bemühung,
 h eine Kenntniß von den Pflanzen und ihren Eigen-
 hasten zu erwerben, würde ihnen dergleichen schmerz-
 he Erfahrungen erspart haben. Wenn man die in-
 ern Häutlein sorgfältig abschälet, als welche die Ur-
 che jener schädlichen Wirkungen enthalten, so kan
 an diese Nüsse ohne Schaden geniessen; doch dürfen
 : nie in Menge gegessen werden. Ich habe einen
 eger gekant, der zwey dieser Nüsse mit ihren Häut-
 n, und eine Negerin, die ihrer drey ohne besondere
 irkung verschlucken konte; ich will aber niemanden
 then, es ihnen nachzuthun. Der Baum läßt sich
 hr leicht fortpflanzen. Ein Stück eines Astes in die
 ede gelegt, schlägt in kurzer Zeit aus, wenn er auch
 rher halb vertrocknet war. Mit weniger Mühe
 ssen sich also davon lebendige Zäune anlegen.

Der Carabatbaum, *) den man in Europa un-
 e dem Namen des Wunderbaums kennt, der aber
 n Namen eines Baums mit Unrecht trägt, und zu
 n Kräutern gehdret, fällt mit seinen grossen und
 erlichen Blättern gut ins Auge, und seine Nüsse,
 e Carabat- oder Oelnüsse heissen, machen ihn
 tzbar. Sie sind glänzend hellbraun, oder aschfar-
 g mit dunkelbraun marmorirt. Sie werden zerstof-

N 5

sen

*) Ricinus communis.

fen und in Wasser gekocht; da sich dann ein Deo
welches zu verschiedenem Gebrauch dienet, auf die
Fläche des Wassers setzt. Ein Theeschälchen voll da
von ist ein gelindes und sicheres Purgativ, und
zum Brennen ist es so gut wie Baumöl.

Das Trompeterholz *) hat seinen Namen daher
daß Stamm und Aeste hohl sind. Es wächst bis zu
Dicke eines Arms. Wenn es trocken ist, so läßt es
sich durch Reiben leicht entzünden.

Die Terpentinäbäume **) lassen aus ihrer Rinde
ein durchsichtiges Harz fließen, wie Terpentin, davon
man aber keinen Gebrauch macht. Hingegen dient ihr
weiches Holz zu Absätzen unter die Schuhe, und ihr
Laub ist eine angenehme Nahrung der Ziegen. Weil sie
sehr lang dauern; so werden sie gern zu Grenzbäumen
genommen. Sie lassen sich ebenfalls, wie mehrere
andre Bäume, durch Aeste leicht fortpflanzen.

Der Teyerbaum ***) oder die Fächerpalme
zeichnet sich weniger durch seine Höhe, als durch sein
Ansehen und seinen Nutzen aus. Er hat keine eigent
liche Zweige; seine Krone wird nur durch Blätter ge
bildet, die an sehr langen Stielen sitzen. Ein solches
Blat ist wol sechs Fuß lang, und wie ein Fächer ge
staltet, nach dem Stiel zu schmal und enge gefaltet
oben nach einem Zirkelbogen weit ausgebreitet. Sie
haben eine glatte und zähe äussere Haut, wodurch sie
eine grosse Steifigkeit erhalten; lassen sich aber durch
aus wie Bast behandeln, und in Fäden, wie Hanf
zertheilen. Die Neger und Indianer wissen sie zu
ver

*) *Cecropia peltata*.

**) *Pistacia Terebinthus*.

***) *Palma Corypha umbraculifera*.

verschiedenen Absichten anzuwenden; sie drehen nicht nur dauerhafte Stricke, woraus sie die Netze zu den besten Hangmatten verfertigen, sondern flechten auch Körbe, netze Körbe, und sonderlich Teyersäcke dazu, worinnen sie allerley Lasten auf den Schultern tragen, und Cassabisäcke, in welchen die geriebene Masse der Cassabiwurzel ausgepreßt wird. Sie werden wol auch mit zu Besen und zum Decken der Häuser gebraucht. Ich habe sehr schöne und federichte Hüthe gesehen, welche die Spanier davon geschnitten und schwarz gefärbt hatten. In St. Croix hab ich diese Bäume nicht vorgekommen, da sie in St. Thomas in Menge sind.

Verschiedene Pflanzen werden da unter dem allgemeinen Namen Bitterstock begriffen, weil gesunde Tropfen daraus extrahirt werden. *) Eine Art Malven heißt da englischer Thee, **) weil die Engländer einen warmen Trank davon machen, den sie als eine gute Arznei stark gebrauchen. In kalten Gegenden wird ein Thee von den Wurzeln der Ruellia ***) getrunken. Den Namen Dürvelsbitt hat diese Wurzel bey den Negern darum erhalten, weil sie gemeinlich abreißt, wenn sie ausgezogen wird, ihre Samencapseln geben einen Knall, wenn sie ins Wasser geworfen werden. Safran wächst viel in St. Croix auf der Nordseite; ist aber, so viel ich gesehen habe, wild, und wird nicht gebraucht.

Zum Bauen und zu allerhand Hausgeräthe fert Westindien vorzüglich schönes und dauerhaftes Holz.

*) Santolinae, Tanaceti &c. spec.

***) S. Browne History of Jamaica S. 282. 3.

****) Ruellia strepens.

Holz. Da ich manche Arten von Bäumen, deren Holz zu dieser Absicht verwendet wird, nicht selbst ihrer Blüthe gesehen habe; so bin ich nicht im Stand die Linneischen Namen derselben anzugeben, und mich begnügen, sie mit den dort gewöhnlichen zu benennen. Unter die dicksten und härtesten Hölzer, die gleichen zu den Zuckermühlen gebraucht werden, gehört der Girgirribaum, *) der sehr groß, hoch und ansehnlich wächst. Wenn er angebohrt, oder ihm ein Ast abgebrochen wird, so fließt ein nach Salpeter schmeckendes Wasser heraus, das die Negern gern trinken. Der Randu oder Bulltri **) hat röthliches, der Justickbaum ***) aber gelbes Holz. Ersteres wird zu Balken und Sparren verwendet, und in Surinam werden alle Dächer mit Schindeln von diesem Holze gedeckt. Letzteres ist nicht nur zum Bauen, sondern auch zum Färben unvergleichlich, aber igt so selten, daß dort das Pfund für einen halben Stüber, oder sechs Pfennige und theurer verkauft wird. Es ist so dicht und schwer, daß es in Wasser untersinkt: welche Eigenschaft mehrere dortige Hölzer haben. Der Locusbaum ****) hat ein schönes röthliches und vestes Holz, das nicht leicht verfault. Auch der wilde Caneelbaum *****) wird zum Bauholz gebraucht, sowol der ächte, welcher dunkelbraunes, als der Bastardcaneel, welcher röthliches Holz hat. Amurath und Mastick sind zwey ande

*) Bucida Buceras.

**) Achras.

***) Morus tinctoria.

****) Hymenaea.

*****) Myrtus Pimenta.

arten von Bauholz, wovon letztere so gelb ist wie Buchsbaum. Von dem gelben Sandelholz gibt es Stämme, die drey Fuß im Durchmesser dick sind. Wenn von den Sägespänen dieses Holzes etwas auf geschwitzte Hände oder Arme fällt; so laufen sie davon auf, und bekommen einen Ausschlag, der mit heftigem Jucken verbunden ist. Versieht man es, so fährt mit einer solchen Hand über das Gesicht, und erfolgen da eben die Zufälle. Das Eisenholz hat den Namen von seiner Schwere und Härte. Mit dem Beil ist fast nichts dagegen auszurichten, und ein Nagel kan hineingeschlagen werden; aber mit der Säge wird es bezwungen. Es ist blaßgelb, in der Mitte mit rothen Streifen. Das Pockholz *) ist zwar wegen seiner Härte, und weil es sehr verachsen ist, schwer zu bearbeiten; aber seine Bestigkeit und Dauer gibt ihm den Vorzug vor allem Bauholz. Es ist fast unverweslich, auch alsdann, wenn es in die Erde verbaut wird; und eher wird das Eisen vom Rost verzehrt, als dieses Holz verfault. Die Stämme dieser Bäume erwachsen zu einer Dicke von drey bis fünf Fuß im Durchmesser. Aus der Rinde wird ein Bier gebraut, das zur Reinigung des Bluts sehr dienlich ist. Wenn der Stamm geritzt wird, so fließt er aus der Wunde wohlriechendes Gummi fließen, das in starkem Brantwein aufgelöset, und äußerlich und innerlich als ein Balsam gebraucht wird. Einige Tropfen in ein Glas Wasser gegossen, geben ihm die Farbe und das Ansehen der Milch, und in wenigen Minuten setzt sich was harziges davon an das

*) Guajacum, Franzosenholz, lignum vitae, auch lignum sanctum, indianisch Holz.

das Glas. Dieser Balsam ist ungemein scharf und angreifend, und muß in den hitzigen Ländern sehr vorsichtig gebraucht werden; sonst kan er eben so viel Schaden verursachen, als er bey weiser Anwendung Nutzen schafft. Mit dem Copairabalsam versetzt, ist er gelinder und sicherer zu gebrauchen. Es ist dieses Holz eben so theuer als Sussick, und wird wie dieses, in Menge nach Europa verhandelt. Alle diese Hölzer können zu Bauholz auch an Häusern gebraucht werden; sie sind aber dazu theils zu rar, theils zu schwer. Die Holzarten, welche gewöhnlich zu Gebäuden gebraucht werden, sind das Madambolz, das Beerholz, das Jahrholz, welche alle drey weiß sind. Der Geigenbaum oder Susanneholz ist lichtbraun, und zu Violinen brauchbar. Boderroos oder Rosenholz ist braunstreifig oder roth, aber selten. Das weisse Cederholz, **) welches ebenfalls zum Bauen verwendet wird, ist von dem nordamerikanischen verschieden, hat auch den Geruch nicht, den jenes hat. Auch roth und weisses Mangelholz, gelb und schwarzes Flambée, weiß und schwarzes Maniack, auch Guaveholz sind zum Bauen dienlich. Aber alle diese Arten müssen nur im Trocknen angewendet werden; weil sie in der Masse nicht lang dauern. Außer diesen bedient man sich noch des Rootsteckels, des Boslamma, welches in der Mitte schwarz und röthlich ist, des Stinkholzes ***) und vieler andern. Letzteres ist besonders dauerhaft, auch in der Erde; aber grosse Stämme davon sind sehr rar.

*) Citharexylon.

**) Bignonia pentaphylla.

***) Piscidia Erythrina.

Es hat einen heftlichen Geruch, der sich am stärksten äussert, wenn es angezündet wird; gleichwohl findet es auch seine Liebhaber. Daß es auch im Fischfang gebraucht werde, habe ich schon vorhin angemerkt. Das Wasser, worin solches Holz gekocht wird, vertreibt, äusserlich gebraucht, die Krätze bey Menschen und Vieh.

Zu feinem Hausgeräthe und ausgelegter Tischlerarbeit wird Locus und Rosenholz gebraucht, auch schwarz und weisses Betstädt, das sich sehr sauber und glatt arbeiten läßt. Roth und gelb Marmelieht wie bunter Marmor aus, und sein Inwendiges oder der Kern verfault nie. Wenn man es anzündet, gibt es einen Weihrauchgeruch von sich. Maschenillholz sieht schöner aus, als das vom Nußbaum und das Olivenholz. Mahagony war ehedem viel auf St. Croix; izt aber ist es ziemlich selten. Auf den Antilischen Eylanden selbst wird aus Mangel der Künstler wenig feine Arbeit aus diesen schönen Holzarten erfertiget. Sie werden als eine Waare nach Europa verhandelt, wo es weder an geschickten Händen, noch an Liebhabern von dergleichen Arbeiten fehlt.





Elfter Abschnitt.

Einige sonderbare Pflanzen, und Blumen.

Ich habe noch einiger Pflanzen zu gedenken, welche durch eine besondere Eigenschaft, durch die äußere Bildung, oder durch ihre Blume, eine eigene Aufmerksamkeit verdienen.

Die wilde Ananas, *) die eine Aehnlichkeit mit der ächten hat, aber viel kleiner ist, gehört unter die sogenannten Schmarozpflanzen, worunter diejenige verstanden werden, welche ihre Nahrung nicht unmittelbar aus der Erde oder dem Wasser, sondern aus einer andern Pflanze ziehen, welcher sie sich aufgedrungen haben; dergleichen der bekante Mistel oder Vogelleim ist. Eine Beobachtung, die ich bey dem wilden Ananas gemacht habe, hat mich überzeugt, daß die Meinung keinen Grund habe, als ob sich die Schmarozpflanzen von den zubereiteten Säften anderer Gewächse, als ungebetene Gäste, nährten.

Es wachsen die wilden Ananas auf ganz verdorrten Stämmen noch häufiger, als auf lebendigen, und sind auf jenen eben so vollkommen, als auf diesen. Ohne Zweifel ernähren sie sich auf beiden auf einerley Weise. Da sie nun aus dem durren Holze keine Säfte erhalten können, und gleichwol eben so stark und lebhaft sind, als auf dem grünen; so müssen sie

noth-

*) Tillandsiae spec.

othwendig ihre Nahrung aus dem Regen und Thau
es Himmels herhaben, und wachsen folglich nicht
auf Unkosten anderer Pflanzen. Wenn ich an einem
rünen Baume funfzig solche Ananas gezehlt habe; so
hatte ein ausgestorbener mehr als noch einmal so viel.
Ihr Samen wird ohne Zweifel durch den Auswurf
erwisser Vögel auf die Zweige der Bäume gebracht.

Der Manglebaum *) wächst nur am Ufer der
See, auf solchen Stellen, wo seichtes Wasser steht;
oder die wenigstens sumpfig sind. Er hat die beson-
dere Eigenschaft, daß er aus seinen untern Zweigen,
die oft in einer Höhe von zehn und mehr Fuß aus
dem Stamme heraus kommen, und aus dem ganzen
Stamme, so weit er über der Erde ist, Wurzeln von
allen Seiten her austreibt, die sich nach der Erde
abziehen, und wenn sie dieselbe erreicht haben,
sich einzurwurzeln. Aus diesen Wurzeln, die wie
Stäbe ohne Blätter aussehen, wachsen über der Erde
einer oder andere. Sie breiten sich weit aus, laufen
durcheinander, und umflechten einen grossen Platz der-
gestalt, daß es schwer und oft unmöglich ist, durch-
zukommen. Die eigentlichen Aeste gehen in die Höhe,
sind belaubt und viel dicker, als diese sonderbare Wur-
zeln. Bey manchen Manglebäumen sieht man den
Stamm vor der Menge der Luftwurzeln nicht: bey
andern fängt er einige Ellen über dem Boden an,
ruhet auf etlichen Wurzeln, und wird von diesen
und den übrigen von oben herunter kommenden schwe-
rlich getragen. Daß an den Wurzeln dieser Bäume,
die im Wasser stehen, Austern zu sitzen pflegen, ist
von oben angemerkt worden. Die Neger verwenden

D

die

*) Rizophora Mangle.

die Wurzeln dieser Bäume, welche zähe und biegsam sind, zum Ausflechten der Wände ihrer Häuser. Da man sonst einigen besondern Gebrauch von dem Holz dieses Baums mache, habe ich nicht gehört. Zum Brennen ist es, wie viel anderes Holz, zu brauchen und brennt sehr leicht. Auch von den Nesten des grossen Feigenbaumes *) hängen eine grosse Menge sehr dünner und feiner Wurzeln auf den Boden herunter, welche sich in die Erde hineinziehen und befestigen. Es scheinen die von oben herunter kommenden Wurzeln bloß dazu bestimmt zu seyn, diesen Bäumen zur Bevestigung zu dienen, ohne ihnen eine Nahrung zuzuführen. Denn da sie aus dem Stamme und den Zweigen erwachsen sind, und ihr Triebwerk gegen die Erde ging, so müßte eine wunderbare Veränderung bey ihrer Einwurzelung vorgehen, wenn izt der Trieb rückwärts gegen den Baum gehen sollte; und gleichwol ist es schwer, sich eine Wurzel zu gedenken, die das letztere nicht thut.

Sonderbar und prächtig sind die vielen Arten Cactus, saftige stachelichte Gewächse, die zwar keine eigentliche Blätter, aber Blumen und Früchte tragen. Sie sind theils melonenförmig, ohne einige andere Glieder; theils mit einem Stamme und vielen Gliedern versehen, deren eines aus dem andern wächst. Die melonenförmigen oder Melonendisteln heissen dort Negerköpfe. **) Ohne Stamm oder Stiel stehen sie unmittelbar auf der Erde wie große grüne Melonen aufrecht, haben nach Verschiedenheit ihres Alters zwölf, sechzehn, zwanzig, und mehrere

*) Ficus indica.

**) Cactus Melocactus.

guläre Furchen nach der Länge von oben nach unten, und eben soviel erhabene dreykantige Rippen, die mit Büschlein starker Igelstacheln sehr regelmäßig besetzt sind. Oben drauf steht ein walzenförmiger Kopf, der aus einem wolligten, aber dichten Wesen besteht, und mit feinen Stacheln besetzt ist, zwischen welchen hellviolette Blumen herauswachsen. Die kleinen Früchte, welche aus diesen Blumen entstehen, sind gut zu essen sind, haben von aussen mit ihnen einerley Farbe; inwendig aber sind sie weiß und voll einer schwarzer Körner. Diese sonderbaren Gewächse wachsen auf den trockensten Klippen; und da ihre Wurzeln in der Nähe die nöthige Nahrung nicht finden, laufen sie, gleichsam auf gut Glück, weit über die Klippen, um in entfernter Erde ein besseres Unterkommen zu finden. Sie vermehren sich durchs Ansehen. Wenn wenn sie ein gewisses Alter erreicht haben, so altet sich eine Rippe; worauf eine junge Pflanze aus der Oefnung zum Vorschein kömmt. Zum Zierath werden sie an die Eingänge der Gärten, oder sonst wo aufgestellt.

Die aufrechtstehenden Cerei, *) oder Sackelsteln, haben einen mit dünnen Stacheln überall besetzten Stamm, aus dem die Glieder oder Aeste wie lange runde Stangen hervorgehen, und aus diesen wieder andere, fast ganz gerad, alle, wie die Negerpfe oder Melonendistel mit Furchen und erhabenen Rippen, und auf diesen mit Stacheln besetzt, die wie die Strahlen eines Sterns nach allen Seiten auseinander gehen. Ich habe sie über zwey Mannslängen hoch gesehen. Sie stehen, wie alle Cactus, in dem

D 2

*) Cactus cereus hexagonus &c.

unfruchtbarsten Boden, und sind doch voll Saft welcher häufig herausfließt, wenn man einen Arm oder Stange abschlägt. Und nichts ist leichter als dies: denn sie sind sehr zerbrechlich, weil sie aus einer markichten Substanz bestehen, die mit einer nicht sonderlich harten Haut umgeben ist. Ihre Früchte oder Feigen sind süß, klebricht, voll kleiner Körner, und gesund zu essen. Eine Art der Kriechenden Cereen trägt eine besonders schöne Frucht, den Tschickeapfel wie er da genant wird. Einen derselben fand ich fünf Zoll lang, drey und einen halben Zoll dick, länglich rund, und fast wie eine Artischocke gebildet. Nur hätte er weniger Schuppen mit weichen Stacheln. Die Hauptfarbe war dunkelroth, und verschoss an den Spitzen der Schuppen ins grüne. Inwendig hatte er ein weißes Fleisch, das mit einem breiten carmosinrothen Rande eingefast, und voll schwarzer glänzender Körner war, die an Größe die Tschicken nicht übertrafen. In diesem Verhältniß liegt die Ursache des Namens. Wegen ihres ungemein süßen Geschmacks finden sie unter Negern und Blanken vielen Liebhaber.

Aus den Opuntien merke ich die Prickelbeere **) an. Es hat dieses Gewächse das sonderbare, daß ein Blat aus dem andern wächst. Durch Blätter muß man aber hier solche Glieder verstehen, die nur in der Form mit gewöhnlichen Baumblättern übereinkommen, aber ungleich dicker, fleischigt und steif sind. Ihr Umriß ist eiförmig, mit oder ohne Ecken, und oft über einen Fuß lang. Sie sind

*) Cactus cereus triangularis.

**) Cactus Opuntia.

irchans mit Stacheln besetzt, die auf den grossen
 ihr spitzig, und ihrer immer drey oder vier bey-
 samen sind; daher in St. Croix die Zuckerfelder und
 andere Plätze damit umzäunt werden. Ohne sich
 grecklich zu verletzen, kan durch diese Hecken nichts
 durch, am wenigsten ein nackender Neger. Die
 Stacheln dringen tief ins Fleisch, und wenn sie auch
 ausgezogen werden, so verursachen sie doch Geschwulst,
 und noch schlimmere Zufälle; sonderlich wenn die
 Wunde nicht recht geblutet hat. Die aus den Glied-
 ern oder Blättern hervorstachsenden Blumen haben
 ein vortrefliches Ansehen; aber sie sind mit sehr feinen
 Stacheln versehen, die sich in die Haut hineinziehen:
 daher es nicht rathsam ist, an dieselben zu riechen.
 Ihre Schönheit währt auch nicht über vier und zwanzig
 Stunden. Selbst ihre röthlichen Feigen haben
 wendig sehr feine Stacheln, die Büschelweise bey-
 sammen stehen. Wenn man die Vorsicht braucht,
 diese herauszuziehen, so können die Feigen ohne Scha-
 den genossen werden. Sie haben einen rothen, weins-
 uerlichen und kühlenden Saft, der den Urin färbt.
 Eine andere Art Opuntien habe ich immer nur an
 der See angetroffen. Man nante sie da grosse Glei-
 dentaschen. *) Sie haben einen Stamm wie ein
 Cereus, aus welchem sie längere Blätter oder Glied-
 er als die Prickelbeeren treiben, die wie ein Säbel
 oder Zuckerkappmesser gekrümmt, und nur am Umriß
 mit Stacheln versehen sind. Auf der übrigen Fläche
 der habe ich doch deutliche Spuren abgefallener
 Stacheln wahrgenommen. Es ist ein prächtiges Ge-
 wächs, das, wie andre Opuntien, Feigen trägt.

*) Cactus Tuna. Die-

*) Cactus Tuna.

Diejenigen Arten dieser Pflanzen, die man in Gewächshäusern zu ziehen pflegt, bleiben in der Größe und der Vollkommenheit hinter den westindischen weit zurück.

Der Sandbüchsenbaum *) verdient hier auch eine Stelle. Aus seinem deutschen und englischen Namen läßt sich der Gebrauch desselben leicht errathen. Es ist sonderbar genug, daß die westindischen Streusandbüchsen auf diesem Baume wachsen. Seine Capseln werden unreif abgeschnitten, und die Samen herausgenommen; mehr ist nicht nöthig, um die Streusandbüchse fertig zu machen. Läßt man sie aber am Baume reif werden; so zerplazen sie mit einem starken Knall, wodurch der Same weit herum zerstreut wird. Dieser Baum hat etwas von der brennenden Eigenschaft des Maschenillbaums, und wie bey diesem fließt eine Milch aus der Stelle, wo ein Zweig weggebrochen worden. Weil die Pferde rändig werden, die sich an so einem Baume reiben; so hält man doch diese Ursach für hinlänglich, ihn nirgends zu dulden, wo er dergleichen Schaden veranlassen könnte.

Die empfindliche Pflanze oder das Süßkraut **) habe ich in St. Thomas häufig angetroffen. Es haben die sonderbaren Erscheinungen, die bey dieser Pflanze vorkommen, den Naturforschern vielen Stoff zum Nachdenken gegeben. Auf jede Berührung oder Erschütterung, sie mag mit dem Finger oder mit einem Stocke geschehen, macht sie solche Bewegungen, dergleichen bey Pflanzen ungewöhnlich sind. Sie senkt in dem Falle den Stiel ihrer gestielten

*) Hura crepitans. Sand-Box-tree.

**) Mimosa sensitiva.

erten Blätter gegen die Erde, und schließt die Blätchen zusammen, die sonst weit von einander, Stiel gegen Stiel, stehen. Wenn sie eine Weile in diesem Zustande gewesen, so richtet sie ihre Blätter: viele wieder auf, die Blätchen trennen sich von einander, und erheben sich in ihre vorige horizontale Lage. Ein gewöhnlicher sanfter Wind, bringt diese Veränderungen nicht hervor; aber auf den Regen folgen sie.

Der höchste und prächtigste unter allen Bäumen ist der eigentlich sogenannte Palm- oder Palmitbaum. *) Er ragt weit über alle andere mit seiner immer grünen Krone hervor, und man gibt ihm daher den Namen des Königes der Bäume. Sein Stamm geht vollkommen gerade in die Höhe, und ist durchaus so rund, als ob er gedrechselt wäre. Nach der Verschiedenheit seines Alters hat er verschiedene Farben. Der junge Stamm hat über seiner grünen Grundfarbe gelbliche Streifen, womit er, wie mit Gürteln, bis über seine halbe Höhe umgeben ist; die bey dem Alten auf der hellbraunen Farbe etwas verschossen sind. Unten bey der Wurzel hat er die größte Dicke, welche zunächst abnimmt, darauf aber allmählig gegen die Mitte so aufschwillt, daß er daselbst fast die Stärke erreicht, die er gleich über der Wurzel hat. Von da verjüngt er sich wieder, bis er sich über der Krone in eine Spitze endiget. Seine langen und ausgebreiteten Blätter, oder Zweige, sind von den Cocoszweigen wenig verschieden, aber noch größer. Sie bilden Reihenweise seine prächtige Krone; so daß die acht Blätter der obern Reihe über den

*) Palma Phœnix dactylifera.

Zwischenräumen der untern stehen. Mitten aus demselben ragt das zugespitzte Ende des Stammes, aus welchem mit der Zeit sich Blätter entwickeln, als eine gerade Stange senkrecht in die Höhe. Unter dem Zweigen oder Blättern, ohngefähr in der Entfernung der halben Länge eines Blats, stehen um den Stamm in gleichen Weiten sechs lange schwertförmige Blattmenscheiden empor, aus welchen die Blüthen und runden Früchte, von der Grösse eines kleinen Hühnereyes, hervorkommen, und in grossen Büschen heraushängen. Die Zierathen, welche an den Capitälen einiger Säulenordnungen pflegen angebracht zu werden, bleiben hinter dieser natürlichen Zierde weit zurück. Von den Blättern an enthält der obere Theil des Stammes das schneeweiße, zarte Mark, daraus der wohlschmeckende Palmkohl bereitet wird. Es liegen wol sechzehn verschiedene Häute über demselben, die weiß, und auf der inwendigen Fläche mit einem glatten Bast, wie mit weissem Atlas, überzogen sind. Das Mark ist zart und weich, und besteht grösstentheils aus weissen dünnen Blätchen, wie weisses feines Papier. Roh mit ein wenig Salz gegessen, schmeckt es wie frische welsche Nüsse; gekocht aber, wie Artischocken. Dieses delicate Gericht hat auch dort einen grossen Werth. Ein solches Stammende, darinn dieser köstliche Kohl enthalten ist, davon ein Gericht für etwa zehn Personen bereitet werden kan, wird für drey Stück von Achten, und theurer verkauft. Dergleichen werden bisweilen von Portoric nach den dänischen Inseln gebracht, da man auf denselben diese Bäume um ihres vortreflichen Ansehens willen schonet. Hingegen ist der in Guinea
fo

o gemeine Palmbaum, aus welchem dort Del und Bein gezogen wird, da nicht einheimisch.

Zu einiger Befriedigung der Blumenliebhaber will ich noch anmerken, daß verschiedene der bisher angeführten Bäume und Sträucher, wie auch noch mehrere weiche Pflanzen, besonders schöne und wohlriechende Blumen tragen. So geben z. E. die Blüten der Pomeranzen und Citronen, und die Früchte der Limonie, die in Menge vorhanden sind, einen angenehmen Geruch. Auch die Blüten des Caschu, des Mamay, des Caffee, des Kirch- und Milchbaums müssen unter die schönen gezehlt werden. Die Blüthe des doppelten Jesmins, wie man ihn dort nennt, ist fast Fingerlang, ganz weiß, und von vorzüglich angenehmen Geruch. Der gemeine Jesmin kent da zu Laubhütten, die er mit dem lieblichsten Duft erfüllet.

Bomedell *) ist mit seinen purpurrothen Blumen eine Zierde der Gärten. Dieser ohngefähr zwey Mann hohe Baum gibt schöne Alleen, und dauert sehr lange. Er läßt sich durch Zweige fortpflanzen, und der in die Erde gesteckte Ast wächst sehr schnell im Baume. Eine Zierde der Wälder ist die Warbananne oder Waterpanne, ein Gesträuch mit hellvioletten Blumen. Seine Reiser sind die Ruthen, womit die Slaven gezüchtiget werden. Der Rosenock wird nur in Gärten bisweilen gefunden, und räucht, als ein ausländisch Gewächs, eine besondere Pflege, so wie die chinesische Rose. **) Diese

D 5.

Blume

*) Vermuthlich Bois immortal. Erithryna Corallo-drum.

**) Hybiscus rosa sinensis.

Blume ändert täglich ihre Farbe; denn nachdem sie eine Weile von der Sonne beschienen worden, nehmen ihre weissen Blätter eine Fleischfarbe an.

Unter den weichern Pflanzen sind verschiedene, die ich um ihrer Blumen willen hieher verspart habe. Nelken und andere ausländische Blumen habe ich schon oben angeführt; auch die Blumen der Cactus, oder der Fackeldisteln, die alle sehr schön, und einiger derselben es ganz vorzüglich sind. Hingegen ist die weisse Lilie da nicht anzutreffen. Verschiedene Arten der Ipecacuanha prangen auch mit schönen trichterförmigen Blumen von einer angenehmen Farbe. *) Das indianische Blumenrohr **) heist im Creolischen Indianhagel, wegen der schwarzen kugelförmigen und harten Samen, die die Grösse der Pillen haben. Die Pflanze wird sehr hoch, und ihre rothen Blumen haben ein gutes Ansehen.

Von der Passionsblume ***) habe ich drey Arten angemerkt. Sie wachsen alle an Ranken, die sich mit ihren Gabeln oder Schlingen anhängen, wo sie nur ankommen können. Die blasse ****) ist mit einem dunkelpurpurnen weißgestreiften Honigbehältniß, wie mit einer Krone, umgeben, von dem sich fünf weisse mit blutrothen Punkten besprenge Blumenblätter ungemein schön ausnehmen. Unter dem Samenbehältniß hat man sich eine Säule vorgestellt; die fünf Staubfäden kommen wenigstens in der Zahl mit den fünf Wunden Christi überein, und an

*) Als *Ipomaea Quamoclit*, & *triloba*: *Jatropha* &c.

**) *Canna Indica*.

***) *Passiflora*.

****) *Passiflora pallida*.

den drey Staubwegen hat man sich eine Aehnlichkeit mit Nägeln gedacht: und das war die Veranlassung zu dem Namen dieser Blume. Sie trägt eine citrongelbe Frucht, die so groß als ein Hühneren und eben so rund ist. Mit drey grünen Blättern des Kelchs wird sie fast bis in die Mitte zierlich bedeckt. Innerhalb ihrer Schale, die einen halben Finger dick ist, befinden sich sechs Fächer voll kleiner Kerne, die mit einem sehr süßen schleimigten Saft umgeben, und beides wohlschmeckend und gesund sind.

Die Grenadille, *) eine andre Art der Passionsblume, ist größer als die vorige. Das Honigbehältniß besteht nicht aus steifen Fäden oder Röhren, wie bey jener; sondern sie sind weich, wie die an einer Quaste, länger, und buntgefärbt. Ihre Ranken sind vierkantig; ihre Blätterstiele haben sechs Glandeln, da an der vorigen nur zwey sind. Ihre gelbe Frucht, welche ebenfalls essbar ist, befand ich fünf Zoll lang, und drey und einen halben dick. Beide Arten geben die angenehmsten Lauben und bedeckten Gänge. Indem sie mit ihren zahlreichen und dichtverwachsenen Ranken und Blättern den Sonnenstrahlen den Zugang versehen, so sind ihre Blumen und Früchte für den Geruch und das Gesicht angenehm.

Die dritte Art der Passionsblume heißt im Creolischen Beerappel. **) Ihre Blume, die kaum den vierten Theil so groß als die vorige ist, wird von einer Hülle umgeben, die aus unzähligen feinen in einanderartig verwirren Fäden bestehet. Selbst an der Frucht, die nur klein, aber essbar, und wol gar eine Arzneey

gegen

*) *Passiflora quadrangularis.*

**) *Passiflora foetida.*

gegen das Fieber ist, wird diese Hülle noch wahrgenommen.

Eine der größten und prächtigsten Blumen trägt die Pinguin. *) Diese Pflanze hat eine Menge grasähnlicher Blätter, die ohne Stamm oder Stengel unmittelbar aus der Wurzel dicht neben einander, wie ein Grasbusch, herauswachsen. Sie sind über sechs Fuß lang, aber kaum handbreit; dabei sehr steif, und auf beiden Ranten von unten bis oben mit sehr starken, spitzigen, gekrümmten Stacheln besetzt. Aus der Mitte dieses Busches von Blättern treibt sie im dritten Jahre einen Blumenstiel hervor, der nur die halbe Höhe der Blätter erreicht, und mit einer Menge weißer und röthlicher Blumen umgeben ist. Die Pracht dieses Blumenstraußes wird durch die helle Scharlachfarbe der nächsten Blätter, die ihn in schönster Ordnung umgeben, merklich erhöht. Er ist von zwey bis drey Reihen solcher Blätter, davon eine immer länger ist als die andere, eingeschlossen: und selbst an den untern Blumenblätchen sitzen solche rothe stachelichte Blätter, die aber viel kleiner, als die übrigen sind. Da diese Pflanzen zu verschiedenen Zeiten des Jahrs blühen; so genießt man lange diesen prächtigen Anblick. Die Frucht besteht in grünen Beeren, von der Größe der welschen Nüsse, die sich mit der Hand leicht aufdrücken lassen, und viele kleine Kerne in einem sauersüßen sehr saftigen Fleische enthalten. Sie sind die Nahrung der Raken, die in der Pinguin häufig nisten. Auch von den Negern werden sie gegessen; ob sie gleich im Geschmacke was herbes und angreifendes haben. Nach der Blüthe vertrocknet diese Pflanze nach

*) Bromelia pinguin.

und nach; hinterläßt aber Schößlinge nahe am Boden, welche bald einwurzeln und aufschießen. Da diese Pflanze, wegen ihrer Stacheln, weder Menschen noch Vieh unbeschädigt durchläßt; so werden in St. Thomas die Zuckerpflanzen und andere Plätze damit verzaunt. Weil sie sich aber sehr weit ausbreitet, auch sehr leicht Feuer fängt; so wird ihr, in jener Absicht, in St. Croix die Prickelbeere vorgezogen.

Alle bisherige Blumengewächse werden von der Karato *) oder sogenannten Aloe an Größe und Ansehen übertroffen. Dieses prächtige Gewächs trifft man am meisten auf steinigtem Grunde, auch wol auf kahlen Felsen an, wo es nur desto mehr die Augen auf sich zieht, und Bewunderung erweckt. Seine Blätter schießen unmittelbar aus der Wurzel hervor, und erwachsen zu einer Länge von zehn bis zwölf Fuß. In einem Alter von sieben Jahren oder eher, treibt es aus der Mitte einen langen Stamm, der sich oben wol in fünfzig Aeste theilt. So viele habe ich selbst an einem gezehlt; und beobachtet, daß sich die untern wieder in vier, und die obern in acht kleinere Zweige theilten, die alle voll goldgelber Blumen fassen, deren Anzahl sich auf viertausend belief. Wenn sich die Aloe in dieser Herrlichkeit auf eine kurze Zeit gezeiget, und Früchte gebracht hat, die mit Pflaumen was ähnliches haben; so stirbt sie.

Ausser so vielen schönen, nahrhaften und heilsamen Pflanzen gibt es in diesen Inseln auch einige schädliche und giftige. Unter diesen hat der Maschenillbaum **) den Vorzug. In dem äussern Ansehen kömmt

*) *Agave vivipara*.

**) *Hippomane Mancinella*.

kömt er mit einem europäischen Birnbaum überein; trägt aber Früchte wie kleine Äpfel. Ihr Ansehen, Geruch und Geschmack sind recht sehr gut; wer sich aber dadurch verführen läßt, der ist sich den Tod. Sie verursachen im Magen, Hals und Mund eine brennende Hitze; und eine tödtliche Entzündung des Bluts, dabey Hals und Zunge dick anschwellen. Man hat Beyspiele, daß Slaven aus Verzweiflung sich selbst damit ums Leben gebracht haben. Es kann aber der tödtlichen Wirkung dieser Frucht durch baldiges Erbrechen vorgebeugt werden. Einige behaupten, daß sie ohne Schaden gegessen werden könne, wenn sie zu ihrer völligen Reife gekommen sey. Der Milchsaft aus den Blättern und dem Holze dieses Baumes ist so brennend, daß er Blasen auf der Haut, und Geschwulst mit heftigem Zucken verursacht; und auf Kleidung und Wäsche macht er Flecken, als ob die Stellen vom Feuer verbrant wären. Am gefährlichsten ist er den Augen; es erfolgt davon unter einem grausamen Schmerz die heftigste Entzündung und Blindheit, bisweilen auf immer, bisweilen auf eine kurze Zeit. So verlor bey meinem Daseyn ein Neger ein Auge. Selbst der Regen oder Thau ist schädlich, der von den Blättern dieses Baumes herunter tropft. Ein Neger, der in die See fischen ging, hing indessen seine Trowses oder Beinkleider an einen Maschenillbaum, und ohne zu bemerken, daß einige Tropfen Wasser von dem Baum indessen darauf gefallen waren, zog er sie wieder an, worüber er am ganzen Unterleib anschwoll. Man darf sich weder auf einen Ast des Baumes setzen, noch unter seinem Schatten lange stehen, oder schlafen. Mit Seewasser wird die schädliche

liche Wirkung des Milchsafts und des Wassers von diesem Baume gehemmt, wenn die beschädigte Stelle so gleich damit gewaschen wird. Dieses Mittel hat man immer in der Nähe, weil die Maschenillbäume nahe an der See wachsen, wo sie um ihres vortreflichen Holzes willen gehegt werden. Man pflegt sie zwar auf dem Stamme mit Feuer einigermaßen zu trocknen: und gleichwol müssen die Slaven, die zum Fällen gebraucht werden, Gesicht und Hände dabey vor dem schädlichen Saft verewahren. Zur Arbeit für Schreier, Drechsler und Zimmerleute muß es ganz trocken seyn: aber auch alsdann hat man sich noch vor den Spänen zu hüten. Mit dem Saft des Baumes und der Frucht vergifteten die Indianer ehedem ihre Pfeile.

Die Früchte des grossen Milchbaums *) sind eben so giftig als die Maschenilläpfel, und seinem Milchsaft wird eben so wenig gutes nachgesagt, als der Milch jenes Baums. Er ist von eben derselben Größe, trägt schöne gelbe Blumen, und lange schmale Blätter. Zur Feurung auf dem Küchenherd ist weder dieses noch das vorige zu gebrauchen. Manche schwarze und blanke Köchinnen sind bloß von dem Rauch und Dampf desselben blind worden. Von Pflanzen, die das Gesicht schwellen machen, wenn es nur von der Luft getroffen wird, die von denselben herwehet, (dergleichen es in Nordamerica gibt) habe ich auf diesen Inseln nichts zuverlässiges gehört.

Der Amurethsteckel, **) ein ziemlich hohes Geträuch, verbirgt unter seinen kleinen gefiederten Blättern kleine, aber sehr schlimme krumme Stacheln, welche

*) *Cerbera Thevetia*.

**) *Mimosa cineraria*.

welche sich eher empfinden, als sehen lassen. Wenn sie sich eingehakt haben, welches bey einer leichten Berührung erfolgt, so halten sie so fest, daß man nur mit Mühe ihrer wieder los wird. In St. Croix habe ich diesen Strauch nicht gefunden, aber desto mehr in St. Jan.

Ein recht beschwerliches Gewächs sind die Kleinen Kliegentaschen, *) eine Art ganz kleiner Opuntien, die sich auf schlechtem Boden in Wäldern und andern freyen Plätzen sehr zahlreich befinden. Diese niedrige Pflanze läßt sich weder von Menschen noch Thieren ungestraft unter den Fuß treten. Sie ist durchaus mit feinen Stacheln bewafnet, die durch Schuhe und Stiefel in die Haut dringen, und ihrer Feinheit wegen schwer wieder herauszubringen sind. Die jungen Ziegen können sich so drein versetzen, daß es ihnen das Leben kostet.

Es wird hoffentlich nicht unangenehm seyn, wenn ich hier in einem ganz kurzen Wirthschaftscaender angebe, was in jedem Monat für Feld- und Gartenarbeit geschieht; was gepflanzt oder geerntet wird.

Im Januar wird nach genugsamen Regen Zucker gepflanzt, auch Cassabi, Batatten, alle Arten von Bohnen, und ausländische Gartengewächse, Salat, Kohl und dergleichen. Die Cattun und Zuckerernte fängt an, davon jene bis in den Junius, und diese bis in den September währen kan. Der kleine Mays wird zu Ende dieses Monats reif; der Anguil-laiams und Cassabi sind es den ganzen Monat hindurch, auch die Calbasche. Man hat reife Venedubohnen, Appelsinen, saure Oranien, Salat, Kohl,

*) Cactus curassavicus.

Kohl, Wurzelsachen, Bohnen, Wassermelonen, Busacke, Weintrauben.

Der Februar ist trocken; folglich kan da nicht gepflanzt werden. Die ausländischen Gartengewächse nehmen ab. Man hat aber reife Tannies, Busacke, Limonier, und die letzten sauren Oranien. Die Caffee- und Avogatenbäume blühen.

Der Merz ist auch zum Pflanzen zu trocken. Man hat aber reife Kürbisse, Pampun, Grundelbasche, auch Caschu zu Ende des Monats. Die Inguin blühet.

Im April erwartet man Regen; man macht Anstalt zum Pflanzen; der Boden wird also gereinigt. Kommt der Regen zu Ende des Monats, so wird gepflanzt. Die Mamay, die Ananas, und die Tamarinden werden reif, und währen lange.

Im May werden wieder alle Arten Bohnen, Guineajams und der grosse Mayz gepflanzt. Man erntet eben die Früchte, wie im April. Auch sind die Kürschchen reif, die Pflaumen, die Locus, die Tanickbeeren, und andere; aber wenig ausländische Gartengewächse. Salat und Kohl verdorren, weil der Regen dazu nicht hinlänglich, und die Sonne brennend ist; Wurzeln aber, als Rettich, Rüben und Kohlrüben halten sich noch. Die Aloe oder Karato blühet.

Im Junius pflanzet man Beestbohnen, Cockone, weissen Cassabi, Anguillajams, auch noch Batattun. Man hat eben die Früchte, wie im vorigen Monat, auch Kafas. Man erntet weissen Cassabi und Batatten. Die Oranien und Tamarinden blühen.

Im Julius wird Klein Magis gepflanzt, womit man bis in den October fortfährt. Auch Cassabi, Batatten, und mehreres. Man hat Nachwachs von den Früchten, die im April reif waren, und mehrere.

Im August können eben die Gewächse gepflanzt werden, wie im Julius, und noch besser, weil mehr Regen zu erwarten ist. Man hat sonderlich Avogaten, wie auch Bohnen, Wassermelonen, Limonien und andere Früchte.

Im September wird der meiste Kleine und grosse Magis gepflanzt. So auch Tannies, Wassermelonen und Ananas, welche aber in jedem Monat der Regenzeit gepflanzt werden können. Man hat Avogaten, Limonien, oft schon Salat, Gujave, Nispeln, bis November. In diesem Monat erntet man am meisten den grossen Magis. Seine Kolben reifen eine nach der andern, so daß seine Ernte ein paar Monate dauret.

Im October werden ausländische Gartengewächse gepflanzt, auch Zucker und Klein Magis. Man hat Salat, und dergleichen, Granate, wieder Kirschen, Gujavebeeren, Custardappel, Printappel, und andere Früchte.

Im November werden, wie im vorigen Monat, Gartengewächse gepflanzt, auch der meiste Zucker. Zum Cassabi pflanzen hat das Erdreich zu viel Wasser. Der Caffee reifet, und wird nach und nach geerntet bis zu Ende des Januars. Salat, Petersilge, und andere Gartengewächse werden nun recht vollkommen. Man hat Appelsinen bis ins folgende Jahr.

Im

Im December steckt man Batatten, und fährt fort mit dem Pflanzen der Gartengewächse, da dieser Monat noch der beste dazu ist. Man hat izt die Vendubohnen am häufigsten, wie auch alle Arten der Gartengewächse. Die Traubenbäume haben reife Beeren. Es gibt reife Granatäpfel. Die Baumwolle blühet zu Anfang dieses Monats, auch Caschu, Sempervivum und mehreres.

Hiebey ist zu merken, daß man Cocos, Papay, Bacove, Bananne, Carabat, spanischen Pfeffer, Vendubohnen, Jasmin, und andere Früchte und Blumen das ganze Jahr hat, auch wilde Cucumern, wenn es nicht gar zu trocken ist. Gingambo ist in der Regenzeit, Skitnüsse und Limonien sind fast jederzeit, nur nicht immer in Menge zu haben.





Zwölfter Abschnitt.

Steine, Mineralien und Fossilien.

Da man sich mit der Durchsuchung der Eingeweide der dortigen Berge noch nicht viel abgegeben hat; so ist ihre innere Beschaffenheit wenig oder gar nicht bekant, und auf ihrer Oberfläche ist nichts sonderlich merkwürdiges, das unter diese Ueberschrift gehörte. Ich werde also hier nur dasjenige, was einen öconomischen Nutzen hat, kürzlich anführen.

Kalksteine sind da genug auf dem Lande, sonderlich in St. Croix. Man bedient sich aber zum Kalk der Kalksteine, die aus der See kommen, der verschiedenen Corallengewächse und Conchylien. Sie sind nicht so hart als die gemeinen Kalksteine; geben aber guten Kalk, der wie Gips ist, und vortreflich bindet. Das Kalkbrennen steht einem jeden frey; und auf dem Ref von St. Croix liegt von diesen Corallengewächsen ein grosser Vorrath. Beym Brennen werden Holz und Steine schichtenweise über einander gelegt, unten breit, oben schmaler, und unten zum Feuer ein Zugloch gelassen. Wenn der Kalk gelöscht wird, kocht er nicht so wie der Steinkalk, wird auch nicht so heiß. Auch darf das Löschen weder gleich nach dem Brennen, noch mit Seewasser geschehen. Vom erstern verdirbt er völlig, und vom letztern behält er eine beständige Feuchtigkeit. Wo solcher Kalk gebraucht, und er dazu noch mit Seesand

und vermengt wird, da werden die Mauren nie recht trocken. Besser ist Grundsand, wenn auch etwas Erde darunter ist.

Sonst gibt es auch Sandsteine, sonderlich in St. Troix; auch Wezsteine und Feuersteine. Letztere sind bläulich; doch gut, aber selten. Desto häufiger sind Klippen und Feldsteine, sonderlich in St. Thomas und St. Jan. Die meisten sehen aus wie der schwarze mit Steinen vermengte Boden, als wenn grosse Stücke davon versteinert worden wären. Dieses ansehen haben hier und da die höchsten Felsen. Die Steine dienen dort mit zur Kühlung des Erdreichs, und verhindern das Ausbrennen von der Sonnenhitze. Man hat dort angemerkt, daß alle Gewächse, die zwischen Steinen stehen, besser gedeihen, und kräftigere Früchte tragen, als die freyer stehenden.

Das Salz auf diesen Inseln entsteht aus dem Meerwasser, welches ein gutes Stück ins Land hineinkommt, und eine Art von Teichen formirt, die man Salzpfannen nennt. In denselben schießt das Salz in der trockenen Zeit von selbst an, und setzt sich nicht nur in trocknen Stücken auf dem Boden; sondern es zieht sich auch über dem Wasser eine Kruste, nicht anders, als wenn es mit Eis belegt wäre. Der Grund der Salzpfannen ist ein Morast, in welchem die Sklaven bis an die Knie stehen, wenn sie das Salz herausholen. Jedermann hat Freyheit sich unentgeltlich dieses Salzes zu bedienen, nicht nur zu seinem eigenen Gebrauch, sondern auch nach Gutbefinden zum Verkauf. Das Salz ist dem Steinsalze gleich, nicht weiß, aber scharf. In St. Thomas kan auf diese Weise nur etwas weniges in einigen Orten gesamlet werden. Ehemals sollen die

dortigen Pfannen, sonderlich die bey Muskitebay, sehr ergiebig gewesen seyn; man hat sie aber mit Fleiß unbrauchbar gemacht, indem man in die eine eine eiserne Canone, in die übrigen anderes Eisenwerk geworfen hat. Die Unordnungen der Neger, welche bey Gelegenheit des Salzsammlens auch andere Dinge sich zugeeignet haben, dazu sie kein Recht hatten, sollen die Veranlassung hiezu gewesen seyn. In St. Croix ist eine Salzpflanze auf der Südseite, die auch nicht viel bedeutet. Die beste ist in St. Jan am Ostende, die so ergiebig ist, daß die dänischen Eylande mit Salz daraus versorgt werden können. Wenn es aber bisweilen nicht zureicht; so wird der Mangel von St. Martin und andern Inseln ersetzt.

In St. Thomas und St. Jan sind an einigen Plätzen Eisensteine, und in St. Croix schwarzer Eisensand, den der Magnet anzieht. Man redet auch von Kupferbänken in der See, davon die Spratt und andere Fische ihre giftige Eigenschaft herhaben sollen. Silber und Gold sind nie Producte dieser Inseln gewesen. Die Einwohner sind mit ihren anmuthigen fruchtbaren Plantagen, die ihnen Unterhalt und Reichthum verschaffen, zufrieden. Einige Jahre nach meiner Abreise von St. Croix haben die öffentlichen Zeitungen die Entdeckung einer Goldmine auf dieser Insel gemeldet: wovon der Erfolg aber bisher noch unbekant ist.





Drittes Buch.

Erster Abschnitt.

Von der verschiedenen Farbe der Einwohner der
drey Inseln, und dem Gesundheitszustande
der Blanken.



Es ist bey den Einwohnern dieser Inseln in An-
sichung der Farbe ein dreyfacher Hauptunter-
schied zu bemerken. Es gibt weisse oder Blanke,
Schwarze und braune. Letztere sind ein geringer
Ueberrest der Cariben, der ältesten Einwohner dieser
Inseln, die izt kaum mehr verdienen besonders ge-
nennt zu werden, da sie durch Heirathen mit Blan-
ken, von diesen schwerlich mehr unterschieden werden
können. Es machen aber die Kinder, deren Eltern
von verschiedener Farbe sind, noch einige Unterabthei-
lungen. Sie heissen Mulatten, wenn der Vater
weiß, die Mutter aber schwarz ist; und ihre Farbe
hält zwischen schwarz und weiß das Mittel. Hinge-

gen heißen diejenigen Mestise, die einen Blanke zum Vater und eine Mulatte zur Mutter, oder eine blanke Mutter und einen mulattischen Vater haben. Endlich werden die Kinder von Eltern, da ein Theil Blank, der andre Theil Mestise ist, Castise genannt. Unter diesen und den Blanken ist in der Farbe der Unterschied gering; bey den Mestisen aber noch sehr merklich. Im Discurs wird es mit dem Unterschied dieser letztern Sorten so genau nicht genommen, und der Name Mestise wird sehr oft statt Mulatte gebraucht. Durch fortgesetzte Generationen nähern sich die Nachkommen mulattischer Eltern immer mehr der weissen Farbe der Europäer; da sie im Gegentheil immer schwärzer werden, wenn sich ihre Kinder und Kindeskinde mit Schwarzen verheirathen, so daß endlich zwischen ihnen und den Negern gar kein Unterschied übrig bleibt.

Die Anzahl der Mulatten und Mestisen ist auf diesen Eylanden nicht gering. Oft sieht man in einer Gesellschaft von Kindern schwarze, braune, gelbe und weisse, und fast alle Schattirungen von weis bis schwarz. Alle dort geborne heißen, ohne Unterschied, Creolen; selbst die zahmen Thiere, die von ausländischen herkommen. Anfänglich ist dieser Name nur den Nachkömlingen der ersten spanischen Familien in Mexico gegeben worden; igt ist seine Bedeutung so erweitert, daß er alle in Westindien geborne unter sich begreift.

Die Blanken sind Europäer, oder ächte Nachkömlinge derselben; Dänen, Engländer, Irroländer, Schottländer, Holländer, Deutsche, Spanier und Franzosen. In St. Croix sind mehr Dänen

nen und Britten; in St. Thomas und St. Jan mehr Holländer. Deutsche sind auf allen drey Inseln, sonderlich Handwerksleute und Soldaten; wenige Franzosen, und noch weniger Spanier. Auch viele Juden gibt es, sonderlich in St. Croix. Bey dieser sehr gemischten Gesellschaft haben eben diejenigen Verschiedenheiten statt, welche in Absicht des Standes, des Vermögens, des Geschickes, der Moralität u. dergleichen bey andern bürgerlichen Gesellschaften vorkommen.

Obgleich die Temperatur der Luft auf diesen Inseln von der Europäischen sehr verschieden ist, so haben sich doch die Europäer, um anderweitiger Vortheile willen, an das ihnen weniger angemessene westindische Klima gewöhnt. Es sind freylich dabey Schwierigkeiten zu überwinden, und Ungemächlichkeiten auszustehen; aber wozu ist der Mensch nicht fähig, wenn er, um seine Absichten zu erreichen, oder seinen Neigungen ein Genüge zu thun, die Triebfedern seiner Seele mit Macht anspannet? Indessen erfordert die Veränderung, aus dem gemäßigten Erdstriche in ein anderes, sonderlich aber in ein viel heißeres Klima überzugehen, allerdings eine gesunde und dauerhafte Beschaffenheit des Körpers, und ein Alter, in welchem man noch biegsam und fähig ist, eine von der vorigen verschiedene Lebensart anzunehmen. Der Uebergang geschieht gemeiniglich durch eine Krankheit, welche der junge Ausländer, der nach Westindien kömmt, nach einem halben oder ganzen Jahre, auszustehen hat, und unter welcher sich die erschütterte Natur zu einem ihr ungewohnten Gange inrichtet. Ist aber dieselbe überstanden, und hat er seine vorige Kräfte wieder erlangt; so kan er sich als

in diesem Clima einigermaßen naturalisirt ansehen, und bey einer vernünftigen Diät ein gesundes Alter hoffen. Hingegen alte Personen, bey welchen die Macht der gewohnten Lebensart zu starck ist, und die besten Kräfte der Natur schon verbraucht sind, können eine so heftige Erschütterung nur selten überstehen. In der That gibt es auf diesen Inseln verhältnismäßig nicht viel weniger Blanke, denen man ihre Gesundheit ansieht, als in Europa. Daß die grosse Hitze des Clima ihrer Natur nicht erlaubt, allzuviel überflüssiges Fett anzusetzen, darüber sind sie, wie mich dünkt, nicht zu beklagen. Doch fehlt es auch nicht an Personen, an welchen man die Möglichkeit, in Westindien fett zu werden, sehen kan. Aber die Folgen eines unordentlichen Lebens zeigen sich auch da durch eine schlechte Gesichtsfarbe, und zwar noch deutlicher, als anderwärts.

Durch das, was ich eben von dem guten Ansehen und Befinden vieler Blanken auf diesen Inseln gesagt habe, ist die Frage von der Gesundheit dieser Inseln zum Theil beantwortet. Es dienet wenigstens zum Beweis, daß Europäer in diesem Clima eine dauerhafte Gesundheit geniessen können. Gleichwol kan man nicht geradezu sagen, daß dasselbe gesund sey: vielmehr muß man jedem Europäer, der nach Westindien zu gehen gedenkt, nach der Wahrheit voraussetzen, daß er seine Gesundheit einer Gefahr aussetzt; daß es aber möglich ist, sich vor den schädlichen Wirkungen des dortigen Clima mit göttlicher Hülfe zu verwahren. Die Gründe der Ungesundheit liegen theils in dem hohen Grade der anhaltenden Hitze, theils in der grossen und schnellen Veränderung der Luft,

Luft, da sie von der größten Hitze geschwind zu einer angreifenden Kühle übergeht. Dazu kommt noch die schon oben bemerkte Feuchtigkeit der Luft, von welcher die Erze geschwind rosten, und alles vegetabilische und animalische bald verweset. Je weniger ein neuangekommener Europäer von dieser Beschaffenheit des westindischen Clima unterrichtet ist; je leichter kan es ihm begegnen, daß er, ohne Ausschweifungen zu begehen, in eine schwere Krankheit fällt. Wenn sein Beruf nach Westindien zu gehen veranlaßt, so wird sich durch diese Nachricht nicht abhalten lassen; aber dazu läßt er sie sich billig dienen, daß er die treueste Vorsicht anwendet, um nicht aus eigener Schuld sich durch Krankheiten zu seinem Beruf untüchtig zu machen.

Es kommt dabey hauptsächlich auf die Beobachtung einer weisen Diät an. Die Vorschriften derselben lassen sich in wenige kurze Regeln zusammenfassen, die aber mit der größten Aufmerksamkeit befolgt werden müssen. Man hüte sich nemlich vor dem Regen, vor der Nachtlust, vor allem Mißvergnügen und vor Unmäßigkeit. Es ist da fast nichts schädlicher, als wenn einem der Regen auf den Leib kommt, und durch die Kälte desselben die Ausdünstung plötzlich unterbrochen wird. Gleichwol kan sich bey der dortigen dünnen Kleidung und den oftmaligen starken Regengüssen dieser Zufall sehr leicht ereignen. Man kan aber den Folgen desselben zuvorkommen, wenn man durch die Wärme des Bettes die Ausdünstung wieder in Gang bringt, oder unmittelbar darauf sich in Seewasser badet, oder nur mit einem in Seewasser getunkten Schwamm über den

den ganzen Leib wäscht, ehe man trockene Kleider anlegt.

So rein die Luft bey Tage ist, so voll Thau und Dünste ist sie bey der Nacht. Auf den erhitzten und stark ausdünstenden Körper kan diese Beschaffenheit der Nachtluft keine andere, als höchst schädliche Wirkungen haben, und Verkältung, Husten, Colik, ja hitzige Fieber verursachen, wenn man sich derselben unvorsichtig aussetzt. Wer also seine Gesundheit liebt, der geht ohne Noth bey Nacht nicht in die freye Luft; vielweniger entblößt er sich, um ihre Kühlung recht zu genießten. In Deutschland macht man sich so viel nicht daraus, einmal vom Regen durchaus naß zu werden, wenn man nur dabey in Bewegung bleibt, und sich bald umkleiden kan; und in den Sommernächten geht man noch lieber aus, als am Tage, welches bey einer kleinen Vorsicht auch ohne Nachtheil der Gesundheit geschehen kan. Aber die Tageshize ist da weit geringer, und auch die Nächte nicht so feucht als in Westindien; und daher sind die Wirkungen in beiden Climates sehr verschieden.

Wer sich viel ärgert, ängstlich sorget, einen nagenden Kummer, Angst des Herzens, kurz, Mißvergnügen, von welcher Art es sey, mit sich herumträgt, der wird es in Westindien nicht lange aushalten. Eine vergnügte, heitere Gemüthsstellung erleichtert zwar überall das menschliche Leben; aber in dem heißen Clima kan man es ohne dieselbe gar nicht schaffen. Unordentliche Affecten und ein finstres Gemüth sind der Tod. Unstreitig hat man da mehr Muth nöthig, um nicht durch die mancherley Beschwerlichkeiten niedergeschlagen zu werden; der
hat

at aber bey einem unaufgeräumten, mißvergnügten Herzen nicht statt. Alles Schwere drückt alsdenn mit verdoppeltem Gewicht, worunter der Körper bald liegt. Dagegen wirkt die Heiterkeit des Geistes und das Vergnügen des Herzens wohlthätig auf den Körper, und erhöht seine Kräfte. Eine lange Erfahrung hat gelehrt, daß jede Uebertretung der Mäßigung im Essen und Trinken in diesem heißen Lande von sehr nachtheiligen Folgen ist; denn die Werkzeuge der Verdauung leiden in der grossen Hitze vorzüglich. Wer diese Folgen vermeiden will, der hält, sonderlich in den ersten Zeiten seines dortigen Aufenthalts, eine enge Diät; er ißt wenig, und lieber öfters, als viel auf einmal; er mäßiget seinen Appetit, sonderlich in Rücksicht der dortigen reizenden Früchte. Mit der Zeit lindert sich die Eßlust von selbst, welches eine gewöhnliche Wirkung der anhaltenden Hitze ist.

Viel Wasser trinken, ist zwar der Gesundheit nicht zuträglich, und verursacht im Magen, und dadurch im ganzen Körper, eine gewisse Schlaffheit und Entkräftung; aber der unmäßige Genuß geistlicher Getränke wirkt fast unfehlbar den Tod. Man sieht sich den Schaden, der vom allzuvielen Wassertrinken entsteht, so vorstellen, als wenn bey einem musikalischen Instrument die Saiten zu wenig angezogen sind: hingegen kommt das Zerspringen der Saiten mit der Wirkung des allzuvielen hitzigen Getränkes überein. Hier findet kein Einhalten mehr statt, welches bey jenem Fehler wohl möglich ist. Der junge Rum oder Killdevil ist daher wie die Pest zu fliehen. Er entzündet das Blut, verursacht Fieber und in kurzer Zeit den Tod. Hingegen ist der

mäßi-

mäßige Gebrauch des alten Rums eine Arznei; er stärkt den Magen, und ist sonderlich bey denen, die stark arbeiten, fast unentbehrlich. Nur muß der Appetit nicht bestimmen, was durch einenmäßigen Gebrauch zu verstehen sey.

Sich lange und mit unbedecktem Haupte in der brennenden Sonnenhitze aufhalten, kan mit der Beschaffenheit des europäischen Körpers nicht bestehen. Seine Säfte kommen dadurch in eine zu heftige Bewegung, welche die Gefäße nicht aushalten können. Wenn der arbeitsame Europäer mit eben dem anhaltenden Fleiß in Westindien seine Geschäfte betreiben wolte, wie er es in seinem gemäßigten Vaterlande gewohnt war; so würde er sich bald auf dem Stand setzen, geschäftig zu seyn. Nirgends ist er nöthiger, häuslicherisch mit seinen Kräften umzugehen; und nirgends sind die Fehler in dem Theil von größern Folgen, als hier, sonderlich in der ersten Zeit. Diese Regel ist sonderlich starken Leuten nöthig, weil sie oft ihren Kräften noch zu viel zutrauen, und es sich nicht recht bewußt sind, daß sie in einem ganz andern Clima arbeiten. Daher halten gemeinlich schwache Leute da länger aus, als starke.

Die beste Zeit zur Kopf- und Handarbeit ist vom Sonnenaufgang bis gegen zehn Uhr Vormittags. Die Hitze, welche nachher entsteht, erlaubet eine gleiche Anstrengung der Kräfte nicht weiter. Nach dem Mittagessen pflegen die meisten Blanken sich in die Hangmatte zu legen und etwas zu ruhen, welches dort fast nöthig ist, weil die Hitze oft den Schlaf in der Nacht hindert; und am Tage die Kräfte desto mehr erschöpft. Rathher kan man von drey Uhr

is zum Sonnenuntergang wieder arbeiten. Die beste Zeit zum Spazierengehen ist die erste Stunde nach dem Aufgang der Sonne, und Abends die letzte vor ihrem Untergange. Lange und weit zu Füsse gehen, können die Blanken nicht aushalten.

Man hält es da für ein nöthiges Verwahrungsmittel gegen Krankheiten, wenigstens viermal im Jahr zur Ader zu lassen, und manche thun es noch öfter. Doch sind die Aerzte darüber, wie über mehrere Sachen, nicht einig; wenigstens nicht über die Anzahl der Aderlässen, wenn sie auch über die Nothwendigkeit derselben einverstanden sind. Wenn die Natur in Westindien allzuviel Blut erzeugt, welches man höchst wahrscheinlich aus der dortigen Lebensart hliessen kan; so sind die Aderlässen da weit nöthiger, als sie anderwärts aus eben der Ursache sind. Denn die von der Hitze erschlafften Gefässe sind viel weniger im Stande, dem heftigen Triebe der Blutmasse zu widerstehen.

Wenige westindische Krankheiten sind von den europäischen verschieden; und diesem Clima eigen. Kopf- und Zahnweh ist sonderlich in der Regenzeit gewöhnlich, so wie der Schnupfen. Mich hat dieses heiße Clima vom letztern befreyt, da ich vorher einige Jahre fast beständig damit beschwert war; und in der ganzen Zeit, die ich da zubrachte, bin ich davon frey geblieben, bis ich nach Pensylvanien kam.

Die gewöhnlichsten und gefährlichsten Krankheiten auf diesen Inseln, so wie durchgängig in dem heißen Erdstrich, sind Kalte und hitzige Fieber. Beide Arten haben das besondere, daß wenn sie auch ihren gewöhnlichen Gang gehen, und alle Zeichen
der

der Besserung da sind, sehr leicht Schlagflüsse dazu kommen, womit sich Convulsionen vereinigen, und den Kranken bald wegnehmen. Ein kurzes Wechselieber, welches wenige Tage anhält, heisset ein Creolieber. Die hitzigen Fieber fangen sich mit Hitze oder mit Frost, oft zugleich mit einem starken Brechen an. Letzteres wird für ein gutes Zeichen gehalten, und erleichtert die Cur. Die faulen Fieber sind dort besonders gewöhnlich und höchst gefährlich. Darunter gehört das sogenannte Chocolatieber, bey welchem die Patienten eine Materie ausbrechen, die wie Chocolate aussieht. Es wird für eine Art der siamischen Krankheit gehalten, die man auch das gelbe Fieber nennt, weil dabey oft die Augen gelb werden, und sich gelbe Flecken auf der Brust, ja wol auf dem ganzen Leibe setzen. Es wird tödtlich, wenn das stark aufgelöste Blut aus Nase, Mund, Augen, Ohren und aus allen Oefnungen des Leibes hervordringt. Es ist diese Krankheit eine natürliche Folge, theils der ausserordentlichen Hitze, theils der Ausschweifungen in geistigen Getränken, und jeder Art ungewöhnlicher Erhitzung. Gleichwol sind einige Beispiele, daß Patienten davon geheilet worden, wenn sie das Glück hatten, in die Hände eines weisen Arztes zu kommen. Nach einer überstandenen hitzigen Krankheit bleibet oft ein Fieber übrig, das in vielen Wochen nicht weicht, und die Kräfte äusserst erschöpft, welches man da Bennekoorts nennt. Man gibt aber eben diesen Namen auch allen schleichen- den fieberhaften Unpäßlichkeiten.

Unter die gewöhnlichsten Zufälle gehört der sogenannte rothe Hund. Derselbe besteht in einem Aus-
schlag

plag über den ganzen Leib, hauptsächlich aber an
 n Armen und Beinen, die davon oft so aussehen,
 s wenn sie mit Scharlach überzogen wären. Er
 zum öftern mit einem so heftigen Jucken begleitet,
 s man davor nicht schlafen kan. Wenn er ver-
 ht, so löset sich nach und nach die äusserste Haut
 , so daß man eine neue bekommt, die viel em-
 indlicher ist, als es die alte war. Kaum ist man
 das heisse Clima gekommen; so fühlt man diesen
 schwerlichen Zufall. Der Capitain, mit dem ich
 ch Westindien ging, bekam ihn schon auf dem
 chiffe; und ich, nachdem ich vierzehn Tage auf dem
 unde gewesen, und behielt ihn vom Junius bis in
 en October. In diesem und dem vorhergehenden
 onat hat man ihn immer am stärksten, weil es da
 s gemein am heissesten ist. Nachher weicht er auf
 ele Monate, und überhaupt läßt er in der Regen-
 it nach, weil das Wetter da kühl ist. Ich will
 cht sagen, daß ihn jeder haben müste, der nach
 Westindien kömmt; es wird aber doch selten einer da-
 it verschont. Denn wenn jemand auch keinen Ueber-
 asß von salzigen und sauren Theilen in seinem Blute
 itte; so ist die bloße Hitze hinlänglich, diesen Zu-
 all zu verursachen: ist aber jenes der Fall; so kan
 an es oft als eine Wohlthat der Natur ansehen,
 as sie auf diese Weise weggeschafft werden. Wenn
 ieser Zufall gleich nicht gefährlich ist, so muß er doch
 bgewartet werden. Schlägt er durch Verkältung
 n Regen oder in der Nachtlust zurück; so kan es
 ieile Noth verursachen. Sich mit Seewasser waschen,
 der darinn baden, um ihn los zu werden, ist nicht zu
 athen, weil die Erfahrung dieses Mittel als schäd-

lich erwiesen hat. Er ist in allen heißen Ländern gewöhnlich, in China, auf der Küste von Coromandel, in Guinea u. auch in dem südlichen Theil von Nordamerica. Einige haben ihn so stark, daß sie Schwären und Löcher in der Haut bekommen, welche fast beständig nässen, und lange nicht heilen. Manche behalten davon ein beständiges Zucken, sonderlich auf den Armen und Beinen, auch nachdem sie von dem Ausschlage curirt sind. In der Beschreibung der Neger werde ich Gelegenheit nehmen, von einigen Krankheiten zu reden, die ihnen hauptsächlich eigen zu seyn scheinen.

Daß die meisten Krankheiten auch in Westindien natürliche Folgen eines unordentlichen Lebens oder der Versündigung gegen die Regeln der Diät sind, das braucht wol keines Beweises. Doch die Armut und Unwissenheit können auch grossen Antheil daran haben. Aber es werden gleichwol auch diejenigen mit Krankheiten befallen, die sich wegen des erstern keine Vorwürfe zu machen haben, und bey welchen die Schuld auch nicht auf Unkunde und Mangel der nöthigen Bedürfnisse fallen kan. Die grosse Hitze und die schnelle Abwechslung der Temperatur sind immer fruchtbare Ursachen von Krankheiten, gegen welche auch das weiseste Betragen nicht allemal schützt. Diese Abwechslung erfolgt vorzüglich in der Regenzeit; daher die Zeit vom November bis zu Ende des Februars eigentlich die Krankenzeit heist, und es durchgängig unter dem heißen Himmelsstriche ist. Die Ursache der schädlichen Wirkung der Regenzeit auf die Gesundheit, selbst der Eingebornen, muß wol, ausser der Abwechslung der grossen Hitze mit

die Kühle, hauptsächlich in den vielen Dünsten gesucht werden, welche in dieser Zeit aus der erweichten Erde sich los machen, und mit der Luft vermengen. In der trockenen Jahreszeit erlangt die Oberfläche der Erde meistentheils eine solche Härte, daß denen ihrem Schoosse verschlossenen Dünsten der Ausgang versperrt ist. Es läßt sich also denken, daß sich dieselben während dieser Dürre weit mehr anhäufen, als es bey einem Erdreich geschehen kan, daß sich derselben, durch öftern Regen erweicht, von Zeit zu Zeit entladet; und daß sie hernach, wenn die häufigern Regen die Ausgänge öfnen, in grosser Menge aufsteigen und die Luft unrein und ungesund machen. Dieses geschieht mehr oder weniger, je nachdem das Erdreich niedrig und sumpfig, oder hoch und dem Zugange der freyen Luft offen ist.

Von den Heilmitteln der auf diesen Inseln wöhnlichen Krankheiten wird man hier keine Abhandlung erwarten. Wer davon Unterricht verlangt, den will ich auf Linds Versuch über die Krankheiten, denen die Europäer in heissen Climates unterworfen sind, verweisen.





Zweiter Abschnitt.

Von den Gewerben der Blanken, der Handlung
und den Preisen der Dinge.

Die Lebensart und Erwerbungsmitel der Blanken sind mancherley. Einige sind Herren von Plantagen, andre dienen dabey; denn auf den grossen Zuckerplantagen haben die Eigenthümer viele Blanke in ihren Diensten. Einen Ober- und Untermeisterknecht oder Verwalter, einen Plantagen-schreiber, einen Stillmann oder Aufseher der Brantweimbrennerey, einen Arzt für die Neger, und auch einen Inspector, Proviantverwalter, und mehrere. Diejenigen Pflanzler, deren Vermögen zu einer Zuckerpflanzung nicht hinreicht, bauen Cattun wobey sie mit vier bis sechs Sclaven zurecht kommen können. Andere Blanke sind Kaufleute, darunter man auch manche Plantageherren zehlen kan. Die Juden leben da, wie fast aller Orten, von der Handlung. Sie haben in den Städten, vornehmlich in St. Croix, ihre ordentliche Kaufläden. Einige Blanke sind Aerzte und Wundärzte. Wer beides zugleich ist, hat da Gelegenheit viel zu verdienen. Andere sind Schiffer, die mit ihren Barken nicht nur nach den benachbarten Inseln, sondern auch bis nach Nordamerica fahren. Diese Art kleiner und leichter Fahrzeuge haben nur einen schief stehenden Mast, wie
Segel

egel und eine kleine Cajüte. Ferner gibt es verschiedene Handwerksleute und Künstler, Mühlbauer, Zimmerleute, Maurer, Böttcher, Schmiede, Schneider, Schuhmacher und Uhrmacher. Andere Blanke legen sich auf die Viehzucht, und ziehen sonderlich Federvieh; noch andere brennen Kalk. Beides läßt sich mit Hülfe weniger Leuter verrichten. Arme Blanke nähren sich von der Fischey, fangen Schildpatten, transportiren Personen und Sachen mit Canuen, treiben einen kleinen Handel, und dergleichen.

Das meiste Vermögen, das auf den Inseln erworben wird, kommt aus Zucker und Baumwolle, als den zwey wichtigsten Producten, wodurch die Handlung und Schiffahrt befördert, den Pflanzern Reichthum, den Handwerkern und andern Menschen Nahrung verschafft, und überhaupt Geld auf die Inseln gebracht wird.

Das Geld wird nach Stücken von Achten, die man auch Pesos und Thaler, und kurzweg Stücke nennt, gerechnet. Ein Stück von Achten hat acht Reale oder Schillinge; ein Schilling aber sechs Stüber. Sechs Stücke machen fünf dänische Thaler; und eins beträgt nach sächsischem Gelde, etwas weniger als einen Thaler, nemlich zwey und zwanzig gute Groschen und vier Pfennige. Das auf diesen Inseln gangbare Silbergeld besteht in einfachen und doppelten Realen und Stübern, auch in Patagons oder spanischen Thalern, deren einer zwölf Reale macht. Die ganzen und halben Pistrinen, welche in manchen nordamericanischen Provinzen als Scheidemünze zerschnitten werden, sind da selten;

hingegen gilt spanisch, portugiesisch, dänisch und anderes Gold. Ein dänischer Ducaten gilt zwanzig Reale. Das spanische Geld wird deswegen hoch gehalten, weil man damit in andere Länder, sonderlich in Nordamerica, Remisen machen kan, und es an Reisen nöthig hat. Es ist wol immer zu bekommen, aber nicht ohne viel Aufgeld. Wenn an baarem Gelde Mangel ist; so wird, wie es durchgängig in Westindien gewöhnlich ist, mit Zucker, Baumwolle und andern Producten bezahlt, auch wol mit Sklaven.

Die ausgehenden Waaren dieser Inseln sind roher Zucker, Baumwolle, Rum und Malas od. Syrup; auch Holz und etwas Caffee und Cacao.

Der Zucker wird nach hundert Pfunden verkauft und sein Preis jährlich im Monat Merz in St. Croix von einer Gesellschaft Pflanzler, Kaufleute und der ganzen secreten Rath bestimmt, und von dem Gouverneur bestätigt. Er ist immer ziemlich einteylich; der Unterschied besteht nur in etlichen Realen. Für hundert Pfund werden fünf Stücke, zwey bis drey Reale bezahlt. Im Jahr 1768. war der Preis fast fünf Stücke. Vor dreyßig Jahren, da der Gebrauch des Caffees, mithin auch des Zuckers, noch nicht so gemein war, sonderlich in Nordamerica war er bisweilen nur vier und ein halb Stück. Unter dem festgesetzten Preise wird kein Zucker verkauft, auch keiner über denselben angenommen, wenn die Abgaben an den König, oder andere Schulden damit abgetragen werden. Aber wer ihn für baares Geld verkauft, dem ist es unverboden, nach dem Verhältniß der Güte seines Zuckers einige Schillinge über die Taxe dafür zu nehmen. In St. Thomas ist er immer

er theurer, als in St. Croix, weil jener an Korn
 er besser gehalten wird. Ein Orhoft oder Faß
 ucker hält tausend bis elfhundert Pfunde. Davon
 edet ein kleines Schif vierhundert, ein grosses fünf-
 andert bis siebenhundert Stücke. Man rechnet,
 aß aus St. Croix jährlich vier und zwanzig bis
 reyßigttausend Orhöfte Zucker, und beynabe halb so
 iel aus St. Thomas und Jan, ausgeführt wer-
 en. Von den dänischen Landen kommen jährlich,
 ußer den grossen und kleinen Fahrzeugen andrer
 ationen, über dreyßig Schiffe, die den Zucker,
 Baumwolle und andere Waaren abholen.

Der Preis der Baumwolle ist zwölf bis funfzehn
 Stüber das Pfund. Es wurde im Jahr 1768. auch
 für achtzehn Stüber verkauft.

Vom Zucker geht der Malas in dem Verhältniß
 b, daß so viel Rum daraus gebrant werden kan,
 als der vierte Theil des Zuckers beträgt. Wer
 also hundert Orhöfte Zucker macht, bekömt so viel
 Malas, daß fünf und zwanzig Fässer Rum daraus
 gebrant werden können. Von dem jungen Rum oder
 Killdevil kostet der Gallon, der vier Quart oder
 Pott enthält, drey bis vier Schillinge; von dem
 alten sechs, acht bis zwölf; je älter er ist, desto
 höher steigt er im Preis. Er wird am meisten
 von den Engländern abgeholt, und in Menge nach
 Nordamerica geführt. Der gewöhnliche Preis des
 Malasses oder Syrups ist zehn Stüber der
 Gallon.

Etwas Bauholz wird noch immer, sonderlich
 an die Engländer verkauft; auch Sustick oder Färb-
 holz und Pockholz, welches zum Theil von den

Spaniern nach diesen Inseln gebracht, und von da wieder nach Europa verhandelt wird.

Weit mehrere Sorten von Waaren werden dagegen eingeführt. Es würde den Einwohnern dieser Inseln an Nahrung und Kleidung fehlen, wenn die Handlung sie nicht damit versorgte; und sie bekommen fast alles, was zum Leben und zur Bequemlichkeit nöthig ist, aus Europa oder America.

Die Dänen bringen allerhand sowol eigene, als deutsche, ostindische und chinesische Waaren dahin. Ostindische Schnupftücher, Zize und andere Zeuge, dänische und deutsche Leinwand, und allerhand andere zur Kleidung gehörige Sachen; ferner Pfeffer, Thee, Sago, gesalzen und geräuchert Fleisch, Schinken, Würste, Zwiebacke, Stockfische und andere gesalzene Fische, Bier, Grütze, Erbsen, Haber, Wachs, Gläser, Eisen, Nerte, Nägel, Bretter, Tauwerk, Ziegelsteine, irdene Teller und Schüsseln, Porcelän, auch Maulthiere von Marseille, und Maderawein. Mit englischen Schiffen kommen aus Nordamerica Ochsen und Pferde, Speck, Mehl, Schweinschmalz, Butter, Haber, groß Magis oder Welschkorn, Zwiebacke, Talg- Wachs- und Spermacetilichter, Bauholz, Balken, Bretter, Schindeln, Sparren, auch Maderawein. Aus Irland bringen auch dänische Schiffe öfters gesalzen Fleisch, Speck, Butter und Lichter nach Westindien. Die Spanier führen aus Portoric Maulthiere, Ochsen, Kühe, Pferde, Federvieh, Caffee, Cacao, Rindshäute, Campechholz, Justick und Pockholz zu. Das angenehmste, was sie mitbringen, ist ihr Gold und Silbergeld, wofür sie trockene Waaren, allerhand Leinwand, als Ona-
brück

rück und Doppelstein, welche würflich gestreift ist; blaugestreifte Leinwand, Schnupstücher, Butter, Del, Nägel, Mehl und dergleichen zurück nehmen. Die holländischen Schiffe gehen vornehmlich nach St. Thomas, theils Waaren abzusetzen, theils einzunehmen. Sie haben in Eustachius eine beständige Niederlage von ausländischen Waaren, womit sie in ganz Westindien handeln.

Die Inseln St. Thomas und St. Jan waren schon im Jahr 1764. den 9ten April vom Könige von Dänemark zu Freyhäfen erklärt worden: und im Jahr 1767. den 22ten April wurde daselbst die freye Handlung allen Nationen vergönnet. Nach dem Inhalt der königlichen Verordnung können alle fremde Nationen, so wie die Dänen, Waaren nach diesen Freyhäfen bringen und von da abholen. Fremde Schiffe erlegen von allen eingeführten Waaren, die nicht von America kommen, sechs vom Hundert; Dänen aber diejenigen, die sie da nicht absetzen, ohne weitere Abgabe wieder mit sich zurück nehmen: hingegen zahlen sie obige Abgabe, wenn sie selbige in den Freyhäfen zurücklassen. Eingeführte americanische Producte zahlen nur zwey und ein halbes vom Hundert; doppelt so viel aber, wenn sie aus diesen Freyhäfen ausgeführt werden. Eben so viel wird von eingeführten guineischen Waaren, Elfenbein, Farneholz &c. entrichtet.

Doch Lebensmittel, Baumaterialien, oder was zu Plantagen erforderlich ist, Weizenmehl, Reis, Bohnen, Mayz, Pferde und andre lebendige Creaturen, Faßstäbe und Bänder, Ziegelsteine, Schindeln, Planzen, Balken und Sparren, die mit zwey und ein

halb Procent schon bezollet sind, gehen ohne weitere Abgabe frey aus. Rum und Syrup werden zollfrey aus den Freyhäfen ausgeführt, und von St. Croix dahin gebracht.

Für einen erwachsenen Slaven wird bey der Einfuhre ein Zoll von vier Thalern, für einen halb erwachsenen halb so viel, und für ein Kind ein Thaler bezahlt. Ihre Wiederausfuhr ist ganz frey.

Die Schiffe der königlichen Unterthanen haben dabey die Vorrechte, daß sie von allen eingeführten Waaren, die sie in fremden Häfen geladen haben, nur zwey und ein halbes vom Hundert bezahlen; hingegen die in königlichen Landen geladenen völlig zollfrey einführen: welche Zollfreyheit sie auch bey der Einfuhrung der Slaven geniessen. Wenn sie aber diese nach fremden Häfen ausführen, so haben sie eben die Abgaben zu entrichten, wie die Fremden; auch in Absicht der eingeführten guineischen und der Ausfuhr der Producte von St. Thomas und Jan, haben sie keinen Vorzug vor den Fremden. Wenn aber diese Waaren nach den dänischen Landen geführt werden, so bezahlen sie halb soviel als jene; und nur eins vom Hundert, wenn sie selbige nach fremden Häfen bringen.

Man erwartete von diesem so mäßigen Zoll und der allen Nationen gegebenen Freyheit, ein neues Leben für die Handlung und Schiffahrt, und hofte insonderheit, daß sich die Spanier häufig einfänden würden. Die Einwohner können izt alles etwas wohlfeiler bekommen, ohne daß der königliche Zoll dabey leidet; denn er wird durch die mehrere Anzahl der Schiffe schadlos gehalten.

Alle ausländische Waaren sind auf diesen Inseln sehr theuer. Bey meinem Daseyn galt grobe Leinwand zu Hemdern, in Stücken gekauft, vier Reale die holländische Elle, das ist beynahen einen halben Thaler; die feine sechs bis sieben Reale. Ein schlechtes Schnupstuch wurde mit einem Stück von Achten bezahlt; ein feines mit zwey, drey, und mehr Stücken. Einzeln aber von den Herumträgern gekauft, dergleichen dort einige Blanke und Freynegerinnen sind, stehen sie im Preise noch höher. Denen muß für die Elle feine Leinwand ein Stück, und wenn sie recht gut ist, zwey bis drey bezahlt werden; und so verhältnißmäßig für Cattun, Schnupstücher, Handschuhe, Calamas, und dergleichen. Das Pfund Talglichter gilt zwey bis drey Reale, und oft sind sie gar nicht zu bekommen, wenn die Schiffe über die Zeit ausbleiben; aus welcher Ursache auch Mangel an Mehl und anderen Provisionen entstehen kan. Die Tonne nordamericanisches Mehl kostet zehn bis vierzehn, und steigt bisweilen auf achtzehn Stück. In St. Thomas ist der Preis von einer Tonne Salzfleisch vierzehn bis sechzehn, in St. Croix aber achtzehn bis zwanzig Stück. Tausend Fuß Bretter, einen Fuß breit und einen Zoll dick, gelten von fünf und dreyßig bis fünfzig Stück. Tausend Mauersteine oder Klinker werden mit fünf bis sieben Stück bezahlt; eben soviel Schindeln mit zehn Stück: eine Tonne Kalk, die ohngefehr einen sächsischen Scheffel enthält, mit einem Stück.

Nach dem Preise der ausländischen Lebensmittel, Kleidungsachen und anderer nothwendigen Waaren, richtet sich auch der Preis der inländischen Lebensmittel

tel und der Lohn der Handwerksleute. Die inländischen Victualien sind in St. Croix jederzeit theurer, als auf den beiden andern Inseln; auf St. Jan aber wohlfeiler, als auf St. Thomas. Die Städte und die Menge der Fremden verursachen diesen Unterschied hier, wie anderwärts.

Daß das frische Fleisch überhaupt theuer, und öfters Mangel an demselben ist, rühret daher, daß fast keine Viehzucht auf diesen Inseln ist. Ein Ochse galt in St. Croix, bey meinem Aufenthalt daselbst, sechzig bis siebenzig Stück, eine Kuh vierzig bis fünfzig, ein Schaf fünf bis sechs. Der Preis des frischen Rindfleisches war in St. Jan ein Schilling das Pfund, in St. Thomas acht Stüber, und in St. Croix neun. Hier galt das Schweinefleisch acht Stüber, das Cabritten- Schaf- und Schildpattensfleisch zwey Schillinge. Ein fettes Huhn kostete in St. Jan vier, in St. Thomas sechs, und in St. Croix acht Schilling, oder ein Stück. Eben das Verhältniß war in Absicht dieser Inseln im Preis der übrigen Victualien. Eyer wurden sechs für einen Schilling in St. Jan verkauft. Ein Pfund frische Butter für drey, Salzbuter für zwey Schillinge. Man bekam hier für einen Schilling ein gut Gericht Fische, von Grupern und Geelsteerten: in St. Croix waren sie noch einmal so theuer, wo auch die Baumfrüchte und ausländischen Garten- gewächse einen ungemein hohen Preis haben; letztere sonderlich um Weihnachten, da sie noch selten sind. Ein Krautkopf, der ein Pfund wog, wurde mit vier Schillingen bezahlt; eine Handvoll Zwiebeln oder Petersilge mit einem Schilling. Auf St. Jan
sind

Sind die Lebensmittel zwar am wohlfeilsten; aber auch die meiste Zeit schwer oder gar nicht zu bekommen. Eine gewöhnliche Mahlzeit im Gasthose mußte sowohl in St. Thomas, als in St. Croix, mit einem Stück bezahlt werden. Caffee war eben so theuer, wo nicht theurer, als in Europa, drey bis vier Schillinge das Pfund; in Quantität gekauft, kommt das Pfund auf elf Stüber. Diese Theuerung des Caffee war zum Theil eine Folge des Orcans, der im Jahr 1766. eine Menge Caffeebäume in Martinike zu Grunde gerichtet hatte; so daß von dorthen nicht mehr als eine Barke mit dieser Waare nach den dänischen Inseln kam. Sonst wird auch surinamischer Caffee über Eustachius dahin gebracht.

Das Macherlohn für ein gewöhnliches Kleid ist in St Croix dreyzehn Stück. Ein großes Hemd zu nähen kostet ein Stück, ein feines zwey bis drey; ein garnirtes vier Stück. Ein Trinkgeld für einen Neger ist ein Schilling, und nach Beschaffenheit eines Dienstes, drey bis vier. Für eine Aderlässe zahlt der Blanke ein Stück, und für das Ausziehen eines Zahns fünf Stück; ein Neger aber nur halb so viel. Der Arzt rechnet für jeden Gang, den er zum Patienten thut, fünf Stück, und eine Rechnung von fünfzig bis achtzig Stücken nach einem curirten langwierigen Fieber, hält man für mäßig. Hingegen bekommt der Arzt, der sich der Neger einer Plantage annimmt, jährlich für jede Person nur ein Patagon, wofür er alle Kranke bedienen muß. Ein Zimmermann, der zuverlässige Arbeit macht, verdienet täglich, nebst der Kost, zwey Stücke, und für jedem Neger, den er als Gesellen braucht, sechs Schillinge;
die

die meiste Arbeit wird aber verdungen. Der bloße Arbeitslohn für eine Windmühle beläuft sich auf sechs bis achthundert Stück, wenn das Holz auf dem Bauplatze liegt. Es läßt sich daraus ein Ueberschlag machen, was für grosse Ausgaben erfordert werden, eine Zuckerpflanzung mit allen nöthigen Gebäuden und Werkzeugen zu versehen. Bloss die Rollen zu einer Zuckermühle, nebst anderm Eisenwerk, kommen auf fünfhundert Stück. Da das Bauholz theuer, und der Lohn der Handwerker hoch ist; so belaufen sich die Baukosten einer guten Windmühle gegen neuntausend Stück. Eine Pferdemühle kan zwar für tausend Stück erbauet werden; aber auf einer mittelmäßigen Plantage gehören über zwanzig Maulthiere dazu, deren jedes hundert und zehn bis hundert und dreyßig Stücke kostet. Das Zuckerkochhaus, das Garhaus, wo die Zuckersässer stehen, und das Stillhaus, worinn Rum gebrennt wird, werden zusammen nicht unter vier bis fünftausend Stück gefertigt. Den Ankauf der Zuckerkessel, deren auf einer grossen Plantage viele nöthig sind, rechnet man über tausend Stück von Achten. Eben eine so grosse Auslage wird erfordert, um alles nöthige zum Brennen des Rums anzuschaffen. Ein neues Orhoft kostet drey Stück, ein Rumsfaß sieben. Zum Ankauf der Slaven, die auf einer Plantage unentbehrlich sind, ist ein grosses Capital erforderlich. Zur Bestellung einer Plantage in St. Thomas und St. Jan, welche dreytausend Fuß lang und viertausend Fuß breit ist, sind über hundert Neger nöthig; sie ist mit Gebäuden, Zuckerwerken, Vieh und was sonst dazu gehört, funfzig bis siebenzigtausend Stück von Achten werth.

verth. Auf einer solchen Plantage werden jährlich im Durchschnitte ohngefähr hundert und funfzigtausend Pfund Zucker, oder hundert und funfzig Orhöfte gemacht. Daraus läßt sich schliessen, daß sie sich sehr wohl, nemlich über zehn vom Hundert verinteressiren, wenn man nemlich die Orcane und den Mißwachs nicht in Anschlag bringt. Dadurch wird aber jener Ertrag oft um ein gutes Theil heruntersetzt. In St. Croix sind die Plantagen im Ankauf und in der Bearbeitung noch theurer, als in St. Thomas und St. Jan. Ihr Preis ist izt über die Hälfte gestiegen, und steigt noch. An den König wird nach der Grösse derselben ein jährlicher Grundzins bezahlt, wie auch für die Gebäude in den Städten; desgleichen für jeden tauglichen Neger ein jährliches Kopfgeld entrichtet.





Dritter Abschnitt.

Wohnung, Kleidung, Speise und Trank, Sprachen,
Wissenschaften, Regierungsform und Character
der Blanken.

Auch in die Bauart hat das hiesige Klima einen
Einfluß. Man hat da nicht nöthig, sich gegen
Kälte und rauhe Witterung durch massive und dicht
Gebäude zu schützen; daher sind die meisten Wohn-
häuser der Blanken von Holz gebaut. Steinern
Gebäude nehmen einen sehr hohen Grad der Hitze an
die sie auch in der Nacht nicht ganz verlieren. Höl-
zerne sind kühler; werden auch durch die gewöhn-
lichen Erdbeben nicht so leicht aus ihrer Verbindung
gebracht, als jene. Ganz steinerne Gebäude dienen
zur Verwahrung der Güter. Doch findet man auch
solche Wohnhäuser, sonderlich in St. Croix, in un-
auffer den Städten. Gemeinlich ist der untere
Stock von Vermudasteinen aufgeführt, welche
weiß sind, als wenn sie mit Kalk übertüncht wären,
der obere Stock aber besteht aus Fachwerk mit Ziegel-
steinen ausgefüllt. Wenige sind über zwey Stockwerk
hoch; die meisten aber einstöckig. Die Dächer sind
um der Stürme willen, niedrig und mit nordameri-
canischen Cederschindeln gedeckt. Die Dachstein-
e sind theils kostbarer, theils zum Samlen des Regen-
wassers nicht so dienlich. An der Abendseite de
Häu

Häuser, von welcher Wind und Regen selten herkommen, ist gemeiniglich eine Gallerie angebaut, und oft gehet sie um das ganze Haus herum. Die Absicht dabey ist nicht bloß, um im Schatten der freyen Luft zu geniessen; sondern die Gebäude erhalten auch dadurch eine grössere Grundfläche, und können daher den Sturmwinden stärkeren Widerstand thun. Glasfenster sind in den Wohnhäusern nicht gewöhnlich, ausser etwa in einem Krankenzimmer. Die frische Luft muß des Tages immer einen freyen Zugang zu den Wohnzimmern haben, wenn nicht die Hitze in denselben unerträglich werden soll. Nur des Abends und bey Sturm und Regen werden die Fensteröffnungen mit Laden verschlossen; auch wol des Tages Siebfenster vorgesezt. Die Wohnhäuser sind ohne Feueressen; diese haben nur bey den Küchen statt, wie in einem besondern Gebäude angelegt sind, so wie die Magazine, worinn der Vorrath aufgehoben wird. Unter den Häusern in Städten gibt es einige recht ansehnliche. Bey den Plantagegebäuden ist gemeiniglich ein Hofje oder Garten für Bacobe, Bannane und dergleichen Bäume, auch ein Caffeehofje und Küchengarten; sehr selten auch ein Lustgarten. Neben den Plantagegebäuden stehen die Negerhütten die kleine Dörfer beysammen. Das Vieh bleibt Tag und Nacht unter freyem Himmel; doch in Ansehung der Pferde und Hühner wird hie und da eine Ausnahme gemacht.

Nur wenige Plantagen haben ihre beständigen Namen. Dergleichen sind in St. Croix die Prinzess, Lagrande, St. Jan, Nevo, Morgenstern, Bethlehem und Jerusalem; in St. Thomas die

Perle, Muskitebay, Carettbay, Fransmannsbay, Sorgenfrey, Wirberg, Pokro, Irbay und andere; in St. Jan Carolina oder Corallbay und Vlach. Die Prinzeß und Lagrande haben die meisten und schönsten Gebäude. Jene besteht aus mehr als sechs Plantagegründen, und ist mit einer Windmühle und einer Pferdewühle versehen. Es gibt sehr reiche Pflanzer, die mehr als eine Plantage besitzen. Ein alter Herr in St. Croix besaß ihrer fünf, und über tausend Neger.

Zum Schlafen bedienen sich die Blanken mehrentheils der Hangmatten statt der Betten und Bettstellen. Sie bestehen gewöhnlich aus einem Stück starker Leinwand, welches etwa vier und eine halbe Elle lang und so breit ist, daß man sich auch die Quer hineinlegen kan. An den zwey schmalen Enden ist sie mit Schnüren zusammen gezogen, an welchen zwey starke Stricke befestiget sind, womit sie an zwey einander entgegenstehende Wände an zwey Haken ausgespannt wird. Diese in der Luft schwebende Hangmatte hat ihre besonderen Vorzüge. Einmal kan man sich durch eine schwankende Bewegung derselben einige Kühlung verschaffen; und dann ist man den Scorpionen und Tausendbeinen nicht ausgesetzt. Betten hat man darinn selten nöthig: denn in der heißen Zeit bedient man sich nur eines Betttuchs, sich zu decken; in der Kältern aber ist eine wärmere Decke angenehm. Man hat diese Erfindung den Cariben zu verdanken, welche sie aus Baumwolle verfertigten, und Hamack nantem.

Die Blanken beiderley Geschlechts gehen nach europäischer Mode gekleidet; nur mit dem Unterschiede, daß ihre Kleidung sehr leicht ist. Tuch wird nicht

tel getragen, ausser sehr feines. In der kühlen Re-
genzeit kan man tuchene Kleider wohl ausstehen; aber
gewöhnlich werden sie von Sommerzeug, und, weil
dieser in der Hitze noch zu schwer ist, von blosser Lein-
wand oder Cannefaß gemacht. Zu Hause macht ein
dünnes Camisölehen, Trowses und eine westindi-
sche Mütze die ganze Kleidung aus. Die Trowses
sind weite Beinkleider von feiner streifigter Leinwand,
die bis auf die Schuhe reichen, und bey dem Gehen, ins-
dem sie um die Beine flattern, dieselben etwas kühlen.
Die Mützen sind von feiner weisser Leinwand auf
eine besondere, aber sehr simple Art gemacht, sehr
hoch, und halten die Sonnenstrahlen gut ab. In
St. Thomas und St. Jan kan man allerwärts mit
diesem Anzug erscheinen: in St. Croix aber muß
man in der Stadt bey einem Besuche die Perücke
aufsetzen, welches sehr beschwerlich ist. Mit grober
Leinwand kan man sich da nicht so gut behelfen, als
in einem gemäßigten Klima. Handwerksleute tragen
blaugestreifte Hemden, wie sie auf den Schiffen ge-
bräuchlich sind. Wegen der grossen Hitze lassen auch
die Juden in Westindien den Bart nicht wachsen.

Das Brod der Blanken wird von feinem nord-
americanischen Weizenmehl oder Flower geback-
en; doch essen auch viele Brod von Cassabi, welches
den Creolen mehrentheils besser schmeckt, als das
Weizenbrod. Wenn bisweilen die Schiffe u. . . Mehl
zu lang ausbleiben, muß sich jedermann eine Zeit-
lang damit behelfen. Ausser dem frischen Fleisch
von zahmen Vieh, wildem Geflügel und Fischen,
wird viel Salzfleisch gegessen; welches aus Irland
kömmt, das deswegen auch die westindische Fleisch-

und Butterkammer genennt wird; und dieses Fleisch ist dort sehr gesund und stärkend für den Magen. Wenn in St. Jan ein Pflanzler ein grosses Stück Vieh schlachten will, so schickt er einen Neger mit einem Zettel auf den Plantagen herum, worauf jeder angibt, wie viel er davon nehmen will. Bekommt er Käufer genug, so schlachtet er; wo nicht so unterbleibt es, weil sich das Fleisch in der Hitze nicht lange hält. Auch wenn Schafe, Ziegen und Schweine geschlachtet werden, müssen sich die Nachbarn drein theilen. Eine kleine Haushaltung kan für sich allein nichts schlachten, als Federvieh. Besondere westindische Gerichte sind die Suppe von Susack, welche wie Weinsuppe schmeckt, gestoofte Guiave und Caschu, der Kohl aus dem Palmbaum, die gelben Rüben vom Papaybaum, die wilden Gurken, welche gekocht, gestoofte und eingemacht gegessen werden, vielerley Fische und Krebse, Fleisch und Eyer von Schildkröten, und andere Speisen, sonderlich aber Calelu. Die Neger nennen wol alles Calelu, was sie von Blättern und andern Ingredientien zu einem Grünkraut zusammenkochen; aber ein rechtes vollständiges Calelu, das auch die Weissen, sonderlich die Creolen gern essen, besteht aus der Frucht des Gingambo, und mancherley Blättern, aus Salzfleisch, Poverjack, welches eine Art Stockfisch ist, Kuckelus oder einer Art Seeschnecken, Fischen, Tomoto-beeren, spanischem Pfeffer, Butter und Salz. Dazu werden grosse weiche Klöße aus Mehl von kleinem Magis gegessen.

Die gewöhnlichsten Getränke der Weissen werden aus Wasser und Rum bereitet. Kalt Wasser mit

mit etwas Rum vermischt, heisset Crack, und ist in der Hitze ein sehr gesunder Trank, aber nicht nach jedermanns Geschmack. Thut man auch Zucker dazu; so heisset es Tady. Kalt Wasser, Rum, Zucker und Limoniensaft, in gehörigem Verhältniß vermengt, wird Puntsch genennt, und als ein angenehmes, kühlendes und stärkendes Getränke von den meisten, sonderlich von den Engländern, die ihn mit Rum sehr stark machen, getrunken. Viele brauchen zu ihrem gewöhnlichen Getränke Wasser mit Wein gemischt. Der gemeinste und dem dortigen Clima gemäffeste Wein ist der von Madera. Er hat das besondere, daß er sich in der Hitze verbessert. Man braucht also dazu keinen kühlen Keller; er liegt besser an einem heißen Orte. Englisch und dänisch Bier ist da auch zu haben; letzteres ist sehr theuer und so stark, daß es in der Hitze eine gute Weile dauert. Wenn man es allein trinkt, erhitzt es zu sehr; wenn aber die Hälfte Wasser mit etwas Zucker und Muscatnuß dazu genommen wird, so ist es gesund und kräftig, und wird Toost genennt. Eben so mischt man Maderawein, der alsdann Sangri heisset. Halb Wasser und halb Rum mit Zucker vermischt, heisset Langdram, und ist zu stark, als daß man mehr als ein Spitzglas davon zu sich nehmen sollte. Eine andere Art des Getränkes ist der Milchpuntsch. In den mit ein wenig Wasser vermengten Rum wird etwas Milch gegossen, die davon gleich gerinnt. Wenn aber das geronnene herausgenommen, und wieder Milch zugegossen worden; so vermengt sie sich mit dem Rum, ohne zu gerinnen, und gibt ein kräftiges Getränk. Wird die Milch in den Rum hineingemolken, so entsteht daraus

der Milchbob. Aus dem heißen Zuckerwasser des
zweiten reinern Kessels, wird der Bomba bereitet,
indem es mit Maderawein, dem Selben von Ethern
ein wenig Wasser und Muscatnuß versetzt wird. Die-
ses warme Getränke ist sehr nahrhaft. Es wird auch
zu Ende des Zuckerkochens für die Neger bereitet; also
dann aber, anstatt des Maderaweins, Rum dazu
genommen. Des einheimischen Biers, Maby, ist
schon oben gedacht worden. Seinen Ursprung und
Namen hat es von den Caraißen, die aus Batatten
und Mayz gesunde und wohlschmeckende Getränke be-
reitet haben. In Christianstadt in St. Croix war
es alle Tage frisch zu bekommen. Es wird von Ne-
gerinnen aus klein Magis bereitet, wozu sie Zucker
etwas bitter Holz, und die Rinde von Pockholz anstatt
des Hopfens thun, und es auf den Strassen, die
Flasche für drey Stüber, verkaufen. Es hält sich die-
ses gesunde Getränk nur einen Tag, und muß täglich
frisch gebraut werden. Unter andern europäischen
kostbaren und stärkenden Getränken bedienen sich
manche des sogenannten Bischofs. Er wird aus ro-
them Wein, Wasser, Zucker und sauren Oranien be-
reitet. Letztere werden auf einem Rost über Kohlen
ein wenig gebraten, nachdem einige Einschnitte durch
ihre Schale gemacht worden; alsdann zwischen zwey
porcelänen Tellern ausgepreßt, und mit Schale, Saft
und Kernen in den mit Wasser und Zucker gemischten
Wein gethan. Dieses Getränk wird wie Wein zur
Stärkung des Magens getrunken.

Auf diesen Inseln wird englisch, deutsch, dä-
nisch, holländisch, französisch, spanisch und creol-
isch geredet. Englisch und hochdeutsch sind die
Sprachen

Sprachen, womit man allenthalben durchkommen kan. Creolisch reden die Neger, und wer mit ihnen zu verkehren hat. Daher die meisten weissen Einwohner des Landes, sonderlich die daselbst gebornen, diese Sprache verstehen. Dänen, Holländer und Franzosen reden ihre Landessprache untereinander. Die Handlung mit den Spaniern, die nach diesen Inseln kommen, macht die Erlernung ihrer Sprache nöthig. Unter den Deutschen sind Ober- und Niedersachsen; aber hochdeutsch verstehen sie alle. Diese Menge der Sprachen verursacht, daß viele Leute die eine in die andere mengen, und zwar viele, aber keine rein und gut sprechen. Die englische Sprache ist sonderlich in den Städten nöthig. Da die blanken Kinder von Negern gewartet werden, und unter Negerkindern aufwachsen; so lernen sie zuerst die creolische, oder Negersprache, und bisweilen weiter keine andere richtig. Es wird aber diese Sprache von den blanken Creolen feiner gesprochen, als von den Negern. Die Engländer hingegen lernen mehrentheils kein creolisch, und ihre Slaven müssen sich darinn nach ihnen richten. Daher reden in grossen Gegenden von St. Croix die Neger nichts als englisch.

Ein Sitz der Wissenschaften sind diese Inseln nicht; und unter den Einwohnern sind nur wenige Kenner und Beförderer derselben. Doch macht eine gewisse Nothwendigkeit, daß sie nicht gänzlich versäumt werden. Die Blanken- und Mulattenkinder werden im Lesen, Schreiben, Christenthum und dergleichen von einigen dänischen Catecheten und andern Personen unterrichtet; aber nur wenigen wird etwas von der lateinischen Sprache und den übrigen Schulwissenschaften

schaften bengebracht. Manche Eltern schicken ihre Söhne in dieser Absicht nach Copenhagen, Holland oder England. Die Entlegenheit von Europa und der Mangel an Schulanstalten macht, daß Gelehrsamkeit selten bey jemand anders da angetroffen wird, als der sie aus Europa mitgebracht hat. Doch gibt es einige Liebhaber der Naturhistorie, und die Menge seltener Naturalien gibt ihnen Stof genug, sich damit zu vergnügen. Zur Beförderung dieser Lieblingswissenschaft unsrer Zeit hält sich bisweilen ein Gelehrter von Copenhagen auf diesen Inseln auf.

Bei der Regierung derselben ist der Generalgouverneur, der auf St. Croix seinen Sitz hat, die Hauptperson, und alle drey Inseln stehen unter seinem Befehlen.

Demnach befindet sich auf St. Croix ein für alle Inseln eingerichtetes Regierungscollegium, worinnen der Generalgouverneur präsidiert; und mit den zugeordneten Regierungsräthen wird von diesem Collegio nicht allein alles, was die Insel St. Croix betrifft, sondern zugleich das allgemeine Wohl der übrigen Inseln besorgt.

Das Militäre auf allen drey Inseln aber steht unter des Generalgouverneurs alleiniger Aufsicht und Befehl.

Auf St. Thomas ist ein Commendant, der zugleich mit einem daselbst für die Inseln St. Thomas und St. Jan angeordneten secreten Rath die besondern Angelegenheiten dieser Inseln zu besorgen hat; aber in allgemeinen Fällen unter dem Regierungscollegio auf St. Croix stehet. Wenn der Generalgouverneur nach St. Thomas kommt, präsidiert er in diesem Rathe.

Der

Der Generalgouverneur sowol als die Regirungsräthe, der Commendant, nebst den Gliedern des secreten Rathes auf St. Thomas, wie auch alle übrige bey dem Militär- und Civiletat angestellte Officiers und Bediente, werden vom König ernant und bestellt.

Auf der Insel St. Croix sind zwey Byevögte oder Stadtrichter; und dergleichen Richter sind noch zwey, einer auf St. Thomas und einer auf St. Jan, unter dem Namen von Land- oder Byevogt bestellt.

Für St. Croix ist ein Obergericht oder Landsdommer, und für St. Thomas und St. Jan ein Obergericht constituirt. In erstern wird von den Urtheilen der Stadtrichter auf St. Croix, und an letzteres von den Urtheilen der Richter auf St. Thomas und St. Jan (als der ersten Instanz) appellirt. Von dem Obergericht aber auf St. Croix, und von dem Obergericht auf St. Thomas, gehen die Urtheile in Appellationsfällen an das höchste Gericht in Copenhagen.

Das dänische Gesetzbuch ist auf diesen Inseln die Regel des Rechts, nach welchem der Richter sein Urtheil abfasset.

In Criminalsachen der Blanken wird nach besagtem Gesetze verfahren, und so weit es den Militär- etat betrifft, nach den Kriegsarticeln.

In gewissen Stücken, die das Verhältniß zwischen Blanken und Negern betreffen, richten sich die Blanken nach dem Herkommen, oder nach Regeln und Gewohnheiten, die von Alters her auf den Inseln eingeführt sind, die man aber nicht Gesetze nennen kan, weil sie nie von dem Landesherrn sind bestätigt worden. Nach solchen darf kein Blanker eine Negerin förmlich heyrathen. Dem ohngeachtet aber

gibt es Blanke, die mit Negerinnen in einer ordentlichen Ehe leben, doch ohne gesetzmäßig getraut zu seyn; und diese erziehen ihre Kinder als rechtmäßig Erben. Andere leben mit zwey, drey und mehreren Negerinnen, auch wol solchen, die andern Herren gehören. Die von einer solchen Negerin geborne Kinder gehören dem Herrn, dem die Mutter gehört, der sie als seine Sklaven braucht, wenn sie nicht ausgetauscht oder losgekauft werden. Doch werden viel solcher Mulatten ein wenig besser als die übrigen Sklaven gehalten; sie dienen im Hause, werden Bauhüser, oder lernen sonst ein Handwerk oder häusliches Geschäft. Die Blanken können einander mit Negern bezahlen, wenn gleich Mann und Weib dadurch getrennt werden.

Die Einwohner dieser Inseln haben unter sich einen Bürgerrath; davon ist einer auf St. Croix und einer auf St. Thomas. Dieser Rath besteht aus einer Anzahl der angesehensten Pflanzer, und sollen für das Beste der Einwohner wachen.

Gewöhnlich bestimmen einige Pflanzer aus diesem Rath, zugleich mit einigen auf St. Croix von der Regierung, und auf St. Thomas vom secreten Rath zugeordneten Kaufleuten, jährlich den Preis des Zuckers und der Baumwolle.

Ausserdem haben die Bürger oder Pflanzer ihre Bürgercapitains; welche mit auf Ordnung sehen, die obrigkeitlichen Befehle wegen Verbesserung der Wege und dergleichen an die Pflanzer bringen, und über ihre Befolgung halten.

Die Anzahl der Soldaten war bey meinem Da-
seyn auf diesen Inseln nicht groß; in St. Thomas
lag

lag keine ganze Compagnie, in St. Jan auch nicht; hingegen waren mehrere auf St. Croix. Es ist aber auch die gesamte Bürgerschaft mit Gewehr versehen, und im Nothfall zu Kriegsdiensten verbunden. Uebrigens ist in St. Croix und St. Thomas eine Compagnie Freyneger, die einen Capitain aus ihrem Mittel haben, im Nothfall als Stadtsoldaten dienen, und bey einem Aufruhr der Slaven sehr brauchbar sind. Davon ist alle Sonntage eine Patrouille in der Stadt, um jeder Unordnung zuvorzukommen. Aus eben dieser Absicht ziehet an Weihnachten und Neujahr, da die Slaven einige Feiertage haben, die Bürgerschaft nebst den Freynegern auf.

Unter den verschiedenen Religionen auf diesen Inseln ist die Lutherische herrschend. Die dieser Religion zugethane haben zwey Kirchen, eine in Christianstadt auf St. Croix, die andere in Tappus auf St. Thomas. Der Geistliche, der diese letztere bedient, nimmt sich auch seiner Religionsverwandten auf St. Jan an, die er jährlich einigemal besucht, und sie mit den Sacramenten bedient. Er steht, wie der Pfarrer in Christianstadt, unter dem Bischof von Copenhagen. Die Holländischreformirten haben drey Kirchen; die eine in Christianstadt, die andere in Tappus, und die dritte auf St. Jan. Die Engländer haben nur eine, so wie die Catholiken. Zur Bedienung dieser letztern kommen bisweilen einige Geistliche von Portoric herüber. Die Juden haben keine öffentliche Synagoge; sondern halten ihre gottesdienstliche Versammlungen in Privatgebäuden.

Eine Schilderung des Characters der Blanken auf diesen Inseln ist, da sie aus so verschiedenen Nationen be-

bestehen, mit vieler Schwierigkeit verbunden, sonderlich wenn man aus den einzelnen Nationalcharacteren noch diejenigen Mischungen aussuchen will, welche sie alle in Westindien gemein haben. Ich begnüge mich daher mit einigen Anmerkungen.

Da die eingebornen Blanken oder Creolen schon von Kind auf gewohnt sind, von Slaven bedient zu werden, und ihnen zu befehlen; so lernen sie sehr früh ihre äussere Vorzüge vor jenen armen Creaturen kennen, wovon der Uebergang zum Stolz und einem gebieterischen Wesen sehr kurz und leicht ist. Das Beyspiel, welches sie in Ansehung der Behandlung der Slaven von andern hie und da sehen, leitet auch nicht auf menschenfreundliche Gesinnungen.

Die Leichtigkeit, welche sie hiernächst haben, ihren unordentlichen Neigungen auf allerley Weise zu folgen, veranlasset nothwendig mehrere Ausbrüche derselben, als wo diese nicht ist. Der creolische Herr glaubt wenigstens über den Körper seiner Slaven beiderley Geschlechts, ein uneingeschränktes Recht zu haben: und da die Keuschheit keine gewöhnliche Tugend der Neggerinnen ist; so machen sie sich kein Gewissen, obwohl gar eine Ehre daraus, der ungebührlichen Zumuthung ihrer Herren nachzugeben. Im Fall aber auch eine Slavin sich solchen Anforderungen widersetzen wolte; so ist sie in der Gewalt ihres Herrn, der sie nach Gutbefinden behandeln lassen kan.

Was diejenigen anlangt, die aus Europa nach Westindien kommen; so ist bekant genug, daß bey verschiedenen derselben, wo nicht die Neigung zu Ausschweifungen, doch die Hoffnung, ein Durchkommen zu finden, oder gar ein Glück zu machen, welches sie,
nach

nach einem lasterhaften Leben, in ihrem Vaterlande nicht hoffen konnten, die nächste Veranlassung dazu ist. Von solchen kan man wol nicht erwarten, daß sie die besten Sitten mitbringen.

Was die Folgen von diesem allen sind, kan man sich leicht vorstellen. Man würde aber gleichwol sehr unrichtig schliessen, wenn man bestetzte, daß alle Creolen, und überhaupt die Blanken dieser Inseln stolz, hart und wollüstig wären. Man bemerket mit Vergnügen, daß eine Menge billigdenkender und menschenliebender Einwohner sich auf denselben befinden, und derjenigen, die die entgegengesetzten Eigenschaften haben, die weit geringere Zahl ist. So viel vermag der Einfluß einer weisen und christlichen Regierung, und das Beyspiel tugendhafter Obrigkeiten; und nach dem Geständniß mehrerer verständigen Männer, hat auch die Mission der Brüder, die seit mehr als vierzig Jahren einen guten Geruch über diese Inseln verbreitet, eine gesegnete Wirkung auf den sittlichen Character ihrer Einwohner gehabt.

Man muß insbesondere die Höflichkeit der Blanken und ihre Dienstwilligkeit gegen Fremde rühmen, die man fast durchgehends wahrnimmt. Unter ihnen selbst herrscht eine gewisse vom Stolz entfernte Gleichheit, nach welcher sich die Vornehmen zu den Gerin- gen herablassen, und vertraulich, ohne ein ängstliches weitläuftiges Ceremoniel zu beobachten, mit einander umgehen.



Vierter Abschnitt.

Einige geographische und politische Nachrichten von africanischen Nationen, aus welchen hauptsächlich die Sklaven nach Westindien gebracht werden.

Die Nachrichten, welche ich von dem politischen und moralischen Zustande verschiedener schwarzen Nationen in Guinea und einigen andern Ländern in Africa hier mittheilen will, habe ich aus Unterredungen mit Negern von beynahе dreßsig Nationen gesamlet. Ich hoffte durch diese Unterredungen, zu welchen ich nur Getaufte und solche wehlte, die als verständige und aufrichtige Leute bekant waren, in den Stand zu kommen, etwas mehreres und zuverlässigeres von diesen Nationen, als vorhin bekant gewesen, liefern zu können. Allein die allzugroße Unwissenheit dieser Menschen, nebst dem Mangel der Fähigkeit, ihre Begriffe recht auseinander zu setzen und deutlich vorzutragen, hat verursacht, daß die Erfüllung meiner Hoffnung sehr unvollständig geblieben ist. Es wird also dasjenige, was ich aus ihren Erzählungen, theils von der Lage und der politischen Verfassung der Länder, wo diese Völker wohnen, theils von deren Nationalgebräuchen, Sitten und Religion, hier anzuführen habe, nur als ein, obwol mangelhafter, Beytrag zur näheren Kenntniß derselben anzusehen seyn.

Um

Um eines Theils der Leser willen ist im voraus anzumerken nöthig, daß die schwarzen Sklaven durch die Europäer von der africanischen Küste geholt werden, welche zwischen dem 16ten Grad der nördlichen und dem 16ten Grade der südlichen Breite, vom Flusse Senegal oder dem Niger an, bis an das schwarze Vorgebirge liegt, und, mit ihren Krümmungen und Wendungen berechnet, eine Strecke von mehr als achthundert deutschen Meilen ausmacht. Diese ganze Küste rechnen die Seelente zu Guinea. Es begreift dieselbe viele grosse und kleine Königreiche und Völker, die in der Sprache, in den Sitten und Gewohnheiten verschieden sind. Die Anzahl derselben wird bisweilen aus Mißverstand vergrößert, welches sie verschiedenen Namen, die einem Volke gegeben werden, veranlassen mögen. So heißen die Sida auch Wida, Gueda, und bey den Franzosen Juda. Die Neger nennen eine ihrer Nationen Kassenti, die sich selbst Tjamba nennt. Oft nennt ein Schwarzer, den man um den Namen seiner Nation fragt, den Ort seines Aufenthalts in Guinea, den man leicht für den Namen einer Nation nehmen kan. Selbst diese Namen sprechen die Neger verschieden aus; sie sagen z. E. Arrada und Allada, Kalabari und Karabari, Song und Affong; und verwechseln also die Buchstaben, lassen einen weg, oder setzen einen dazu: daher ich nöthig fand, einen Namen oftmals und von mehrern aussprechen zu lassen. Ich werde sie allezeit so schreiben, wie sie von den Negern ausgesprochen werden.

Es gibt vielleicht mehrere Abtheilungen unter den Schwarzen; denn die Reiseschreiber wollen unter
die=

diesem Geschlecht eben die Mannigfaltigkeit beobachtet haben, die unter den Weissen statt findet. Es ist aber zu meiner Absicht hinlänglich, die Hauptabtheilung derselben in Mohren und Neger anzuzeigen. Die Haare der Neger sind schwarz und kraus, wie die Wolle der Lämmer; der Mohren ihre sind zwar auch schwarz, aber strack: ihre Nase ist spiziger, und die Farbe nicht so dunkelschwarz, als der Neger; auch im Verstande und in der Geschicklichkeit übertreffen sie dieselben. Sie haben keine in die Haut eingeschnittene Nationalzeichen, wie die Neger, und wohnen von ihnen abgesondert.

Von den Mohren habe ich hier weiter nichts zu sagen, weil sie zu meiner Absicht fast gar nicht gehören. Im folgenden wird nur etwas weniges von der mohrischen Nation der Sula vorkommen. Die Neger theilen sich in viele Völker, unter welchen, in Absicht auf die Sprache sowol, als auf die Sitten, Gewohnheiten und Religion mehr oder weniger Verschiedenheit sich findet. Sie formiren viele besondere Staaten, die fast durchgängig eine despotische Verfassung haben; so daß der Regent über seine Unterthanen willkührlich herrschet.

Bei den geographischen Nachrichten von diesen verschiedenen Ländern und Königreichen werde ich der Ordnung folgen, in welcher dieselben an der westlichen Küste von Africa vom Senegal bis zum schwarzen Vorgebirge liegen. Bis izt ist den Europäern bloß die Küste, und diese nicht einmal durchgehends bekant. Die Kenntniß vom Innern des Landes ist theils gering, theils unzuverlässig. Durch die Franzosen und Engländer, welche auf dem Senegal und der Gambia eine
gute

ite Strecke ins Land hineingefahren sind, und durch
 e portugiesischen Missionarien in Congo und Angola,
 elche mit vielen Beschwerlichkeiten und Gefahren
 eisen ins Innere des Landes gethan haben, hat die
 eographie dieser Länder zwar etwas, aber doch, in
 bsicht des grossen Umfangs derselben, nur wenig ge-
 onnen. Die Reisen in diesen Ländern sind mit den
 öbsten Beschwerlichkeiten und Gefahren verbunden.
 s fehlt nicht nur an ordentlichen Strassen; sondern
 an ist überdis in Gefahr, von wilden Thieren, wo
 cht von Menschen, gefressen zu werden. Da die
 eger bey solchen Reisen der Europäer Absichten ver-
 uthen, die ihnen nachtheilig werden könnten; so ist
 cht zu erwarten, daß sie dieselben erleichtern und
 efördern werden. Sie erzehlen wohlbedächtig von
 em Innern des Landes viel fürchterliches, um die
 ropäer von den Reisen dahin abzuschrecken. Aber
 ch alsdann, wenn sie wahre Nachrichten von der
 age ihrer Länder geben, kan ein Europäer wenig
 araus lernen, weil die Namen der benachbarten
 ölker, Flüsse &c. wodurch sie ihre Lage angeben, ihm
 st völlig unbekant sind; so wie den Negern die Mei-
 n oder andre Maasse, nach welchen wir die Entfer-
 ungen der Derter messen. Sie berechnen diese nach
 er Anzahl der Tage, die sie zubringen, um von ei-
 em Orte zum andern zu kommen; wodurch nicht viel
 estimmt werden kan, so lange man nicht weiß, wie
 ark ihre Tagereisen, und ob sie alle gleich stark sind.
 Die Schriftsteller, welche uns einige Nachrichten von
 em Negerlande gegeben haben, sind entweder in einer
 ropäischen Handlungsniederlage auf der Küste wohn-
 aft gewesen, oder nur des Schavenhandels wegen an

S

der-

derselben herum gefahren, ohne das Innere des Landes zu kennen. Ihre Nachrichten, welche man Aufzugsweise in der allgemeinen Geschichte der Reise findet, schränken sich daher vorzüglich auf die Goldküste, wo die meisten Niederlassungen der Europäer sind, und auf den Sklavenhandel ein.

Von der Nation der Fula, die am Senegal wohnen, habe ich in St. Thomas nur einen Sklaven gesprochen, den seine Herrschaft wegen seiner Geschicklichkeit und guten Verstandes von den andern Negern unterschied, und ihn mit der harten Feldarbeit verschonte. Er war noch ziemlich jung, als er aus seinem Vaterlande weggeführt, und zum Sklaven verkauft wurde. Seine schwarzen Haare waren wie der Europäer, seine Farbe weniger schwarz als der Neger ihre, die Nase nicht so stumpf, und die Lippen schwarz; nicht roth, wie bey den Negern. Er hatte keine in die Haut geschnittene Zeichen oder Figuren, wodurch sich die Negernationen zu unterscheiden pflegen. Er gehört also zum Geschlecht der Mohren; und er selbst unterschied seine Nation von den Negern.

Von der Lage seines Landes konnte ich weiter nichts von ihm erfahren, als daß man zwey Monate reisen müßte, um aus seiner Heimath an den Fluß Diar (Wasser) zu kommen. An demselben Flusse wohnen Blanke; die er Naar nannte, von welchen seine Nation auf Camelen Salz, auch einige Bücher zugeführt, und Vieh dagegen eingetauscht würde. Dieser Fluß scheint ein anderer, als der Senegal, zu seyn, denn aus andern Nachrichten weiß man, daß die Fula auf den beiden Seiten dieses Flusses wohnen.

oder sollte diese Nation so weit ausgebreitet seyn, daß einige einen so weiten Weg zu machen hätten, um an den Senegal zu kommen? Wer die Blanken sind, von welchen er redete, kan ich auch nicht sagen; denn er unterschied sie von den Franzosen, die auf der Insel Senegal drey Meilen vom Ausfluß dieses Stroms wohnen. Herr Buffon sagt, die Fula, wie er sie nennt, wären Mahomedaner. Das ist wenigstens nicht ganz richtig; denn dieser Fula war nicht beschnitten, und versicherte, daß die Beschneidung unter seiner Nation nicht eingeführt sey. Daß aber Mahomedaner unter ihnen wohnen, gab er zu; wie ihm dann auch der Name des Mahomed und Isa bekant war.

Die Fula leben unter einem Könige, dem er den Namen Samba gab. Unter den benachbarten Negernationen nante er die Sorua, die ihre und der Blanken Feinde wären; doch keinen offenbaren Krieg gegen sie führten. Gold ist in dem Lande der Fula, und sie tragen Ringe von diesem Metall in den Ohren und an den Armen. Sie haben viel zahmes Vieh, und von wilden Thieren nante er Schlangen und Elephanten, die in grosser Menge da wären.

Die Mandinga sind ein mit den Fula benachbartes Volk, welche von den Mandongo, die weit hinter Loango wohnen, wohl zu unterscheiden sind. Die zwey Neger, die ich von dieser Nation gesprochen habe, beschrieb mir ihr Land als sehr groß, und nanten unter ihren Nachbarn die Fula und die Jankan, ein mit ihnen verwandtes, in der Sprache aber verschiedenes Volk. Sie hatten einige Kenntniß von den Engländern auf der Küste von Guinea. Die

Mandinga stehen unter einem Könige, der ein Vasall des Königs von Banti ist, dem er einen jährlichen Tribut an Golde, oder, in dessen Ermangelung, an Sklaven oder auch an Vieh, bezahlen muß. Wenn dieser nicht abgetragen wird; so fällt der König von Banti mit einem Heer ins Land, raubt Menschen und Vieh, und macht sich auf diese Weise bezahlt. Innerliche Kriege sind unter ihnen auch nicht ungewöhnlich, woben sie sich aber sehr zu mäßigen wissen. Denn wenn sie von früh bis Mittag auf einander gefeuert haben; so rufen sie einander zu, daß es Zeit zum Mittagessen sey. Sogleich hören die Feindseligkeiten auf beiden Seiten auf, und jeder Theil hält seine Mahlzeit ruhig, und stärkt sich zur Fortsetzung des Streits, der nach dem Essen von neuem angeht. Der überwundene Theil wird bis zu seinen Häusern verfolgt, sein Vieh geschlachtet, und ihm soviel Schäden zugefügt, als möglich ist.

Von der Nation der Kanga, habe ich durch vier Neger und zwey Negerinnen einige Nachrichten erhalten. Sie grenzen an die Mandinga und Sula, deren Sprache sie aber nicht verstehen; hingegen verstehen sie die Mangree, welche tief im Innern des Landes wohnen. Eine dieser Negerinnen, welche nicht weit von den Mangree zu Hause war, nannte ihre Gegend Sanjam. Die See macht nach Westen die Grenze des Landes der Kanga; die östliche aber soll sehr weit davon entfernt seyn. An der See treiben sie Handlung mit den Blanken, denen sie Sklaven, Tigerfelle und Elephanzähne gegen Gewehr, Pulver und Bley, Eisen, Corallen und Rum vertauschen. Die Negerkaufleute, welche diesen Han-

del

el treiben, können rechnen und schreiben. Eiserne Dinge, die die Kanga selbst schmieden, dienen ihnen unter sich statt des Geldes. Gold besitzen nur die Vornehmen, ohne es als Geld zu brauchen. Es werden unter ihnen fast beständig innerliche Kriege geführt. Blos um Menschen zu fangen, und sie als Sklaven an die Blanken zu verkaufen, überfällt ein Stamm den andern.

Eine Negerin von der eben angeführten Nation der Mangree konte mir von der Lage ihres Landes einen weitem Bescheid geben, als daß sie die Kanga zu Nachbarn hätten, und von den Mandinga und Amina nicht weit entfernt wären. Mit letzteren beiden führte ihr Volk zum östern Krieg.

Zwischen den Mangree und den Gian macht ein grosser Fluß die Grenze, und die Sprache beider Nationen ist wenig verschieden, wie mich ein Neger von letzterer Nation versichert hat.

Nun komme ich an die Nationen, welche auf der Goldküste, und von da ostwärts tiefer ins Land hinein wohnen, von welchen die meisten Sklaven nach Bestindien gebracht werden.

Die mächtigste Nation auf dieser Küste sind die Amina, von welchen ich durch fünf verständige Neger aus dieser Nation Nachrichten zu erhalten suchte. Einer derselben, ein ehemals reicher Kaufmann und Sklavenfänger in Guinea, hatte durch seine Reisen eine mehr als gewöhnliche Kenntniß erlangt; der andre war des Königes Bruder, und der dritte hatte den Befehl über dreytausend Mann von dem Heer eines Unterköniges, seines nahen Anverwandten, gehabt. Die zwey übrigen waren vom gemeinen Volke. Die Heimath

math des einen lag nur eine, des andern aber vierzehntägige Reisen von der See, oder vom englischen Castell.

Diese Nation steht unter einem Könige, der die verschiedenen Provinzen seines Reichs durch Unterkönige regirt, welche Caboseer genant werden. Ihr Land ist sehr groß, voll grosser Dörfer; und wegen ihrer Macht und Grausamkeit sind sie ihren Nachbarn furchtbar. Mit den Sante, Akkim, Akkan, Beremang, Assien, Kisseru, Atti, Okkau und Adansi führen sie fast beständige Kriege, wozu bloß der Menschenraub die Ursache ist. Sie haben Schießgewehr, da ihre Feinde mehrentheils nur Bogen und Pfeile brauchen. Auch einheimische Kriege werden öfters durch die vielen Erben des Königs und der Unterkönige, die einander die Regierung streitig machen, veranlaßt. Gold haben sie im Lande die Menge, aber kein Eisen; daher dessen Werth sehr hoch ist. Ihr Geld besteht theils in Goldkörnern und ganzen Stücken, theils in einer Art von Seemuscheln, die sie Bujis oder Cowris nennen. Von diesen machen fünf Stücke ohngefähr einen westindischen Stüber oder sechs Pfennige sächsisch. Sie handeln mit Gold, Elfenbein und Slaven; dagegen sie von den Europäern Eisen, Gewehr u. d. g. eintauschen. Ein Stamm der Almina, die Quabu, tödtet viele Elephanten, davon die Zähne an die englische oder holländische Factorie verhandelt werden. Die Almina lassen sich, wie mehrere africanische Nationen thun, von Slaven bedienen, die aber, ihrer Meinung nach, nicht so hart als die westindischen gehalten werden.

Die Akkim, gegen welche die Almina oft Kriege führen, wohnen nicht weit von der See. Ein Negeer von

von dieser Nation sagte mir, daß er nur eine Tagesreise von der dänischen Festung gewohnt habe. Er kante die Sprache der Amina, sagte auch, daß er die Kommu, Assie, Sante, Agumma, Tjuru, Damwi, Dentjela, Akfran und Watje verstünde. Von dem Kriegsheer seines Königs sagte er, es sey eine halbe Meile lang; und würde von einem andern abgelöst, nachdem es etliche Stunden gefochten habe.

Auch die Akripon reden die Sprache der Amina, grenzen mit ihnen; machen aber einen besondern Staat aus, der von einem Könige beherrschet wird.

Die Akfran, die den Dänen in Guinea am nächsten wohnen, sind ein zu den Amina gehöriges Volk, deren Sprache sie auch verstehen. Mit den Dänen haben sie in guter Freundschaft; hingegen haben sie mit den Amina beständige Handel. Manche von ihnen verstehen auch die dänische Sprache, und besuchen aus Neugierde ihren Gottesdienst, von dem sie aber glauben, daß er zwar für die Blanken gut seyn möge, für die Neger aber sich nicht schicke.

Mit den Amina grenzen ostwärts auch die Tambi. Diese können zwar die Amina verstehen; haben aber doch eine von der ihrigen verschiedene Sprache. Mit den Tambi müssen die Tembu oder Attembu nicht verwechselt werden. Diese grenzen mit den Amina ostwärts; denn so sagten mir etliche Neger dieser Nation, daß sie die Kassenti und Amina zu Nachbarn hätten, aber noch tiefer im Lande wohnten, als letztere. In den Kriegen, welche sie mit den Watje und den beiden erstgenannten Nationen führen, bedienen sie sich vergifteter Pfeile. Den Gift bereiten sie aus Tausendbeinen und andern Thieren,

die sie zerkothen, und die Pfeile in den Saft derselben öfters eintauchen, und jedesmal in der Sonne trocknen. Ihre Dörfer sind sehr groß, und eines derselben soll, nach der Beschreibung der Lembuneger, von welchen ich diese Nachrichten habe, der Insel St. Thomas an Größe wenig nachgeben. Jedes Haus ist mit dem dazu gehörigen Hofe mit einer Ringmauer umgeben, und mit einem Thore verschlossen. Die Einfälle der Almina, welche immer auf den Menschenraub aus sind, machen diese Anstalten der Vorsicht nothwendig. Sonst wären sie keine Nacht sicher, daß sie nicht gestohlen und verkauft würden. Jedes Dorf hat seinen besondern Gouverneur, und die Negerin, die mir diese Nachrichten gab, war die Tochter von einem derselben. Ein anderer Neger dieser Nation, mit dem ich sprach, war ein Kaufmann oder Schopenhändler gewesen, der seinen Handel unter dem Kassenti, Pari und Adampe getrieben, und vier Tagereisen von dem Lande der Affran gewohnt hatte.

Die Nation der Kassenti ist, so viel ich habe verstehen können, von den Assenti verschieden. Ihr rechter Name ist Tjemba. Weil sie aber Kassenti, das ist, ich verstehe euch nicht, zu rufen pflegen, wenn sie unter die menschenräuberischen Almina kommen; so haben diese ihren Namen daraus gemacht. Sie führen nach den verschiedenen Provinzen ihres Reichs noch andere Namen, als: Notbarri, Njanga, Bruck, Tampruma, Bambomba u. d. g. Ihr König, der diese weitläufige Staaten beherrscht, heißt allezeit Attabi, und hat seine Residenz in der grossen Stadt Gambaak. Die Nachbarn der Kassenti sind die Aela, oder Attem, und die Bombra. Mit die-

diesen letztern führen sie Krieg. Die Gefangenen, welche die Bombra dabey machen, werden von ihnen zu den Umina gebracht, und von diesen an die Blanken auf der Goldküste als Sklaven verkauft. Wol ein halbes Jahr sollen die gefangenen Rassenti unterwegs seyn, ehe sie aus ihrer Heimath an die Goldküste gelangen.

Die Soffo oder Uffo, von welchen ich drey Neger gesprochen habe, grenzen auf einer Seite mit den Umina, auf der andern mit den Uwang. Sie brauchen sechs bis sieben Wochen Zeit, um von ihrem Lande an die Seeküste zu kommen. Ihr König, welcher viele kleinere Könige oder Gouverneurs unter sich hat, heißt immer Mansa. Gegen die Umina und andere Nationen, welche des Menschenraubs wegen in ihre Staaten einfallen, haben sie einen anhaltenden Vertheidigungskrieg zu führen. Doch verüben sie gegen ihre Nachbarn eben die Ungerechtigkeit, die sie an den Umina verabscheuen; nur rauben sie keine Menschen aus ihrem eigenen Volke. Sie treiben Handlung mit den Blanken, und haben auch ordentliche Kramladen. Corallen und Muscheln dienen ihnen unter sich statt der Scheidemünze. Es fehlt ihnen weder an Gold noch an Eisen in ihrem Lande, auch nicht an Leuten, die dessen Verarbeitung verstehen. In den verschiedenen Provinzen ihres Staates haben verschiedene Dialecte der Sprache statt; die Religion aber ist durchgängig einerley. Doch habe ich aus der Erzählung des einen der drey Soffoneger, der weit von den zwey andern zu Hause war, verstanden, daß ein Theil dieser Nation Mahomedaner sind, und zugleich einige gottesdienstliche Gebräuche von den Christen angenommen haben. Gott nennen sie Allah, und

verehren ihn in eigenen dazu gewidmeten Häusern; und die Priester, welche den Gottesdienst in denselben verrichten, bedienen sich dabey eines Buches. Sie feyern jährlich drey Feste, ohngefehr um die Zeit der drey grossen Feste der Christen. Ihr Morgen- und Abendgebet halten sie sehr pünctlich. Vor Aufgang der Sonne stehen sie auf, und beobachten ein tiefes Stillschweigen, bis sie sich gewaschen haben. Sobald die Sonne sichtbar wird, kniet der Hausvater mit seiner Familie auf einer ausgebreiteten Matte nieder, und verrichtet, mit dem Gesichte zur Sonne gekehrt, das Gebet. Auf ähnliche Weise thun sie das Abendgebet bey dem Untergange der Sonne; nachdem sie vorher ihr Gesicht, Hände und Füße gewaschen haben. Es ist sowol die Taufe, als die Beschneidung unter ihnen eingeführt. Letztere wird sogar an jedem Sclaven vorgenommen, weil er sonst, wie sie sagen, nicht verständig seyn und reden könnte.

Soviel habe ich von den Negern auf der Goldküste erfahren. Nun folget, was mir von den Negern der Sclavenküste und den benachbarten Gegenden bekannt worden.

Drey Negerinnen von der Nation der Papaa, die aus Mißverstand Popo genennt werden, erzählten folgendes: Das Land der Papaa erstreckt sich an einer Seite bis an die See, wie dann eine der drey Negerinnen nur einige Meilen vom Ufer des Meeres, die andre dicht an demselben gewohnt hatte. Ihnen waren die dänischen und andere Castelle, auch Umina und Akfran sehr wohl bekant. Zu dem Königreich Papaa gehören die Apassu oder Apeschi, die Nagoo, Arrada, Attolli und Affong. Letztere haben sich

ich die übrigen unterworfen. Den König nanten sie Dagi. Auch diese Nationen haben von den Amina Vieles zu leiden, welche um Menschen zu rauben in ihr Land einfallen. In demselben wird auch Gold gegraben: und zwar hat jeder Einwohner Erlaubniß dazu; doch darf er sich das gefundene nicht allein zu eignen, sondern bekömt, nach dem Gutbefinden des Saboseers, nur einen gewissen Theil davon.

Ein mehr als hundertjähriger Neger von der Nation der Urrada, welchen Namen er Allada ansprach, sagte mir, sein Land gehöre zu dem papaatischen Königreiche. Um die Größe des Kriegsheeres seines Königs anzuzeigen, bediente er sich einer eignen Vorstellungsart. Er sagte: wenn der König gegen den Feind zu Felde ziehen wolle; so lasse er sein Heer über eine ausgebreitete Rindschaut gehen, und halte es nicht eher für zahlreich genug, als bis die Haut völlig durchgetreten sey. Da sich die Urrada mit den Fida, von welchen sie abzustammen scheinen, in den Kriegen gemeiniglich vereinigen; so ist es wahrscheinlich, daß sie ein sehr grosses Heer ins Feld stellen können.

Die Watje, von welcher Nation ich sieben Neger gesprochen habe, formiren ein eigenes Königreich. Ihren König, der mehrere Fürsten unter sich hat, nanten sie Segan. Seine Länder erstrecken sich von der See tief landeinwärts. Zu Nachbarn haben sie die Amina, Kassenti und Sokko. In den Kriegen, die sie mit den Amina führen, bedienen sie sich der Flinten; ihre Kriegsgefangenen bringen sie entweder ums Leben, oder verkaufen sie zu Sklaven.

Mit den Watje sind die Utje verwandt; denn ihre Stammväter gleiches Namens, sollen leibliche Brü-

Brüder gewesen seyn. Sie reden fast einerley Sprache, und führen niemals Krieg gegen einander.

Von der Nation der Sida habe ich nur einen Creolen, einen sehr verständigen Mann, gesprochen, dessen Vater aus Sida gewesen, und ihm vieles davon erzählt hat. Aus seinen Nachrichten gehöret nur dieses hieher: das Land der Sida sey durch die fortwährenden Kriege so verwüestet, daß wenig mehr von seinem ehemaligen bessern Zustande übrig sey. Auch ausser der Zeit des offenbaren Krieges sey der Menschenraub durchgängig so gewöhnlich, daß sich niemand weit von einem sicheren Orte entfernen dürfte. Daher hielten sich viele guineische Bussalen bey ihrer westindischen Slaveren für glücklicher, als in Guinea, wo sie in beständiger Furcht und Unsicherheit leben mußten.

Die Wawu wohnen theils an der Küste, theils tief im Lande. Es ist eine zahlreiche Nation, die nicht durchgängig einerley Sprache redet. Dieser Unterschied fand sich bey zwey Negern von dieser Nation, davon der eine im Innern des Landes, der andere nicht weit von der Seeküste gewohnt hatte. Unter den Nachbarn der Wawu nannte jener die Tosa, Jani, Taku, Akisa, So, Dahomee und andere; dieser die Fra, Bente, Naena, Gui, Gurrara, Guaslee und No. Jener nannte seinen König Atjuwi, und den König der So Dada. Dieser ist ein mächtiger Herr, der mit vielen Nationen Krieg zu führen pflegt, auch mit den Wawu. Für jeden feindlichen Kopf zahlt er eine gewisse Summe, die in Gangunga oder Glascorallen besteht. Er macht sich ein Vergnügen daraus, eine manns hohe Schichte solcher Köpfe in einem Kreise um sich herum aufgeschüttet

schüttet zu sehen. Die Kriegsgefangenen aber läßt er an die Blanken als Sklaven verkaufen.

Die Karabari oder Kalabari wohnen vermuthlich an dem Flusse Kalabar. Es kan auch seyn, daß sie an diesem Flusse mehrentheils verhandelt werden, und daher diesen Namen bekommen haben. Die fünf Neger, die ich von dieser Nation gesprochen habe, waren muntere und herzhaftere Leute. Sie sagten mir, sie hätten sehr weit von der See gewohnt, und durch ihr Land fließe ein grosser Strom, den sie Ni-ni, das ist, Wasser, nanten. Mit diesem allgemeinen Namen pflegen fast alle Negernationen ihre Flüsse zu benennen. Die Ibo, ein zahlreiches Volk, sind ihre Nachbarn und Freunde, die mit ihnen einerley Sprache haben. Unter andern ihrer Nachbarn nennen sie auch die Apur und die Bibi oder Biwi; von welchen letztern sie behaupteten, daß sie Menschenfresser wären. Daher sie sich auch sehr fürchteten, von ihnen gefangen zu werden. Von diesen Bibi habe ich selbst einen gesehen, der vor kurzem aus Guinea nach St. Thomas war gebracht worden. Seine obern und untern Zähne waren spitzig wie eine Säge gefeilt; er hatte ein fürchterliches Ansehen und eine grosse Stärke. Das Land der Karabari bringt Gold hervor; Seemuscheln aber dienen ihnen statt der Scheidemünze. Ihr König heisst Delemongo, welches einen grossen Mann bedeutet. Unter den Capitains oder Gouverneurs, die er über die verschiedenen Provinzen seines Reichs setzt, entstehen oft aus Beleidigungen, mit Vorwissen und Genehmigung des Königs, einheimische Kriege, denen sein Ansehen erst alsdann ein Ende macht, wenn es ihm scheint, daß

daß es damit zu weit gehe. Ihre Waffen bestehen in Flinten, Säbeln, Spiessen und Pfeilen, die sie vergiften. Die Kriegsgefangenen verkaufen sie; die dann von einem Herrn zum andern kommen, so daß einer oft ein Halbhundert Herren gehabt hat, ehe er den Europäern an der Seeküste verkauft wird.

Die Ibo, der Karabari Freunde, besitzen ein sehr weitläufiges Land, das im Innern von Afrika liegt, wie ich von einem Neger dieser Nation, den ich in Pensylvanien gesprochen habe, berichtet worden. Er sagte mir, die Bibi formirten in dem Lande der Ibo einen eigenen Staat, und wohnen ungefähr fünf hundert englische Meilen von dem Orte, woher wir kamen. Von seiner Heimath war Egypten, welcher Ort nante, nicht gar zu weit entfernt. Sie treiben Handlung dahin, und holen sich von daher Flinten, Säbel, Pulver, Bley, Leinwand u. d. g. Die vier Iboneger, die ich in Westindien gesprochen habe, bestätigten, was ich vorhin sagte, daß sie mit den Karabari grenzten. Mit den Igan und Ebo führen sie einen fast immer anhaltenden Krieg. Letztere sind nach ihrer Aussage Menschenfresser. Der beständige Name des Oberhauptes der Ibo ist Oba. Auch die Mofko grenzen an die Karabari, welche die Ibo zu Nachbarn haben.

Ein Loango Neger nante den obersten Regenten seiner Nation Aressan Congo. Zwey Könige, Maluango und Macongo sind seine Vasallen, zwischen welchen ein Krieg daher entstanden, daß sich letzterer weigerte, dem erstern fernerhin ein Mägdchen zu jährlichen Tribut zu geben. Ihre Waffen bestehen in Feuergewehr, Bogen und Pfeilen. Das loangoische Land

Land ist reich an Gold. Der Thron des Königes ist von diesem kostbaren Metalle gemacht; und die Weibente tragen davon Ringe an den Beinen und Armen. Aus dem Bast eines gewissen Baumes verfertigen sie einen weissen Zeug, mit welchem sie sich kleiden. Er ist dauerhaft und verträgt das Waschen. Die Engländer, Holländer und Franzosen holen bekantermassen viele Slaven von dieser Küste. Der Neger erzählte mir, es sey zu seiner Zeit vorgekommen, daß ein englischer Capitain, der schon eine Ladung Neger hatte, noch einige mit Gewalt weggenommen habe. Eine unzählige Menge Schwarze hätten, sobald sie diese Gewaltthätigkeit erfahren, mit ihren Canus das englische Schif umgeben, das Aufertau gefappt, das Schif erstiegen, die Slaven befreyt, und die Blanken nachdrücklich bestraft. Die üblen Folgen, welche das Unternehmen des Capitains für die englische Nation hätte haben können, wurden durch die Versicherung gehoben, welche die Schwarzen erhielten, daß jener gegen den Befehl seines Königes gehandelt hätte. Nach der Aussage eben dieses Negers gibt es schwarze Juden in Loango, welche den Sabbath so strenge feyern, daß sie an demselben auch nicht ein Wort reden. Sie wohnen zerstreut und treiben Handlung. Ob sie gleich dem äussern Ansehen nach, andern Negern völlig ähnlich sind; so werden sie doch von diesen so verachtet, daß sie mit ihnen nicht essen. Sie haben ihren eigenen Begräbnißplatz, der von den Wohnungen der Neger weit entfernt ist. Ihre Gräber sind aufgemauert, und werden mit Figuren von Schlangen, Eideyen und dergleichen, von denen bemahlt, die die Leiche bestattet haben; welches den Negern lächerlich

lich vorkommt. Da dieses letztere den jüdischen Gebräuchen so unähnlich ist; so ist vielleicht die Muthmassung nicht unwahrscheinlich, daß die Schriftzüge oder Buchstaben auf den jüdischen Gräbern den Negern als Schlangen, Eideyen u. d. g. vorgekommen sind.

Die Nation der Camba wohnt in der Nähe vom Loango, nicht weit von Sundi, wie ich von einer Negerin dieser Nation berichtet worden bin.

Die Mandongo sind ein weit ausgebreitetes Volk, welches nach der Aussage von vier Negern aus demselben, aus drey Stämmen besteht, den Colambo, Cando und Bongolo, die durch eine gemeinschaftliche Sprache mit einander verbunden sind. Jeder hat seinen eigenen Fürsten, die aber sämtlich die Oberherrschaft eines Mächtigers erkennen, dessen Ansehen so groß ist, daß sein Befehl den Kriegen augenblicklich ein Ende macht, welche seine Vasallen bisweilen unter sich führen. Nach dem Tode eines solchen Fürsten streiten seine Söhne solange mit einander um die Nachfolge, bis der letzte Sieg die Sache entscheidet. Diese Kriege sind sehr blutig, und währen oft etliche Jahre. Einige von den besagten Mandongonegern hatten, wie sie sagten, zu der Reise aus ihrem Vaterlande bis in das Land der Loango ein ganzes Jahr gebraucht; von den Loango aber waren sie in einem Monat an die See gekommen.

Die Neger von der Congonation, die als Sclaven nach Westindien kommen, haben meistens ein Erkenntniß des wahren Gottes und Jesu Christi, und sind verständiger und gesitteter, als andre Schwarze. Sie haben dieses den Portugiesen zu danken, welche seit ihrer Niederlassung auf dieser Küste sich Mühe gegeben.

gegeben haben, dieses unwissende Volk durch die christliche Lehre zu erleuchten und zu bessern. Sie haben diese Absicht bey denen, die in ihrer Nähe wohnen, zum Theil erhalten; die aber tiefer im Lande und von ihnen entfernt sind, haben eine aus heidnischem Aberglauben und christlichen Ceremonien vermischte Religion. Ich habe von jeder Gattung einen in Westindien gesprochen. Derjenige, welcher weit von den Portugiesen entfernt gewohnt hatte, nannte seinen König, der, wie ein Blanker, röthlich von Farbe gewesen seyn soll, *Dunnukabam* (*Dunnu* bedeutet einen Blanken). Dieser Fürst hatte durch den Unterricht der Portugiesen lesen gelernt, und dadurch vor den meisten schwarzen africanischen Despoten einen Vorzug erlangt. Er war ein Freund der Engländer, und hatte eines ihrer Schiffe mit Sklaven befrachtet, an welchem er einen Antheil hatte. Mit denselben ließ er einen Sohn nach den englischen Inseln in Westindien reisen, um von da nach England zu gehen. Das Schiff hatte aber das Unglück, von den Franzosen genommen zu werden. Diese brachten es nach *St. Thomas*, wo einer unsrer Missionarien mit diesem congolischen Prinzen in der englischen Sprache, die er verstand, sich unterhielt. Er wurde seinem Stande gemäß behandelt, und nach *Copenhagen* geschickt, um von da aus in sein Vaterland zurück zu kehren. Der andre Congoneger, der nahe bey den Portugiesen gewohnt hatte, und die Stadt *Loanda* wohl kannte, war ein Unterthan eines andern Königs, und aus dessen Familie.

Ich habe keine Gelegenheit gehabt, weder einen *Solungo* noch *Angolaner* zu sprechen; daher ich von diesen beiden Nationen nichts zu sagen habe.

Alle Negernationen sind mit gewissen Schnittten in die Haut gezeichnet. Soviel ich von den Negern selbst habe erfahren können, dienen dieselben, eine Nation von der andern zu unterscheiden. Sie sind also Nationalzeichen. Man muß gestehen, daß diese Art von Zeichen die wohlfeilste, und doch zuverlässiger ist, als jede andere, die man erdenken könnte. Da die Kleiderthorheit eigentlich bey diesen nackten Nationen nicht statt findet; so äussert sich gleichwol in diesen Zeichen eine Eitelkeit, die davon im Grunde nicht verschieden ist. Sonderlich suchen vornehme Weibslente eine Schönheit darinn. Ich habe selbst einige gesehen, die über den ganzen Leib mit allerley Figuren so schön und so symmetrisch gezeichnet waren, als ob alles mit dem Zirkel abgemessen wäre. Diese Zeichnungen sind auf der Haut etwas erhaben, und geben derselben das Ansehen von schwarzem geblühten Damast. So unterscheiden sich die vornehmeren durch mehrere und künstlichere Zeichnungen von dem niedrigen Volk. Es gibt also auffer den Nationalzeichen auch Standeszeichen, ja bisweilen auch Familienzeichen; indem hier und da eine Familie ihre Kinder anders zeichnet, als die andere. Gleichwol gibt es auch Neger, die nicht gezeichnet sind. Die Mannslente von der Loangonation haben gar kein Zeichen; ihre Weibslente aber sind über den ganzen Leib mit Puncten gezeichnet. Auch bey den Congo sind diese Zeichen nicht gewöhnlich; und die Mandinga haben statt derselben durchbohrte Ohren. Aber selbst unter denen Nationen, bey welchen dieselben eingeführt sind, gibt es ungezeichnete. Bey einigen ist die Ursache in der Armuth zu suchen, da sie, oder ihre Eltern,

ern, die Kosten dieser Operation nicht tragen können; bey andern in der Empfindlichkeit, weil sie sich vor dem Schmerz fürchten, der damit verbunden ist. Dieselbe wird gemeiniglich in der Jugend von Zeichnern, die sich mit dieser Kunst nähren, verrichtet. Sie bedienen sich dazu eines scharfen Messers, womit sie in die Haut einschneiden, oder einer Nadel, wo sie nur Punkte zu stechen haben. Einfache Schnitte machen sie aus freyer Hand; künstliche Zeichnungen aber zeichnen sie erst auf einen Calbasch, schneiden sie aus, füllen den Calbasch mit Asche, und tragen sie auf die Haut über, indem die Asche durch die Ausschnitte auf die Haut fällt, und fahren dann mit einem Messer dieser Zeichnung nach. In die rrischen Wunden wird entweder Schießpulver, oder Kohlenstaub mit Palmöl, oder auch guineischer Pfeffer mit Ruß vermischt, hineingerieben.

Meistentheils sind diese Zeichen im Gesichte angebracht; entweder auf den Schläfen, zwischen den Augen und Ohren, oder an der Stirne, oder auf den Backen. Sie bestehen entweder in geraden verticalen oder horizontalen Schnitten, oder von verschiedenen Richtungen. Einige dieser Zeichen sind rund, oder machen einen Winkel. Verticale gerade Schnitte haben die Mandinga, Okwa, Akfran, Nokko, Tembu, Watje und einige Ibo. Sie sind an der Anzahl, Länge und Entfernung verschieden. Die Umina sind mit horizontalen Schnitten an den Schläfen gezeichnet, wo die Camba dreyzehn runde Schnitte in der Größe einer Erbse haben. Die Kanza, die Wawu und die Sokko tragen ihre Zeichen an der Stirne. Bey den ersteren bestehet es in einem,

bey den Wawu aber in sieben und mehr verticalen
 Schnitten, von der Mitte der Stirne bis zur Nase;
 bey den Sokko aber in einem Kreuze gerade über
 derselben. Horizontale Schnitte an der Stirn machen
 das Nationalzeichen der Karabari und der Ibo
 aus. Jene haben einen solchen geraden Schnitt,
 an dessen beiden Enden zwey andere schief in die Höhe
 gehen; diese lassen sich einen zollbreiten Streifen von
 der Haut von einem Ohr bis zum andern gerade über
 die Stirne abziehen, so daß die Augenbraunen mit
 weggehen. Es ist dieses ein Vorzug, der nur den
 Vornehmen zukömt, und ihnen ein fürchterliches An-
 sehen gibt. Bey andern Negern von dieser Nation
 gehen um die Augen herum Schnitte wie Strahlen
 aus dem Mittelpunct nach dem Umkreis. Die Man-
 dongo sind auf den Wangen mit verticalen Schnitten
 gezeichnet, dergleichen ihre Weibleute auf dem Bauch
 und Rücken haben. Hingegen haben die Papaa
 kleine krumme Schnitte auf den Wangen; die Vor-
 nehmen aber auf dem ganzen Leibe. Die Kassenti
 oder Tjemba sind nicht nur mit einem Schnitt, der
 schief von der Nase auf die Wangen geht, gezeichnet;
 sondern sie haben überdis ganz kleine Schnitte an den
 Schläfen nahe bey den Augen. Die Atje unterschei-
 den sich durch drey gerade Schnitte vom Munde gegen
 die Ohren. Die Zeichen der Mangree stehen unter
 den Augen und am Leibe in Form eines verkehrten
 lateinischen Gau. Niemand aber macht mit diesen
 Zeichen mehr Staat, als die Mokka. Sie sind von
 der Mitte der Brust bis zur Mitte des Bauchs mit
 Laubwerk, das eine künstliche Einfassung hat, gezieret.

Fünfter Abschnitt.

Sitten der africanischen Neger in Absicht des
Ehestandes. Beschneidung.

Die Polygamie ist unter allen africanischen Negernationen eingeführt; nur die Congo, welche durch die Portugiesen mit der christlichen Lehre bekannt, und getauft worden, führen eine einfache Ehe. Die Anzahl der Weiber, welche ein Mann unterhält, ist unbestimmt; sie richtet sich nach seinem Gutbefinden, und dieses nach seinem Vermögen und Stande. Je reicher und vornehmer er ist, desto mehrere hat er; hingegen kan ein armer oft kaum eine bekommen, weil er die Unkosten, die dazu erforderlich sind, nicht aufbringen kan. Gewöhnlich geschieht das Eheversprechen von Personen, die beiderseits in manubarem Alter sind; aber sehr oft verlobt sich ein Mann mit einem Kinde, das noch an der Mutter Brust ist. Im ersten Falle bewirbt sich der Freyer vor allen Dingen um die Einwilligung der Eltern seiner künftigen Gattin, und macht der Mutter ein Geschenk, welches ihm zurückgegeben wird, wenn die Tochter seine Anwerbung ablehnt. Willigt sie aber ein, so macht bey den Lembu ein Tuch, welches ihr über den Kopf gedeckt wird, dabey sie von den Eltern einige Ermahnungen bekommt, die ganze Trauungszeremonie aus; und dann folgt eine Mahlzeit und andere Lustbarkeiten. Bey

eben der Nation haben einige Familien das besondere, daß ihre Töchter vor der Heirath eine Art von Taufe erfahren müssen. Sie werden unter albernen Ceremonien ins Wasser gestürzt, und oft halb todt wieder herausgezogen; worauf sie mit Musik nach Hause begleitet, und sodann acht Tage mit allerley Lustbarkeiten zugebracht werden. Hingegen haben die Kassenten die ganz eigene Gewohnheit, daß sie keine Person aus ihrem Volke heirathen. Die Mannsleute holen sich Weiber von ihren Nachbarn, denen sie dagegen ihre Töchter geben. Wie mir die Neger dieser Nation sagten, ist die Ursache davon die, weil sie sich für Blutsfreunde halten, unter welchen die Heirath nicht erlaubt wäre.

Bei den Watje, Karabari und andern ist es Herkommens, sich mit kleinen Kindern zu verloben. Auf Unkosten des Bräutigams wird alsdann von den Müttern ein solches Mägdchen bis zu dem mannbaren Alter erzogen. Das Heimholen geschieht mit vieler Feyerlichkeit, das heißt, mit grossem Lärm und Abschüssen des Feurgewehrs; wodurch der Bräutigam seine Ankunft der ganzen Nachbarschaft bekant macht. Wird ein solches Mägdchen ihrem Verlobten untreu oder läuft davon; so hat er das Recht, sie, wenn er sie wieder habhaft werden kan, zu verkaufen, welches doch der Freundschaft wegen nicht leicht geschieht. Durch die Kosten, welche der Verlobte auf die Erziehung seiner künftigen Frau wenden muß, wird sie theuer; so daß er sich eben so leicht einen Sklaven kaufen, als eine Frau nehmen kan. Bei den Loango, Mandongo, Kanga ic. muß der Freyer grosse Geschenke an Luchern, Brantwein, Schweinen und

ndern Eßwaaren machen. Dadurch wird es den Andern schwer, sich viele Weiber zu nehmen.

Ueberhaupt heirathen die Neger sehr jung, welches ebst andern Ausschweifungen, viel dazu beyträgt, daß sie in ihrem Vaterlande nicht alt werden. Nur die Loango sagten mir, daß das frühe Heirathen unter ihrem Volke nicht gewöhnlich sey; weil sie glauben, es sey nöthig, daß wenigstens der Mann ein gewisses Alter und Reife des Verstandes habe.

Unter den Weibern, derer ein König etliche hundert, ein gemeiner oft zehn bis zwanzig hat, ist diejenige, welche der Mann zuerst geheirathet hat, die vornehmste. Sie führt die Wirthschaft, hat über die andern die Aufsicht, versorgt sie mit Kleidern und allem nöthigen, und weist ihnen ihre Arbeiten an, wie es der Hausmutter zukömt. Nur die Unfruchtbarkeit beraubt sie dieser Vorzüge; und nach ihrem Tode tritt die zweyte in ihre Stelle. Bey den Kanga und andern Nationen stehen die Häuser der Frauen, deren jede ihr eigenes hat, um das Haus des Mannes herum. In die Streitigkeiten, welche unter ihnen vorfallen, mengt er sich nicht; sondern überläßt ihnen, wie sie dieselben beylegen wollen.

Die willkührliche Ehescheidung ist bey den Negern durchgängig eingeführt; nur bey den Loango soll sie selten vorkommen. Auch der Ehebruch soll unter dieser Nation was seltenes seyn; weil sie glauben, daß er sich durch eine solche Sünde eine Krankheit und den Tod zuziehen.

Fast bey allen Negern wird der Ehebruch für ein strafwürdiges Verbrechen gehalten, und gleichwol häufig begangen. Es kostet gemeiniglich den Ehebrecher

die Freyheit; und oft werden beide Schuldige zu Sclaven verkauft. Bey einigen Nationen ist die Todesstrafe darauf gesetzt; bey andern läßt sich der beleidigte Mann mit Geld befriedigen, ohne daß der Regent oder Richter sich darein mischt. Am härtesten wird dieses Verbrechen gestraft, wenn es eine vornehme Frau betrifft. Denn da wird bey den Amina den Ehebrecher der Rücken geschunden, die Augen ausgestochen, die Ohren abgeschnitten, und endlich der Kopf abgeschlagen; die schuldige Frau aber wird mit geschmolzenem Bley getödtet. Hingegen ist die Hurerey bey den Schwarzen durchgängig ein ungestraftes Laster.

Hat ein Ehemann den Argwohn, daß ihm seine Frau untreu geworden; so sucht er sich von der Wahrheit durch den Reinigungstrank zu versichern, den die Verdächtige von der Hand des Priesters nehmen und austrinken muß. Er ist an und für sich tödtlich. Bey den Congo wird er von der Rinde des Buhudabaums verfertigt, dessen Samenkörner so giftig sind, daß sie die Fische tödten, die sie verschlucken. Eine unschuldige Person soll denselben ohne Schaden wieder von sich geben; die schuldige hingegen davon schwelen und sterben. Die Feuerprobe wird bey Personen, die dieses oder eines andern Verbrechens verdächtig sind, ebenfalls zur Erforschung der Wahrheit angewendet. Der Verdächtige muß drey mal einen glühenden eisernen Ring aus einem Topfe mit der Hand herauslangen. Geschicht es ohne Beschädigung, so wird es für einen augenscheinlichen Beweis der Unschuld gehalten; im Gegentheil aber muß schuldig seyn. Bey den Loango wird zu dieser Feuerprobe

Probe ein grosses Messer glühend gemacht, womit der Priester dem Verdächtigen am Bein herunterfährt, und wenn er schuldig ist, ihm die Haut bis auf den Knochen wegbrennt. Bey einem Unschuldigen aber soll das Messer augenblicklich erkalten, und gar keinen Schaden thun. Eine andere Probe bey eben dieser Nation ist, daß man dem Beklagten einen kleinen Nagel ins Herz schlägt. Der Priester, welcher diese Operation verrichtet, ruft dabey Gott an, daß er den Menschen auf der Stelle tödten solle, wenn er schuldig sey. Ist ers, so stürzt er bey dem ersten Nagel todt nieder; da der Unschuldige drey derselben ohne Nachtheil soll aushalten können. Man siehet leicht, daß alle dergleichen so thörichte als unmenschliche Gebräuche ein Gemisch von Aberglauben und Betrügerey, und klägliche Folgen der Unwissenheit und Wildheit dieser Völker sind.

Die Beschneidung, welche unter dem größten Theil der schwarzen Nationen, unter andern bey den Affran, Watje, Karabari, Mokko, Mandongo, Loango und Ibo eingeführt ist, gehört, wie mich dünkt, nicht zu ihrer Religion, und wird daher nicht unschicklich hieher gezogen. Sie selbst wissen keinen Grund von diesem Gebrauch anzugeben, als daß sie ihn so von ihren Vorfahren bekommen haben. Ein Unbeschnittener ist verachtet; er kan nach ihrer Meinung keinen Verstand haben, auch nicht vernünftig reden; und bekömt daher keine Frau. Die Beschneidung wird entweder von den Müttern selbst, oder von den Wehemüttern, oder von andern, die sich auf diese Operation verstehen, verrichtet. Bey den Karabari ist das andre Geschlecht nicht davon ausgenom-

men. Die Zeit der Beschneidung ist sehr verschieden; bey einigen Nationen wird sie am zweyten Tage nach der Geburt, bey andern am achten verrichtet. Andre finden für gut, sie bis ins zehnte, zwölfte Jahr aufzuschieben. Ist die Operation glücklich abgelaufen, und der Knabe curirt; so wird deswegen ein Fest angesetzt. So hoch aber die Beschneidung von den meisten Schwarzen geachtet wird; so verächtlich ist sie bey andern, und z. E. weder bey den Sula, noch bey den Tembu, noch den Affim eingeführt. Letztere Nation äussert auch noch gegen einen beschnittenen erschlagenen Feind ihren Abscheu gegen diese Gewohnheit. Er wird wie ein Thier, mit einem Strick in die Grube geschleppt, da andre auf eine anständige Weise begraben werden. Hingegen leiden die Ibo auch nicht einen unbeschrittenen Sklaven unter sich. Erst wenn er beschnitten ist, halten sie ihn der menschlichen Gesellschaft würdig.



Sechster Abschnitt.

Von verschiedenen Verbrechen und Strafen unter den Negern.

Als ich mich über diese Materien mit den Negern besprach, gab mir ein Amina, der ehemals ein Kaufmann gewesen, die Antwort, in Guinea wisse man nicht viel von Sünde; denn jeder hielte das, was er thue, für recht: die Blanken hätten wol ein Gewissen; aber die Neger machten sich über nichts einen Vorwurf. Wenn sie auch um Verbrechen willen gestraft würden, so suchten sie die Schuld nicht bey sich; sondern alles Böse schrieben sie dem Teufel zu. So nachsehend indessen die Neger gegen sich selbst sind; so pflegen sie doch die Beleidigungen, die ihnen von andern angethan werden, sehr hart zu bestrafen. Und gewisse Handlungen, die dem Leben, den Gütern und den Rechten des andern nädtheilig sind, werden durchgängig für Verbrechen angesehen und gestraft. Von einigen derselben, insonderheit von Diebstahl und Todtschlag, nimmt der Regent des Landes, oder wer von ihm gesetzte Gouverneur Notiz, und verurtheilt den Schuldigen zu einer willkührlichen Strafe; hingegen bey vorkommendem Ehebruch überläßt er dem Ehemann, die Verletzung seiner Rechte selbst zu bestrafen. Bey den Loango, und vielleicht bey mehreren schwarzen Nationen, kömt die Untersuchung der

Cri:

Criminalfachen dem Priester zu, und er spricht das Urtheil, welches gemeiniglich durch diejenigen vollzogen wird, an welchen der Verurtheilte sich verschuldet hat, oder von ihren nächsten Angehörigen. Bey den Moko aber müssen sich einige Missethäter selbst erkennen.

Ausser dem Ehebruch, von dessen Bestrafung im vorhergehenden geredet worden, sind Mord und Diebstahl fast die einzigen Verbrechen, auf welche eine gewisse Strafe gesetzt ist. Zauberer werden auch hie und da zu schwerer Strafe verurtheilt; aber nur in so ferne, als sie mit ihrer Kunst jemand ums Leben oder um die Gesundheit gebracht haben. Auf den Mord ist fast durchgängig die Todesstrafe gesetzt. Der Mörder wird entweder lebendig verbrant, wie bey den Loango und Papaa; oder der Kopf wird ihm abgeschlagen, wie bey den meisten übrigen Negernationen. Die Verwandten des Ermordeten lassen sich die Bestrafung des Thäters angelegen seyn, und trachten denselben wieder umzubringen. Entflieht er, so muß, wenigstens bey den Karabari, einer seiner Verwandten seine Schuld mit dem Leben büßen. Doch geschieht es auch, z. E. bey den Mandinga, daß sich der Mörder mit den Angehörigen des Ermordeten durch Geld in der Güte abfindet. Wird ein Erschlagener an der Straffe gefunden, und der Thäter ist völlig unbekant; so haben die Amina, wie mir die Neger erzählt haben, eine Methode den Mörder zu entdecken, die eben so unvernünftig ist, als die vorhin beschriebene Feuer- und Wasserprobe. Der Körper des Erschlagenen wird auf einer Baare gegen den Ort hingetragen, wo er zu Hause gehört. Unterwegs wird er bey jedem bewohnten Orte gefragt, ob

hn die Einwohner derselben ermordet haben. Sind sie unschuldig, so soll er es durch eine gelinde Bewegung der Hände und Drehen des Kopfes zu verstehen geben; hält sich aber der Mörder da auf, so soll ein rauschender Wind entstehen, der die Leiche nach demselben Orte mit Gewalt hintreibt. Da ist dann die Frage nicht, den oder die eigentlichen Thäter auszuforschen; sondern es wird sogleich der ganze Ort feindlich angefallen, dabey der Unschuldige mit den Schuldigen leidet.

Es mag aber mit dem Tode eines Menschen auch noch so natürlich zugehen, so wird er doch gemeinlich von den Negern als eine Wirkung der Zauberrey angesehen; als ob sie den natürlichen Tod für etwas unmögliches hielten. Diese Meinung, daß einer todtzaubert werden könne, muß nothwendig unzähliges Unheil, Verdacht, Feindschaft und Mord verursachen. Sie hat aber eigentlich wol darinn ihren Grund, daß sie zwischen der Wirkung des Gifts und der Zauberrey keinen Unterschied machen. Und die Zauberrey, die unter allen Negernationen gemein ist, besteht, wenn sie nicht Gaukeley und Betrug ist, größtentheils im Giftmischen. Einige Neger aus der Mangreenation erzählten mir, daß bey ihnen sich sonderlich alte Weiber mit der Zauberrey abgaben, und wenn sie jemand todtzaubern wolten, etwas unter eine Speisen mischten, wovon er sterben müste; oder auch, wenn sie einen Menschen durch einen langsamen Tod hinzurichten willens wären, verschiedene Zauberkräuter, das ist, giftige Kräuter oder andere vergiftete Dinge demselben vor die Thüre legten, welche, wenn jener mit blossen Füßen drauf trete, ihm einen tödt-

tödtlichen Ausschlag über den ganzen Leib verursachen. So begreiflich aber diese Art des Todtzaubers ist; so suchen doch die Neger die Ursache nicht im Gift, sondern in übernatürlichen oder dämonischen Kräften, die durch gewisse Anstalten und Ceremonien wirksam würden. Bey den Mandinga ist der Argwohn des Todtzaubers so allgemein, daß jede Leiche eröffnet wird, um sich von der Art des Todes zu versichern. Auch dieses bestätigt die Meinung, daß der größte Theil der Zauberey der Neger im Giftmischen bestehet. Denn Merkmale des Gifts lassen sich an den inwendigen Theilen eines todten Körpers wohl gewahr werden; aber von Merkmalen einer andern Zauberey an denselben kan man sich keine Vorstellung machen.

Wenn bey den Ranga der Priester an einer Leiche Merkmale findet, woraus er zuverlässig schließt, daß der Tod eine Wirkung der Zauberey oder des Gifts sey, und der Thäter nicht bekant ist; so fällt der Verdacht auf die Nachbarn des Verstorbenen, und um den Schuldigen darunter auszufinden, müssen sie alle die Probe des Reinigungsstranks aushalten. Bey den Mangree wird bey einem solchen verdächtigen Todesfall den zum Leichenbegängniß sich einfindenden Weibsleuten nach den Augen gesehen. Ein paar trockene Augen sind bey diesem leichtgläubigen Volke eine hinlängliche Anzeige, die Schuld eines Menschenmords darauf zu gründen. Eine solche Person, die vielleicht nur darum unglücklich ist, weil sie die Thränen nicht in ihrer Gewalt hat, wird oft ohne weitere Untersuchung durch einen heißen Trank hingerichtet. Bey den Kassenti wird der Verstorbene vor dem Priester gefragt, ob ihn Gott zu sich genommen

ode

der ein Mensch getödtet habe; worauf er durch gewisse Zeichen antworten, und wenn das letztere ist, den Aufenthalt des Mörders, und unter vielen deswegen versammelten Personen den eigentlichen Thäter anzeigen soll, der dann entweder sogleich hingerichtet, oder zum Sklaven verkauft wird. Die Mandongo wollen, sobald sie erfahren, daß einer unter ihnen ist, der die sogenannte Zauberkunst versteht, sich seiner zu bemächtigen suchen, und ihn alsdann ohne weitere Umstände unter sich zertheilen und auffressen. Bey den Loango ist der Scheiterhaufe seine Strafe. Es geschieht aber nicht bloß aus Mordlust, daß solche Leute jemand mit Gift aus dem Wege räumen; sie lassen sich auch für Geld dazu dingen: und wenn er seine Feindschaft oder Rache gegen den andern nicht selbst ausüben kan; so bedient er sich dazu eines solchen Werkzeuges der Bosheit.

Die Neger machen einen Unterschied unter den Zauberern. Einige sehen sie als Feinde des menschlichen Geschlechts an, und suchen sie zu vertilgen; andre ehren und belohnen sie als wohlthätige, weise und mächtige Freunde desselben, und suchen in ihren böthen Rath und Hülfe bey ihnen. Diese Zauberer sollen dafür angesehen seyn, daß sie das Wetter in ihrer Gewalt haben, die Wirkung der feindlichen Waffen im Gefechte verhindern, tödtliche Schlangenbisse und andre Krankheiten heilen, und die Schlangen tödten können, u. d. g. Ich kan dem Leser selbst beurtheilen überlassen, was von dergleichen Vorurtheilen zu halten sey.

Der Diebstahl wird bey den Negern, wie bey andern Nationen, härter oder gelinder bestraft, je nach-

nachdem er von mehr oder weniger Belang ist. Be-
trifft er nur Eßwaaren; so pflegen ihn die Loango
damit zu entschuldigen, daß der Dieb vielleicht gehun-
gert hat. Ein beträchtlicher Diebstahl aber kostet die
Freyheit, sonderlich wenn er mit Einbruch geschieht.
Sonst werden wol auch Diebe nach ihrem Tode, an-
dern zum schreckenden Beyspiel, an Bäume, die am
Wege stehen, aufgehangen. Wenn bey den Watje
jemand im Verdacht eines Diebstahls ist; so versichert
sich eine Priesterin von der Schuld oder Unschuld des
Beklagten dadurch, daß sie ihm eine Nadel durch die
Zunge sticht. Geht sie ohne Anstoß durch, so ist seine
Unschuld offenbar; bleibt sie aber stecken, so wird er
als schuldig zum Ersatz des gestohlenen verurtheilt
oder zum Sclaven verkauft. Eben dieses widerfährt
dem Schuldner, der nicht bezahlen kan. Der Amie-
naische Kaufmann, der in St. Thomas Sclave war
pflegte, als er noch in Guinea war, seinen Schuld-
nern eine dreymonatliche Frist zu geben. Erfolgt
die Bezahlung nach deren Verlauf nicht; so ließ er
von den Angehörigen des Schuldners fangen, wenn er
habhaft werden konte, sonderlich dessen Kinder, um
machte sich dadurch bezahlt, daß er diese an die Euro-
pæer verkaufte. Mancher Schuldner gibt wol aus
eigner Bewegung seine Frau oder seine Tochter zur Be-
zahlung einer Schuld. Ueber beide glaubt der Neger
so viel Recht zu haben, als über jede andre Art seines
Habe. Eben daher muß es dem Neger, wenn er selbst
verkauft wird, lange nicht so fremd vorkommen, als dem
Europæer, der bey andern Begriffen aufgewachsen ist.

Nicht nur um sich bezahlt zu machen, sonder
um eben der ungerechten Ursachen willen, wie jed
and

nderer Diebstahl getrieben wird, ist der Menschenraub unter den Negern durchgängig üblich. Seitdem die Europäer diese Waare so gut bezahlen, ist fast in Neger sicher, daß er nicht von dem ersten Stärken, der seiner habhaft werden kan, zum Sclaven verkauft wird. Und da die Regenten selbst öffentlich diese Ungerechtigkeit begehen, und einander mit gefasneter Hand bloß zu dem Ende ins Land fallen; so ist der Menschenraub gleichsam privilegirt. Da aber keine Nation das Recht der Vergeltung gegen die andere ausübt; so entstehen daher beständige Kriege, die das Elend dieser Nationen, das in einer völligen Anarchie nicht grösser seyn könnte, vermehren.

Auf den Meineid ist keine willkührliche Strafe gesetzt; aber ein Arradaneger versicherte mich, seine Landsleute glaubten, daß derjenige, der einen solchen Eid schwöre, in sieben Tagen unfehlbar sterbe: folglich glauben sie, daß Gott selbst diejenigen strafe, welche sich eines Meineids schuldig machen.

Ich will zum Schluß hier noch beyfügen, was ich wegen der Gewohnheit des Menschenfressens unter den Negern von denen, welche ich gesprochen, erfahren habe. Nach ihren Erzählungen fressen einige nur ihre getödteten Feinde; andre aber, wie z. E. die Inza, sollen ihre Gefangene im Stalle wie das Vieh mästen, und zu dem Ende verschneiden. Das Fleisch der Blanken soll für ihren Geschmack was vorzügliches haben.

Die bekantesten Menschenfresser sind die Bibi der Biwi und die Mandongo. Spitzgefeylte Zähne, dergleichen die Biwi haben, sind just kein unfehlbares Merkmaal von Menschenfressern: die Kassenti

feilen sie ihren Kindern zur Schönheit; auch die Tembu und einige Loango haben dergleichen, ohne Menschenfresser zu seyn. Ausser den drey schon genannten Nationen gehören noch die Gian, Kanwerdi und Okwa zu den ausgearteten Menschen, die sich von dem Fleische ihres Geschlechtes nähren. Man gibt es auch den Karabari und Ibo Schuld; allein diejenigen Neger von diesen Nationen, die ich darüber befragte, lehnten es als eine ungegründete Beschuldigung völlig von sich ab. Hingegen gestanden die drey Mandongo und der Gianneger geradezu, daß nicht nur die Gewohnheit, Menschenfleisch zu essen, unter ihnen eingeführt sey; sondern auch, daß sie diese unnatürliche Speise selbst genossen hätten. Sie erklärten sich darüber so: es komme dieses bey ihrer Nation nur im Kriege vor, und zwar nicht um des guten Geschmacks willen, obgleich das Menschenfleisch sehr süß schmecke, sondern aus Rachbegierde; sie glaubten, daß der Sieg alsdann erst vollständig sey, wenn sie ihre Feinde fressen könnten; es helfe auch sehr viel dazu, daß sie mehr Herz und kriegerischen Muth erhielten. Nicht nur auf dem Schlachtfelde würde von dem Fleische der Feinde gebraten und gegessen; sondern auch Vorrath mit nach Hause genommen. Einige von den Mandongo sollen den wilden Thieren sogar in dem Stücke gleich seyn, daß sie das Fleisch ihrer Feinde roh essen, und ihr Blut trinken. Hingegen werden sie nie etwas von einem Menschen essen, den Gott getödtet hat, wie sie sagen, oder der eines natürlichen Todes gestorben ist. Die Bivi sollen dergestalt an diese Art von Speise gewöhnt seyn, daß es ihnen sehr schwer wird, wenn sie selbige nicht haben können.

Daher

Daher ein Neger von dieser Nation in St. Thomas
gar von einem gehenkten Missethäter ein Stück
einlich herunter schnitt, um sich damit einmal etwas
echtes zu gute zu thun.

Daß die Vornehmen unter den Okwa Menschens-
fleisch um des guten Geschmacks willen äßen, ver-
sicherte mich ein Ibo, der als ein Gefangener durch
or Land war geführt worden, und wie er sagte, mit
icht geringem Schrecken und Angst in einem Hause
n den Wänden wol funfzig Menschenköpfe hatte
ingen sehen.

Daß diese Nationen, denen es doch an eßbarem
Schlachtvieh nicht fehlt, einen Geschmack an Hunden,
akzen, Ratten, Schlangen 2c. gefunden haben, ist
underbar genug; daß es aber unter ihnen Menschen
bt, die das Fleisch ihres eigenen Geschlechts zur
peife brauchen, dünket mich ein Beweis zu seyn,
aß Menschen diejenigen Empfindungen, welche der
enschlichkeit am meisten eigen sind, gänzlich ver-
eren können.





Siebenter Abschnitt.

Von den Kenntnissen der Neger, ihrem Tode
und Begräbniß.

Die Negernationen sind eben so unwissend als abergläubig. Ersteres sind sie weniger aus Mangel der Fähigkeit, als aus Mangel des Unterrichts. Ein Buffal, der igt aus Guinea nach Westindien verhandelt wird, ist gemeiniglich so tumm wie ein Kind; aber es fehlt nicht an Beyspielen von solchen, die mit der Zeit, sonderlich nachdem sie durch die Lehre Jesu Christi erleuchtet worden, einen sehr gesunden Verstand und grosse körperliche Geschicklichkeit erlangt haben.

Selbst in Guinea gibt es verschiedene Nationen, denen die Kunst des Lesens und Schreibens nicht ganz unbekant ist. Auffer den Fula, die ich nicht zu den guineischen Negern rechne, können viele Mandinga nicht nur lesen und schreiben, sondern auch rechnen, und haben ein Geschick zur Handlung. Auch werden verschiedene Handarbeiten unter ihnen verfertigt; und Spinnen, Nähen und Weben sind ihnen bekante Künste.

Die meisten Neger theilen die Zeit in Jahre, Monate und Wochen ein. Das Jahr rechnen sie von einer Jamsernte zur andern, und theilen es in zwölf Monate nach den Erscheinungen des Mondes. Ihre Wochen haben sieben Tage, wie bey den Europäern.

Von der Geschichte der Schöpfung habe ich keine Spur unter ihnen gefunden; hie und da aber eine unkle und verstellte Kenntniß von dem Untergang des menschlichen Geschlechts durch die Sündfluth wahrgenommen. Einige Batje erzählten mir, sie hätten zu Hause von einer allgemeinen Ueberschwemmung des Erdbodens gehört, darinn alle Menschen umgekommen wären, ob sie sich gleich auf den höchsten Bergen zu retten gesucht hätten. Unter den Kaffern ist eine Tradition, daß Gott noch einmal eine solche Fluth zur Strafe über die Menschen werde kommen lassen. Denjenigen Neger, der mir dieses erzählte, suchte seine Mutter in seiner Jugend oft durch diese Vorstellung der fürchterlichen Wasserfluth vom Bösen abzuhalten, und als er ihr muthwillig antwortete, er würde sich allenfalls auf einem Baume zu retten suchen; so erwiederte die Mutter, daß es ihn nichts helfen würde, so wie es die Menschen bey der ersten Ueberschwemmung nichts geholfen habe. Die Kanga und die Loango haben auch eine Tradition von einer allgemeinen Vertilgung des menschlichen Geschlechts, die aber nicht durch Wasser, sondern durch den Einsturz des Himmels soll bewirkt worden seyn; und nachdem alle Menschen unter den Trümmern desselben erschlagen worden, habe Gott ein neues Geschlecht von Menschen hervorgebracht.

Daß die Neger von ihrem Stammvater, und überhaupt von ihrer alten Geschichte etwas zuverlässiges wissen solten, ist wol nicht zu erwarten. Einige Negerclaven geben zwar ihren drückenden Zustand der Sünde ihres Vaters Damm, wie sie den Namen Cham aussprechen, Schuld; sie haben aber dieses

zuverlässig von den Europäern gelernt. Einige Kasenti sagten, daß ihr Stammvater, dem sie keinen Namen gaben, ein Jäger gewesen, der sich in viele Ländern aufgehalten, und nachdem er dieselben mit Einwohnern besetzt habe, zuletzt in ihr Land gekommen und da gestorben sey. Sogar wolten sie dafür angesehen seyn, daß sie den Platz wüßten, wo er begraben läge.

Einige Watjeneger unterhielten mich mit einem Geschichtchen, das ihnen sehr wichtig zu seyn schien. Als ihre Voreltern einmal auf einem hohen Berge gewesen; so hätten sie hoch im Himmel sehr lieblich Klänge gehört. Eine Kette wäre darauf aus den Himmel bis auf die Spitze des Berges herunter gelassen worden, an welcher einige himmlische Menschen zu ihnen herabgestiegen, die ihnen viel schönes vom angenehmen Orte ihres bisherigen Aufenthalts erzehlten, und zugleich die Absicht geäußert hätten, bei ihnen zu bleiben, wenn Friede und Einigkeit unter ihnen wäre; aber das Gegentheil davon sey ihnen unausstehlich: denn sie wären Kinder des Friedens. Darauf hätten ihre Voreltern ihnen zu verstehen gegeben, daß sie es bey ihnen nach ihrem Wunsche nicht finden würden; denn da sey der Friede was seltenes. Auf diese Nachricht hätten jene wieder ihren Abschied genommen, und wären an der Kette in den Himmel zurück gefehrt; ihre Vorfahren aber hätten ihnen mit Betrübniß nachgesehen, und bis igt habe man auf ihre Wiederkunft vergeblich gewartet. Diese Erzählung siehet einer Fabel gleich, welche in der Absicht erfunden worden, die Menschen zum Frieden und zur Eintracht zu ermahnen. Von wem sie aber her-
rühre,

ihre, oder wie sie zu den Negern gekommen sey, läßt sich eben so wenig angeben, als die Neger sich die Lehre derselben zu Nutz gemacht haben.

Das ist alles, was ich von Tradition unter den Negern angetroffen habe. Sonst unterhalten sie einen gern mit Erzählungen von ihrem Lande, wobey sie das Wunderbare lieben, und alles erstaunlich vorstellen. Da gibt es in ihrem Lande Elephanten, die ihre Ohren so heftig gegen den Kopf schlagen, daß man es auf eine halbe Meile weit hören kan; und ihre Haujähne sind so groß und so schwer, daß zwey starke Neger nicht im Stande sind, einen davon zu heben. Da haben sie von Schlangen in Guinea reden gehört, die zwey Ellen im Durchschnitt dick, und wol zweyhundert Ellen lang sind. Eine solche Schlange soll sich ohne Bedenken über ein Stück Rindvieh hermachen, mit dem ganzen Gewicht ihres Körpers auf dasselbe fallen, und ihm, indem sie dasselbe umschlingt, die Ribben entzwey drücken. Ehe sie aber anfängt, es zu verschlingen, brauchet sie die Vorsicht, sich weit und breit nach ihrem Feinde, einer Art grosser Ameisen, umzusehen, die im Stande sind, die größte Schlange zu tödten. Trift sie dergleichen an; so läßt sie ihren Raub liegen, und rettet sich anderswohin. Hat sie aber von diesem Feinde nichts zu befürchten; so fängt sie an, das getödtete Stück Vieh in die Länge zu dehnen, zu belecken, und mit ihrem Speichel zu überziehen. Dadurch erleichtert sie sich das Verschlucken, womit sie oft einige Tage zubringt. Wenn nun der Ochse oder die Kuh ganz verschlungen ist; so bleibt sie, von dieser Last beschwert, auf der Stelle solange liegen, bis die völlige Verdauung erfolgt ist.

Darüber soll eine so lange Zeit vergehen, daß das Gras über sie wegwächst, und sie kaum gesehen werden kan. Wenn man in dieser Beschreibung von den angegebenen Maassen etwa die Hälfte und drüber abdingt (denn die Neger sind mit Ellen- und andern Maassen nicht recht bekant, und ihr Augenmaaß ist unzuverlässig) vielleicht auch die Vorsicht wegen der feindlichen Ameisen, die man zwar auch in Dappers Beschreibung von Africa antrifft; so mag das übrige seine Richtigkeit haben. Das einige sichere Mittel, sich vom Tode zu retten, wenn jemand einer solchen ungeheuren Schlange unversehens nahe kommt, welches den Jägern widerfahren kan, ist, wie die Neger sagen, dieses, daß man sich gutwillig vor dem Rachen derselben so hinlegt, daß die Beine so weit als möglich auseinander gesperrt sind. Wenn dann das eine Bein bis an die Hälfte vom Thiere verschluckt, das andere aber ausser dem Rachen ist; so schneidet der unerschrockene Jäger, der sich auf die Sache versteht, mit seinem grossen Messer, das er immer bey sich hat, den Rachen der Schlange schnell auf, zieht das verschluckte Bein heraus, und eilt davon, ohne daß ihn das Ungeheuer, das von seiner Verwundung betäubt ist, verfolgen kan. Doch das mag zur Probe des Geschmacks der Neger am Sonderbaren und Uebertriebenen genug seyn.

Ich komme igt auf eine den Negern sehr furchtbare Sache, den Tod; und hiernächst auf die Art, die Todten zu bestatten. Aus der Redensart, daß Gott eine Person genommen habe, welche die meisten Neger brauchen, um anzuzeigen, daß sie eines natürlichen Todes gestorben sey, liesse sich bey nahe schlies-
sen,

sen, als ob sie sich den Tod als einen angenehmen Weg zu Gott zu kommen, vorstellten. Allein das ist nicht der Begriff, den sie bey diesem Ausdruck haben. Menschen, die ohne Gott und ausser Christo leben, kan der Tod nicht anders als höchst unangenehm und schrecklich seyn; und so ist er auch den Negern.

Die Wawuneger erzählten mir, daß die Verwandten eines Verstorbenen ihre Betrübniß mit heftigem Geschrey und Heulen viele Tage und Nächte äußerten; ob sie gleich dabey so wenig an den Zustand der Seele desselben dächten, als ihnen so was bey dem Tode eines Thieres einfalle. Unter den Watse muß eine Frau um ihren Mann ein ganzes Jahr lang trauern, und denselben zu gewissen Stunden morgens und abends unter bittern Klagen beweinen. In dieser Trauerzeit darf sie weder aus dem Hause gehen, noch sich waschen, noch etwas für sich kochen; sie wird von ihren Freunden und Nachbarinnen mit Essen und Trinken versorgt. Nach Verlauf der Trauerzeit darf sie sich wieder verheirathen.

Das Begraben der Todten ist unter den Negern durchgängig gewöhnlich: und wenn sie selbige auch nicht unmittelbar in die Erde verscharren; so pflegen sie sie doch in grosse Gräfte beyzusetzen. Bey den Mandinga wird eine Leiche nur alsdann verbrant, wenn sich bey Eröffnung derselben Merkmale finden, daß der Tod eine Wirkung der Zauberrey oder des Gifts gewesen. Bey den Amina widerfährt nur denen die Ehre des Begräbnisses, die, wie sie sagen, Gott angehören. Das Gegentheil wird dadurch offenbar, daß die zwey Träger mit der Leiche nicht

vorwärts kommen können, wenn sie auch alle ihre Leibeskräfte anstrengen; sondern rückwärts gezogen werden. Sie sehen dieses für eine Wirkung einer übernatürlichen Kraft an, die ihnen widersteht; man kan sich aber eine sehr natürliche Ursache davon vorstellen. Es darf nur einer dieser Träger sich sperren, so kan der andre nicht fort; und wie kan dieses vorsätzliche Sperren von dem unwillkührlichen unterschieden werden? Diese Bosheit bringt doch ein Schmach auf den Verstorbenen, und er wird fern von den Gräbern anderer ehrlicher Leute in den Busch hingeworfen; oder, wenn er aus einem vornehmen Hause ist, auf ein Gerüst gelegt, welches zu dem Ende erbaut und mit einem Dache gedeckt wird. Auch der Selbstmörder wird von den Watje kein ehrliche Begräbniß zugestanden.

Gemeiniglich werden die Leichen in Tücher eingewickelt, und bey den Loango in einen Kasten von Holz gelegt. Die Kassenti kleiden ihre Todten weiß, und wickeln sie in eine Matte von Palmblättern, die nach der Beerdigung verbrant wird. Bey den Amin und Watje werden viele Tücher, welche die Nachbarn hergeben, ins Grab ausgebreitet, und die Leiche darauf gelegt. Die Loango bringen ihre Leicher nachdem sie dieselben in ein Tuch eingenäht haben in einen aufrechten Stand, bis sie von den Verwandten genug gesehen worden. Niemand sieht eine solche Leiche, ohne ein Tuch um dieselbe zu wickeln, wodurch sie endlich unförmlich dick wird.

Bey den Mangree, Amina und andern hat jede Familie ihre eigene geräumliche Gruft, die nach der Beysetzung einer Leiche zugemauert wird. Bey de

Loango führt ein enger zugewölbter Gang zu der tief liegenden Gruft. Die Karabari begraben die vornehmen Leichen, nachdem sie dieselben gewaschen, und in ein weißes baumwollenes Tuch eingewickelt haben, unter ihre Häuser. Da sie die Wanderung der Seele in einen andern Körper glauben; so wollen sie es dadurch der Seele des Verstorbenen bequem machen, daß sie nicht nöthig habe, weit herum zu schwärmen, sondern gleich bey der Hand sey, wenn in dem Hause ein Kind geboren wird. Seelen von geringerer Herkunft können diese Bequemlichkeit nicht haben; sie müssen also ihr künftiges Unterkommen etwas weiter suchen, und erwarten, wie günstig ihnen das Glück bey wird.

Die Begräbnißceremonien werden von den Priestern verrichtet, welche dafür reichlich belohnt werden. Dabey wird gewöhnlich viel Lärm mit Abschießen des Gewehrs, mit Trommeln und Trompeten gemacht, und bey den Kanwerdi und andern, auch getanzt. Die Trompeten dieser Nation sind aus Elephantenzähnen gemacht, und haben eine Länge von einer bis drey Ellen. Die Mandongo setzen vier Wochen lang täglich Speise und Trank zum Grabe eines Verstorbenen, wohin sie auch alle sein Geräthe bringen.

Bey dem Grabe eines Vornehmen werden nicht nur Hühner, Ziegen und Kühe geopfert, und ihr Blut reichlich auf dasselbe gesprengt; da bey einem gemeinen die Sache mit einem Huhne gethan ist: sondern es werden auch ihm zur Ehre, oder zur Bedienung seiner vornehmeren Seele, Menschen dabey getödtet, oder halb todt ihm ins Grab mitgegeben. Dieses unsinnige Verfahren wird nur von wenigen schwarzen

zen Völkern verabscheut; bey den meisten aber, als den Amina, Ibo, Mofko, Mandongo und andern, ist es gewöhnlich. Unmittelbar nach dem Tode des Königs der Amina wird seiner vornehmsten Frau das Leben genommen, und seinen ersten Bedienten werden bey seinem Begräbnisse Arme und Beine gebrochen, und sie in diesem erbärmlichen Zustand in der geräumlichen Gruft um die königliche Leiche gleichsam zur Wache gesetzt. Um das Elend dieser unglücklichen zu verlängern, werden sie täglich mit Speise und Trank versorgt, und um das Befinden ihres Herrn gefragt; bis der Tod ihren Schmerzen ein Ende macht. Hat sich sein Nachfolger der Regierung versichert, so stellt er ihm zu Ehren ein prächtiges Fest an, und glaubt sich ihm gefällig zu machen, wenn er das Blut von ein Hundert unschuldigen Menschen bey seiner Gruft vergiessen läßt. Bey dem Tode eines Cabofeers oder Unterköniges wird sein Koch, sein Kammerdiener und der Slave, der ihm die Tabakspfeife anzündete, unfehlbar geradbrecht, und in Gesellschaft mehrerer zu ihrem Herrn ins Grab gelegt. Seine rechte Frau wird zwar geschont; dagegen haben alle, die der Verstorbene im Kriege gefangen hat, das Schicksal, ihn im Tode zu begleiten. Manche Anverwandte desselben suchen sein Andenken dadurch zu ehren, daß sie einen oder etliche von ihren Slaven hergeben, um bey seinem Grabe geschlachtet zu werden. Es läßt sich leicht vermuthen, daß, bey einem solchen Todesfall, diejenigen sich mit der Flucht zu retten suchen würden, welche wissen, daß sie durch die Gewohnheit zu Schlachtopfern bestimmt sind; aber der Tod ihres Herrn wird solange geheim gehalten.

ten, bis man sich ihrer versichert hat. Doch gibt es auch so treue Diener, daß sie gern ihrem Herrn im Tode folgen; ja auch mancher Freund eines Unterkönigs erschießt sich freywillig, um im Tode nicht von ihm getrennt zu seyn.

Bei den Ibo wird einem verstorbenen Grossen zwar auch seine erste Frau und vornehmste Bedienten mit ins Grab gegeben; doch mit dem Unterschied, daß sie die Art ihres Todes selbst wehlen dürfen. Bei andern Nationen haben die Weiber dieses Schicksal nicht; dagegen macht sich der Sohn des Verstorbenen eine Ehre daraus, mit eigener Hand eine Anzahl Slaven bey dem Grabe seines Vaters zu erwürgen, und sie demselben in die andere Welt nachzuschicken.

Auf der Goldküste fällt durchgängig die Erbschaft auf die Schwesterkinder; selbst die Nachfolge in der Regierung wird ihnen zu Theil, mit Ausschluß der Söhne des verstorbenen Königs. Der Mann einer Schwester des Königs mag seyn wer er will, Slave oder frey; so sind ihre Kinder allemal die rechtmäßigen Erben. Auf die Weise kan es geschehen, und ist so ungewöhnlich nicht, daß der Sohn eines Slaven König oder Fürst wird. Wer also seinen eigenen Kindern etwas von seinem Vermögen zuwenden will, der muß es bey seinen Lebzeiten thun; denn nach einem Tode haben sie von seiner Erbschaft nichts zu erwarten.

Nichter

Achter Abschnitt.

Religion der Neger.

Ich werde mich in dem, was ich von der Religion der Neger zu sagen habe, lediglich auf das einschränken, was sie mir davon selbst erzählt haben. Zusammenhang und Uebereinstimmung ist in ihren Begriffen, die sich weder auf die Vernunft noch auf die Offenbarung gründen, nicht zu suchen. Ihre ganze Religion beruht lediglich auf der Tradition. So haben ihre Vorfahren geglaubt, so haben sie gehandelt; das ist die Antwort, die man von ihnen auf jede Frage über den Grund ihrer Religionsmeinungen oder Handlungen bekommt. Ihre blinde Achtung für das Herkommen ist viel zu groß, als daß sie Untersuchungen über die Richtigkeit desselben anstellen sollten. Da es, dem zufolge, an und für sich unmöglich ist, ein System von den Religionsbegriffen der Neger zu liefern; so werde ich nur diejenigen Sätze und Gebräuche als allgemeine anführen, in welchen alle mir bekante Negernationen überein denken und handeln, und bey den übrigen die Nationen nennen, unter welchen dieselben angenommen oder eingeführt sind.

Alle Negernationen glauben, daß ein Gott ist, den sie sich als sehr mächtig und wohlthätig vorstellen. Er hat die Welt und die Menschen geschaffen; über
alles

alles hat er Macht; er ist's, der in der Luft donnert, auch wol die Bösen mit dem Donner bestraft. Wohlthätigkeit ist ihm angenehm, und er belohnet sie mit angemessenem Leben. Ihm schreiben sie alles Gute, ihre Kräfte, die Früchte der Erde &c. zu; er ist's, der den Regen vom Himmel herunter schickt. Es ist ihm angenehm, wenn ihn die Menschen um allerley bitten, und er kan ihnen in Krankheiten, in dürrender Zeit, in Gefahren helfen. Dieses ist der höchste Gott, der weit von ihnen weg hoch droben wohnt; er ist über alles, und alle andre Götter sind ihm unterworfen.

Unter allen schwarzen Nationen, die ich kennen gelernt habe, auch unter den allerunwissendsten und ärmsten, ist keine, die nicht einen Gott glaubte, die ihn nicht mit einem Namen nennete, die ihn nicht für den Urheber der Welt hielte, und die nicht, mehr oder weniger deutlich, alles das von Gott glaubte, was ich hier kurz zusammengefaßt habe. Ihr Götterdienst, so verschieden er in gewissen Stücken bey verschiedenen Völkern seyn mag, ist der Beweis davon.

Da die Neger durchgängig Gott und den Himmel mit einerley Namen benennen; so ist ungewiß, ob sie nicht den Himmel selbst für den obersten guten Gott halten. Vielleicht aber denken sie nicht einmal bestimmt.

Ausser diesem höchsten guten Gott glauben sie viele Götter von geringerer Würde, die unter dem obersten Gott stehen, und zwischen ihm und den Menschen die Vermittler sind. Dergleichen verehren sie Schlangen, Tigern, Wölfen, Flüssen, Bäumen, Felsen, grossen Steinen u. d. g. Unstreitig stellt sich

sich das tumme Volk größtentheils vor, daß die Schlange, der Tiger, der Baum selbst Götter sind, daß der Baum sie versteht, daß der Tiger ihnen Regen gibt, und dergleichen; dahingegen die verständigeren sie nur als Repräsentanten der Untergottheiten ansehen, und sich vorstellen, daß dergleichen Götter ungesehen auf gewissen Hügeln, oder unter gewissen Bäumen sich aufhalten. Man wird hievon durch die Theorie versichert, welche die Priester der Akkra von der Subordination der Schutzgötter unter den grossen Göttern haben, und von ihrer Abwesenheit zu einer gewissen Jahreszeit, davon in der Folge Gelegenheit seyn wird, etwas zu sagen.

Dergleichen Götter sind entweder National- oder Familiengötter. So haben die Fida außer der grossen Schlange, welche von der ganzen Nation verehrt wird, noch ihre besondere kleinere Schlangen, die in jedem Hause als Hausgötter verehrt, aber lang nicht für so mächtig gehalten werden, als jene grosse unter welcher diese kleineren auch stehen. Wo diese nicht helfen können, da nehmen ihre Verehrer ihre Zuflucht zu der grossen. Der Nationalgott der Kanga ist ein Elefantenzahn, und eines Stammes der Wawu ein Tiger. Hingegen haben die Tembu hölzerne Götter in menschlicher Gestalt, die sie Zio nennen. Auch die Loango haben dergleichen geschnitzte Götter von beiderley Geschlecht, theils gekleidet, theils nackend und bemahlt, sowol in Wohnhäusern als in heiligen Gebäuden. Sie werden von Priestern bedient welche ihrem Vorgeben nach, durch sie begeistert werden, und die Antworten der Götter als Orakel ertheilen. Einige Amina nennen die Schi

Schöpfer der Welt und ihrer Nation Borriborri, und stellen sich vor, daß er eine Frau habe, die sie Sanfommaago nennen, mit welcher er einen Sohn Sanfombum erzeugt habe, der der Fürsprecher der Menschen bey dem obersten Gott sey.

Die Nationalgötter sind unveränderlich; es kommen aber neue Götter bey verschiedenen Gelegenheiten auf. Tiger, oder Schlangen, die in ein Haus kommen, ohne jemand zu beschädigen, werden als Götter angenommen und verehrt, und sollen hernach zahm werden, und niemand mehr verletzen etc. Ein Fluß, der aus seinen Ufern tritt und alles überfluthet, erhält dadurch die göttliche Verehrung. Ein Schwein hatte von ohngefehr das für Durst machende Heer der Mandinga zu einer Quelle geleitet; diese Wohlthat wurde so hoch geschätzt, daß seitdem unter ihnen nicht nur kein Schwein geschlachtet, sondern das ganze Geschlecht dieser Thiere göttlich verehrt wird. Die Tembu werden von Schlangen in Krankheiten der Haut durchs Lecken curirt; und darum ehren sie dieselben als Untergötter. Es versteht sich ohne mein Erinnern, daß es eine erschreckliche Sünde seyn muß, ein solches göttliches Thier zu beleidigen oder gar umzubringen.

Diese Untergötter sind von dem grossen Gott als Schutzgeister über gewisse Länder, Menschen, Thiere, Kräuter, Flüsse etc. gesetzt, und müssen ihrem Herrn jährlich von der Führung ihres Amtes Rechenschaft geben. Es geschieht dieses in einer allgemeinen Versammlung aller Götter an dem Hofe des grossen Gottes. Wer seinem Amte ein Genüge gethan hat, der wird von dem grossen Gott zur Bezeugung seines Wohl-

gefallens mit einem glühenden Eisen in der Unsterblichkeit und in dem Amte eines Schutzgottes auf ein Jahr bestätigt: welche aber dem bösen Geiste zugelassen haben, ungerechte Kriege unter den Nationen zu stiften, oder die Pest, Feuerschaden und dergleichen in dem ihnen anvertrauten Gebiete wissentlich haben vorkommen lassen; die werden von ihrem Amte abgesetzt, aus dem Rang der Götter verstoßen, unsterblich. Aus Verzweiflung und Bosheit sollen dergleichen abgesetzte Götter sich zu der Gott widrigen Parthey schlagen, und Teufel werden. Diese Theorie von dem Verhältniß der Untergötter zu dem höchsten Gott habe ich aus dem Tagebuch des Christian Prottens, eines gebornen Africaners, der sich lange in der Brüdergemeine aufgehalten hat, genommen.

Setisse, oder Schambu, wie sie bey den Waragenennet werden, sind heilige Dinge, die eine besondere Kraft von Gott sollen empfangen haben, sowohl die bösen Geister zu vertreiben, als in allerley Krankheiten und Gefahren, vorzüglich gegen die Zaubererey, zu helfen. Sie haben die Würde der Götter nicht; ob man gleich aus der ganz besondern Hochachtung der Neger für diese Fetisse schliessen könt daß sie ihre Götter wären, wie es auch wirklich manche von dem tummen Volke sagen. Sie behängen nicht nur sich, sondern auch ihre Götter mit dergleichen Fetissen. Dieselben kommen durch Erbschaft von den Eltern auf die Kinder, die sie mit der größten Sorgfalt bewahren. Andere werden in eigenen Häusern aufgehoben, über welche Aufseher gesetzt sind. Von den Fetissemachern will ich aus einer

riefe, welchen einer unserer Brüder im Jahre 1770. von der Küste von Akkra geschrieben hat, folgendes mittheilen: „Die Fetissmacher sind mehrentheils alte Weiber, die in einem ganz besondern Aufzug herumgehen. Um den Kopf haben sie ein Stück Pelz gezogen, Hände und Füße sind mit verschiedenen Farben bemahlt, und im Gesichte wunderbare Figuren eingeschnitten. Um den Hals hängt eine Schnur, darauf allerley Knochen, Vögelköpfe, Ochsenklauen und dergleichen aufgezogen sind, und in der Hand tragen sie einen grossen Stab. Wenn man ein solches ungeheuer zum erstenmal sieht, so kömt einem ein Schrecken an; denn ihre Gestalt ist nicht menschlich. Es gibt auch Mannsleute, die Fetissmacher sind. Sie haben um den Hals wol sechsmal soviel Knochen an Menschen und Vieh hängen, und sehen wie Straffenräuber aus. Sie machen alles zu Fetiß, ein Menschen- oder Hundskopf, Ochsenhörner, Ziegenklauen, Steine, Topfscherben, auch wol kleine an beiden Enden angebrante Hölzchen, deren sie zwanzig bis dreyszig zusammenbinden. Der Wolf ist ihr Hauptfetiß. Ich fragte einen Mann, der in seinem Hause unten an der Treppe dergleichen Fetisse hängen hatte, wozu das gut wäre? er antwortete: Es ist ihm der Teufel nicht oben in sein Haus kommen gekommen. „ Die Mandongo nehmen zu ihren Fetissen noch etwas, das vom Donner gerührt worden. Daraus siehet man, daß die Neger ihre Fetisse nur darum so verehren, weil sie glauben, daß sich eine göttliche Kraft mit denselben vereiniget habe; und es könnte dieses offenbarer geschehen, als durch den Donner, den sie als den eigentlichen Vorzug des

obersten Gottes, und von ihm unmittelbar herkommend ansehen?

Diese Fetisse brauchen die Neger überhaupt als Verwahrungsmittel gegen alles, was sie für böse und ihnen schädlich halten. So binden sich die Ibo, wenn sie zu Felde ziehen, dergleichen geweihte Dinge an Stricken um den Leib, um sich vor Verwundungen zu bewahren; und die Amina erwarten vor einem geweihten Kuhschwanz eben diesen Vortheil. Vorzüglich bedienen sie sich derselben, um sich vor dem bösen Geiste und seinen menschenfeindlichen Absichten durch ihre Kraft zu schützen. Von demselben glauben sie, daß er der Urheber alles Uebels ist. Er ist der Feind des guten Gottes; er sucht die Menschen zu verführen, ihnen zu schaden, sie ums Leben zu bringen, und die Seelen nach dem Tode in seinem Gewalt zu bekommen. Sie halten sich vor seinen Nachstellungen nie sicher. Keine africanische Nation macht den Teufel zum Gegenstand ihres Gottesdienstes, oder ruft ihn um seine Hülfe an; aber durchgängig fürchten sie sich vor diesem mächtigen Geiste und suchen ihn wol auch durch gewisse Gefälligkeiten zu befriedigen. So werfen z. B. die Priester der Amina, ehe sie einen Todten begraben, dem bösen Geiste, den sie Didi nennen, einige kostbare Sachen auf einen dazu gereinigten Weg hin, rufen ihn, und geben ihm zu verstehen, diese schönen Sachen wären für ihn; aber den Todten müsse er dafür völlig zu Frieden lassen. Wenn sie einem recht viel böses gönnen, so verwünschen sie ihn zum Didi, Kallianpemba, Daausa, oder wie sie sonst den bösen Geist benennen.

Die Neger legen ihre Abhängigkeit von Gott auf verschiedene Weise an den Tag; vornehmlich durch Gebete und Opfer. Ihre Gebete thun sie zu verschiedenen Zeiten, an allerley Orten, und wie mir die Aminaneger sagten, in allem Anliegen. Sie beten bey dem Auf- und Untergang der Sonne, bey dem Essen und Trinken, wenn sie zu Felde ziehen, u. d. g. selbst mitten im Streit singen die Amina Lieder zu ihrem Gott, den sie durch Vorhaltung seiner väterlichen Pflicht zur Hülfsleistung zu bewegen suchen. Das tägliche Gebet einer Watjenegerin war: „O Gott, du kenne dich nicht; du aber kennest mich: deine Hülfe ist mir nothwendig.“ Beym Essen sprechen sie: „Herr Gott, du hast uns dieses gegeben, du laß es wachsen lassen;“, und wenn sie arbeiten: „Herr Gott, du hast gemacht, daß ich Kraft habe, dieses zu thun.“ Die Tembu beten des Morgens: „Gott, hilf uns; wir wissen nicht, ob wir morgen noch leben: wir sind in deiner Hand.“ Die Mandinga beten auch für ihre verstorbenen Freunde. Ihre Gebete verrichten sie bey ihren Götzen und Fetissen. Die öffentlichen Gebete, die von einem Stamm oder Nation gethan werden, sind mit Tänzen nach dem Klang der Instrumente begleitet, und werden mit entsetzlichem Geschrey ausgesprochen. Diese Tänze werden bey den Affran durch oftmaliges Niederknien unterstützt.

Ihr Anliegen, das sie in ihren Gebeten, auch wohl auf den Knien, Gott vortragen, bezieht sich nur auf den Körper, auf Gesundheit, gutes Wetter, reiche Ernte, Sieg über ihre Feinde, u. d. g. Bey anhaltender trockener Zeit versamen sich die Wawu

in einem traurigen Aufzug, indem sie sich Blätter um den Kopf und den Leib binden, vor dem Schambuhaus, in welchem ein Tiger als Gott verehrt wird. Mit Heulen und Wehklagen stellen sie ihre Noth vor, und bitten, daß er regnen lasse, weil sie sonst alle Hungers sterben müßten. Bey den Lango wird bey ähnlichem Vorfall ein Opfer von Kindern gebracht. Wenn dasselbe mit den gewöhnlichen Ceremonien vollendet ist; so heißt der Priester, der zugleich ein Zauberer ist, das Volk nach Hause eilen, um nicht vom Regen überfallen zu werden. Bey den Kramantingern gehen die Weiber in Procession zu ihrem Priester, den sie Ubum nennen, bringen ihm allerley Früchte, und bitten ihn, Regen zu verschaffen. Die Watje bitten den Neumond, daß er ihnen Kraft zur Arbeit geben wolle, und die Aminumüthen ihrem Gott auch zu, daß er ihre Schulden bezahlen solle.

Den wichtigern Theil ihres Gottesdienstes machen die Opfer aus, die an heiligen Stätten durch geweihte Personen verrichtet werden. Heilige Stätten sind solche, wo eine ihrer Gottheiten sichtbar oder unsichtbar wohnet; besondere Gebäude oder Hütten, anmuthige Hügel, Bäume, die wegen ihres Alters, Höhe und Stärke ein vorzügliches Ansehen haben. Sie haben auch heilige Haine, die der Aufenthalt einer Gottheit sind, in welche, ausser den Priestern, kein Neger sich untersteht hineinzugehen. Obbemeldeter Christian Protten sah bey Rio Junco an der Seite eines Dorfs ein Gebüsch, vor dessen Eingang ein Vorhang von Matten hing. Er hatte Lust hineinzugehen, und ließ sich durch die Neger, welche ihn

in baten, es nicht zu thun, weil ein grosser Geist arinn wohnte, der alle, auf die er ungnädig wäre, tödten könnte, nicht abhalten, und fand die anmuthigsten Plätze in demselben, welche er hernach öfters besuchte. So sagen die Akripon, daß ihr Gott Kinzu in der Höhle eines Felsen, der im Busche liegt, eine Wohnung habe. Die Ibo haben bey ihren Dörfern steinerne Altäre, auf welchen sie ihre Opfer errichten. Nie wird ein Neger vor einem solchen heiligen Orte vorbegehen, ohne zu beten, oder auf eine andere Weise seine Ehrerbietung für die da wohnende Gottheit an den Tag zu legen; sollte es auch nur dadurch geschehen, daß er z. E. auf einen heiligen Hügel einen Stein oder Zweig legt.

Die Priester und Priesterinnen sind die heiligsten Personen, von welchen der Gottesdienst der Neger abhängt, und die nach ihrer Meinung einen verzeuhrlichen Umgang mit den Göttern haben, welche ihnen ihren Willen offenbaren. Nur sie verstehen, womit der Zorn der Gottheit besänftiget werden könne. Ihnen kommt es zu, den Göttern die Opfer darzubringen, und zwischen ihnen und dem Volke die Vermittler zu seyn. Sie bringen die Fragen des Volks an die Götter, und diese antworten durch ihren Mund. Man wird sich also nicht wundern, daß sie bey dem Volk in der größten Hochachtung stehen, und über dasselbe eine fast uneingeschränkte Herrschaft ausüben. Kein Neger wird die Verordnung des Priesters übertreten. Noch nach dem Tode muß der Priester, durch Verrichtung heiliger Ceremonien bey der Beerdigung des Körpers, der Seele behülflich seyn, daß sie zu Gott kommen kan. Denn er nur

versteht, den bösen Geist abzuhalten, daß er die Seele nicht in seine Gewalt bekömt.

Diese Priester heissen bey den Umina Sofo, bey den Karabari Bliabefa, bey den Kramanti Udum u. s. w. Bey den Ibo werden sie aus einer Art Menschen genommen, die sie lebendige Opfer nennen. Dieselben leben ledig, und ohne Eigenthum auf andrer Unkosten, und haben die Freyheit, von andern alles das zu nehmen, was sie nöthig haben, und niemand ist ihnen dabey hinderlich. Sie lassen, wie die Nasiräer bey den Juden, ihre Haare wachsen, und der Gebrauch des Scheermessers ist ihnen verboten. Bey den Fida verwaltet eine Negerin das Priesterthum bey der grossen Schlange Daboy. Sie ist zum Unterschied von allen andern sehr künstlich am ganzen Leibe gezeichnet, und steht wegen ihrer Heiligkeit in einer allgemeinen grossen Hochachtung. Jährlich werden einige junge Mägden gewaltsam genommen, die sie künstlich zeichnet, in den Religionsgesängen und Tänzen unterrichtet, sie gewissermassen mit der grossen Schlange verheirathet, und zu ihren Priesterinnen weiht. Bey den Kassenti ist das Priesterthum erblich, und der Sohn folget darinn dem Vater nach. Eben dieses ist auch bey den Kramanti gewöhnlich; nur hat unter den mehrern Söhnen des Udum derjenige den Vorzug, welcher das Herz hat, seinem verstorbenen Vater gewisse Körner, die ihm in den Mund gesteckt worden, und darüber er mit vieler Stärke und gräßlichem Geschrey halten soll, aus den Zähnen zu reissen, und sie unmittelbar in seinen Mund zu stecken. Sonst wird ein Priester und Fetisfeniacher durch allerley alberne Ceremonien bey einer Mahl-

Mahlzeit eingeweiht, und ihm zum Zeichen seines neuen Standes eine Schnur mit Gangunga oder geweihten Sachen um den Hals gehängt.

Die Opfer der Neger bestehen in Ochsen, Kühen, Schafen, Ziegen, Hühnern, Palmöl, Brantwein, Jams &c. Auch Menschen werden bey einigen Nationen geopfert. Bey fröhlichen Veranlassungen opfern sie weiße, bey traurigen schwarze Thiere. Die Opfer geschehen theils zu gesetzten Zeiten, theils gelegentlich. Die Absicht dabey ist, sich die Gunst der Gottheit zu erwerben, Hülfe in Krankheiten oder bey ihren Kriegen, und Regen in dürrender Zeit zu erhalten; oder ihre Dankbarkeit für empfangene Wohlthaten zu bezeigen. Auch für die Verstorbenen werden Opfer gebracht. Ein Iboneger machte mir von den bey einer Nation gewöhnlichen Opfern folgende Beschreibung. Wenn einer sehr krank ist, sagte er, oder glaubt, daß Gott mit ihm unzufrieden sey; so fragt er den Priester um Rath, was dabey zu thun sey. Der glaubet für nöthig, daß ein Kalb, Bock, Schaf oder Huhn, oder, wie bey den Mokka, ein Bulle für einen kranken Mann, und eine Kuh für eine Frau geopfert werde. Wenn das Opferthier zum Altar geführt worden; so schneidet ihm der Priester den Hals ab, und läßt das Blut an den Fuß des Altars fließen. Dann werden ihm die Haare abgesengt, und die Eingeweide tief in die Erde vergraben, damit sich kein Raubthier daran vergreifen möge. Etwas von dem Fleisch des Opferthieres wird auf dem Altar verbrant; das übrige zugerichtet, und von der Opfergesellschaft verzehret. Der Priester begleitet die Handlung mit einem Gebet. Ein Opfer, durch welches die Schwarz-

zen bey Cap Monte den Gott eines Flusses ver-
 sbhten, in welchem drey Europäer ertrunken waren,
 wird in dem Tagebuch eines unserer Brüder folgen-
 dermassen beschrieben. „Die schwarzen Priester,
 heißt es, die mit weissen Pagnes oder Gürteln, und
 grünen Kränzen um den Hals geziert waren, gingen
 in Begleitung des Königs und eines zahlreichen Ge-
 folges nach dem Strome, in welchen ein Priester mit
 einem schwarzen Ziegenbock, in Begleitung etlicher
 alten Männer, bis an die Knie hineinging. Dann
 hob er den Sühnbock in die Höhe, zeigte ihn allen
 Anwesenden, redete dabey etwas weniges, und die
 Alten, die bey ihm waren, rührten das Opferthier
 an, indem sie einige Worte aussprachen. Dann
 schnitt ihm der Priester die Kehle ab, und ließ das
 Blut in den Strom fließen. Nachdem sich der
 Bock verblutet hatte, wurde er am Lande zuge-
 richtet, und unter heiligen Ceremonien verzehrt. End-
 lich wurde noch etwas Brantwein zum Opfer in
 den Strom gegossen.„ Eben der Verfasser die-
 ses Tagebuchs sahe bey dem Flusse Junco einem
 andern Opfer zu, das vor der Thür eines Hauses
 verrichtet wurde. Ehe der Bock von dem Priester
 geschlachtet wurde, legten alle gegenwärtige Neger
 die Hand auf denselben; worauf sie alle mit dem
 Opferblut, das mit Palmöl und etwas Salz vermisch
 war, an der Stirne und Brust bestrichen wurden.

Wenn die junge Mannschaft der Tembu zu Felde
 zieht; so suchen die Alten, die zu Hause bleiben, ih-
 nen den Schutz und den Beystand ihrer Gottheit ode
 des Zioo (S. 320.) durch Gebete und Opfer zu er-
 langen. Sie fallen vor dem Zioo auf die Knie, opfer
 ih

ihm Schafe und Hühner, schütten das Blut und die Eingeweide vor ihm hin; das Fleisch aber richten sie zu einer Mahlzeit für sich zu. Wird die Absicht des Opfers nicht erhalten, und der Feldzug läuft unglücklich ab, so fällt die Schuld nicht auf den Zivo; an seinem guten Willen zu helfen wird nicht gezweifelt: er hat nur gegen den stärkern Gott der Feinde diesmal nichts ausrichten können. Um Regen zu erhalten, opfern die Amina viele Schafe und Hühner, und bitten den Tankombum, daß er den Regen so reichlich vom Himmel herabfließen lasse, als sie vor ihm Blut vergießen. Für die Kranken wird viel geopfert, und den Priestern viele Geschenke gemacht, daß sie ihnen zur Gesundheit wieder behülflich seyn sollen. Stirbt der Kranke dem ohngeachtet, so findet der Priester die Ursach darinn, daß Gott die Seele nehmen wolte; wogegen keine Geschenke was hülfen. Diese thäten nur alsdann ihre Wirkung, wenn in Berg, ein Brunn, oder ein Wasser einen Menschen tödten wolte. Wird er aber gesund, so richtet seine Freundschaft ein grosses Mahl an, und opfert zur Dankbarkeit weisse Schafe und Hühner. Bey den Ibo wird auch für eine Wöchnerin, wenn ihre sechs Wochen zu Ende sind, in welchen sie für unheim gehalten, und nur von ihren nächsten Anverwandten besucht wird, vom Priester ein Opfer gebracht. Leberdis bringt sie zu ihrer Reinigung ein paar Hühner, wäscht sich in fließendem Wasser, und gibt alsdann den Hühnern ihre Freyheit, nachdem sie sich mit denselben auf den Bauch und die Schultern geschlagen hat. Selbst die Todten werden nicht ohne Opfer beeraben. Ein weisses Huhn wird, ehe der Todte zu Gra-

Grabe kömt, von dem Priester geschlachtet, und die Baare, worauf der Todte liegt, mit dessen Blute betropft. Dieser Gebrauch ist bey der Nation der Kassenti eingeführt. Eben dieselben opfern der Gottheit ein zahmes Thier, wenn sie ihr Land bestellen, und geloben dabey noch eines dergleichen, wenn Gott ihre Gewächse segnen würde. Menschenopfer sind zwar unter den Negern was seltenes; aber nicht völlig ungewöhnlich. In Altkalabar wurde für die Genesung des Königs ein zehn Monat altes Kind mit einem lebendigen Hahn an einem Baum aufgehängt, wie Herr Seelgrave als ein Augenzeuge berichtet. So hat der König von Dahomee seinem Gott aus Dankbarkeit für die ihm geschenkten Siege viertausend gefangene Fidaer opfern, und ihnen die Köpfe abschlagen lassen, die auf einen Haufen zusammengeschüttet wurden.

Bei dem jährlichen Erntefest, welches fast alle guineische Nationen feyern, werden der Gottheit feyerliche Dankopfer gebracht. Es sind diese Feste Freudentage, welche die Neger mit Mahlzeiten und Tänzen zubringen, und dabey ihre Erkentlichkeit gegen ihre Gottheiten dadurch an den Tag legen, daß sie einen Theil ihrer zubereiteten Speisen vor ihnen ausschütten und ihnen opfern. Auch von allem, was sie ernten, geben sie ihren Göttern etwas aus Dankbarkeit zurück. Die Karabari haben noch die besondere Gewohnheit an solchen Festtagen, daß sie den alten bösen Geist aus ihren Dörfern ausjagen, ehe sie ihre Erntemahlzeit halten. Die Watje versamlen sich am Erntefest auf einer lustigen Ebene, wo sie unter der Anführung eines Priesters Gott drey mal auf den Knien

Knie für die gute Ernte danken, und ihn um fernern Segen bitten. Beym Aufstehen bezeigt das ganze Volk seine Dankbarkeit gegen Gott, und seine Freude mit Händeklopfen. Nach dem Gottesdienst folgt eine fröhliche Mahlzeit, dazu jede Familie weiße Schafe und Hühner schlachtet und zubereitet.

Zu den jährlichen Festen gehört auch die Wallfahrt der Nation der Fida zu der grossen Schlange. Das vor dem Schlangenhause versamlete Volk betet alsdann, auf dem Angesichte liegend, diese vermeinte Gottheit an, ohne sie sehen zu dürfen. Diese Gnade hat, ausser den Priestern, nur der Kduig einmal. Eben so halten die Wawu einen jährlichen Gottesdienst einem Tiger zu Ehren, den sie für einen Gott halten, und den eine Priesterin bedient. Sie beten ihn alsdann nicht nur feyerlich an, sondern bringen ihm allerley Opfer an Mayz, Hühnern, Schafen und dergleichen. Dieselben werden erst dem Tiger, er bey dieser Feyerlichkeit mit allerley Schambu der Fetissen behängt ist, vorgesetzt, und was er übrig läßt, kömt dem Volke zu gut, welches daraus eine Opfermahlzeit bereitet, die mit Tänzen und andern Lustbarkeiten begleitet wird. Jährlich feyert auch ein Schwarzer den Tag mit einem Opfer, an welchem er zum erstenmal das Blut eines Menschen ergossen hat.

Die Umina feyern wöchentlich den Wochentag, in dem sie geboren sind. In den gottesdienstlichen lebungen, mit welchen die Soppo den ganzen siebenten Monat begehen, sind Spuren zu merken, daß christliche Missionarien unter ihnen gewesen sind. Daß sie an jedem Tage dieses Monats bis zum Untergang
der

der Sonne fasten, und alle Arbeit aussetzen; daß ein Priester dem versammelten Volke aus einem Buche liest, und dasselbe zum Glauben an Gott, der ihnen alles Gute gibt, und zum Gehorsam gegen sein Wort ermahnt; daß er mit dem Volke auf die Knie fällt und betet, und daß sie unter dem Gebet dreyimal mit der Stirne die Erde berühren, und nach demselben sich dreyimal mit dem Kreuz bezeichnen, sind, wie mich dünkt, solche Merkmale. So ist die Taufe, welche unter einem Theil der Watje eingeführt ist, eine Nachahmung der christlichen. Erwachsene Kinder werden von den Priestern dreyimal mit Wasser, das mit Salz in einem Calbasch vermengt worden, übergossen; dabey wird über sie gebetet, und ihnen ein Name gegeben, der allemal mit dem Namen des Wochentages, an welchem die Taufe verrichtet wird, einerley ist. So wird am Sonntag ein Knabe Guaschi, ein Mägdchen Guaschiba u. s. w. genennt.

Ueberhaupt steht es in der Macht der Priester, der Nation oder einzelnen Personen willkührliche gottesdienstliche Uebungen vorzuschreiben, welche sodann pünktlich beobachtet werden; denn der Priester droht dem Uebertreter seiner Verordnungen mit der unfehlbaren Todesstrafe. So befehlen sie diesen und jenen einzelnen Personen oder Familien, gewisse Tage zu feyern, und an denselben den Göttern Opfer von Thieren oder von Früchten der Erde zu bringen. Sie verbieten auch diese und jene Speisen. So dürfen einige Neger keine Hühner, andere keine Ziegen, andre nur geräuchertes Fleisch essen. Wenn sie unwissend dergleichen gegessen haben, und sie werde es inne; so erschrecken sie darüber, als über eine

Tot

Todsünde. Daher einige aus übertriebenem Aberglauben sich des Fleischessens ganz enthalten, um dergleichen Sünden desto sicherer zu vermeiden.

Bei Krankheiten, bei Feldzügen und andern wichtigen Angelegenheiten wollen die Neger durch eine göttliche Antwort von dem Erfolge zum voraus versichert seyn. In dergleichen Fällen bringen die Amisra den Priestern ein ganz weisses oder ein ganz schwarzes Schaf, welches dieser opfert, und dessen Blut über ein grosses Gefäß sprengt; worauf er die Antwort auf die ihm vorgelegte Frage ertheilt. Wird ein Fidaneger krank; so läßt er durch den Priester die Schlange fragen, ob seine Krankheit von Zauber oder von Gott herkomme. Bei der Antwort, die er erhält, wird ihm zugleich ein Mittel angewiesen, durch dessen Gebrauch er genesen würde. Ist aber die Krankheit zum Tode; so bekommt er die traurige Nachricht, daß ihm alle mögliche Mittel nicht helfen können. In diesem Falle nimmt der Priester oder die Priesterin für ihre Bemühung keine Bezahlung an, welche sonst in allen andern Fällen gefordert wird. Auch ungefragt soll die grosse Schlange ihrer Priesterin einen bevorstehenden Krieg offenbaren; die sie nicht ermangelt, dem Könige davon Nachricht zu geben. Sie nennt ihm den Namen des feindlichen Volks; sie bestimmt die Zeit seines Einfalls und den glücklichen oder unglücklichen Ausgang der Sache. Im letztern Falle gibt sie ihm den guten Rath, sich durch eine baldige Flucht zu retten. So läßt sie auch dem König die Zeit voraus wissen, wenn Schiffe ankommen werden. Auch Theurung und Mißwachs verordnen die Priester voraus, als eine Wirkung des Jorns

Zorns der Götter, die sich aber durch Geschenke und Opfer wieder besänftigen lassen. Nichts ist so verborgen, das die Priester nicht vorgeben zu wissen; selbst das Schicksal jeder Seele nach dem Tode ist ihnen bekant, und von ihnen kan man erfahren, ob sie zu Gott gekommen ist, oder zum bösen Geist.

Sie sind auch die Aerzte der Schwarzen. Die Begriffe, welche die Schwarzen von den Ursachen der Krankheiten haben, sind sehr verschieden. Die Waij halten sie für böse Geister, die sie Dobbo nennen. Wenn diese sehr häufig werden; so erbitten sie sich von ihrem göttlichen Gattunbaum die Erlaubniß, sie zu verjagen. Darauf wird dann eine Jagd gegen dieselben angesetzt, und man hört nicht eher auf sie mit gewafneter Hand und großem Geschrey zu verfolgen, als bis sie über die Grenzen gejagt sind. Es ist diese Verjagung der Krankheitsgeister bey mehreren guineischen Nationen gewöhnlich, und durchgängig glauben sie, daß viele Krankheiten durch Bezauberung entstehen; so wie andere durch Gottes Schickung. Die Priester der Akkan haben eine ganz verschiedene Theorie von den Krankheiten. Sie halten sie für eine Wirkung des Mißverständnisses zwischen Geist und Seele. Solange diese in Friede und Eintracht, wie ein paar Eheleute, mit einander leben, so ist der Mensch, ihrer Meinung nach, gesund; wenn unreinigt sich aber eins von beiden, so wird die Harmonie gestört: der reine Theil will sich von dem unreinen trennen; woraus innerliche Unruhe und Krankheiten des Leibes entstehen. Der Priester, als Arzt, rügt also vor allen Dingen das Gewissen seines Patienten, um die Versündigung zu erfahren, wodurch

sich die Krankheit zugezogen hat. Ist diese offen-
herzig gebeichtet; so nimmt der Priester die Cur vor.
erst wird die Ursach der Krankheit gehoben, indem
er den verunreinigten Theil Opfer gebracht und Ge-
bete gethan oder erfüllt werden; wodurch die Ein-
sicht zwischen Geist und Seele wieder hergestellt wird.
Die Anweisung, wie dieses geschehen müsse, läßt sich
vom Priester von seiner Gottheit geben. Alsdann
wird erst die Heilung des siechen Körpers vorgenom-
men, welche durch Baden, Salben und den inner-
lichen Gebrauch von Arzneymitteln versucht wird.

Daß diese Mittel in der Regenzeit, in welcher die
meisten Krankheiten aus einer schlechten Diät entste-
hen, wenig helfen, das ist keine Folge von der Uner-
fahrenheit der Aerzte, sondern, wie sie sagen, von
der Abwesenheit der Götter, welche just in dieser ge-
wöhnlichen Zeit an dem Hofe des obersten Gottes erschei-
nen müssen. Folglich können die Priester sich bey
ihnen nicht Rath's erhalten, und ohne ihre Anweisung
nichts fruchtbarliches ausrichten. Während die-
ser Abwesenheit der Schutzgötter, welche sechs Wochen
dauert, wird die heilige Trommel nicht gerührt,
keine Hochzeit gehalten, und die Verstorbenen werden
ohne Klang und Gesang, und ohne laut beweint zu
werden, beigesetzt. Bey den Fida wenden sich die
Kranken in ihren Krankheiten bey den kleinen Schlan-
gen oder Hausgöttern keine Hülfe erhalten haben, zu
großen. Diese läßt ihnen durch die Priesterin
die Arzney anzeigen, oder gibt ihnen auch wol-
len Verweis, daß sie die kleinen Götter nicht genug
ehrt oder gar betrogen haben. Und um sich ihre
Hülfe wieder zu erwerben, gibt sie ihnen den Rath,

Sabritten, Hühner, und dergleichen vor ihnen opfern, eine Mahlzeit ihnen zu Ehren anzustellen und eine Gesellschaft dazu einzuladen. Dabey solte sie singen, spielen, tanzen und sich lustig machen. Auf die Weise würden die kleinen Götter ihnen günstig werden und sie gesund machen. Wenn die Mosen nach der Anweisung ihrer Priester für einen Kranken ein Opfer gebracht haben; so lassen sie einen Theil des Opferfleisches für die Vögel liegen, und urtheilen von dem Aufkommen oder dem Tode des Patienten nach dem Verhalten der Vögel gegen jene Speise. Von dem Opferblute wird auf die Arzneymittel gesprengt, die der Kranke einnehmen muß.

Bei den Akripon holt der Priester von dem heiligen Wasser, welches aus der Felsenhöhle fließt, in dem Rinne ihr Gott Kinku wohnet, und gibt es dem Patienten, der sich damit gesund waschen soll. Ein Kassenti opfern für einen Kranken ein Huhn bey einem heiligen Baum, den sie kniend anbeten, und gießen darauf einen Brey von Mayzmehl vor dem Baum aus, wovon sie etwas zurück nehmen, und den Kranken damit bestreichen.

Von den Bliabefa, den Priestern der Karak und der Sokko, muß ich anmerken, daß sie dem Volk einigen Unterricht von Gott und dem Geben geben. Die Neger kommen deswegen einzeln oder in Gesellschaften zu ihnen; da sie dann selbst mit ihnen auf den Knien beten, daß sie Gott, den sie Tschuk nennen, vor Krieg, Gefangenschaft und dergleichen bewahren wolle. Es wird an diesen Priestern gehalten, daß sie ihre Sklaven gelinde behandeln, und ihnen wöchentlich zwey Tage zu ihren eigenen Geschäften gelassen.

leben. Einige Priester sind zugleich Zauberer; sonst
ber sind bey verschiedenen Nationen, z. E. bey den
Sokko und Watje, diese von jenen verschieden.

Es ist fast keine guineische Nation, welche nicht die
Unsterblichkeit der Seele glaubte; mit der Ueberzeugung,
daß sie nach der Trennung vom Leibe fortfahre zu
leben, gewisse Bedürfnisse habe, Handlungen ausübe,
und überhaupt des Genusses der Glückseligkeit oder
des Elendes fähig sey. Doch ist nicht zu leugnen,
daß es unter den Fida, Watje, Wawu und vielleicht
nach andern Nationen, solche gibt, die zwischen dem
Tode des Menschen und des Viehes keinen Unterschied
kennen, und daher nie an den Zustand denken, in
welchem sie sich nach dem Tode befinden werden. Die
Lima benennen die Seele und den Schatten mit
verschiednen Namen; und die aus der Watjenation sag-
ten mir auch, daß sie die Seele für etwas so feines
ansahen, wie der Schatten ist.

Fast durchgängig glauben die Neger, daß die See-
len der guten Menschen nach der Trennung vom Kör-
per zu Gott kommen; die bösen aber zum bösen
Geist. Daher brauchen sie von dem Tode der ersten
die Redensart, Gott habe ihre Seele genommen.
Die Loango stellen sich den Ort der Seligen da vor,
wo Sambianpungo (Gott) wohnt, die Hölle aber
oben in der Luft; welche sich hingegen andere tief in
der Erde gedenken. Von denen Seelen, die zum bö-
sen Geist kommen, glauben sie, daß sie Gespenster
werden und wieder erscheinen, und weil sie ihre Nei-
gung Böses zu thun behalten, diejenigen im Schlafe
schlagen, denen sie nicht gut sind; übrigens aber in der
Luft herumflattern, und im Busche Lärm und Ge-
räusch

räusch machen. Wenn also einer am dritten Tage nach seinem Tode wieder erscheint; so sey es ein Beweis, daß er nicht zu Gott gekommen sey. Die Leiche eines solchen Negers, dem vielleicht eine boshafte alte Nachbarin nachsagt, daß sie seinen Geist gesehen habe, wird bey den Amina nicht ehrlich begraben. Die Neger stellen sich auch vor, daß auch die guten Seelen oft Noth haben, bey dem bösen Geiste vorbey bis zu Gott hin zu kommen; weil dieser boshafte Geist sie in seine Gewalt zu bringen sucht. Daher kommt die Gewohnheit der Amina, daß sich die Ueberlebenden, wie vorhin angemerkt worden, mit dem Didi abfinden. Nach der Aussage der Moko machen sie sich von den Ansprüchen des bösen Geistes dadurch los, daß sie ihm durch die Zeichen, die sie auf ihrem Leibe haben, beweisen, daß sie Gott angehören; wogegen jener nichts soll einwenden können. Nach der Meinung der Ibo wird jede Seele von zwey Geistern, einem guten und einem bösen, auf dem Wege nach ihrem bestimmten Orte begleitet, und hat eine gefährliche Stelle, eine Wand, wodurch der Weg abgeschnitten wird, zu passiren. Einer frommen Seele hilft der gute Geist bey derselben glücklich vorbey; da hingegen eine böse sich den Kopf daran zerstößt. Nachher öfnen sich erst zwey Wege; ein schmaler, auf welchem die bessere Seele von ihrem wohlthätigen Führer zu Gott, und ein breiter, auf dem die böse Seele, unter Anführung des feindseligen Geistes, an einen finstern Ort geleitet wird.

Die Vorstellungen, welche sich diese Unwissenden selbst von dem Zustande der Seligen machen, sind ihren übrigen Begriffen sehr ähnlich. Ihr Betragen gegen die

Die Abgeschiedenen gibt zu erkennen, daß sie sich den Zustand derselben wenig unterschieden von diesem Leben denken, und sie eben der Bedürfnisse, welche sie hier gehabt, benöthigt zu seyn glauben. Daher legen sie nicht nur eine Zeitlang Speisen auf ihre Gräber; sondern geben ihnen auch ihre Weiber, Beziele und Sklaven in jene Welt mit.

Der Lehre von der Wanderung der Seele aus einem Körper in den andern, geben die Karabari und mehrere schwarze Völker Beyfall, und glauben, daß die Seele eines Verstorbenen in demjenigen Kinde wieder auflebe, welches zunächst nach seinem Tode geboren wird. Daß einige den Uebergang einer Menschenseele in einen Vogel, Fisch oder anderes Thier glauben, daran lassen mich die Aussagen der Neger nicht zweifeln. Diese Meinung von der Seelenwanderung hat bey manchen Negern eine sehr schädliche Wirkung. Denn ihnen die Sklaverey in Westindien zu schwer wird; so bringen sie sich selbst ums Leben, in der irren Zuversicht, daß ihre Seele nach ihrem Vaterlande wandern, und da in einem Kinde wieder aufleben werde. Einige bilden sich gar ein, sie würden in Guinea leibhaftig wieder auferstehen. Von diesem Vorzuge, einen zweyten glücklichen Lebenslauf in einem fremden Körper anzufangen, schliessen sie die Mörder und dergleichen Verbrecher aus. Abarre (so nennen sie den bösen Geist) läßt ihnen dieses nicht zu; wenig als er sie zu Gott kommen läßt. Zur Strafe wackern sie als Gespenster herum, und aus Neigung quälten sie die Menschen durch schreckhafte Erscheinungen.

Zum Schluß verdient die Religion der Sula, wegen ihrer besondern Mischung, hier noch eine Stelle.

Sie verehren nur den einigen Gott, den Allah, und beten täglich drey mal, auf den Knien liegend zu ihm, nehmlich bey dem Auf- und Untergang der Sonne, und wenn sie ihre größte Höhe erreicht hat, wobey sie sich gewöhnlich der Formel bedienen: *Sat leila hillila hamadan surula*, das ist: O Herr Gott, hilf uns. Ihre Priester, welche aus der Nation sind, machen ein Collegium aus, das von einem obersten Priester abhängt; und ihr Amt ist nicht nur täglich den Gottesdienst zu verrichten, sondern auch Schule zu halten. Zu den gottesdienstlichen Handlungen gehört die Taufe, Trauung, Lehre, Gebet. Bey der Taufe fährt der Priester mit der nassen Hand dem Kinde über das Gesicht, legt sie alsdann auf dessen Kopf, spricht einen Segen über dasselbe aus, und gibt ihm einen Namen. Diese Taufe wird für so wichtig von ihnen gehalten, daß kein Ungetaufter Erlaubniß hat, dem öffentlichen Gottesdienst beizuwohnen, und keiner eine Ungetaufte herathen darf. Sie haben weit richtigere Begriffe von der Ehe, als die Neger; sie verabscheuen die Polygamie, und ihre Ehe wird allemal durch priesterliche Trauung vollzogen. Wenn der Priester die Hände der Verlobten vereinigt, macht er es ihnen zu Pflicht, sich nicht eher von einander zu scheiden, als bis sie der Tod trennt. Es ist wol als ein Zeichen der Ehrerbietigkeit für den öffentlichen Gottesdienst anzusehen, daß jeder erst sein goldenes Geschmeide ablegt, ehe er sich bey demselben einfindet. Der ganze Monat December wird als ein beständiges Fest gefeiert, da die gewöhnliche Arbeit unterlassen, und die meiste Zeit zum Gebet angewendet wird. Beym Gottesdien

dienst bedient sich der Priester eines Buchs, aus welchem er die ganze Liturgie liest. Dieses Buch wird aber noch zu mehreren Absichten gebraucht. Der Priester weiß daraus die Fruchtbarkeit des Jahrs, das Wetter auf den nächsten Tag, und dergleichen voraus zu sagen. Bey diesem heiligen Buche werden auch die Eide abgelegt, indem der Schwörende beide Hände auf dasselbe leget. Sie glauben, daß derjenige nicht ungestraft bleibe, der einen falschen Eid schwöret. Auch in der Schule bedienen sich die Priester dieses Buches. Die Jugend wird von ihnen im Lesen und Schreiben unterrichtet, und alle Schüler sind mit Büchern versehen, welche ihnen von den Naar (S. 274.) nebst andern Waaren verhandelt werden. Für die Getauften und die, so an den einigen Gott glauben, haben sie eingezäunte Begräbnißplätze, auf welchen kein Ungetaufter, kein Ungläubiger, oder der etwa zur Strafe für einen Meineid gestorben ist, begraben wird. Nur die Seelen der Getauften kommen nach dem Tode an einen seligen Ort.

In diesem kurzen Begriff, den mir ein Sula von der Religion seines Volks machte, sind deutliche Spuren der christlichen zu erkennen; aber wie sie dazu gekommen sind, davon bin ich nicht im Stande, einige Nachricht zu geben.

Zu einiger Einsicht in die Verschiedenheit der Sprachen der Negernationen will ich noch anführen, wie sie einige Zahlen und Hauptwörter in ihrer Mundart ausdrücken; *) und die Uebersetzung eines biblischen Spruchs beyfügen, den ich ihnen vorsagte.

N 4

Der

*) Siehe die beygefügte Tabelle. S. 346.

Der biblische Spruch, den ich jede Nation in ihre guineische Sprache übersetzen ließ, war: Christus hat uns geliebet, und gewaschen von den Sünden mit seinem Blut. Bey den mehresten fand es so viel Schwierigkeiten, als ich mir nicht vorgestellt hatte. Ich habe mit vielen eine Stunde über den wenigen Worten zugebracht; und wenn ich mich von der Richtigkeit der Uebersetzung versichern wollte, fand ich doch bisweilen am Ende, daß sie den Sinn verfehlt hatten. Manche hatten auch in ihrer Sprache kein Wort, das Sünde bedeutet: denen ich Unreinigkeit, böse, schlechte Sachen dafür zu setzen, vorschlug. Ich führe also blos diejenigen Uebersetzungen an, die ich nach möglichst gründlicher Untersuchung richtig befunden habe.

Die unvollständige Uebersetzung des angeführten Spruchs ist in der Sprache der Jalunkan: Christus ibenkola mokellutjeele, welches heißt: Christus hat mich gewaschen mit seinem Blut; und in der Sprache der Kanga: Christus oddibem onjummo degoy: Christus hat mich gewaschen mit seinem Blut von Unreinigkeit.

Die vollständige Uebersetzung desselben in der Sprache der Sien ist: Christus andoinge, affan nitjru ensera; Christus liebt mich; er hat mich mit seinem Blut gewaschen.

In der aminaischen: Christus pemi, oguar rimi, otomikau niboja: Christus hat mich lieb, hat mich gewaschen, meine Schuld bezahlt mit seinem Blut.

In der affimischen: Christus pemi papa, semmi guquerri wuadibonni bodjaa: Christus hat

hat mich lieb, er hat mich gewaschen von schlechten Dingen mit Blut.

Bey den Akripon: Christus midoo, meloblemmi lobobubbaing ublemminflee: Christus liebt mich, er hat mich gewaschen von schlechten Dingen mit seinem Blut.

Bey den Tambi: Christus ensumi eduham umboo openabuh: Christus liebt mich, er hat mich gewaschen mit Blut von Sünden.

Bey den Tembu: Christus ullunama, owaschumaa negu naschuma: Christus hat uns lieb, hat uns gewaschen von Unreinigkeit mit seinem Blut.

In der Sprache der Kassenti: Christus tjauwigeem, ka undum mitjam duppan: Christus hat uns geliebet, und gewaschen mit Blut von Schuld.

Der Sokko: Christus minwoadjee, karmo-ee djurrimi markente: Christus liebet mich, hat mich gewaschen mit seinem Blut von der Sünde.

Der Papaa: Christus ijuwannam, elewunam ekrewoba noi emmehun: Christus liebt mich, er hat mich gewaschen von Unreinigkeit mit Blut.

In der wawuischen Sprache: Christus edike, nelainam dolleahuinam: Christus hat uns geliebet, er hat mich gewaschen mit seinem Blut. Anders: Christus esoaree, amboaree anjembo: Christus liebt mich, hat mich gewaschen mit Blut.

In der Karabarischen: Christus obiamamina, emwamehu hudji ensimee: Christus hat mich geliebet, er hat mich gewaschen von Unreinigkeit mit einem Blut.

Bei den Ibo: Oparra Tschukkoabiami ihan-
jeneme odiana, offananje otjerri ubarra: Der
Sohn Gottes hat uns geliebet, uns gewaschen mit
Blut.

In der mokkoischen Sprache: Christus mana-
feti, semmejeridem sidjaugo adji: Christus liebt
mich sehr, er hat mich gewaschen von der Sünde
mit seinem Blut.

Bei den Loango: Christus munto untiel,
minoa sukula umeenga massumu: Christus liebt
mich, er hat mich gewaschen mit seinem Blut von
der Sünde.

In der cambaischen: Christus wantie, najo-
bila makilla vi: indo: Christus hat mich lieb, er
hat mich gewaschen mit Blut von Unreinigkeit.

Endlich in der congoischen Sprache: Christus
ensolani, sukula nituam winu mengaman
Christus hat mich geliebt, hat meinen Leib gewaschen
von Unreinigkeit mit Blut. Menga heißt Blut,
und das angehängte man drückt mit aus.





Viertes Buch.

Erster Abschnitt.

Ursprung des Sklavenhandels in Guinea; und wie die Neger in die Sklaverey gerathen.

XXXX

Es ist wol unstreitig, daß die Portugiesen die ersten Europäer waren, welche, lange vor der Entdeckung von America, Neger aus Guinea als Sklaven in ihre Colonien wegführten. Nachdem der neue Welttheil von den Spaniern entdeckt und zum Theil erobert worden, so hatten nicht nur sie diese Sklaven zu den Goldminen und zum Ackerbau in ihren neuen Besitzungen nöthig; sondern es konten auch die Colonien anderer Europäer in diesen Gegenden ohne Hülfe der Negersklaven nicht bestehen. Die Spanier versuchten anfänglich, Indianer zu den schweren Arbeiten zu brauchen, ohne welche ihnen die eroberten Länder nichts werth waren, und die Engländer auf Barbados probirten es mit Europäern; aber sowol diese als jene erlagen in kurzer Zeit unter dieser Last, und starben häufig dahin. Von den africanischen Negern wußte man, daß sie die tauglichsten zu harten Arbeiten in
heiß-

heiffen Ländern wären (denn mit der Küfte von Guinea waren die Portugiefen feit 1452. bekant.) Da felbige des heiffesten Clima von Kindheit an gewohnt, und dabey größtentheils ftark und wohlgewachsen find; fo erachtete man fie zu dem Gebrauch, wozu die Europäer fie nöthig hatten, vor allen andern für tüchtig und bequem. Dadurch wurde der Negerhandel veranlaßt, zu dessen Behuf mehrere Befungen und Factoreyen von den Portugiefen, Franzosen, Engländern, Holländern und Dänen auf der Küfte von Guinea nach und nach angelegt worden find.

Die ersten Verfuche der Europäer, Neger mit Lift und Gewalt von der Küfte wegzunehmen, hatten schlimme Folgen; wodurch ihre Abficht auf immer hätte vereitelt werden können. Sie felbst sahen die Unmöglichteit ein, auf diesem Wege zum Ziel zu kommen, und fuchten daher auf die Weife, wie jede andre Waare erhandelt wird, Menschen zu kaufen. Sie fanden mit ihrem Ansuchen gar bald Eingang bey den Negern, und da fie ihnen diejenigen Waaren anboten, womit ihnen vorzüglich gedient war, fo führten diese ihren Schiffen oder Factoreyen Schaven in Menge zu, die fie gegen dergleichen Waaren vertauschten.

Man würde an diesem Handel wenig anzusehen haben, wenn die Neger nur ihre Kriegsgefangenen und todeswürdige Miffethäter verkauft hätten; beider Schicksal wäre dadurch gemildert worden, und es wäre immer menschlicher gewesen, seinen Gefangenen zum Schaven zu verkaufen, als ihn zu tödten. Aber da der Neger kein höheres Gesetz kennt, als seine wilden Neigungen; so wurde izt durch die Bezauberung

Die Zahlen

	I.	2.	3.	4.	5.	6.	7.	8.	9.	10.	11.	12.	13.	20.	30.	100.	1000.
heissen bey den																	
Sula:	go	dibi	tabdi	nei	djoi	djego	tjedidi	jenai	jadet	sappoi	sappoi go	sappoi bidi	sappoi tabdi				
Jalunkan:	keling	filla	saba	uani	lolu	worro	orwila	fagi	fononto	tan	taninkeling	taninfilla		moban			femite
Kanga:	aniandu	aniassou	anietan	anenje	aneamu					aniepun	poenodu	poniaffou	ponietan	anoro			
Gien:	do	fung	ta	nje	mu	medu	mesong	medda	menje	wo						fondo	fompree
Amina:	akkun	ennu	essa	auanni	anum	eschee	effun	auquee	akruu	edu	edubiakkun	edubiennu	edubieffa	eduennu	edueffa	ocha	
Akkim:	biakkung	uiennu	biansang	anann	num	mischiang	song	noaqui	onfonuung	edu	edubiakkung	edumiennu		adwennu	edueffang	oha	
Akripon:	ekoo	emmo	iffan	ne	unu	isheun	ischnoo	uquee	ebnoo	udu	idnefoo	iduenmo	iduißan			ollefa	akbee
Akfran:	eaku	eenjo	ette	eedje	ennumo	epa	paggu	paniu	nehung	jungma	jungma eaku	jungma eenjo		jungmeenjo	jungmette	oha	
Tambi:	faki	ennu	ette	ewe	enu	ekba	pagu	panjo	ne	njomma	njomma faki	njommi ennu		mimmingo		lafa	
Tembu:	kuddum	noalee	nodosoo	nonasaa	nonoaa	lodo	lubbe	litoso	kandilee	figuh	figuh naforro	figuh nanoalee		affugu		uenoa	
Kassenti:	obaa	illee	ittaa	iuna	immu	illoop	illelee	imeen	iwah	piek	piekuiobaa	piekuiillee		pillee			
Sokko:	kulle	felaq	sanaa	nani	duli	woro	oruala	fetti	fonundo	tang	tangkulle	tangfelaa		moaa	krummoatang	ulekulle	
Papaa:	depoo	auwi	ottong	enne	attong	attugo	atjuwe	attiatong	atjeenne	awo	awodepoo	awoanwi	awootong	auwawo	ottong = awo		
Watje:	de	ewee	etong	enne	attong	andee	anderee	enni	enjidee	owoo	werefai	wewewee	wetong			aega	api
Wawu:	depoo	awee	etong	eune	attong	a = isee	djau	tiatong	tienee	wo	wedepoo	wewee	we = etong				
Anders:	baba	banli	janna	tofla	guena	brong	jegra	khiboa	boafri	magro	tobno	donu					
Karabari:	otuh	abolam	attoo	abanua	abisee	abifih	abassa	abassatto	abitollu	abili	linotuh	linabolam	linattoo	okanno *)			
Jbo:	otuh	aboa	attoo	anoo	iffee	iffih, tsehi	assaa	assatto,	ittellite,	ili	linotuh	linaboa		og	nu, 31, nuotuh ic.		
								sattaa.	tegete.								
Mokko:	fiã	iba	itta	inan	ittin	itjhefee	ittiaba	itteiata	huschufi = et	bub	efunt	edib	elfitta	elfwub		elfiba	
Loango:	booffe	quari	tattu	ena	tanu	sambaan	sambueri	uane	iwaa	kumi				makumuo = eil	makumnotattu	kamua	
Camba:	moschi	foli	tattu	ja	tauu	saman	sambari	uane	wa	koni	sambuari	konifoli	komitattu	makumbimoli	makumbi matatte		
Mandongo:	omina	meere	metutu	mina	metaan	schiauno	entschewine	ennane	woa	kumi	kumma ouma	kumma meere					
Congo:	moschi	sole	sitattu	fiã	sittan	issamban	samboari	siuaau	siwoa	sikumi	sikumimoschi	sikumiesole	sikumietattu	makumasole	makumatattu	makummatau, makummatan: das ist, 2 mal 50, mit einem Wort: gamma. 200: gamma sole, u. s. w.	

*) Sie drücken auch 20 also aus, daß sie die Hände zweymal zusammenlegen, 30, daß sie sie dreymal zusammenlegen, u. s. f.

Die Wörter

	Gott	Himmel	Sonne	Mond	Mensch	Hand	Fuß	Kopf	Mann	Weib	Kind	Vater	Mutter
heissen bey den	Sula: Allah		Mange	Leogo	Netlo	Djungo	Koffengal	Horee	Gorko	Debo	Minge	Baba	Hamma
	Mandinga: Allah. Kanniba		Lille	Pandintee		Bulla						Ba	Jem
	Jalunpan: Margetangala	Margetangala	Lelle	Karree	Mogee	Ibolee	Ijtenge	Ikkunjee	Kai	Musee	Lebinge	Umfa	Na
	Kanga: Nesua	Nesua	Tiro	Tjo	Mjumbo	Nakoa	Nambo	Nandewu	Nebeju	Innoo	Omannaju	Mi	Ni
	Mangree: Fankombum	Lata	Lataa		Mia		Trippi	Tri	Lanin	Unwee	Pikkeninne	Unee	Pakkabel
	Gien: Grebo	Lam	Zinaa	Su	Me	Iffo	Mugee	Ungo	Unsoibe	Lung	No	Jndaa	Enne
	Amina: Fankombum	Fankombum	Eiwiaa	Dfferam	Djippa	Enfaa	Dnang	Uettirri	Obaini	Obbaa	Obovraa	Atja	Minna
	Affim: Fankombum	Fahinne	Uwia	Dfferanni	Nippa	Enfaa	Dnang	Metih	Obellima	Obia	Mobaa	Atja	Unaa
	Akripon: Kinku	Abuanfam	Du	Dfendi	Dffe	Obaa	Djabi	Nuntji	Unji	Dtjee	Mibi	Messee	Minji
	Okwa: Tschabee												
	Akfran: Niombo	Fankombum	Hun	Dublman	Biommo	Dinde	Mande	Ditju	Mu	Ju	Obi	Dtjee	Dnje
	Tambi: Tjembotjanwi	Giom	Pum	Horambi	Numero	Nindi	Mandi	Ji	Mjumu	Ju	Bju	Tschiah	Ma
	Tembu: So. Nabulku	So	Wis	Igodu	Traa	Niu	Mavorre	Kujnoo	Ibalu	Mo	Bu	Tja	D
	Kassenti: Uweentjanwi	Ktak	Uwin	Ungmar	Unwir	Juno	Itta	Dur	Dtja	Uppi	Tibik	Ubija	Dnaa
	Sokko: Ubarri. Danni.	Bandee	Lillee	Kalla	Manni	Blu.	Ei	Uffung	Kja	Muffu	Mabi	Ta	Ma
						Bulla							
	Papaa: Ma= und Gajiwodu	Ziwel	Betaga	Su=ede	Enme	Allo	Ufo	La	Messuhu	Djonnu	Bibee	Tai	Mai
	Watje: Sembay. Djanbenje		Ua		Ummee	Uchi	Ufo	La	Uzu	Jonnu	Birjee	Tai	Noye
	Gimoihn. Miasfu												
	Atja: Gajiwodu												
	Wawu: Gajiwodu. Barriabad	Barriabad	Jirri	Mone	See	Be	Ganu	Angorn	Gonee	Anna	Ulinee	Anti	Ambu
	Karabari: Tschukku. Tschukkuabamma	Elukwee	Anjam	Dmma	Mad	Alkaa	Dkuh	Iffi	Mammoku	Mangman	Mantakri	Na	Meam
	Ibo: Tschukko.	Tschukko.	A=un	Dngma	Made	Alka	Dkuh	Iffi	Mook.	Ma=i	Unju.	Jnaa.	Ne
		Tschukkowiam.	Anjau	Aloneh	Mad	Alkau	Hukko		Dikom.	Bei	Batta.	Nam.	Nem
		Tschukkuabiamay	Ellu						Dim		Woam	Unnam	
	Mokko: Abassi	Ibanju	Eju	Affiam	Uwo	Dnonuba	Ugod	Iboil	Iben	Ban	Ejenowo	Atteh	Kafomo
	Loango: Sambiampungo	Iru	Langoa	Gonda	Mond	Rogo	Kulu	Iu	Bakkara	Tjendo	Moanna	Latta	Mama
	Camba: Samb.	Julo	Lango	Gonda	Monami	Koko	Kolo	Motu	Olummi	Ukassi	Wane	Late	Mama
	Mandongo: Samb. Sambiampungo	Sambiampuugo	Attaschi	Ugonne	Mutte	Koko	Kulu	Motu	Najalaka	Dectu	Ma=ana	Saminatta	Engoami
	Congo: Sambiampuugo	Sullu	Langu	Gonde	Mundu	Kook	Malu	Dutu	Jakkela	Sentu	Moane	Latame	Goamee.

rung der europäischen Waaren, sonderlich des Brant-
 weins, fast jede menschliche und gesellschaftliche
 Pflicht unter den Negern aufgehoben, und jeder war
 nur darauf bedacht, Menschen in seine Gewalt zu
 bringen, um sie an die Europäer zu verhandeln.
 Ganze Nationen wurden von dieser Handlungssucht
 gleichsam angesteckt, und dieselbe wurde von da an
 zu einer Hauptveranlassung vielfältiger Kriege unter-
 nommen. Die Begierde, Menschen zu fangen, macht,
 daß eine Nation die andre auf die treulosste Weise
 überfällt; daß niemand weder in seinem Hause noch
 auf der Strasse sicher ist; daß kein Nachbar dem
 andern, ja mancher seinen nächsten Blutsfreunden
 nicht trauen kan. Nunmehr wurde es gewöhnlich,
 daß jeder Stärkere auf die Menschenjagd ausging, und
 in Busche oder an den Strassen auf Menschen lauerte,
 wie der Jäger auf Wild. Und da die schwarzen
 Despoten bey diesem Handel einen Zuwachs ihrer
 Einkünfte fanden; so authorisirten sie den Menschen-
 raub durch ihr eigenes Beyspiel. Das Elend dieser
 Völker, das vorhin schon durch ihre Unwissenheit,
 durch ihre Laster, durch die despotischen Regirungen,
 unter denen sie stehen, und durch öftere Kriege unter-
 nommen groß genug war, wurde durch dieses bisher
 unbekante Uebel unendlich vermehrt; aber die europäi-
 schen Handelsleute erreichten dabey ihren Zweck. Sie
 würden lange nicht genug Slaven bekommen haben,
 wenn ihnen nur die in einem nothwendigen Kriege
 gefangenen, oder strafwürdige Verbrecher, oder insöl-
 tende Schuldner wären verkauft worden; daher schien
 es ihnen Nutzen zu erfordern, daß sie jene ungerechte Mittel,
 Menschen zu Slaven zu machen, unterstützten: und
 nun

nun wird dieser Menschenhandel seit mehr als zweyhundert Jahren von verschiedenen Nationen, am stärksten von den Engländern getrieben. Die Dänen, welche zur Förderung desselben die zwey Festungen Christiansburg und Friedensburg auf der Goldküste angelegt haben, brauchen dazu jährlich wenigstens vier Schiffe, welche von Copenhagen nach dieser Küste geschickt werden, und von da Sklaven nach den dänischen Inseln in Westindien führen.

Aus den Nachrichten, welche mir viele Neger in Westindien von ihrem Schicksal gegeben haben, sehe ich, daß die meisten in einem offenbaren Kriege, oder in einem hinterlistigen Ueberfall gefangen, wenige Schulden wegen verkauft, und die wenigsten auf der Straffe geraubt worden waren. Unter den vielen und sehr verschiedenen Umständen, unter welchen die Neger in die Sklaverey versetzt worden, will ich nur einige wenige, die mir vor andern merkwürdig scheinen, hier anführen.

Der Mohr der Nation der Sula, dessen ich vorhin Meldung gethan habe, wurde zur Zeit des Friedens in einem nächtlichen Ueberfall der Sorua gefangen. Seine stracken Haare, daran man gleich erkennen konnte, daß er kein Neger war, machten ihn bey den Europäern unwerth; ein dänischer Capitän brachte ihn endlich nach St. Croix, wo er doch einen Käufer fand.

Ein Mandinganeger hatte seinen Sklavenstand einer Geldschuld seines Großvaters zuzuschreiben. Zur Versicherung derselben wurde er dem Gläubiger als ein Unterpfand übergeben, und sogleich verkauft, als die Bezahlung nach Ablauf des bestimmten

U. I. wie die Neger zu Slaven werden. 351

ten Zeitraums nicht erfolgte. Vergebens suchte der betrübte Großvater wenige Stunden nachher durch die Bezahlung seiner Schuld die Freyheit seines Enkels zu erkaufen; auch stürzte sich dieser vergeblich über Bord in die See, um durch Schwimmen der Knechtschaft zu entkommen: er wurde wieder eingeholt, und durch Ketten und Bande an ähnlichen Versuchen verhindert. So wurden einem andern Neger seine zwey Töchter in seiner Abwesenheit von einem Blanken an Bezahlung einer Geldschuld genommen, und ungeachtet der Vater hernach bezahlen wolte, nicht wieder frey gegeben.

Zwey Kanganeger mußten die Untreue, welche ihre Schwester an ihrem Manne begangen hatte, mit dem Verlust ihrer Freyheit büßen. Sie hatte denselben verlassen, und einen andern mit dem Bedinge genommen, daß er jenen für die Unkosten befriedigen sollte, die er ihrentwegen gehabt hatte. Als dieses nicht so bald erfolgte; so suchte der beleidigte Mann mit einigen Gehülffen sich seiner untreuen Frau mit Gewalt zu bemächtigen: weil sie sich aber vorher in Sicherheit gesetzt hatte; so mußten ihre zwey Brüder das Schicksal erfahren, das ihr zugebacht war.

Ein Amina, ein reicher und vornehmer Mann, und naher Anverwandter eines Unterkönigs, ließ sich durch die Spielsucht verleiten, seine drey Bedienten auß Spiel zu setzen, nachdem er schon alle sein Geld verloren hatte; und auch diese verspielte er. Einer derselben, sein Waffenträger, glaubte nicht verbunden zu seyn, ein Opfer des Unsinn seines Herrn zu werden, und erhielt seine Freyheit durch die Flucht. Zum Ersatz dieses verspielten Bedienten wurde der
leicht:

leichtsinntge Herr selbst ergriffen, und an die Blanken verkauft. So wurde dieser Mann, der zum Beweise seines vornehmen Standes goldene Spangen an den Armen und Beinen trug, aus einem angesehenen Herrn ein leibeigener Knecht.

Ein reicher aminaischer Sklavenhändler kam auf folgende Weise selbst in die Knechtschaft, in welche er viele andere verkauft hatte. Seine Eltern hatten ihm nach guineischer Gewohnheit ein Kind zur Braut bestimmt; er aber, ohne das reife Alter derselben abzuwarten, heirathete indes eine andre. Er war im Begriff, auch die Verbindung mit jener zu vollziehen, und bereits mit acht Knechten und Mägden, welche Gold, Elfenbein, Flinten, und andre Geschenke für seine Braut und ihre Freunde trugen, unterwegs, sie abzuholen, als er, einige Waaren mitzuführen, in ein europäisches Fort ging, und daselbst, zu seinem Erstaunen, mit allen seinen Leuten in Verhaft genommen wurde. Es war dieses eine Folge der Abrede, welche die erbitterten Verwandten einer dritten Person, welcher er ebenfalls die Ehe versprochen, mit den Blanken genommen hatten. Kein Lösegeld, welches seine reiche Familie für ihn anbot, konnte ihm seine Freyheit wieder verschaffen; er wurde mit allen seinen Sklaven zum Leibeigenen verkauft, und sein Schicksal unterschied sich von dem ihrigen nur darinn, daß er seine Kleider behielt, auf dem Schiffe von Fesseln frey, mit den Blanken speiste, und in Westindien nicht auf öffentlicher Auction, sondern unter der Hand an einen guten Herrn verkauft wurde. Auch in seinem Sklavenstande in St. Thomas ehreten ihn die Leibeigenen seines Vaters; er hingegen be-

müh:

mühte sich, ihnen das Schwere ihres Standes nach Möglichkeit zu erleichtern. Er hatte nicht nur gelernt, sich in den grossen Wechsel seines äusseren Zustandes zu schicken; sondern erkaute auch denselben mit dankbarem Herzen für eine göttliche Leitung, die ihm zur Gelegenheit gedient, das Evangelium von Jesu Christo zu hören, und durch den Glauben an Jhu in die Freyheit der Kinder Gottes versetzt zu werden.

Ein Sohn eines reichen Negers von der Nation der Okwoi war von seinem Vater um seiner unbändigen Spielsucht willen verkauft worden, nachdem dieser mehrmals die Spielschulden seines Sohnes bezahlt hatte, und keine Besserung bey demselben erfolgte.

Ein Neger aus der Tembunation war in Handlungsgeschäften in Gesellschaft eines andern Kaufmanns in das Land der Pari gereiset. Daselbst machte ein böshafter Mann einen Anschlag auf die Freyheit dieser zwey Personen, und um einen Vorwand zu bekommen, sie derselben zu berauben, stellte er seine Frau an, daß sie sich von ihnen etwas zu lassen ausbitten mußte. Ihre Willfährigkeit legte er als einen Beweis eines unerlaubten Umgangs mit seiner Frau aus, bemächtigte sich ihrer, und verkaufte sie ohne weitere Umstände.

Ein Karabarineger fand die Ursache seines Sclavenstandes in seiner Zanksucht und den beständigen Schlägereyen, die er mit seinen Cameraden gehabt. Um sich einer so beschwerlichen Gesellschaft zu entledigen, hatten sich dieselben einmal im Busche gegen ihn vereinigt, ihn gebunden, und einem Zauberer um Geschenke übergeben, der ihnen dafür Regen

verschaffen sollte. Von diesem war er an andre unendlich an die Blanken verkauft worden.

Eine Negerin von eben dieser Nation hatte sich durch die muthwillige Verlassung ihres Mannes in die Leibeigenschaft zugezogen. Der Bruder derselben bemächtigte sich ihrer, und verkaufte sie zur Strafe.

Ein Iboneger wurde von einem, der an seiner Nation eine Schuldforderung hatte, zum Sklaven verkauft.

Daß es unter den Schwarzen wirklich solche unnatürliche Mütter gibt, die ihre eigenen Kinder verkaufen, davon wurde ich durch die Erzählung eines Mandongonegers versichert. Sein leiblicher Bruder war schon von seiner Mutter verkauft worden, und ihm stand ein ähnliches Schicksal bevor. Dieser zu entgehen, begab er sich zu einer andern Familie, durch deren Untreue er aber seine Freyheit, die er bei ihr zu erhalten hoffte, dennoch verlor.

Ein anderer Neger kam mit seinem Sohne, auf die Nachricht, daß ein Schiff angekommen sey, auf Neugierde etliche Tagereisen weit nach der See, und ging mit ihm an Bord des Schiffes. Der Anblick der Waaren reizte ihn, etwas davon zu kaufen, und weil er sich darauf nicht eingerichtet hatte, mußte er bis zur Bezahlung seinen Sohn zum Pfande auf dem Schiffe lassen. Als er unterwegs war, seine Schulden abzutragen, wurde er von Menschenjägern gefangen und auf ein anderes Schiff verkauft; und so kamen beide um ihre Freyheit.

Unter allen Negern, mit denen ich bekant worden habe ich keinen angetroffen, der mir erzehlet, daß ihn für ein todeswürdiges Verbrechen die mildere Strafe

be

A. I. wie die Neger zu Slaven werden. 355

er Knechtschaft wäre zuerkant worden. Es scheint also dieser Fall, welcher den Slavenhandel am meisten rechtfertigte, am seltensten vorzukommen.

Aus etlichen wenigen Beyspielen kan kein allgemeiner Schluß gemacht werden, daß es bey den Schwarzen was gewöhnliches sey, ihre Kinder oder gar sich selbst zu verkaufen. Von letzterm Falle habe ich kein einiges Beyspiel angetroffen, weder von solchen, die sich um Brandwein, noch die sich aus Hungersnoth an die Blanken verkauft hätten. Hingegen ist es in Guinea nicht ungewöhnlich, daß sich geringere bey Vornehmern in Dienste begeben, oder freie Slaven werden, um ihren Unterhalt zu haben. Es untersteht sich auch nicht leicht einer von den schwarzen Despoten, seine Unterthanen öffentlich als Waare zu verhandeln; mit seinen Gefangenen oder, sie mögen im Kriege ihm in die Hände gekommen, oder im Frieden geraubt worden seyn, und mit diesen Slaven und ihren Kindern macht er, was er will. Wenn sie die einem europäischen Slavenhändler versprochene Anzahl Slaven nicht zusammenbringen können; so ist es eben nichts unerhörtes, daß das Fehlende aus der grossen Anzahl ihrer Weiber ergänzen, die sie nicht viel anders als ihre Slaven ansehen.

Aus den bisher angeführten Beyspielen, wie freye Neger in den Stand leibeigener Knechte gekommen sind, ist abzunehmen, daß die westindischen Slaven eine sehr gemischte Gesellschaft von reichen und armen, hohen und geringen Leuten sind, an denen man den Wechsel des äussern Zustandes der Menschen in dem merklichsten Grade erblickt. Der Slavenstand

hat an ihnen gewissermassen gethan, was der Tod bei allen Menschen thut; er hat jeden äussern Unterschied unter ihnen aufgehoben. Die Kinder der Fürsten, der Edlen, der Kaufleute, des Pöbels, sind in die vollkommenste Gleichheit gesetzt, und nur darinn verschieden, daß einem jeden sein gegenwärtiger Zustand mehr oder weniger schwer und bitter vorkommen muß, je nachdem er in dem vorigen mehr oder weniger Vorzüge gehabt hat.



Zweiter Abschnitt.

Schicksal der Sclaven bey dem Transport und Verkauf in Westindien.

Da die Sclaven bloß in der Absicht gekauft werden, daß sie die schweren Arbeiten in den westindischen Besitzungen der Europäer verrichten sollen; so wird dabey vorzüglich auf ihre Stärke, Alter und die gesunde Beschaffenheit ihres Körpers gesehen. Vorzucht ist dabey desto nöthiger, je besser sich die schwarzen darauf verstehen, ihren Sclaven, die sie an die europäischen Factoreyen zum Verkauf bringen, ein beträchtliches Ansehen zu geben, indem sie selbige befeuern, waschen, und durchaus mit Palmöl reiben. Man läßt sie daher Proben ihrer Gesundheit und Stärke ablegen, und ihr Alter wird aus der Beschaffenheit ihrer Zähne wahrscheinlich geschlossen. Uebersaupt werden sie vor dem Kauf, wie jede andre Waare, genau besichtigt.

Es hat nicht nur die Verschiedenheit ihrer körperlichen Beschaffenheit einen Einfluß auf ihren Werth; sondern er wird auch durch andre zufällige Umstände erhöht oder erniedrigt. Dieses erfolgt, wenn viele Käufer zu Markte kommen, oder viele europäische Schiffe des Sclavenhandels wegen auf der Küste sind; dieses pflegt nach grossen Kriegen zu geschehen, wenn die sieghaftesten schwarzen Fürsten durch die Menge ihrer

ihrer Kriegsgefangenen genöthigt werden, sich ihre zu entledigen; und so ist es schon geschehen, daß ein tüchtiger Sklave gegen ein Fäßchen Brandwein eingetauscht worden ist.

Die vornehmen Schwarzen in Guinea bekommen ihre Sklaven für einen sehr niedrigen Preis. Nach der Aussage eines Mandungonegers, läßt sich der Unterkönig seiner Nation, der der größte Kaufmann im Lande ist, für etliche Ellen grobes Tuch einen Sklaven, und für ein Stück Leinwand drey bezahlen. Ein starker Neger kömt im Lande der Umina, wie mich einer von dieser Nation versichert hat, ohngefahr, nach westindischem Gelde zu rechnen, auf zwanzig Stück von Achten, welcher Werth in Goldstücke oder Körnern, oder auch in Muscheln bezahlt wird. Zehen Flinten, oder ein Ballen Leinwand, oder was noch geringeres macht anderwärts im Lande den Werth eines Sklaven aus.

Ehe die guineischen Nationen die Bedürfnisse der Europäer, und das Verhältniß ihrer Waaren gegen diejenigen Lanten, die sie dafür eintauschten; konte die europäische Kaufleute für Glascorallen, Messer, Schellen und andre Kleinigkeiten, sowol Sklaven als Gold und Elfenbein erhandeln, so wie die Spanier in Westindien für zerbrochene Glasstücke u. d. ganze Schnüre von Perlen und Goldstücke erhielten. Ist diese Zeit der Unwissenheit in beiden Welttheilen, so weit die europäische Handlung reicht, größtentheils vorbey, und die Schwarzen in Guinea wissen gut, daß die Europäer der Negerklaven in ihren westindischen Besizungen nicht entbehren können, und haben deswegen ihren Werth sehr erhöht. Die Wa
re

N. 2. nach Westind. u. Verkauf daselbst. 359

ren, die sie dagegen eintauschen, bestehen in ostindischen Zeugen, Leinwand, Tuch, Schießgewehr und was dazu gehört; Eisen, Kupfer, Gold, Silber, zinnernem Geschirr, kleinen Glocken, Messern, Glascorallen, Spiegeln, Sonnenschirmen, Ohrgehängen, Tabakspfeifen, Muschelgeld, und vorzüglich in Brandwein. In Kriegszeiten verlangen sie sonderlich Flinten, Pulver, Bley und Brandwein; ein andermal auter leinene und baumwollene Waaren, nach dem Wechsel ihrer Bedürfnisse.

Der gewöhnliche Preis eines tauglichen Slaven war auf dem dänischen Fort Christiansburg in Guinea im Jahr 1749, nach dem Bericht des Herrn Römers, sechs Unzen Gold, oder sechs und neunzig Thaler. Dafür wurden in Waaren gegeben, zwey Flinten, vierzig Pfund Pulver, ein Anker Brandwein; Cattun, Callavap und Salamporis, von jedem ein Stück; zwey dergleichen von Gingang, zwey Stangen Eisen und eine von Kupfer, vier Stück Platillas, ein Kabes Corallen, ein zinnerner Spülnapf und zwanzig Pfund Muschelgeld oder Bofies. Für jeden dem Slaven fehlenden Zahn wurden am Werth vier Thaler abgezogen.

Sobald die Slaven gekauft sind, werden sie geesselt, und mit der größten Sorgfalt in den Bestunden verwahrt, bis sie auf die Schiffe verkauft werden können. Manche Europäer pflegen dieselben gleich nach dem Ankauf zu zeichnen. Es geschieht dieses, ermittelst eines heißgemachten Stempels, auf dem Arm oder der Brust, nachdem die Stelle mit Fett gerieben, und ein mit Del getränktes Papier darüber gelegt worden.

Die Schiffe, welche des Sklavenhandels wegen nach Guinea kommen, müssen sich oft drey bis vier Monate und länger da aufhalten, bis sie die bestimmte Anzahl Sklaven erhandelt haben. Kan dieses bey den europäischen Factoreyen nicht geschehen, so fahren sie an andre Orte der Küste, wo sie gemeiniglich wohlfeilern Kauf haben. Der Preis, nach welchem ein tüchtiger Neger von den Factoren an die Capitaine der Schiffe verkauft wird, ist nach Herrn Römers Bericht gewöhnlich acht Unzen Gold, und steigt bisweilen bis auf zehn. Weiber und Kinder werden verhältnißmäßig wohlfeiler verkauft.

Daß bey diesem Handel der Mann von seiner Frau und Eltern von ihren Kindern getrennt werden, ist gewöhnlich. Kein Capitain kauft gern eine Mutter mit einem kleinen Kinde, weil sie auf dem Schiffe mehr Raum haben muß, als ohne dasselbe. Daber verkaufen die Factoren erst die Mutter allein, und wenn sie dann ans Schif gebracht wird, bringt sie ihren Säugling auf dem Rücken mit.

Wenn die Sklaven an Bord des Schiffes gebracht sind, so wird ihnen nicht die geringste Bedeckung an Leibe, und überhaupt nichts gelassen, womit sie sich oder andern Schaden thun, oder etwas zu ihrer Befreyung unternehmen könnten.

Man müßte sich die Neger ganz gefühllos vorstellen, wenn man denken könnte, daß sie ohne den tiefsten Schmerz von ihrem Vaterlande, von ihren Göttern, von ihrem Eigenthume; ein Gatte vom andern Eltern von ihren Kindern, Kinder von den Eltern ein Bruder vom andern, ungewiß wohin und welcher Art des Lebens oder des Todes, von Fremden

der

deren Sprache sie nicht verstehen, über die See weggeführt werden. Die Furcht wegen ihres künftigen Schicksals quälet sie unfehlbar noch mehr, als die Empfindung ihrer gegenwärtigen Noth. Wenn auch die wenigsten unter ihnen Menschenfresser sind; so wissen sie doch durchgängig, daß es dergleichen in ihrem Welttheile gibt. Es ist daher eine ihrer gewöhnlichsten und schrecklichsten Vorstellungen, daß sie sich als Schlachtvieh ansehen, welches in eine andre Weltgegend geführt wird, um daselbst grausamen Menschen zur Nahrung zu dienen. Ich habe es aus dem Munde eines Negers, daß ihn dieser Gewanke auf dem Schiffe beynahe getödtet habe. Man nehme alles dieses zusammen, und schliesse, wie kurz der Uebergang von diesen Empfindungen zur Verzweiflung sey.

Um ihrem künftigen schweren Schicksale zu entgehen, und dem gegenwärtigen Elende ein Ende zu machen, lassen sich viele zum Selbstmord verleiten; sie stürzen sich in die See oder hungern sich zu Tode. Die Schifscapitaine geben sich alle Mühe, die finsternen Vorstellungen der Neger durch angenehmere, wenigstens erträglichere, auszulöschen, und den armen Leuten begreiflich zu machen, daß sie einem guten Lande zugeführt würden, welches sie bauen sollten. Und um in ihren gegenwärtigen Zustand einige Anmuth hineinzubringen, und zugleich für die Erhaltung ihrer Gesundheit zu sorgen, lassen sie ihnen von Zeit zu Zeit die Fesseln abnehmen, daß sie sich mit Tänzen auf dem Verdeck des Schiffs in verschiedenen Abtheilungen belustigen können. In diesen kurzen Zwischenzeiten überlassen sie sich einer ausschweifenden Freude,

und vertreiben sich damit auf eine kurze Zeit die Bitterkeit ihres Zustandes, die sie aber sogleich wieder schmecken, als es vorbey ist. Aufs neue gefesselt müssen sie sich wieder in ihr finsternes und enges Gefängniß verschließen lassen.

Die beyden Geschlechter sind so getrennt, daß die Weibsteute ohne Fesseln im Hintertheil des Schiffes wohnen, aber mit den Mannsteuten, die im Vordertheil in Ketten und Banden dicht beysammen eingesperrt sind, keinen Umgang haben, noch mit ihnen reden können. Es sind immer einige Canonen gegen die Oefnung gerichtet, durch welche letztere aufs Berdeck gelangen können; und die Blanken haben beständig einen Vorrath von Waffen bey der Hand, um jeder gefährlichen Unternehmung ihrer Gefangenen zu widerstehen. Man siehet leicht ein, daß alle diese Vorsicht nicht unnöthig ist.

Um mit ihnen reden zu können, werden einige derselben gleich anfänglich in der Sprache ihrer Herren unterrichtet; und da sie gemeinlich ein gutes Gedächtniß haben, so lernen sie in kurzer Zeit soviel, daß sie als Dollmetscher und Aufseher der übrigen gebraucht werden können. Um sie zur Treue zu ermuntern, läßt man sie einige Vorzüge genießen. Sie sind von Fesseln frey, und speisen mit den Matrosen. Die übrigen essen alle zugleich auf dem Berdeck. Mayz, Bohnen und Erbsen sind ihre gewöhnliche Kost, und wöchentlich einmal wird jedem ein Stückchen Salzfleisch oder Speck, und eine Pfeife mit Tabak, auch bisweilen ein Schluck Brandwein gegeben. Von wohlbedenkenden Capitains wird die Kost mit Reis und Grütze abgewechselt. Ohne Me

fer und Löffel wissen sie alles mit der Hand in den Mund zu bringen.

Wenn man den ganzen äussern und innern Zustand der Neger auf dem Schiffe bedenkt, ihren Gemüths-kummer, ihre enge Wohnung, in welche das Licht und die frische Luft nur durch eine Oefnung von oben einen sparsamen Zugang hat, und davon sich die dicken faulen Dünste über das ganze Schif ausbreiten, ihre harte Kost und den völligen Mangel jeder Bequemlichkeit; so ist es kein Wunder, daß sie in dieser Situation häufig wegsterben. Zu den gewöhnlichen Ursachen tödtlicher Krankheiten unter ihnen kömt bisweilen noch zufälliger Weise der Mangel an Lebensmitteln, sonderlich an süßem Wasser, welcher, wenn eine solche Reise durch die in dortigen Meeren gewöhnlichen Windstillen über Erwarten verlängert wird, entstehen kan. Der Capitain findet sich alsdann in einer kläglichen Nothwendigkeit, einen Theil seiner Sclaven selbst aufzuopfern, um die übrigen mit dem wenigen Vorrath erhalten zu können.

Wenn ein Sclavenschif in sechs Wochen von Guinea nach Westindien fährt; so wird es für eine beschwinde Reise gehalten. Gemeiniglich legen diese Schiffe bey der portugiesischen Insel St. Thomas an, theils um sich mit frischen Lebensmitteln, sonderlich mit süßem Wasser, zu versehen, welches auf dieser Insel vorzüglich gut ist; theils um den Kranken, wozu es nie fehlet, eine gesündere Luft zu verschaffen. Es ist angemerkt worden, daß diejenigen Europäer, die in der ungesunden Jahreszeit an dieser Insel geendet, und nur eine Nacht auf dem Lande zugebracht haben, fast durchgehends diese Unvorsichtigkeit mit dem Ver-

Verlust ihres Lebens haben büßen müssen; da hingegen diejenigen sich erhalten, welche sich nur des Tages über der Landluft bedienen, die Nacht aber im Schiffe zubrachten.

So werden jährlich über hunderttausend Neger von der Küste Guinea nach Westindien und America versetzt. In einer öffentlichen Anzeige wurde im Jahr 1769, die Anzahl der Sklaven angegeben, welche im Jahr 1768, durch die verschiedenen handelnden europäischen Nationen in Africa gekauft worden. Von großbritannischen Schiffen waren drey und funfzigtausend und einhundert, und von den Colonien in America sechs tausend und dreyhundert erhandelt worden; von französischen Schiffen drey und zwanzigtausend; von holländischen elftausend und dreyhundert; von portugiesischen achttausend und siebenhundert, und von dänischen eintausend und zweyhundert; welches zusammen die Summa von einhundert und viertausend und einhundert ausmacht. So groß auch diese Anzahl ist, so läßt sich doch aus der Größe der Länder, aus welchen die Neger abgeholt werden, und aus der Menge und starken Vermehrung ihrer Einwohner begreifen, daß ohne merkliche Abnahme derselben jährlich eine solche Anzahl abgegeben werden kan. Eher hat man Ursache, sich darüber zu verwundern, daß die europäischen Colonien einen so zahlreichen jährlichen Zuwachs an Negern nöthig haben, und daß die vielen hunderttausend Neger, welche in den Diensten der Blanken sind, ihren Abgang nicht aus sich selbst ersetzen können. Der Grund hievon ist zwar eines theils in dem immer mehreren Anbau des Landes auf den westindischen Inseln, wie auch auf dem westlichen Land

Lande von America, zu suchen; anderntheils aber läßt sich, wie mich dünkt, mit vieler Wahrscheinlichkeit behaupten, daß wenn die Ehen der Slaven in einen vernünftigen und ordentlichen Gang eingeleitet, auch mehr begünstiget, und die Rechte der Menschheit dabey mehr respectirt würden, alsdann ein solcher jährlicher Zuwachs von Negern aus Africa nicht so nöthig seyn, und die Eigenthümer grosse Summen sparen würden. Diejenige vernünftige Schonung der Slaven, welche ich hiezu für erforderlich erachte, und die in nichts besteht, als in der Unterlassung einer unnöthigen und für den Eigenthümer unfruchtbareren Härte der Behandlung, würde zuverlässig durch andere Vortheile reichlich ersetzt werden.

Ich redete vorhin im Vorbeygehen von den Verzweigungen, welche die Neger noch auf den Schiffen machen, ihrem künftigen Schicksal zu entgehen. Es sind dieselben gemeinlich eben so unsinnig als vergeblich. Kann man aber von der Verzweigung, daraus sie entstehen, etwas besseres erwarten? Wenn sie sich in die See stürzen, so werden sie ihrer Geschicklichkeit im Schwimmen ungeachtet, mit dem Boote wieder eingeholt; und wenn sie durch Tauchen demselben entgehen, so fallen sie einem Hayfisch in den Rachen, oder kommen sonst in der See ums Leben. Wenn andere sich vorsätzlich zu Tode hungern, um nicht eines gewaltsamen Todes zu sterben, oder um der bevorstehenden Knechtschaft zu entkommen, oder auch nur, um ihrem Gram und Elend ein Ende zu machen; so ist dieses Mittel ärger, als das Uebel, dem dadurch abgeholfen werden soll. Beide Mittel sind indeß für die Estante Verlust; und wenn ihre Vorsicht dem erstern noch

noch einigermaßen zuvorkommen kan, so ist die Verhütung des letztern viel schwerer. Ein Capitain brachte seine zum Erhungern entschlossene Neger dadurch von ihrem Vorsatz ab, daß er einen dieser Verzweifelten in kleine Stückchen zerschneiden ließ, und die übrigen mit einem ähnlichen Tode bedrohte, wenn sie sich nicht augenblicklich zum Essen und zum Leben bequemten. Dieses schien ihnen noch weit ärger, als das ärgste, das sie sich bisher vorgestellt hatten, und sie ergaben sich in ihr Schicksal.

Die gefährlichsten Versuche der Neger sind diejenigen, welche in überlegten und abgeredeten Empörungen bestehen; dabey sie sich vornehmen, alle Blanken, die auf dem Schiffe sind, aus dem Weg zu räumen. Es sind aus der Geschichte der Reisen sehr merkwürdige Beyspiele davon bekant; und man hat die Neger wenigstens von sieben verschiedene Conspirationen erzehlet, die auf den Schiffen vorkamen, auf welchen sie nach Westindien gebracht wurden. Aber nur sehr selten können sie ihr Vorhaben ausführen. Unter sich selbst darüber eins zu werden sich bey dem Mangel aller Werkzeuge ihrer Kette zu entledigen, sich des Gewehrs der Blanken zu bemächtigen, und ihre Wachsamkeit zu berücken, sind fast unüberwindliche Schwierigkeiten. Aber was dünkt dem Verzweifelten schwer? sein Muth wächst mit den Schwierigkeiten so, wie die vernünftige Ueberlegung abnimmt. Der Ausgang ist gemeinlich für sie sehr tragisch. Entweder fallen ihrer viele von den Waffen der Blanken; oder, wenn ihr sträflich Vorhaben eher entdeckt wird, als sie den Anfang zur Ausführung machen können, so büßen sie ihren St...

el mit entsetzlichen Strafen. Für die Capitains sind dergleichen Vorfälle immer nachtheilig, sie mögen ihre Neger, die sie für baares Geld oder dessen Werth gekauft haben, in der Empörung selbst, oder durch die Bestrafung derselben verlieren.

Ausser den angeführten gewöhnlichen Ursachen der Empörungen der Neger, gibt es bisweilen auch zufällige. Wenn z. B. die Herreise zu lange währt, wie es denn schon geschehen ist, daß ein solches Schiff vier Monate damit zubrachte) oder wenn die Neger zu hart und ungerecht behandelt werden, oder wenn ihnen zu viel Freyheit gelassen wird, oder die Anzahl der Blanken auf dem Schiffe zu gering ist, und dergleichen. Zu viel Zutrauen zu den Negern in dem Capitain eben so schädlich werden, als über ebene Härte. Ich will zur Erläuterung nur eine Begebenheit erzehlen, die sich auf die Aussage von vier Negern gründet, welche in einem Schiffe zugleich aus Guinea nach Westindien gebracht worden. Der Capitain hatte zu einem einäugigen Neger, den er zugleich mit seiner Frau gekauft, ein grosses Vertrauen, und ihn daher ohne Fesseln frey im Schiffe herumgehen, und hatte ihm die Versicherung gegeben, daß seine Frau gelassen werden sollte. Gegen dieses Versprechen nahm sie ihm der Steuermann. Diesen Vorfall zu bestrafen, faßte der beleidigte Neger den Entschluß, alle Blanken auf dem Schiffe ums Leben zu bringen. Bey finsterner Nacht machte er die stärksten Neger von ihren Ketten los, brach mit ihnen in die Pulverkammer, wo sie zwar Gewehr und Pulver, zum Glück der Blanken keine Kugeln fanden. Ein blinde Schuß, den der einäugige Neger auf einen

schla-

schlafenden Matrosen that, weckte die übrigen Blanken auf, welche sogleich mit scharfer Ladung viele Neger tödteten oder verwundeten, und so den Aufstand dämpften. Bey der Untersuchung gab sich der entdeckte schlossene Einäugige geradezu als den Urheber des mörderischen Unternehmens an, und wußte ihm durch die beygefügte Ursache einigen Schein des Rechts zu geben. Der Capitain muthete darauf der Frau diese Schuldigen zu, die verdiente Todesstrafe mit dem Schwert an ihm zu vollziehen, dessen sie sich aber standhaft weigerte, und sich lieber zu jeder Todesart entschloß, als daß sie ihren eignen Mann umbringen sollte. Er wurde, nachdem ihm Arme und Bein zerschlagen worden, in die See gestürzt; sie aber hat den Trost nicht, ihm im Tode Gesellschaft zu leisten. Der Capitain selbst grämte sich über den Verlust von vierzig bis fünfzig Sklaven, die ihn dieser Tumult gekostet hatte, in drey Tagen zu Tode.

Je näher das Sklavenschif den westindischen Inseln kömmt, desto gelinder und gütiger werden die Sklaven gehalten, theils um das Furchtbare in den Vorstellungen ihres nun bald zu entscheidenden Schicksals noch mehr zu vermindern, theils durch bessere und reichlichere Nahrungsmittel ihnen ein besseres Leben zu geben, und sie den Käufern annehmlich zu machen. Ehe man sie ans Land setzt, werden sie geschoren, mit Palmöl über den ganzen Leib gerieben, und jedem wird zu einiger Bedeckung ein Schurz von grobem Tuch oder Leinwand gegeben. Ich habe öfters gemal dem Verfahren mit den eben angekommenen Buffalen (so nennt man auf den dänischen Inseln alle Negersklaven, die in Guinea geboren und gek

sind) in St. Croix zusehen, und ihrer Versteigerung beygewohnt. In einem geräumlichen Hofe eingeschlossen, lagen sie truppweise, vermuthlich nach ihren Landsmannschaften, beisammen. Größtentheils hatte ein Strahl von Hoffnung die finstern Gesichter der zum Verkauf aufgestellten Neger erheitert. Die Freude, von ihren auf der Insel befindlichen Landsleuten besucht zu werden, hatte unstreitig großen Antheil daran. Durch die Unterredung mit denselben, welche sehr lebhaft war, bekamen sie ohne Zweifel eine bessere Vorstellung von ihrem künftigen Schicksal, und der Augenschein lehrte sie, daß man ein Slave seyn könne, ohne zugleich höchst unglücklich und trostlos zu seyn. Eine neue Pfeife mit Tabak, die jedem erwachsenen Neger gereicht, und der erzuckerte Reiß, der ihnen zur Speise in grossen hölzernen Gefäßen aufgetragen wurde, mag auch etwas dazu beygetragen haben. Sie lagerten sich in kleinen Haufen um diese Gefäße herum, und bedienten sich der flachen Hand statt des Löffels. Eine Menge Blanke waren zur Schau da, um diejenigen auszuwählen, die sie zu kaufen gedachten. Mir gaben verschiedene mit freundlichen Mienen und Winken zu verstehen, daß sie wünschten, von mir gekauft zu werden. Ehe der Verkauf erfolgt, haben sie eine genaue Untersuchung der Beschaffenheit ihres Körpers auszuweisen, welche bisweilen von einem Wundarzt geschieht. Ihre Versteigerung ist von der Versteigerung jeder andern Waare nicht verschieden. Dem Reißbietenden werden sie zugeschlagen. Wenn erst die Starken und Gesunden verkauft sind, so kommt die Reihe an die Kranken und Schwachen. Da diese

Ala

armen

armen Menschen doch nicht recht wissen, was alles das, so ihretwegen bey der Versteigerung vorgeht, zu bedeuten hat; so stehen sie dabey gemeiniglich grosse Bangigkeit aus, und erwarten den Ausgang mit Zittern und Beben. Die Höhe des Preises steigt oder fällt aus verschiedenen zufälligen Ursachen. Damals wurden die stärksten und größten Neger für zweyhundert und dreyßig bis zweyhundert und siebenzig Stücke von Achten verkauft, welches man für einen niedrigen Preis ansah, weil er sonst auf dreyhundert Stücke stieg. Für eine Mutter mit drey bis vier Kindern werden oft bis fünfhundert Stücke bezahlt. Uebrigens ist bey dem weiblichen Geschlecht die Jugend und die gute Bildung eine Ursache des höhern Preises derselben.

Gemeiniglich bekömt der gekaufte Neger von seinem Herrn einen neuen Namen, und auf den größsern Inseln auch sein Zeichen auf die Haut gebrant. Nun ist er ein Eigenthum seines Herrn, nach dessen Befehl er alle Kräfte seines Körpers anzuwenden verbunden ist. Das lernen die Bussalen bald verstehen, und bequemen sich meistentheils ohne Widerstand zur Unterthänigkeit und Gehorsam; indem sie bey aller ihre Stummheit und Wildheit einsehen, daß in den Umständen, darinnen sie sind, nichts anders zu thun ist, als sich unter das Joch, gern oder ungern, zu beugen. Man muß sich unter einem Bussalen gemeiniglich einen Menschen vorstellen, dessen Verstand ganz und gar nicht bearbeitet ist, und dem es auch an körperlicher Geschicklichkeit fehlt; weil er zu Hause in Unwissenheit und Unthätigkeit aufgewachsen ist. Er muß also wie ein Kind unterrichtet, und zur Arbeit nach und nach eingewöhnet werden.

eingeleitet werden. Ein verständiger Herr übergibt ihn daher gleich nach dem Kauf einem Paare seiner alten Neger, deren ordentliches Betragen sein Vertrauen gewonnen hat. Diese nehmen sich seiner, wie Eltern ihres Kindes an, leiten ihn in die Arbeit ein, helfen ihm das Stückchen Land bearbeiten und bepflanzen, von welchem er künftig seinen Unterhalt haben soll, und versorgen ihn so lange mit der nöthigen Nahrung, bis er sie aus seiner eigenen Plantage haben kan. Er ehrt sie dagegen als seine Eltern, nennt sie auch so, und hilft ihnen inzwischen auch auf ihrer kleinen Plantage. Zugleich lernt er die creolische Sprache, und bis dahin wird ihm manches Versehen zu gut gehalten. Von dieser gewöhnlichen Biegsamkeit der Buffalen gibt es Ausnahmen bey einigen, deren eingewurzelte Faulheit, oder wilder Eigensinn, oder auch Geburtsstolz, weder durch sanfte Behandlung noch durch harte Züchtigungen überwunden werden kan. Aus dem letztern Grunde haben sich manche Buffalen, die von einem edeln Geschlechte waren, lieber zu Tode gehungert, als zu einer knechtischen Arbeit bequemt. Es sind mir einige solche Beyspiele erzehlt worden, die auf den dänischen Inseln vorgekommen sind. „Ich bin ein Fürst, (sagte ein Neger zu seinem Herrn, der ihm eine Arbeit zumuthete;) icht bin ich zwar in deiner Gewalt, aber nie werde ich mich entschliessen, dir zu dienen: eher soll ein freywilliger Tod meinem Leben ein Ende machen.“ Dieses erfolgte, indem er sich aller Nahrungsmittel enthielt, und durch nichts in der Welt von seiner Entschliessung abgebracht werden konte. Auch bey Negerinnen findet sich zuweilen eine ähnliche Entschlossenheit. Voll

von dem Gedanken ihrer ehemaligen Größe, lehnte eine Buffalin die Zumuthung ihrer Meisterin zur Arbeit ab: „Ich war weit größer in Guinea, sagte sie, als du bist; ich hatte viel mehr Sklaven in meinen Diensten, als du hast; und igt solte ich deine Sklavin seyn? eher soll mich der Hunger tödten.“ Diesen Vorsatz befolgte sie, ganz gleichgültig gegen Schärfe und Gelindigkeit, und starb eines langsamen Todes. Indessen sind dergleichen Beispiele nur selten.



 Dritter Abschnitt.

 Aeusserer Zustand und Einrichtung der Neger in
 Westindien.

Eine nähere Nachricht von dem Zustande der Neger in Westindien gehört wesentlich zur Absicht dieses Buchs. Ich fange mit der Beschreibung ihrer Wohnungen an. Die Neger suchen bey denselben weder Schönheit noch vorzügliche Bequemlichkeit; sondern nur, ihrer Bedürfnis auf die einfacheste Weise zu statten zu kommen. Vier in die Erde befestigte Pfähle, die oben wie Gabeln gebildet sind, und im Viereck stehen, welche durch eben so viele horizontal liegende Hölzer oben verbunden werden, und auf welchen die Sparren des Daches ruhen, die im Firszen zusammen kommen, machen die Anlage und die Festigkeit des Hauses aus. Der Zwischenraum der Bände wird noch mit einigen senkrechten Pfählen versehen, mit biegsamen Holze ausgeflochten, mit Laimen beworfen und mit Kuhmist abgeputzt. Wenn noch die Sparren des Daches mit Blättern von Zuckerrohr gedeckt worden, so ist das Haus im Ganzen fertig. Die Hausthür ist so niedrig, daß ein Mann, ohne sich zuücken, nicht durchkommen kan. Durch dieselbe, und ein paar kleine Oefnungen in den Wänden, fällt das Tageslicht in die Wohnung sparsam hinein. Der Fußboden ist die bloße Erde; und die beiden schiefen Seiten

ten des Daches, welche von aussen fast bis auf die Erde reichen, machen die Decke aus. Eine Scheidewand theilt den innern Raum in zwey ungleiche Behältnisse, davon das kleinere zur Schlafkammer bestimmt ist.

Auch in Absicht der mehrern Ordentlichkeit und des bessern Ansehens der Wohnung unterscheidet sich der gesittete und christliche Neger von dem rohen und noch ungebildeten. Jener gibt nicht nur seinem Hause durch einen Anstrich von Kalk ein besseres Ansehen, sondern weiß sich auch in demselben bequemer einzurichten. Er hat, neben seinem Wohnhause, ein eigenes Kochhaus, worinn er seine Geräthschaft und Lebensmittel verwahret. Es ist nicht ungewöhnlich, in einem solchen wohl eingerichteten Negerhause einen Tisch, etliche Stühle, Kisten und andern Hausrath anzutreffen, und mehrentheils herrscht Reinlichkeit und Ordnung darinn. Zum Schlafen sind ihre Anstalten sehr leicht. Eine Kavanne, oder von Schilf gemachte Matte, wird auf die Erde ausgebreitet. Damit ist das Bett fertig, auf welchem der müde Neger als auf dem weichsten Lager den süßen Schlaf nach seiner harten Arbeit genießet. Bey dem bessern Theile der Neger wird jedoch auch in dieser Absicht mehr Ordnung und Zustand beobachtet. In der innern Schlafkammer haben die Eltern eine hölzerne oder aufgemauerte Bettstelle, über welche ihre Kavanne gebreitet ist; ihre Kinder aber schlafen von ihnen abgesondert in dem Vorhause oder der Wohnstube. Manche dient auch ihr Kochhaus zugleich zum Schlafzimmer.

Auf jeder Plantage formiren die Negerhäuser ein Art von Dorf. Ihrer sind oft funfzig, sechzig und mehrere reihenweise zusammengebaut. Jeder Familie wi

von ihrem Herrn ein Stückchen Land gegeben, welches sie bauen, und daraus ihren Unterhalt ziehen soll. Dasselbe ist gemeiniglich so groß, daß es dem fleißigen Wirth über das Nöthige noch einen Ueberschuß liefert, daraus er sich andre Bequemlichkeiten verschaffen kan. Diese Einrichtung entladet den Herrn von aller fernern Sorge für den Unterhalt seiner Slaven; und diesen ist sie viel angenehmer und vortheilhafter, als wenn ihnen das Nöthige zu ihrem Unterhalt in Natura gebracht würde, welches auf einigen englischen Plantagen in St. Croix geschieht. Denn auf seiner kleinsten Plantage genießet der Neger eine Art von Freyheit, indem er sie nach seiner eigenen Wahl bearbeitet: und da alles, was er sich aus derselben erwirbt, sein Eigenthum ist, so dienet solches gar sehr zur Aufmunterung des Fleisses und der Industrie; welches bey gedachter englischen Einrichtung nicht statt findet. Der Neger wird auch dadurch um so mehr an die Plantage seines Herrn gebunden, indem er in derselben gleichsam ein Eigenthum hat.

Vorzüglich bepflanzt der Neger seinen Garten mit Cassabi, Patatten und Jams. Ersteres ist sein tägliches Brod, dessen Stelle im Nothfall die beiden andern vertreten; auch Mayz oder Welschkorn gehört zu den nöthigsten Gewächsen des Negers. Ausser dem, was er durch mühsamen Fleiß aus seinem Lande zielet, liefert ihm der wilde Busch eine Menge von Früchten, die ihn weiter nichts kosten, als die Zeit, die er auf das Samlen verwendet; und mit geringer Mühe und Geschicklichkeit kan er sich aus der See mit Fischen, Krebsen und Schalthieren versorgen. Insonderheit sind die Disket vom Julii bis in den Octo-

ber in solcher Menge vorhanden, daß man sich durch blosses Schöpfen einen so grossen Vorrath davon sammeln kan, als man zu seinem künftigen Gebrauch für nöthig erachtet. Diese kleinen Fische lassen sich, wenn sie getrocknet sind, gut aufbewahren. Ueberdis ziehen die fleißigen Hausmütter Geflügel, und mästen Schweine, die sie zu Gelde machen, und sich dafür andre Arten von Nahrungsmitteln und Bedürfnissen anschaffen. Wenn einige wenige Neger Hunde oder Katzen zur Speise gebrauchen; so geschiehet solches nicht aus Noth, sondern zur Befriedigung eines unordentlichen Geschmacks. Gemeiniglich ist die Jahreszeit vom September bis Ende Novembers in Absicht der Nahrungsmittel die schwerste für die Neger; aber auch nicht weniger für viele Blanke. Ein vernünftiger Herr wird seine dürstigen Slaven in dieser kümmerlichen Zeit niemals hilflos lassen. Wenn ihn das Gefühl der Menschlichkeit nicht dazu triebe, so würde es sein Vortheil thun.

Wenn der heidnische Neger sich zu Tische setzt, geschiehet es mit dem Nationalstolz des Africaners. D er fühlt er sich als Herr, und läßt sich von seiner Frau bedienen. Er hält es seiner Würde zuwider, sie zugleich mit sich speisen zu lassen; erst wenn der Herr mit der Mahlzeit fertig ist, darf seine Frau dasjenige verzehren, was er ihr übrig gelassen hat. Noch stolz in seinem Slavenstande, siehet er auf seine Frau verächtlicher herab, als es sein Herr auf ihn thut. Bey den zum Christenthume bekehrten Negern verhält sich dieses wie leicht zu erachten, ganz anders; und gewöhnlich essen die Eltern mit ihren Kindern zusammen. Man findet auch bey ihnen den Tisch mit dem nöthigen un-

unständigen Tischgeräthe, als Tellern, Löffeln, Messern und Gabeln versehen. Bey alle dem wird sich doch kein Blanker so weit herablassen, daß er mit einem Neger speisen sollte. Nicht sowol Ekel vor ihrer Unreinlichkeit, als vielmehr der Unterschied zwischen dem Stande des Freyen und des Slaven, ist die Ursache davon.

Der africanische Neger ist wegen der Hitze seines Klima von Jugend auf gewohnt, fast ganz nackt zu sehn, und diese Gewohnheit wurde von den Slaven auch in Westindien beybehalten, bis durch die Mission, welche die Brüder auf diesen Inseln anfangen, eine merkliche Veränderung darinn veranlaßt wurde. Denn da das Evangelium in den Herzen der Neger Eingang fand, wurden sie bald von der Unanständigkeit einer meist nackten Kirchversammlung überzeugt. Die Getauften machten den Anfang, gekleidet die Versammlungen zu kommen, und die übrigen folgten ihrem Beyspiele von selbst. So machte es sich, daß die Neger auf diesen Inseln in Absicht der Kleidung igt mehr Wohlständigkeit beobachten.

Bey der Arbeit tragen die Neger weiter nichts, als lange Weinkleider von grober Leinwand, selten auch ein kurzes Hemd; die Negerinnen aber decken sich mit einem Rocke von ähnlichem Zeuge, auch wol mit einem Hemde und Fäckel: beide aber gehen barfuß und mit blossem Kopf, oder sie binden um diesen ein Tuch. Ihr sonntäglicher und festlicher Anzug ist viel vollständiger und besser. Der Neger erscheint mit einem weissen oder blauen Hemde, Weinkleidern, Brusttuch, kurzen Rock, und einer westindischen Mütze auf dem Kopfe; die Negerin trägt über einem weissen Hemde noch einen Rock, ein Fäckel oder Tapunchen, ein Tuch um den

Hals und eines um den Kopf. Ihre Kleider sind durchgängig von weisser oder gestreifter Leinwand. Eben so gekleidet kommen die Kinder in die Kirchversammlungen.

Weisse Kleider stehen den Negern vorzüglich gut und es ist auch in dieser Absicht ein lieblicher Anblick einige hundert weißgekleidete Schwarze ehrerbietig und mit Andacht in einer Versammlung beisammen zu sehen. So gekleidet pflegen die Neger bey der Handlung des heiligen Abendmahls, bey Leichenbegängnissen und der feyerlichen Osterliturgie zu erscheinen. Es ist eine sehr alte Gewohnheit der christlichen Kirche gewesen, daß die Taufkinder mit weissen Kleidern bey der Taufe angezogen wurden, welche sie, zum Zeichen der ihnen in diesem Sacramente wiederfahrenen Reinigung von allen Sünden, acht Tage lang zu tragen pflegten. Da sich dieser Gebrauch, der sowol wegen seines Alterthums ehrwürdig, als für die Neger rühmend und bedeutend ist, auf eine sehr leichte Weise einführen ließ; so ist es igt jedem Taufcandidaten angelegen, sich auf diese wichtige Handlung mit weisser Kleidung zu versehen. Das zu ihrer Kleidung und andern Bedürfnissen nöthige Geld erwerben sich die Neger durch den Verkauf einiger Gewächse aus ihren Plantagen, und des Feder- und andern Viehes, das sie gezogen haben; oder indem diejenigen, die ein Handwerk können, in ihrer freyen Zeit sich etwas dazu zu verdienen. Da der Tagelohn eines solchen Neger ein Stück von Achten und drüber ist, so läßt sich leicht begreifen, daß ein fleißiger Neger sich endlich soviel ersparen kan, als nöthig ist, so gar seine Freyheit zu erkaufen.

 Vierter Abschnitt.

 Geschäfte der Neger und ihre Behandlung.

Es lassen sich die Neger nach der Verschiedenheit ihrer Beschäftigung in vier Classen eintheilen. In die erste gehören die Packhausnegers; in die zweite die Hausnegers; die dritte besteht aus den Ambachtsnegern, und die vierte machen die Kammernegers aus.

Die ersten werden in den königlichen Packhäusern bey der Wage und andern da vorkommenden Geschäften gebraucht, und heissen daher auch königliche. Auch bey Kaufleuten werden Neger zu ähnlichen Arbeiten in ihren Waarenlagern gehalten. Schon aus dem Gegenstand ihrer Beschäftigung läßt sich schließen, daß ihre Anzahl gegen die übrigen Neger gering seyn müsse.

Viel zahlreicher ist die Classe der Hausnegers. Diese werden zur Bedienung ihrer Herrschaft, zur Wartung der Kinder, zum Kochen, Waschen, Nähen, und dergleichen, auch wol, wenn ihre Treue bewährt ist, zur Aufsicht über die Lebensmittel und ähnlichen Geschäften gebraucht; wobey sie in ihrem Sclavenstande wenig Drückendes fühlen. Geschicklichkeit, Fleiß und Treue erwirbt ihnen die Gunst ihrer Herrschaft; so daß weit der größte Theil dieser Neger in trüglicheren Umständen ist, als sie oder ihre Eltern ehe-

ehemals in Guinea waren. Einige derselben haben bey ihrer Herrschaft kein eigentliches Geschäfte; sondern müssen derselben wöchentlich eine gewisse Summe Geldes liefern, welche sie auf allerley Art auswertet verdienen.

Die Ambachts- oder Handwerksneger machen wenigstens den zehnten Theil der Sklaven, sonderlich in St. Croix, aus, und sind entweder Creolen oder jung aus Guinea nach Westindien gebracht worden. Es ist von den ältesten Zeiten her gewöhnlich gewesen, daß die Herren den fähigern Theil ihrer Sklaven in denenjenigen mechanischen Künsten unterrichten ließen, deren Ausübung bey ihrer weitläufigen Wirthschaft nöthig oder nützlich war. Eine lange Erfahrung hat bewiesen, daß es den Negern an der Fähigkeit zu dergleichen Handwerken nicht fehlet, und daß sie darinn oft zu dem Grade der Vollkommenheit bringen in welchem sie von blanken Professionisten getrieben werden. So gibt es unter ihnen Maurer, Zimmerleute, Schreiner, Böttcher, Schmiede, Schneider, Schuster, Barbierer. Mit der Geschicklichkeit dieser Neger steigt auch ihr Werth, so daß mancher für tausend Stücke von Achten nicht feil ist. Wenn sie bey ihrer Herrschaft nicht genug Beschäftigung haben; arbeiten sie zu deren Vortheil bey andern, und bringen ihr baares Geld ein. Der Bomba, der Zuckerbock und der Kumbrenner werden zu dieser Classe gezehlet, von denen die beiden letztern dem Bomba nicht subordinirt sind; und bey dem übrigen Ambachtswolk bisweilen ein Blanker Baas oder Aufseher. So werden die Handwerksneger höher geschätzt werden, als die Feldneger; so sind auch ihre Umstände weit besser.

Es wird ihnen, wie diesen, von ihrer Herrschaft ein Stückchen Land zu ihrem Unterhalt überlassen; sie haben aber, ausser dem Sonntag, noch den Sonnabend, und bey grossen Festen etliche Tage frey, und täglich wird ihnen so viel Zeit zur Erholung gelassen, als der freyer Handwerksmann zu haben pflegt.

Die niedrigste, aber zahlreichste und nöthigste Klasse der Sklaven sind die Kamina: oder Feldarbeiter. Unter dem creolischen Wort Kamina versteht man den Strich Landes, welchen eine Gesellschaft von Negern zugleich bearbeitet, und überhaupt das Feld und die Arbeit, die darauf gethan wird. Alle Feldarbeit wird durch diese Negern verrichtet, und auf grossen Plantagen folgende Ordnung dabey beobachtet. Früh um vier Uhr gibt der Bomba durchs Blasen des Tutu, oder durch den Schall der Locke das Zeichen zum Aufstehen, und um fünf Uhr gehen sie unter seiner Begleitung aufs Feld, nachdem vorher das den Abend vorher gesamlete Futter fürs Vieh abgegeben, und ihr Frühstück zu sich genommen haben. Die Arbeit, welche ihnen vom Bomba nach Instruction des Meisterknechts täglich angewiesen wird, währet in drey Abtheilungen gewöhnlich zwey Stunden. Um acht Uhr wird ihnen eine halbe Stunde Erholung gegeben; um zwölf Uhr ist die Vormittags Arbeit zu Ende, und die nachmittägige währet von zwey bis sechs Uhr, so daß sie des Mittags zwey Stunden zum Essen und zur Ruhe anwenden können. Doch müssen sie des Mittags erst ein Bündel Gras zum Futter fürs Vieh, und Abends deren zwey sammeln, ehe sie an ihr Mittags- oder Abendessen denken können. Abends halten sie ihre Hauptmahlzeit; und

da kocht die Hausfrau so viel, daß es für den folgenden Mittag hinreicht. Zuweilen kommt zu ihrer gewöhnlichen Arbeit noch sogenantes Donkerwerk oder Nacharbeit; als das Aufräumen des herrschaftlichen Hofes, Wasser- und Misttragen und dergleichen, womit sie oft von sieben bis zehn Uhr zu thun haben. Am schwersten haben sie es in der Kropzeit oder der Zuckerernte, welche auf grossen Plantagen oft wol ein halbes Jahr währet. Gleichwol ist auch dabey die dringende Arbeit so vertheilt, daß ein jeder die nöthige Zeit zum Essen und zur Erholung hat. So ist es gewöhnlich mit der Arbeit dieser Neger auf wohl eingerichteten Plantagen beschaffen. Wie sie es aber auf einigen, sonderlich kleineren, leichter haben: so haben sie es auf andern auch wol schwerer, wo ihnen zu des Mittags nur anderthalb Stunden zur Erholung gestattet werden, und die Nachmittagsarbeit bis halb sieben und noch später fortgesetzt wird.

Bei der Arbeit der Kaminaneger hat der Bom die Aufsicht; dessen Amt keine Grausamkeit, aber Pünctlichkeit und Strenge, nothwendig erfordert. Ohne augenblickliche und empfindliche Züchtigung würde das rohe Kaminavolk nicht in Ordnung bey seiner Pflicht zu erhalten seyn. Man würde irren, wenn man sich diese Neger als von der Schwere ihres Schicksals niedergedrückt, finster, traurig bey ihrer Arbeit muthlos vorstellte. Gemeiniglich sind sie dabey aufgeräumt; sie plaudern, scherzen, lachen und singen guineische Lieder. Obgleich dieses Betrübniß hauptsächlich eine Folge ihres natürlichen Leichtsinns ist; so könnte man doch, wie mich dünkt, auch den Schluß daraus machen, daß ihr Zustand für

der That nicht so gar drückend ist, als man insgemein denkt.

Wenn sie, auffer der Erntezeit, fünf und einen halben Tag für ihre Herrschaft gearbeitet haben: so können sie die übrige Zeit, nemlich den halben Sonnabend und den Sonntag zu ihrem eigenen Nutzen und zur Bearbeitung ihrer Plantage anwenden. An den drey grossen Festen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, werden ihnen die zwey ersten Tage ganz frey gegeben. Wenn ihre freye Zeit nicht hinreicht, ihr Land mit den nöthigen Mayzpflanzen zu besetzen; so legen gütige Herrschaften ihnen auch wol den ganzen Sonnabend frey zu geben.

So bald sich die Fähigkeiten bey den Negerkindern äussern, werden sie zu einer denselben angemessenen Arbeit zu Hause oder im Felde angewiesen, und können auf diese Weise von Jugend auf sich an das Arbeit gewöhnen, unter welchem sie ihr Leben zubringen sollen. Wird der Greis durch die Abnahme seiner Kräfte auffer Stand gesetzt, harte Arbeiten zu verrichten; so wird ihm eine andre, wozu seine verbleibenden Kräfte zureichen, z. B. Wache halten, Vieh hüten und dergleichen angewiesen. Wird er aber völlig unvermögend; so ist nicht leicht ein Herr so barmherzig, daß er ihm nicht bis an sein Ende das Broden geben sollte.

Unstreitig ist jedem Herrn an der Erhaltung seiner Sklaven sehr viel gelegen; sie sind sein Reichthum, und bey seiner Wirthschaft unentbehrlich. Es läßt sich daher kaum denken, daß es einer vorsehlich auf das Verderben antragen werde; es kan aber durch eine vertriebene Strenge in ihrer Behandlung geschehen.

Ich sage übertriebene; denn übrigens ist es wol gewiß, daß der Bussal und jeder Neger, der eine africanische Erziehung gehabt hat, und folglich von Jugend auf gewohnt ist, seinen Willen nicht anders einzuschränken, als wenn er durch Gewalt dazu genöthiget wird, kaum anders als durch Ernst und Strenge gelenkt, und zu seiner Schuldigkeit angehalten werden kan. Blosser Drohungen richten nichts bey ihm aus, wenn er nicht durch die Erfahrung inne wird, daß auf Ungehorsam und andere Vergehungen unmittelbar die Strafe folget. Für einen gütigen und menschenliebenden Herrn ist es freylich etwas unangenehmes seine Slaven unter einer immer gleich strengen Zucht zu halten. Es muß aber auch mancher Vater gegen seinen Sohn so verfahren, wenn er mit liebevollen Vorstellungen bey ihm nichts mehr auszurichten vermag; und selbst die Liebe zum Sohn kan ihn nöthigen denselben, obgleich wider seine Neigung, strenge zu behandeln. Und eine solche Strenge ist es, die ich in Ansehung der Neger für nöthig halte. Dieselbe kan nicht nur mit der Menschenliebe bestehen; sondern wird auch gern einer sanfteren Behandlung Platz machen, wenn und wo diese zur Erhaltung der guten Absicht hinreicht. Wer aber ein Vergnügen daran findet, seine Slaven über Vermögen anzustrengen, oder sie ohne Grund und zu hart zu bestrafen, da handelt nicht nur grausam, sondern auch unweise und seinem eigenen Vortheil zuwider. Ein einiges Versehen von dieser Art kan einen Schaden verursachen, der durch alles Nachgeben nicht wieder gut zu machen ist. Es kan aber auch eine zu weit getriebene Gerechtigkeit gegen die Slaven in ihren Folgen eben

na

richteilig werden, als eine unmaßige Härte. Durch diese werden sie zu verzweifelten Entschliessungen gebracht; durch jene aber können sie in schädliche Ausweifungen gerathen, so daß sie schwer wieder in Ordnung und Gehorsam zu bringen sind: denn sie sinken sich sehr leicht selbst Herren zu seyn, sobald ihr Joch nicht nachdrücklich fühlen. Man hört daher selbst von verständigen Negern, die eine mehrere Erkenntniß ihrer selbst erlangt haben, daß ein Nege zu viele Gütigkeit nicht vertragen könne, und ihm Ernst und Strenge gesünder und nöthig sey. Die Erfahrung zeigt auch, daß unter ihnen, ungeachtet der Gleichheit ihres Sklavenstandes, der Schwächere gar von dem Stärkeren gedrückt wird, wenn manches nicht durch genaue Aufsicht verhütet. Läßt er ein nicht genug aufmerksamer Herr so etwas geschehen; so muß ein Theil seiner Sklaven durch den Übermuth von ihres Gleichen leiden, und unter der Last wol gar erliegen.





Fünfter Abschnitt.

Von den Rechten der Herren über ihre Sklaven
und von deren Ausübung.

Nach dem römischen Rechte wird ein Sklave für keine Person, im bürgerlichen Sinn, gehalten, und es kommen ihm folglich keine von denjenigen bürgerlichen Rechten zu, welche andere Mitglieder des Staats zu genießen haben. Die Gesetze versagen ihm ihren Schutz gegen Unrecht und Gewaltthätigkeit und sein Zeugniß hat zur Versicherung der Wahrheit kein Gewicht. Er ist ganz unter der Botmäßigkeit seines Herrn, der mit ihm wie mit jedem andern Stücke seines Eigenthums, nach Gutfinden schalten kan.

Beynahe eben die Bewandniß hat es noch igt mit den Negerklaven in Westindien; nur mit dem Unterschiede, daß dem Herrn nicht, wie bey den Römern auch die Macht über das Leben seiner Sklaven zukommt. Auffer dem hat er über ihn alle die Rechte welche ein jeder Bürger über sein Eigenthum hat; kan ihn nach Gutfinden verkaufen, verschenken oder Erbschaft hinterlassen. Aus diesem Eigenthumsrechte folget, daß der Sklave verbunden ist, seinem Herrn zu gehorchen, und seine Kräfte zur Arbeit nach dessen Vorschrift anzuwenden; und daß er sie nur alsdann seinem eigenen oder zu anderer Nutzen gebrauchen darf, wenn es ihm sein Herr erlaubet oder befielet.

Ich will mich hier in keine Ausführung über die innere Rechtmäßigkeit dieses Verhältnisses der Sclaven gegen ihre Herren, und in keine Untersuchung anlassen, in wie fern ein Sclave sich durch bloß natürliche Gründe für verpflichtet halten könne, im Dienste seines Herren alle Treue zu beweisen. Es ist mir genug, zu sagen, daß die Religion unsers Heilands Jesu Christi den christlichen Sclaven ihre Pflichten gegen ihre Herren aufs deutlichste, nachdrücklichste und vollständigste vorschreibet, und dieselben aus Bewegungsgründen herleitet, die von dem Character des Herrn, und dessen härterem oder gütigerem Betragen gegen seine Leibeigene, unabhängig sind. Sie macht es dem Sclaven, der sie bekennet, zur Pflicht, seinem Herrn mit derjenigen Treue und Ergebenheit zu dienen, zu welcher er sich Christo seinem Erlöser verpflichtet fühlt. Sie zeigt aber auch den Herren, wie sie sich bey der Ausübung der Rechte über ihre Sclaven zu verhalten haben. Sie ist also das Beste, ja das einzige recht wirksame Mittel, den Sclaven ihren Zustand zu erleichtern, und sie dabey zufrieden und vergnügt zu machen; und den Herren gehorsame, willige und treue Knechte an ihnen zu verschaffen. Der Beweis davon ist an denen zu Christo gebrachten Negerclaven in Westindien deutlich zu sehen; auch sind die Herren daselbst nunmehr fast durchgängig überzeugt, daß es zu ihrem Besten geschieht, wenn ihre Neger sich von Herzen zu Christo bekehren. Doch hievon wird im Fortgange dieses Werks ein mehreres zu sagen seyn.

Bey alle dem, daß die Sclaven dem Willen ihrer Herren in Absicht auf ihre Handlungen, gänzlich un-

terworfen sind, wird ihnen von denselben das Recht zugestanden, sich nach eigener Wahl zu verheirathen und sie sehen es gern, wenn solches frühzeitig geschieht. Die Kinder aus diesen Ehen gehören den Herren, deren Slaven die Eltern sind. Wenn aber die zwey verschiedene Herren haben, oder der Vater freyer ist; so werden die Kinder ein Eigenthum derjenigen, dem die Mutter gehört.

Da der Slave zu einem durchgängigen Gehorsam gegen seinen Herrn in allen äusserlichen Dingen verbunden ist; so ist jeder Ungehorsam, jede Widersetzlichkeit eine Versündigung gegen seine Pflicht; wer verfällt dafür, so wie auch für andere Vergehungen, in eine von dem Herrn zu bestimmende Strafe. Der lasterhafte Character der meisten heidnischen Neger, und ihre Menge, hat in die Strafen derselben eine Härte gebracht, die mit der Grösse ihrer Vergehungen dem Anschein nach nicht immer in gehörigem Verhältniß steht. Aber durch nichts, als durch Furcht vor einer so unausbleiblichen als scharfen Strafe, läßt sich dieses ungesittete Volk von der Ausübung seiner lasterhaften Neigungen abhalten. Der Herr des Slaven ist sein Gesetzgeber und sein Richter. Nur diejenigen Verbrechen, auf welche die Todesstrafe gesetzt ist, hat der Landesherr seinen Tribunal vorbehalten; alle andere untersucht der Herr, und straft den Schuldigen willkürlich.

Da bey der grossen Menge der Neger, ihrer vorzüglichen Leibesstärke, und ihrer grösstentheils schlechten Denkweise, die Freyheit und das Leben der Neger in einer sehr scheinbaren Gefahr ist; so sind den Negern vorgeschriebenen Gesetze vorzüglich da-
ger

richtet, ihnen jede Veranlassung, ja selbst die Neigung zu benehmen, die Blanken auf irgend eine Weise zu beschädigen. Daher wird dem Negerklaven jede Ergreifung an einem Blanken, er mag zu seiner Herrschaft gehören oder nicht, als ein todeswürdiges Verbrechen angerechnet. So wie in diesem Falle die Qualität der beleidigten Blanken die Strafe des Negers schwerer macht; so kommt ihnen dagegen die Fürbitte derselben in vielen Fällen zu statten, und wirkt ihnen Vergebung ihrer Vergehungen, und Verlassung der verdienten Strafe. Diese Fürbitte ist in dem größten Gewichte, und im Erfolge wenig von dem Begnadigungsrechte verschieden. Derjenige Herr, dessen Fürbitte die verlangte Wirkung nicht hat, würde sich für sehr beleidiget achten. Der Herr hat unstreitig die Absicht, den Negern Hochachtung für alle Blanken einzuprägen; indem Beleidigungen, die ihnen angethan werden, so harte Strafen nach sich ziehen, und ihre Fürsprache so wirksam ist. Die Nothwendigkeit der strengsten Subordination bey den Negern hat das Gesetz veranlaßt, daß, wenn einer von ihnen die Hand aus Widersetzlichkeit gegen den Meisterknecht aufgehoben hat, er solche unter dem Beile des Büttels verliert. Eben diese Vergehungen gegen den Meisterknecht ist mit einer zwar geringeren, aber allemal mit der strengsten Strafe belegt. Jedoch werden diese vom Gesetz verordnete Strafen aus mancherley Ursachen oft gemildert. Wer kan es auch einem Herrn verdenken, wenn er seinen nützlichen Sklaven nicht gern durch Abhauen der Hand unbrauchbar machen läßt; zumal, wenn die begangene strafwürdige That in dem Augenblicke jenem Nebenumstände einige Entschuldigung findet,

findet, oder wenn sonst der Zweck der härteren Strafe durch eine gelindere erhalten werden kan? Ueberhaupt nehmen billige Herrschaften bey einem solchen Vor-
 fälle jederzeit Rücksicht auf die Umstände, welche die Schuld erschweren oder vermindern; und gestatten daher dem Beklagten, sich zu vertheidigen. Kan es beweisen, daß z. B. der Bomba ihm Unrecht gethan habe; so läßt ihm sein Herr Gerechtigkeit wiederfahren, und der Bomba wird abgesetzt, oder auf andere Weise gestraft. Dieses findet um so leichter statt, da der Bomba nicht weniger Sclav ist, als die ihn untergebenen.

Auf das Entlaufen der Neger ist eine Strafe gesetzt, die dem Verbrechen eben so angemessen ist, als das Abhacken der Hand, die gegen einen Vor-
 gesetzten aufgehoben worden. Einem entlaufenen Neger, der drey Monate ausgeblieben, soll ein Fuß durch den Büttel abgehackt werden; und wenn er abermals entläuft, auch der andere. - Der Härte dieser Strafe ungeachtet, gibt es doch so verwegene Neger, die sich durch den Verlust eines Fußes vor Maronlaufen (so nennt man dort das Entweichen der Neger) nicht abhalten lassen. Ich kante einen dieser Unbändigen, der sich durch sein wiederholte Weglaufen um beyde Füße gebracht hatte. Was aber vorhin wegen der Milderung der Strafen gesagt worden, muß auch von dieser verstanden werden.

Es ist immer Grund vorhanden, von gezwungenen Sclaven zu vermuthen, daß sie auf die Erlangung der Freyheit bedacht sind. Um allen dahin abzielenden oder sonst gefährlichen Unternehmungen der Neger vorzubeugen, ist ihnen bey schwerer Strafe

erboten, sowol Gewehr zu haben, als auch von den verschiedenen Plantagen zusammen zu kommen. Keiner darf sich, ohne ausdrückliche Erlaubniß, ausser der Plantage seines Herrn aufhalten, am wenigsten in der Nacht; nur diejenigen sind davon ausgenommen, deren Weiber auf einer andern Plantage Hause sind. Selbst die, welche zur Kirche gehen, Müssen mit einer schriftlichen Erlaubniß dazu versehen werden; welches aber nur an grossen Festtagen und der Zeit beobachtet wird, wenn man besondere Ursachen zu haben glaubt, schädliche Absichten der Sklaven zu befürchten.

Die Todesarten, womit die Verbrechen der Neger bestraft werden, sind nach dem Verhältniß derselben eingerichtet, und gewöhnlich von denen nicht verschieden, womit andere Uebelthäter abgethan werden. Bekennt der Beschuldigte sein Verbrechen nicht freiwillig; so ist es Herkommens, ihn durch die Torturen dazu zu nöthigen. Es sind aber auch die allernurmerzhaftesten Arten dieses zweydeutigen Mittels, die Wahrheit herauszubringen, oft unvermögend, den Eigensinn des Negers zu überwinden, der sich vorgenommen hat, nicht zu bekennen. Selbst an Beyspielen von solchen fehlt es nicht, die sogar gegen die Todesstrafe gleichgültig, und bis an ihr Ende leichtmüthig geblieben sind.

Wird ein Sklave wirklich am Leben gestraft; so will das Gesetz, daß dem Eigenthümer der Werth desselben auf Unkosten des Landes ersetzt werde. Hätte aber dem klügsten Gesetzgeber wol einfallen können, daß diese Verordnung einem Mißbrauch unterworfen seyn könnte? und scheint es gläublich, daß

jemand von einem so niederträchtigen Eigennutz be-
 sessen seyn könne, daß er seinen unschuldigen, aber
 unbrauchbaren Slaven, als einen todeswürdigen
 Verbrecher der Strafgerechtigkeit überliefert, um das
 überflüssige Maul los zu werden, und noch so viel
 dafür zu bekommen, daß ihm der Ankauf eines brauch-
 baren Slaven dadurch erleichtert würde? gleichwol
 bin ich von der Wahrheit einer solchen Begebenheit
 durch sehr glaubwürdige Zeugen versichert worden,
 welche hinzuthaten, daß dieser Verräther des unschul-
 digen Bluts mit seiner Familie in das tiefste Elend
 und Armuth gerathen sey.

Geringere Züchtigungen werden, nach dem Ur-
 theil der Herren, für geringere Vergehungen, als
 Trotz, Ungehorsam, Faulheit, Maronlaufen und
 dergleichen den Negern mit der Peitsche oder mit
 Spitzruthen zu Theil. Eine solche Züchtigung, die
 man dort Sküring nennt, besteht in mehr oder we-
 nigern Streichen, die der Schuldige auf den bloßen
 Hintern empfängt. Nach der Grösse des Verbrechens,
 und billig nie nach dem Affect des Richters, steigt
 die Zahl der Streiche von funfzig bis hundert und
 zweyhundert. Für eine Todesstrafe wird es angesehen,
 wenn dem Schuldigen fünfhundert Streiche mit der
 Peitsche zuerkant werden. Wenn die Züchtigung
 durch den Bomba oder einen andern Neger verrich-
 tet ist; so werden die Wunden des Gezüchtigten mit
 Salzlacke und spanischem Pfeffer gewaschen; wo-
 durch zwar der Schmerz für eine kurze Zeit auf eine
 höchstempfindliche Weise vermehrt, aber die Hei-
 lung befördert, und schädlichen Zufällen vorbeugt
 wird.

Außer der Peitsche und den Spitzruthen wird auch das Tschickesell zur Züchtigung der Neger gebraucht. Es besteht aus einem Streifen einer rohen Kuhhaut, der zusammengedreht und getrocknet worden. Ordentliche Strafen, oder Sküring, werden damit nicht urtheilt; sondern man bedient sich dessen nur, die Neger für gelegentliche und weniger erhebliche Vergehungen zu züchtigen. Selbst manche Herren und Frauen geben sich die Mühe, mit einem solchen Werkzeuge ihren Negern ihre Unzufriedenheit zu bezeugen. Streiche, die der Sklave von seinem Herrn empfängt, thun ihm lange nicht so wehe, wenigstens hält er sie bey weitem nicht für so schimpflich, als die er vom Bomba bekommt. Beynahe schäzket er es für eine Ehre, dieses Merkmal der Achtung seines Herrn auf sich zu empfangen, und das Danki Baas (ich danke, Herr!) wird er dabey nicht vergessen. In der That ist die Ambition, so sonderbar sie auch unter diesen Umständen scheinen mag, bey den Negern statt. Denn der Creol durch die Hand des ihm verächtlichen Aufsehers eine Züchtigung annehmen muß; so ist ihm diese Beschimpfung fast empfindlicher, als die Strafe selbst; doch hält er sich für weit mehr beschimpft, wenn er dem Kapmann, d. i. dem Scharfrichter, zur Züchtigung übergeben wird.





Sechster Abschnitt.

Vom Entlaufen, Empörungen und Loskaufen der Neger.

Es hält außerordentlich schwer, die heidnischen Neger zu überzeugen, daß die Rechte, welche ihre Herren über sie ausüben, gegründet sind. Sie folgen nur ihrem unbändigen Naturtriebe, und halten alle Mittel die Freyheit zu erlangen, für rechtmäßig; es sey, daß sie von ihren Herren entlaufen, und in Gebirge und Wälder fliehen, oder daß sie gar in verabredeten Empörungen ihren Herrschafter nach dem Leben stehen, und sich mit Gewalt der Dienstbarkeit zu entziehen suchen.

Man findet daher auf den grossen und kleinen westindischen Inseln, entlaufene Neger, so wie auch auf dem besten Lande. Sie werden Maronnege genannt, weil sie wie die Affen im Busche leben, denn Maron soll einen Affen bedeuten. Die in Jamaica und Suriname haben es endlich dahin gebracht, daß sie für ein freyes Volk erkant, und auf gewissen Bedingungen Friede mit ihnen gemacht worden. In allen drey dänischen Inseln befinden sich dergleichen Entlaufene; die meisten aber auf St. Croix. Schon seit langer Zeit hat sich eine grosse Anzahl derselben im Gebirge gegen das Westende, auf dem hohen Maronberg vestgesetzt, wo sie, nebst der Lage des Ortes

Orts, der undurchdringliche Busch und ihre Vorsicht
 schützt, mit welcher sie jeden Zugang mit spitzigen
 leinen Pfählen von Giftholz verwahren, die sie sorg-
 ältig zu verstecken suchen, damit der unvorsichtige
 Verfolger sich den Fuß daran verwünde, und durch
 den unleidlichen Schmerz von fernern Bemühungen,
 sie aufzusuchen, abgehalten werde. Solang sie nun
 da sind, genießen sie zwar die Freyheit, die das
 Bild im Busche hat; haben aber bey weitem nicht so
 viel Bequemlichkeit, als auf den Plantagen. Dieje-
 tige Nahrung, die ihnen der Busch nicht liefert,
 müssen sie entweder bey der Nacht mit Lebensgefahr
 aus der See holen, oder von den Plantagen stehlen.
 In St. Croix sind sie so dreist, daß sie sich oft bey
 Tage von ihren Bergen herunterwagen, und selbst
 auf die Negermärkte gehen, um sich die nöthigen Be-
 dürfnisse anzuschaffen. Unter der grossen Menge
 Neger kan man sie nicht so leicht erkennen; gleichwol
 leben sie in beständiger Gefahr, und wenn sie wieder
 ergriffen werden, haben sie den Verlust eines Weins
 oder eine andere schwere Züchtigung gewiß zu erwar-
 ten. Da ihnen dieses wohl bekant ist; so ist zu ver-
 muthen, daß ihr Weglaufen nicht allemal bloß aus
 Nuthwillen oder Widrigkeit gegen die Arbeit herrüh-
 ret, sondern öfter durch die Furcht vor verdienter
 Strafe, oder durch eine allzustrenge Behandlung,
 oder weilen auch wol durch Hungersnoth veranlaßt wird.
 Viele finden doch, daß ihre Buschfreyheit mit mehr
 Unbequemlichkeiten verbunden ist, als ihre vorige
 Slavery; und kehren daher von selbst zu ihrem
 Herrn zurück. Um der verwirkten Strafe zu entge-
 hen, bemühen sie sich, die Fürbitte eines Blanken zu
 erhal-

erhalten, davon sie doch nicht immer den rechten Gebrauch machen.

Das beste Mittel, den Slaven das Entlaufen in den Busch zu verleiden, wäre wol, ihren Stand und Dienst so erträglich zu machen, daß sie ohne viel Ueberlegung einsehen könnten, daß sie ihren Zustand durch das Entfliehen ohnfehlbar verschlimmern würden. Sonst ist die Gewohnheit, daß denen, die schon mehrere Versuche zum Entlaufen gemacht haben, eiserne Ketten an die Beine, oder lange hervorstehende Haken an einem eisernen Halsband angelegt werden, welche ihnen das Durchkommen in dem dickbewachsenen Busche unmöglich machen. Bisweilen, wenn die Zahl der Flüchtigen beträchtlich anwächst, wird eine förmliche Jagd gegen sie angestellt; da sonderlich die Freyneger, die sich darauf am besten verstehen, und dazu abgerichtete Hunde haben, sie wie das Wild zusammen treiben. Nur mit denen, die auf dem hohen Maronberg in St. Croix sich aufhalten, findet dieses Treibjagen nicht statt.

Ehemals wurden viele Slaven durch die Nähe der spanischen Insel Portoric, die von St. Thomas nur etwa acht, und von St. Croix zwölf Meilen entfernt ist, zum Entweichen verleitet. Sie bedienten sich dazu entweder heimlich genommener Boote, oder bemächtigten sich auch mit Gewalt eines Fahrzeugs, und nöthigten das Schiffsvolk, sie nach Portoric überzusehen. Man erzählte mir ein Beyspiel von einem Neger, den die Liebe zur Freyheit so sinnreich machte, daß er sich heimlich selbst ein Fahrzeug baute, in welchem er sich mit seiner Familie der Slavery entziehen wolte. Er ging aber zu Grunde, weil es ihm

an Pech gefehlt hatte, sein Fahrzeug dicht zu machen; nur sein Sohn rettete sich mit Schwimmen. Wer von diesen Ausreißern unmittelbar zu den Freynegern in Portoric kam, wurde von diesen aufgenommen, und war sogleich frey; diejenigen aber, welche den Wachen an der Küste in die Hände kamen, erhielten ihre Freyheit erst, nachdem sie ein oder etliche Jahre da gedient hatten. Alle aber wurden den Missionarien zum Unterricht in der christlichen Religion übergeben, und mit der Zeit getauft. Diese Gelegenheit zur Flucht ist nunmehr den Negern durch das Cartel abgeschnitten, welches zwischen Dännemark und Spanien im Jahr 1767. geschlossen worden. Dem zufolge sollen die entwichenen Slaven, die innerhalb eines Jahrs von dem Eigenthümer zurückgefordert werden, gegen Erstattung der Unkosten, von beiden Seiten ausgeliefert, keiner derselben aber, der kein anderes todeswürdiges Verbrechen begangen, bloß wegen seiner Flucht am Leben gestraft; und denjenigen, die in der Zeit ihres Aufenthalts auf Portoric die römischcatholische Religion angenommen, die Freyhebung derselben auf den dänischen Inseln gestattet werden.

Bey dieser Art, wie die Neger ihre Freyheit zulangen suchen, verlieren die Eigenthümer in ihnen nur einen Theil ihres Vermögens; bey offenbaren Empörungen derselben aber wird es von ihnen darauf getragen, die Herren um Leib und Leben, Haab und Gut zu bringen. Ein einiges Beyspiel einer solchen tragischen Begebenheit, welche im Jahr 1733. auf der Insel St. Jan vorgekommen, wird hinlänglich seyn, die entsetzlichen Folgen davon einzusehen, und

und die Vorsicht zu rechtfertigen, mit welcher man dieselben zu verhüten sucht. Ein halbes Jahr lang war diese Insel in der Gewalt der aufrührischen Neger, welche ihren ehemaligen Herren fast noch mehr Herzeleid anthaten durch den Spott und Muthwillen, dem sie mit ihnen trieben, als durch die Grausamkeit, mit welcher sie selbige und ihre Kinder ermordeten. Die Ungleichheit, welche die Blanken in der Behandlung ihrer Neger bewiesen hatten, indem sie ihnen bald zu viel Freyheit gestatteten, bald wieder zu viel Härte gegen sie ausübten, wird für eine der Hauptursachen dieser Empörung gehalten. Die Neger, welche sich dafür ausgeben, daß sie die Blanken leicht durchsehen, sich selbst aber für undurchdringlich halten, sahen hiebey die Schwäche ihrer Herren ein; und dadurch wurde ihre Verwegenheit dergestalt genährt, daß sie den Entschluß fassen konnten, alle Blanke auf der Insel zu vertilgen. Eine Anzahl Neger von der kriegerischen Nation der Amina, welche nach ihre Gewohnheit Brennholz auf die Festung lieferten, bemächtigten sich derselben bey dieser Gelegenheit; indem sie mit den in ihren Holzbündeln versteckten Rammessern die schwache Besatzung niederstiessen. Nachdem sie ihren Mitverschwornen durch einige Canoneschüsse das abgeredte Zeichen von dieser Eroberung gegeben; so wurde die Empörung auf der Insel allgemein. Nur wenige Blanke hatten so viel Zeit und viel treue Neger, daß sie ihre Weiber und Kinder auf die Felsen oder Klippen des Meers in Sicherheit bringen, und sich selbst auf eine sichere Plantage an der Küste retten konnten. Drey Vierteltheile der Blanke fielen den Empörern in die Hände, und wurde

nachdem sie ihnen zum Spiel ihres Muthwillens ge-
 dient hatten, jämmerlich ermordet. Hätte sich der
 Geist der Empörung aller Neger auf dieser Insel be-
 mächtiget; so würde wahrscheinlich kein einziger
 Blancker sein Leben gerettet haben. Eigentlich waren
 nur die aminaischen Schwarzen, deren sich aber viele
 Hundert auf der Insel befanden, die Empörer; die
 meisten Creolen aber blieben ihren Herren getreu, und
 vertheidigten dieselben. Viele andere Neger waren
 neutral, und sahen die Verwirrung nur als eine gün-
 stige Gelegenheit an, dem äussersten Mangel, der sie
 oftmals drückte, aus den Vorräthen der Blanken ab-
 zuhelfen. Insonderheit verdient das Andenken jenes
 Neger-Sclaven erhalten zu werden, dem sein Herr eine
 Linde in die Hand gab, mit der Bitte, nur seine
 Frau und Kinder leben zu lassen, nachdem er ihn
 tödten würde. „Das werde ich nicht thun,“
 antwortete er seinem Herrn, und kein anderer soll es
 thun dürfen, ehe als ich meinen Kopf werde verloren
 haben. „Sie sind auch beide, der Herr und sein
 Sclave glücklich durchgekommen, welches für einen
 freien Sclaven eben so schwer war, als für die Blan-
 ken; denn die Aminai sahen alle für Feinde an, die es
 nicht mit ihnen hielten. Ich sage es zur Ehre dieses
 freien Negers, daß ich die Hauptumstände dieser Be-
 gebenheit, deren Richtigkeit mir von andern glaub-
 würdigen Zeugen bestätigt worden, aus seinem
 Munde herhabe.

Solange die Aufrührer Meister von der Insel
 waren; so übten sie alle die barbarischen Kriegsrechte
 aus, wozu ein erbitterter Feind in einem eroberten
 Lande berechtigt zu seyn glaubet. Sie raubten, seng-
 ten,

ten, brennten, zerstörten, und lebten im Ueberfluß, ohne auf die nöthigen Anstalten zur Behauptung ihrer Eroberung zu denken. Vernünftige Ueberlegung hatte an ihrem ganzen Unternehmen keinen Antheil gehabt; und kein Verstand hätte auch zu ihrer Verteidigung zugereicht. Daher verloren sie sogleich den Muth, als die französischen Hülfsvölker aus Martinique ankamen. Von denselben wurden sie dergestalt in die Enge getrieben, daß sie den verzweifelten Entschluß faßten, sich durch einen freywilligen Tod der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen. Mit dieser Gesinnung versamleten sich etwa dreyhundert dieser Freyer auf einem Berge bey Brimsbay, setzten sich in einem Kreise auf Betten oder Teppiche nieder, und empfingen einer nach dem andern den tödtlichen Schuß von der Hand der zwey Anführer, die sie in der Empörung erwählt hatten, welche sich nach dieser entsetzlichen Arbeit selbst erschossen. Diejenigen, welche nicht so viel wilde Unbiegsamkeit besaßen, und sich an die Blanken ergaben, oder sonst in ihre Gewalt kamen, empfingen die verdiente Todesstrafe in St. Thomas, wo ihre Köpfe lange Zeit auf Pfählen, den Negern zur Warnung, gestanden haben. So wurde diese Empörung im Monat Julius 1734. völlig gedämpft, und Ruhe und Sicherheit auf der Insel wieder hergestellt.

Wer bloß auf die Anzahl der Negerclaven darinn sie den Blanken auf den westindischen Inseln weit überlegen sind, siehet, der könnte vermuthen, daß Empörungen müßten ihnen sehr leicht werden, und die Blanken deswegen in beständiger Furcht schweben. In der That sind auf St. Croix zwanzig
 tai

tausend Neger gegen zweytausend Blanke. Diese Ueberlegenheit in der Zahl, ihre mehrere Leibestärke, ihre mehrentheils wilde Gemüthsart, und das Mißergnügen, welches die meisten über ihren äussern Zustand empfinden, könnten sie allerdings furchtbar machen, wenn man nicht solche Anstalten vorgekehrt hätte, wodurch die Vortheile der Sklaven unwirksam gemacht worden. Nur durch Nachlässigkeit im Halten über diesen Vorkehrungen wird es den Sklaven möglich, etwas gegen die Sicherheit und das Leben der Blanken zu unternehmen; und daher sind offenbare Empörungen derselben sehr seltene Begebenheiten. Auf den caribischen Inseln wenigstens haben sie nicht viel Vernunft nöthig, um sich zu überzeugen, daß jede Art feindseliger Unternehmungen gegen ihre Herren ein für sie höchst unglückliches Ende nehmen, und ihren Zustand verschlimmern muß. Auf den größern Inseln, insonderheit auf dem besten Lande, könnte man solcher Frevel noch einigermaßen mit der Hoffnung der Freyheit unterstützt werden, in so fern es den Auführern glückte, sich tiefer ins Land hinein zu ziehen, und sich an unzugänglichen Orten fest zu setzen. Inm zuverläßigsten würden die Blanken gegen auführische Unternehmungen der Neger gesichert seyn, wenn diese durchgängig durch die Lehre Jesu Christi erleuchtet und gebessert würden. Hievon sind alle vorständige Europäer auf den dänischen Inseln durch eigene Erfahrung überzeugt.

Daß aber Sklaven auf eine rechtmäßige Weise ihre Freyheit erlangen können, davon sind die vielen Freyneger auf den dänischen Inseln ein redender Beweis. In St. Croix machen dieselben eine eigene

Compagnie aus, dienen als Stadtsoldaten, und haben einen Hauptmann aus ihrem Mittel. Sie nähren sich von Handwerken, dem Fischfang, der Handlung; oder besitzen selbst kleine Plantagen, die sie durch Sclaven bearbeiten lassen. Wenn sie sich nicht dem Müßiggange und der Lüderlichkeit ergeben; so hat ihr Zustand vor ihrem ehemaligen guineischen viel vorzügliches. Ob sie gleich nicht alle und jede Rechte erlangen, welche den Blanken zukommen; so leben sie doch unter dem Schutze der Gesetze in völliger Freyheit und Sicherheit ihres Eigenthums.

Sie werden entweder von ihren Herren ohne Lösegeld in Freyheit gesetzt; oder sie erkaufen dieselbe. Treue und lange Dienste sind die Veranlassung zum ersten. Diese Wohlthat wiederfährt vorzüglich einem Bomba, einer Witwe, einer sehr fruchtbaren Kindermutter, und einer Negerin, mit welcher ein Blanker in einer Art von Ehe gelebt hat; entweder noch bey Lebzeiten des Herrn, oder durch sein Testament. Diejenigen, welche ihre Freyheit erkaufen, müssen sich ihr Lösegeld in ihrem Sclavenstande erwerben. Von der Möglichkeit, dieses zu thun, ist im Vorhergehenden das nöthige gesagt worden. Die Größe des Lösegeldes richtet sich nach ihrem Alter und Brauchbarkeit; einer kömt für achthundert Stück von Achten los, da ein anderer tausend bezahlen muß. Ich habe einen Neger gekauft, der sich und seine zwey Weiber frey gekauft hat. Das Freywerden wird den Sclaven dadurch erleichtert, daß er just nicht nöthig hat, die ganze Summe seines Lösegeldes auf einmal zu bezahlen. Wenn er nur erst etliche hundert Stücke auf Abschlag bezahlt; so wird er frey gegeben, da

er dann das Fehlende desto leichter erwerben kan. Die Unwissenheit eines armen Negers und sein Zu-
 trauen dergestalt zu mißbrauchen, daß man ihn um
 die auf Abschlag bezahlte Summe bringen, und ihn
 einem andern Herrn verkaufen wolte, ist ein so ab-
 schenlicher Gedanke, daß er nur bey der niederträch-
 tigsten Art von Menschen Eingang finden kan, die
 weit mehr verdienen in der niedrigsten Slavery zu
 leben, als die Unglücklichen, die von ihnen betro-
 gen worden. Es ist leicht zu erachten, daß dieser
 Fall unter die allerseltensten gehöre; aber auch ein
 iniger ist zu viel.





Siebenter Abschnitt.

Von der Neger Bildung, Farbe, Fruchtbarkeit,
Alter und Krankheiten.

Die Neger sind mehrentheils groß und wohlge-
wachsen; doch hat darinn eine von den schwar-
zen Nationen vor der andern den Vorzug. Die fürch-
terliche Gesichtsbildung mancher Bussalen ist mehr
den häßlichen Schnitten, womit sie sich zeichnen, als
der Natur zuzuschreiben. Hingegen hat mich der
Augenschein gelehrt, daß die platte Nase und die
dicken aufgeworfenen Lippen, die das Gesicht der
Neger characterisiren, ein blosses Werk der Natur
sind, daran die Kunst oder die Thorheit der Mutter
keinen Antheil hat. Beide bringen die Kinder mit
zur Welt. Die Zähne der Neger sind weiß wie Elfen-
bein, die Augen funkelnd, und die wollartigen Haare
schwarz, kraus und kurz. Schon bey kleinen Kin-
dern sind sie so kraus, und bey den Alten werden
sie endlich schneeweiß. In Guinea pflegen sonder-
lich junge Leute ihre Haupthaare oft abzuschneiden,
den Kopf zu waschen und mit Palmöl zu reiben.
Ersteres thun sie in Westindien auch; aber an
Palmöl fehlt es ihnen. Einige Bussalweibsleute
bemerkte ich, denen der Kopf geschoren, und nur
ein runder Büschel Haare mitten auf demselben ge-
lassen war. Der Bart des Negers ist nicht stark
abe

über ganz kraus, und wird entweder mit dem Scheer-
messer weggenommen, oder ausgerissen.

Die Haut der Neger ist dicker und weicher, als
sie gewöhnlich bey Blanken zu seyn pflegt; sie läßt
sich wie Sammet anfühlen, welches doch weniger bey
dem männlichen Geschlecht zutrifft, als bey dem weib-
lichen, und sich mit dem Alter verliert. Ins Ganze
genommen sind die Neger stark, können grosse Lasten
tragen, und harte Arbeit lange aushalten. Durch
die Erziehung werden sie so wenig verzärtelt, als
ihre Gesundheit durch überflüssige und gekünstelte
Speisen geschwächt wird; hingegen dient die anhal-
ende Arbeit dazu, ihren Gliedern Fertigkeit und
Nachsatz in der Bewegung zu verschaffen.

Ihre schwarze Farbe hat viel Nachdenken verur-
sacht, und man hat sich viele Mühe gegeben, die Ursache
derselben zu entdecken, ohne bis izt darüber einig zu
seyn. Der Unterschied zwischen der weissen Farbe der
Europäer und der schwarzen der Africaner ist aller-
dings sehr auffallend. Es glauben daher einige, daß
die Schwierigkeiten in der Untersuchung, woher die
Schwärze der Neger rühre, hauptsächlich daher kom-
men, daß man dabey nur diese beide einander entgegen-
gehende Farben in Betrachtung ziehe, ohne diejenigen
Stufen zu bedenken, auf welchen die Natur von einer
zur andern übergehe. Die Natur mache darinn so we-
nig als in andern Dingen einen Sprung. Zwischen ei-
nem Deutschen und Franzosen sey schon einiger Unter-
schied der Farbe zu merken; der Spanier sey noch dunk-
ler von Farbe, als der Franzos; der Maur brauner
als beide; und endlich der Mohr schwarz, der Neger
am schwärzesten. Niemand zweifele, daß es von dem

heissen Himmelsstrich, unter welchem der Spanier wohnt, herrühre, daß derselbe brauner ist, als der Deutsche. Schwarz und braun wären nur im Grade unterschieden; man könne daher wohl annehmen, daß dieser Unterschied der Farbe von dem mehr oder weniger heissen Himmelsstrich herkomme, unter welchem die verschiedenen Nationen wohnten. Andre hingegen halten die Schwärze der Neger für etwas ihnen ganz eigenthümliches, und suchen die Ursach davon entweder in ihrem Blute, oder in einem Netzen unter der Oberhaut. Ich würde mich von meinem Vorhaben zu weit entfernen, wenn ich alle die Gründe anführen und prüfen sollte, welche diese oder jene Meinung bestärken oder entkräften mögen. So viel ist gewiß, daß die Neger, ausser der Verschiedenheit ihrer Farbe, sich durch die Dicke und besondere Weichheit ihrer Haut sowol, als durch ihre wöllichte Haare von allen andern noch so braunen oder schwarzen Nationen gar sehr unterscheiden. Sie kommen ohne die schwarze Farbe auf die Welt, doch nicht ohne einige Merkmale davon. Innerhalb vier Tagen aber werden die Negerkinder, welche anfänglich so weiß oder so roth sind, als die europäischen, erst braun, nach und nach wird ihre Farbe dunkler, bis sie in drey bis vier Wochen so schwarz wird, als sie bey ihren Eltern ist. Ich habe mich von dieser Wahrheit mehrmalen durch den Augenschein versichert. Der Unterschied ist dabey nur, daß ein Negerkind desto eher schwarz wird, je früher es in die freye Luft gebracht wird. Hingegen nimmt die Schwärze ihrer Haut durch langwierige Krankheiten, und durch den Aufenthalt in einem kälteren Clima nach und nach ab.

Die

Die Neger sind ein sehr fruchtbares Volk; Mütter von zwölf bis vierzehn Kindern sind unter ihnen was gewöhnliches, und die von zwanzig nicht selten; hingegen sind der ganz unfruchtbaren Weiber sehr wenige. Mancher Neger in Westindien ist Vater von zwanzig bis dreyßig Kindern, die aber verschiedene Mütter haben. Die Niederkünfte der Negerinnen erfolgen gemeiniglich sehr leicht, und nach wenigen Tagen kan die Mutter wieder an ihre Arbeit gehen. Doch werden ihnen zwey bis drey Wochen zur Erholung gestattet, auch die erste Arbeit, die sie nach ihrem Ausgang zu verrichten haben, nach Erforderniß der Umstände erleichtert.

Hey aller Härte der Arbeit, und der dürftigen Lebensart der Neger in Westindien ist es nicht ungewöhnlich, daß sie ein hohes Alter erreichen. Ich habe selbst verschiedene gekant, die neunzig, hundert bis hundert und zwanzig Jahre alt waren. Da sie selbst ihr Alter nicht berechnen können, so muß es aus andern Begebenheiten geschlossen werden, die sie erlebt haben. Der Zustand ihrer Gesundheit, wenn sie einmal in Westindien eingewohnt sind, ist ins Ganze dauerhaft und gut. Die gewöhnlichste Ursache ihrer Krankheiten besteht in der Verkältung; denn da sie in die stärkste Sonnenhitze gewöhnt sind, so verursacht der geringste Grad der Kälte eine empfindliche Veränderung in ihrem Körper. Wenn der Europäer bey einem Regen oder frischen Winde eine angenehme Kühlung empfindet, so fühlt der meist nackte Neger den Schauer, der bey heftiger Kälte uns zittern und beben macht. Vennekoorts, Creolsieber, Herzschrücken sind ihre gewöhnliche Zufälle. Venerische

Krankheiten ziehen sich auch viele durch ihre Ausschweifungen zu. Mit Eschicken sind sie mehr, als die Blanken, geplagt; aber nur selten bringt ein Buffal den Guineawurm aus Africa mit. Die größten Verwüstungen richten die Pocken unter ihnen an. Man unterscheidet drey verschiedene Arten derselben. Die guineischen oder Negerpocken sind fingerbreite Beulen, die sich an die weichern Theile des Körpers am häufigsten ansetzen. Sie sind zwar nicht so allgemein, wie die gewöhnlichen, auch nicht so gefährlich; aber doch ansteckend, und da sie oft Jahre lang anhalten, so lassen sie sehr schädliche Folgen zurück. Die Windpocken haben weit weniger zu bedeuten; sie vergehen bald, und der Patient kömmt mit ein paar Geschwüren davon. Von den gemeinen Kinderpocken werden unzehlige Schwarze, junge und alte, von Zeit zu Zeit hingerast. Da die damit behafteten unter den Gesunden herumzugehen pflegen, so wirkt diese Seuche sehr leicht allgemein. Der Schade, den für die Pflanzler entsteht, wenn der größte Theil ihrer Neger an dieser Krankheit liegen und sterben, sollte sie längst veranlaßt haben, dem Fortgang dieses Uebels mit aller möglichen Sorgfalt vorzubeugen. In Jamaica ist mit dem Einpfropfen der Blattern ein sehr glücklicher Versuch an den dortigen Negern gemacht worden; wodurch die Europäer auch auf andern Inseln gereizt werden solten, dieses Mittel zur Erhaltung des Lebens vieler tausend Neger anzuwenden.

Dem Kinnbackenzwang, oder der Klemm, wie es die Neger nennen, sind sonderlich ihre kleinen Kinder unterworfen. Dabey schließt sich der Mund

Mund so vest zu, daß dem Kranken keine Nahrung beygebracht werden kan. Die Ursache wird der Verkältung zugeschrieben; daher die erstgebornen Kinder sehr warm gehalten, und vor der äussern Luft bewahrt werden müssen. Bey Kindern ist dieser Zufall gemeinlich tödtlich, und auch ein Erwachsener wird selten davon curirt. Die allerärgste Krankheit aber, womit manche Neger befallen werden, ist der Aussatz oder die sogenannte Lazaruskrankheit, wobey der Patient bey lebendigem Leibe nach und nach verfault, und diese Beschaffenheit seines Körpers sich durch den übeln Geruch verräth. Es haben verschiedene Grade bey diesem Uebel statt, und wenn derselbe gering ist, so ist es auch nicht ansteckend; hingegen werden diejenigen, welche in hohem Grade damit behaftet sind, von den Gesunden abgesondert, und von niemand ohne Noth besucht. Ein solcher Kranker kan viele Jahre in diesem mitleidenswürdigen Zustande zubringen ohne Hoffnung, anders als durch den Tod davon befreyt zu werden.

Alle elende, gebrechliche, krüppliche, Alters oder Schwachheit wegen zur Arbeit untaugliche Schwarze wohnen dort Makronen. Da die Neger nur bey gesundem Leibe ihren Herren nutzbar sind; so werden sie in Krankheiten meistentheils wohl besorgt, um ihre Gesundheit aufs baldeste wieder herzustellen. Auf grossen Plantagen ist allemal ein eigenes Krankenhaus, worinn die Patienten gepflegt werden. Aber gewöhnlich muß man sich weder grosse Bequemlichkeiten in den Einrichtungen dieses Hospitals, noch sehr geschickte Aerzte dabey vorstellen. Oft vertritt eine alte Negerin, die einige Kenntniß von den Kräften

etlicher Kräuter und Wurzeln hat, die Stelle des Arztes, und die Cur einer Krankheit wird ihr eben so aufgetragen, wie eine Handarbeit, die in einer gewissen Zeit fertig werden muß; aber auf grossen Plantagen wird das Leben der Neger nicht der Unwissenheit eines solchen Weibes anvertraut: sondern da ist ein blander Arzt zur Bedienung der kranken Slaven bestellt. Doch sind überhaupt die Anstalten zur Wartung und Cur der kranken Neger noch vieler Verbesserung fähig.

Unter den Mitteln, welche die Neger selbst in verschiedenen Anfällen von Krankheiten brauchen, merk ich nur das Schröpfen an, welches auf der Stelle des Körpers vorgenommen wird, wo sie einen Schmerz fühlen. Beym Kopfswehe z. B. wird die Haut an den Schläfen mit einem geschärften Messer aufgeritzt und das Blut mit kleinen Kalbaschen, die die Stelle der Schröpfköpfe vertreten, so lange herausgezogen bis die Heftigkeit des Schmerzes gelindert ist.



Achter Abschnitt.

Von dem moralischen Character und den Fähigkeiten der Neger.

Es ist schon gelegentlich angemerkt worden, daß der sittliche Character der heidnischen Neger größtentheils sehr schlecht sey. Wie könnte man es auch anders erwarten, da sie von Kindheit an gewohnt sind, ob dem Antriebe ihrer Leidenschaften zu folgen? Lange es ihnen an der wahren Erkenntniß und Liebe Gottes fehlet, bleiben sie unter dieser Herrschaft ihrer verderbten Begierden, und sind einer wahren Tugend, das ist, eines dem Willen Gottes gemässen Verhaltens in Gedanken, Worten und Thaten, eigentzlich gar nicht fähig. Aber auch diejenigen Bewegungsgründe, aus welchen sonst die Menschen sich wenigstens scheinbarer Tugenden befließen, als Ehr- und Ruhmbegierde, Hoffnung der Beförderung und anderer äußerer Vortheile und Bequemlichkeiten, können bey Slaven keinen oder doch sehr wenig Einfluß haben, welche von der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen sind, und, ohne bessere Aussicht aufs Künftige, in größter Verachtung stehen.

Ich will indeß nicht sagen, daß alle westindische Neger zu lasterhaften Thaten gleich aufgelegt, oder daß keiner derselben zu solchen Handlungen fähig sey, die, an und für sich betrachtet, gut, und wenigstens

nigstens in den Augen der Menschen beyfallswürdig sind. Aber bey den meisten von ihnen behält doch solange sie nicht dem Evangelio gehorsam werden, die Neigung zum Bösen die Oberhand, und wird nur durch den Mangel der Gelegenheit und der Macht in ihren Ausbrüchen eingeschränkt.

Das Eigene, wodurch sich der Character der westindischen Negerclaven vorzüglich unterscheidet, besteht in einem sehr hohen Grade des Eigensinnes, der Falschheit, und dem Geschicke, mit dem scheinbarsten Anstande zu lügen.

Ihr Eigensinn gehet oft so weit, daß nicht selbst der Tod nicht, im Stande ist, sie von einer gefaßten Vorsatz abzubringen. Diese Sprödigkeit des Gemüths, die eher bricht, als nachgibt, aufert sich sonderlich an den Karabari, Tbo, Bibi und Aminanegern. Glückt es aber einmal, daß durch weise Strenge ihr Eigensinn besiegt wird; so werden sie hernach eben so standhaft in der Ausübung ihrer Pflicht, als sie vorher eigensinnig über ihre Einfällen hielten. Die Bestigkeit in der Entscheidung bekommt alsdann nur eine andre Richtung. Ich habe davon ein merkwürdiges Beyspiel an einer jungen Buffalin gesehen, die zum Beweis ihrer vornehmen Herkunft über den ganzen Leib sehr zierlich gezeichnet war. Kein wildes junges Pferd stellt sich vielleicht unwilliger zur Arbeit an, als diese Negerin anfänglich that. Als sie der Bomba mit einigen Peitschenhieben dazu antrieb, stürzte sie sich von But von der steilen Anhöhe, auf welcher ihr die Arbeit angewiesen war, mit Lebensgefahr herunter. Nachdem ihr aber durch eine nachdrückliche Zucht

begreiflich gemacht worden, daß sie mit ihrem Eigennutz nicht auslangen würde, ergab sie sich endlich in einen durchgängigen Gehorsam; und bald nachher wurde ihre Veränderung vollständig, da sie eine willige Schülerin des Evangelii wurde. Es sind mir mehrere Beispiele christlicher Neger bekannt, bey welchen ihre Natursprödigkeit durch die Kraft der göttlichen Gnade in eine Standhaftigkeit im Glauben und dem Bekenntniß des Heilands verwandelt worden; so daß sie lieber alle Arten von Leiden überhmen, als eine Untreue gegen ihre Erkenntniß eingehen.

Die Kunst der Verstellung und des Lügens verstehen die Neger in der Vollkommenheit. Werden sie einer Vergehung beschuldigt, die so gut als offenbar; so können sie sich mit einer Unererschrockenheit und Kaltblütigkeit, die nur der Unschuld eigen seyn sollte, verwundern, wie ein solcher Argwohn gegen sie habe entstehen können; und wissen sich dabey in dem, was sie zu ihrer Vertheidigung vorbringen, aufs vorzüglichste vor allem Widerspruch zu hüten.

Sclavische Demuth und Unterthänigkeit sind keine Eigenschaften, die den Negern angeboren oder eigen sind, ob sie gleich dieselbe fast durchgängig in ihrem Betragen gegen Weiße beweisen. Daß schon die Kinder sich ihren Herren zu Füßen werfen, und sich ergeben, daß sie es sich für eine Gnade achten, ihnen zu dienen; daß sie ohne Widerrede Strafe von ihnen annehmen, und ihnen noch dazu dafür danken, ist eine Folge des Beyspiels und des Unterrichts ihrer Eltern, die ohne wiederholte Züchtigungen nicht erzogen werden. Die unabänderliche Nothwendigkeit
und

und der Zwang macht die Neger geschmeidig; so daß sie nach und nach diejenige slavische Art annehmen von welcher den meisten auch alsdann noch etwas anhängt, wenn sie ihre Freyheit erhalten haben. Man kan gleichwol nicht sagen, daß der Sklavenstand ob er wol gemeiniglich mit einer niederträchtigen Denkweise verbunden ist, sich mit einer edleren Gesinnung ganz und gar nicht vertrage; aber die Beispiele davon sind doch sehr selten.

Zu der Beschuldigung, daß die Neger zum Stehlen geneigt sind, geben, wie mich dünkt, die kleinen Räubereyen von Eswaaren nicht genug Grund. Diese werden hauptsächlich von Maronnegern, und andern aber nur im äußersten Mangel begangen; und wenn der Neger hinlänglich zu essen hat, so fällt ihm das Stehlen nicht leicht ein.

Hingegen sind die Neger den fleischlichen Lusten äußerst ergeben; und es ist nicht erst nöthig zu sagen, daß man bey ihnen gar keine Begriffe von der Keuschheit und Reinigkeit des Herzens suchen darf. Von den Nachrichten, welche ich vorhin von einigen africanischen Nationen gegeben habe, ist schon angemeldet worden, daß die Hurerey unter ihnen ein ungestraftes Laster, der Ehebruch aber zwar verboten, jedoch sehr gewöhnlich sey. An diese Laster gewöhnt, kommen die Neger aus ihrem Vaterlande nach Westindien, und fahren darinn ungehindert fort. In Polygamie werden sie zwar durch ihren Stand eingeschränkt, aber aufgehoben ist nicht: denn mancher Sklave hat zwey, drey Weiber, wiewol die Rechte der Ehe von beiden Seiten wegeachtet werden. Unter der Jugend äußert sich

teigung zu dieser Art von Lastern sehr frühzeitig, dazu die häusliche Einrichtung der Neger, dabey eine Absonderung der Geschlechter statt findet, und der Mangel einer vernünftigen Aufsicht sehr viel beitragen.

Wer die menschliche Natur kennet, den wird es nicht wundern, daß man den Stolz und die Eindschung von sich selbst auch bey diesen so tief erniedrigten Menschen wahrnimmt. Der Neger weiß in sich selbst Vorzüge zu finden, die sonst niemand bey ihm entdecken würde. Diejenigen, welche er vor seiner Frau zu haben glaubt, setzen ihn in seiner Eindschung weit über dieselbe hinweg; und er fordert den Gehorsam von ihr mit eben der herrischen Miene, mit der Herr ihn von seinem Sclaven fordert. Der Creolneger sieht mit Verachtung auf die Buffaherab, die er mit dem schimpflichen Namen der Nizköpfe belegt, und in Absicht des Verstandes in die Classe mit den Ochsen setzt. Weil er in dem Lande der Blanken geboren ist, hält er sich nicht nur für vornehmer, als jene, sondern auch für viel geistvoller. Der lächerliche Stolz des Negers geht oft weit; er wird großherzig und asserant, wie der Neger in Westindien spricht, oder frech und trotzig; würde unerträglich werden, wenn ihm nicht die Schärfe des Ernstes begegnet würde.

Wenn man bedenkt, daß die meisten Neger in ihrer Lebenszeit in sorgloser Unthätigkeit zugebracht haben; so muß man sich wundern, daß nicht mehrere Faule und die Arbeit scheuende unter den indischen Sclaven sind. Aber freylich sind die Neger, die sie zum Fleiß und zur Sorge für ihren

Aus

Unterhalt treiben, nemlich die Furcht vor der Peitsche und der Hunger, sehr dringend. Doch gibt es gewisse Nationen der Neger, denen die westindische Arbeit unerträglich ist, und die auf keine Weise daran zu gewöhnen sind; daher sich sowol die Schiffscapitains, als die Pflanzer sorgfältig hüten, Sklaven von dieser Art zu kaufen.

Starke Getränke haben über die Neger, so wie über andere ungesittete Nationen, eine unwiderstehliche Gewalt. Beide Geschlechter finden ein Vergnügen darinn, sich mit Rum auf eine Weile um ihren Verstand zu bringen. Den Unfug, den sie in diesem außerordentlichen Zustand anrichten, geben sie wie die nordamericanischen Wilden, kalt sinnig dem Rum Schuld, ohne sich selbst einigen Vorwurf darüber zu machen.

Die Menschenliebe des Negers erstreckt sich nicht leicht weiter, als auf sich selbst, und was ihm erst zunächst angehört, sein Weib, seine Kinder. Sonst ist er weder zum Theilnehmen an anderer Wohlthaten gehen, noch zum Mitleiden mit der Noth seines Nebenmenschen aufgelegt. Er achtet das Leben eines andern gering; und es kostet ihn wenig, einen Unschuldigen zu ermorden. Wie sich einige Neger gegen mich ausdrückten, war es ihnen in Guinea eben so gewesen, einen Menschen zu tödten, als die Hand an den Boden zu legen. Diese lieblose und grausame Gemüthsart bringen sie mit nach Westindien, wo durch ihren Sklavenstand zwar die Wirksamkeit derselben gehemmt, das Herz aber nicht gebessert wird; daher sie bey jeder Gelegenheit zum Vorschein kömmt. Ein Neger nimmt sehr gern den Auftrag an, sei-

zu einer Züchtigung verurtheilten Landsmann abzu-
trafen, und schlägt auf ihn mit eben der Gleichgül-
tigkeit los, als wenn er seine Kräfte an einem Stücke
Holz übte. Doch ich darf, zum Beweise der Grau-
samkeit der Neger, nur auf die Geschichte ihrer Em-
porbrungen verweisen, wo sich dieselbe in den entsetzlich-
sten Wirkungen geäußert hat.

Die Neger sind nicht nur gegen andre grausam;
sie sind es auch gegen sich selbst. Der Selbstmord
ist unter ihnen nichts seltenes; aber freylich müssen
Ursachen vorhanden seyn, welche die natürliche Liebe
zu ihrem Leben bey ihnen überwiegen. Diese fin-
den sie in ihren falschen Meinungen von dem Zustande
nach dem Tode, wenn sie zu der Vorstellung von ih-
rem gegenwärtigen Elend hinzukommen. Ich habe
schon anderwärts angemerkt, daß viele Neger die süße
Phantasie haben, daß sie entweder bald nach ihrem
Tode in dem Körper eines neugebornen Kindes wie-
der aufleben, oder mit ihrem eigenen Körper in ih-
rem Vaterlande, als freye, und in weit bessern Um-
ständen, wieder auferstehen werden. Gemeiniglich
sind solche Selbstmörder neuangekommene Bussalen;
enn die Neger, welche länger im Lande gewesen
sind, haben jene alberne Meinungen fahren lassen.
Um die Neger von der Unrichtigkeit derselben zu
überzeugen, hat man, nicht ohne gute Folgen, den
Kopf und die Hände der Selbstmörder in einem Käfig
öffentlich aufbehalten lassen. Das weibliche Ge-
schlecht ist eben so geneigt zum Selbstmord, als das
männliche. Als ich mich in St. Croix aufhielt, er-
gingen sich zwey Negerinnen, welche erst kürzlich aus
Guinea gebracht worden. Die eine hatte zwey Kin-

der, davon sie das eine noch stillte. Diese hatte sie einer alten Negerin auf einige Zeit in die Pflege gegeben, und inzwischen, von ihnen entfernt, irgendwo dienen sollen. Es kam ihr diese Trennung sehr schmerzlich vor, daß sie sich lieber entschloß, sich durch den Tod unzertrennlich mit ihnen zu vereinigen. Den Säugling legte sie nur auf die Erde hin, in Hoffnung, daß er von selbst bald verschmachtet würde; das erwachsene Knäblein aber knüpfte sie mit eigener Hand an einen Baum, an welchem sie sich nachher selbst erhenkte. Eben dieses that die andere Negerin, welche schwanger, und vermuthlich von der ersten zu dieser Gewaltthätigkeit gegen sich selbst verleitet war.

In St. Thomas habe ich eine junge Negerin öfters gesehen, welche sich durch einen langsamen Tod hinrichtete. Sie nahm keine ordentliche Speise zu sich, und wenn ihr dergleichen mit Zwang beigebracht wurde, so fraß sie doch so lange Erde und Steine, bis sie ganz abzehrte und starb. Auch da ihr Herr sie mit einem wohlverwahrten Maulkorb oder einer Larve von Sohlleder, darinn nur ein paar kleine Löcher zum Sehen und Othemholen angebracht waren, hatte versehen lassen, wußte sie es doch möglich zu machen, Erde und Sand in den Mund zu bringen, und so ihren Tod zu befördern.

Da ich bisher die Neger von ihrer schlechten Seite beschrieben habe, so wäre wol billig, sie auch von der guten zu zeigen. Aber freylich ist von Menschen auf die der Ausdruck Pauli Eph. 5, 8. Ihr waren Finsterniß, im eigentlichsten Sinn angewendet werden muß, nicht viel Gutes zu sagen. Unfre Brüder
wel

welche viele Arten von Heiden durch einen langen und nahen Umgang gründlich kennen, wissen vollkommen, wie viel von dem Guten und Schönen abzudringen ist, welches ihnen von einigen Schriftstellern zugeschrieben wird. Wenn man indessen unter ihren Tugenden nur solche versteht, die eine Wirkung des Instincts sind, und daran Vernunft und Religion keinen Antheil haben, so kan gern eingeräumt werden, daß auch die heidnischen Neger einige Tugenden besitzen.

Die Liebe der Ehegatten unter einander, und gegen ihre Kinder hat allerdings auch bey ihnen statt; aber Liebe gegen andre, und zärtliche Freundschaft, ist eine seltene Erscheinung.

Durch Wohlthaten kan freylich auch das Herz eines heidnischen Negers gewonnen werden, und es gibt an Beyspielen treuer Slaven nicht, die ihre Pflicht gegen gütige Herren bis in den Tod standhaft bewiesen haben. Diese unveränderliche Ergebenheit hat sonderlich bey Creolen statt, die von Jugend auf um ihre Herren gewesen, und alles ihrer Kunst zu danken haben.

Für alte Leute haben die Neger grosse Hochachtung, geben ihnen den ehrwürdigen Namen der Väter und Mütter, und wenn diese unvermögend sind, sorgen sie gern etwas zu ihrem Unterhalt bey.

Der Fleiß, die Geschicklichkeit und Willigkeit zum erst werden insonderheit den Watje, Kassenti, Sango, Selungo, Fida und Papaanegern zugeschrieben, und auch bey dem Kauf und Verkauf derselben Anschlag gebracht, eben so wie der Nationaleigenen der Karabari, Ibo u. ihren Preis vermindert.

Wenn wir nun alles Gute, das ich bisher von den Negern gesagt habe, zusammen nehmen, so ergibt sich, daß der Inbegriff ihrer vernünftigen Tugenden sehr enge zusammenfällt. Es würde keinen Grund haben, wenn man diesen Mangel als eine nothwendige Folge ihres Sklavenstandes ansehen wolte; denn es ist kein Zweifel, daß die wahre Tugend sich auch in diesem, wie in jedem Stande zeigen könne. Ein Slave, der in Demuth sein niedriges Schicksal aus der Hand der weisen Güte Gottes annimmt, der darinn seinem Herrn aufrichtig ergeben ist, dessen Nutzen nach Vermögen befördert, seine Arbeit mit Treue verrichtet, Unrecht ohne Murren leidet und mit Liebe vergilt, mit seines gleichen in Frieden lebt, und ihnen gern dienet; der stellt ohne Zweifel ein sehr hochachtungswürdiges Bild eines Tugendhaften dar. Und davon findet man, Gottlob! gar manches Beyspiel unter den christlichen Negern auf den dänischen Inseln. Aber freylich sind das keine Früchte, welche auf dem eigenen Grund und Boden des Negers vor sich selbst wachsen; es sind Wirkungen der göttlichen Gnade, und Beweise, daß das Evangelium eine Kraft Gottes ist, auch die Neger die daran glauben, selig zu machen, ihre Herzen zu Gott gefälligen, und der menschlichen Gesellschaft nützlichen Gesinnungen zu bilden.

Die Ursache von der grossen Unwissenheit der Neger in natürlichen und künstlichen Dingen ist bloß in dem Mangel der Bearbeitung ihres Verstandes zu suchen. Sie äussert sich vorzüglich bey denen, die aus dem Innern von Africa her sind. Da ihrer Bedürfnisse so wenige sind, als möglich ist, so sind ihne

Die Künste unbekant, welche andere Nationen erfunden haben, um ihren vielfältigen Bedürfnissen zu statuen zu kommen. Sie sehen daher alle Producte derselben mit dem größten Erstaunen an. Ein Brief, durch welchen man Nachrichten von einem Entfernten erhält, ist ihnen was ganz unbegreifliches; und sie rechnen ihn unter ich weiß nicht was für lebendige und verständige Substanzen, vor denen sie sich sehr in Acht nehmen. In ihrem Sklavenstande haben sie nun zwar nicht viel eigentliche Gelegenheit, ihren Verstand aufzuklären; dennoch aber wird ihre Einsicht in manchen Stücken durch das Wohnen unter den Blanken unvermerkt und gleichsam zufälliger Weise verbessert. Insonderheit geschieht dieses bey den Creolen. Bloß dadurch, daß sie vieles sehen und hören, fallen sehr viele Ungereimtheiten weg, die sie sonst glaubten. Und da der Trieb zur Nachahmung ihnen nicht weniger eigen ist, als andern Menschen, so erweckt er in ihnen manche Fähigkeiten, durch deren Anwendung sie, oft mit ziemlicher Leichtigkeit, mancherley künstliche Arbeiten lernen.

Die Neger haben gemeiniglich ein gutes Gedächtniß; daher es den Bussalen nicht schwer wird, die creolische Sprache zu lernen; und die Kinder lernen solche in einer fast unglaublich kurzen Zeit. Einer meiner Freunde nahm einen Negerknaben von St. Thomas mit nach Deutschland, der auf dieser Reise Englisch, Holländisch und Deutsch erträglich reden ernte. So gut ich mir aber auch das Gedächtniß der Neger vorstelle, so wird es mir doch schwer, zu glauben, daß, wie man hat versichern wollen, ein Neger, der mit fünfzig bis sechzig Aufträgen von

zehn verschiedenen Personen, und mit dem Gelde zum Einkaufe vieler Sachen nach der Stadt geschickt wird, alles pünktlich bestellen, und einem jeden Rechnung über sein Geld ablegen werde, ohne sich um einen Heller zu irren. Da ich nie eine Probe davon gesehen habe, so darf ich zwar der Richtigkeit des Vorgebens nicht widersprechen; aber ich glaube Grund zu haben, daran zu zweifeln. Was ich von dem guten Gedächtnisse der Neger gesagt habe, muß sonderlich von jungen verstanden werden; denn manche Neger, die schon ziemlich alt aus Guinea kommen, lernen in ihrem Leben die creolische Sprache nicht.

Mit Vergnügen habe ich oft den Erzählungen der Neger zugehört, und die Naivete, Lebhaftigkeit und gefällige Einfalt dabey angemerkt, welche der ungeschicktesten Sprache der Natur eigen sind. Sie wissen mit Bewegungen der Hände und des ganzen Körpers dem unvollständigen Ausdrücke nachzuhelfen, und die Vorstellung recht sinnlich und begreiflich zu machen.

Es sind unter den Negern, besonders unter den Getauften, verschiedene, die lesen können. Auch haben einige schreiben gelernt. Da ihnen aber dieses größtentheils ganz entbehrlich ist, und ihr gutes Gedächtniß den Mangel desselben ersetzt, so wird ihr Fleiß nicht dazu aufgemuntert. Dazu kommt, daß es aus Furcht vor dem möglichen Mißbrauch dieser Kunst von den Herren nicht gern gesehen wird.

Zu den körperlichen Fertigkeiten der Neger gehört noch, ausser dem, was hin und wieder schon angemerkt worden, ihre Geschicklichkeit im Schwimmen und im Tanzen. Zur Uebung in ersterem haben sie zwar als Slaven nicht so viel freye Zeit und Gelegen-

heit

heit, als die Neger in Guinea; aber dem ungeachtet gibt es vortrefliche Schwimmer auch unter den westindischen Negern. Wenn ich ihnen eine Geschicklichkeit im Tanzen zuschreibe, so ist das nicht so zu verstehen, als ob sie sehr künstliche Tänze aufführen könnten. Ihr Tanzen bestehet in Hüpfen, Achselnzucken und Bewegungen der Arme; wobey bloß die grosse Biegsamkeit ihres Körpers, und dessen Stärke einige Aufmerksamkeit verdienet. Noch einförmiger ist das Spielen des Instruments, nach welchem getanzt wird. Ein Fell über eine kleine Tonne oder einen Kalbasch, auch im Nothfall über einen Topf gespannt, stellt eine Trommel vor, die bey ihren Tänzen gerührt wird, und nicht viel besser klingt, als wenn auf ein Brett geschlagen wird. Den Schall dieser Trommel begleiten sie mit Gesang; und wenn ein Tanz geendigt ist, geben die Zuschauer ihr Wohlgefallen mit wildem Gelächter und Jauchzen zu verstehen. Sie sind grosse Liebhaber von dieser Lustbarkeit, und es ist ihnen nicht zuviel, den Sonntag dazu zu verwenden, nachdem sie die ganze Woche hindurch mit harter Arbeit sich ermüdet haben. Doch hat diese Gewohnheit auf den dänischen Inseln sehr abgenommen, und wird mehrentheils nur noch von Freynegern beobachtet. An der Instrumentalmusik finden sie viel Vergnügen, und schon die Kinder machen sich eine Art von Geigen, indem sie etliche Pferdehaare über eine Schindel spannen, und mit einem Bogen streichen, oder mit den Fingern schlagen. Sie singen auch sehr gern, und finden bey ihrer Arbeit in dem Gesang ihrer vaterländischen Lieder eine Ermunterung.



Neunter Abschnitt.

Von der creolischen Sprache der Neger.

Unter diesem Namen verstehe ich die Sprache, welche von den Negern in St. Thomas und Jan, auch zum Theil in St. Croix geredt wird, und deren Gebiet sich nicht weiter als auf diese Inseln erstreckt. Sie ist nicht die einzige creolische Sprache; denn jede europäische, die in Westindien verderbt gesprochen wird, heißt creolisch. So wird von den Negern englischer Herren in St. Croix, die mit ihnen von andern englischen Inseln dahin gekommen sind, creolisch englisch gesprochen.

Die creolische Sprache, von der ich hier rede, ist in St. Thomas entstanden, wo im Anfange des dänischen Besitzes Holländer, Dänen, Brandenburger (die meist alle plattdeutsch redten) und Franzosen unter einander wohnten. Die Neger lernten die Sprache ihrer Herren; und da die Anzahl derer, die Niederdeutsch redeten, die stärkere war, so wurde der größte Theil ihrer Wörter mit einiger Veränderung angenommen, doch so, daß die französischen, englischen, spanischen, dänischen Worte, deren Anzahl doch gegen die niederdeutschen klein ist, nicht gänzlich ausgeschlossen wurden. Dahingegen richtete man sich in Absicht auf die Verbindung der Wörter nach der leichtesten Art, welches den Negern die Erlernung der:

derselben erleichterte. So ist der Stof der creolischen Sprache größtentheils aus der holländischen und plattdeutschen hergenommen worden. Dasjenige, worinn sie sich von derselben unterscheidet, besteht in der Verstümmelung und Verstellung der Wörter, und überhaupt in der Verkürzung, welche sich vorzüglich in der besondern Art der Abänderung und Abwandlung der Nenn- und Zeitwörter zeigt. Diese Merkmale scheinen zwar nicht hinlänglich, um sie für eine eigene Sprache zu halten; aber da es nun schon so eingeführt ist, vom Creolischen, als einer besondern Sprache zu reden, so kan man es ohne Schaden dabey bewenden lassen.

Da es mit der Bildung dieser Sprache ohne Plan und Regel zugeht, (ein Schicksal welches sie mit mehreren gemein hat) und sie sich gleichsam mit dem Raub, den sie an gar verschiedenen Sprachen begibt, bereicherte; so macht das in der Rechtschreibung Schwierigkeiten. Sollen die Wörter so geschrieben werden, wie es in der Sprache Herkommens ist, woraus sie genommen worden? oder soll eine gewisse allgemeine Regel angenommen werden, wornach sie sich alle richten müssen? ersteres findet darum nicht statt, weil es nicht durchgängig bestimmt werden kan, aus welcher Sprache jedes Wort her ist. Denn viele sind im Englischen, Holländischen und Deutschen einerley, oder einander doch sehr ähnlich. Ich denke, weil bey den lebenden Sprachen überhaupt eine Art von Demokratie eingeführt ist, da die meisten Stimmen, oder der Gebrauch entscheiden; so kömt wol der holländischen Sprache, welche die meisten Wörter zu der creolischen hergegeben hat, das Recht zu, daß auch ihre

Rechtschreibung in derselben beobachtet werde. Ich habe also nicht erst nöthig, die Aussprache der Selbstlauter und Doppellauter anzugeben, da nur sehr wenige von der holländischen Aussprache etwas abgehen.

Ich merkte vorhin an, daß das Eigene der creolischen Sprache in der Verstümmelung der Wörter, und überhaupt in der Verkürzung bestehe; hievon muß ich noch etwas sagen. Gedachte Verstümmelung betrifft sonderlich die Zeitwörter, die ihre Endsylbe einbüßen. Da es im creolischen durchaus auf Leichtigkeit angetragen zu seyn scheint, so sind die zweisylbigen Verba: Leeven, Praaten, Denken, Loopen, Saddeln u. in einsylbige, in Leev, Praat, Denk, Loop und Saddl oder Saal verkürzt worden. So wird aus politisch, polisch, aus Besten, Jeet und dergleichen.

Auch hat der Creol die Weitläufigkeit glücklich vermieden, welche die verschiedenen Geschlechter der Hauptwörter in andern Sprachen verursachen. Er hat sie alle unter ein Geschlecht gebracht, oder er hat vielmehr von diesem Begriff, der ohnedem bey sehr vielen Hauptwörtern ganz und gar nicht statt findet, völlig abgesehen. Er behilft sich also mit dem einzigen Artikel die, setzt ihn zu allen Hauptwörtern, und braucht ihn von der einfachen und mehreren Zahl durch alle Casus unverändert. Es dient ihm dieser Artikel noch, sowol das Deutsche dieser, dieses als welcher, welches auszudrücken.

Bey den Haupt- und Beywörtern ist alle die Weitläufigkeit, welche die verschiedenen Fallendungen in beiden Nummern in andern Sprachen verursachen, abgeschnitten worden. Sie bleiben durch alle Casus

unverändert, und die Bedeutung der mehrern Zahl wird bloß durch Zusehung des Wortes sender, oder der Sylbe en, oder nur des Buchstabens s, erhalten. Z. B. die Boom, der Baum; die Boomender, die Bäume; die Heeren; die Negers.

Die Verhältnisse, welche sonst durch die Fallungen angegeben werden, können gleichwol hinlänglich im Creolischen ausgedrückt werden. Der Genitivus wird in beiden Zahlen durch Vorsehung des Wörtchens van angezeigt; und wenn das Wort, von welchem er regirt wird, ihm nachsteht, so thut in der einfachen Zahl die Nachsetzung von si, und in der mehrern von sender, eben den Dienst. Der Dativus wird bisweilen mit na angedeutet, aber auch ohne dieses Hülfswörtlein bloß aus dem Zusammenhang geschlossen, wie der Accusativus. Der Ablativus wird immer durch ein Vorwort kentlich; oder eigentlich ist er ganz überflüssig.

Wenige Beywörter leiden nur alsdann einen Zusatz von einer Endsylbe, wenn ein höherer, oder der höchste Grad ihrer Bedeutung ausgedrückt wird. Z. B. groot, grooter, grootste. Gewöhnlicher werden diese Stufen durch Vorsehung der Wörtchens meer und meest ausgedrückt. Wenn aber der Begriff der Kleinheit zu dem Begriff eines Wortes kommen soll, so wird, wie im Holländischen, die Sylbe je oder tje daran gehängt. Z. B. Kindje, Jongetje.

Alle Zeitwörter werden durchaus nur im Infinitivo gebraucht, und ihre Form leidet gar keine Abänderung; die verschiedenen Bedeutungen aber werden durch den Zusatz einiger Hülfswörtlein bestimmt.

Das einzige Zeitwort *ben*, seyn, ausgenommen, welches in allen Zeiten, die gegenwärtige ausgenommen, wees hat.

Die Fürwörter der Personen sind: *mi*, *joe*, *em*, *ons*, *jender* oder *jen*, und *sender* oder *sen*.

Im Präsens des Indicativus werden diese Pronomina bloß vor den Infinitivus gesetzt. Z. B. *mi ha*, *joe ha*, *em ha*, *ons ha*, *jender ha*, *sender ha*. Ich habe, du hast. &c. Wird ihm das Hülfswörtlein *a* vorgesetzt, so wird es zum Imperfectum; *mi a ha*, ich hatte. *ka* gibt ihm die Bedeutung der vergangenen Zeit, *mi ka ha*, ich habe gehabt; *a ka*, der lang vergangenen; *mi a ka ha*, ich hatte gehabt; und durch Vorsezung von *sal* wird die zukünftige Zeit angezeigt; *mi sal ha*, ich werde haben. Wenn *moe* oder *moet* dazu gesetzt wird, so ist der Coniunctivus fertig; und das Gerundium wird bloß durch Vorsezung des Wörtleins *voor* gebildet; *voor ha*, zu haben. Wer also die fünf Hülfswörtlein, *a*, *ka*, *a ka*, *sal* und *voor* am rechten Orte anzubringen weiß, der hat das ganze Geheimniß der creolischen Conjugationen weg. Das Passivum wird verschiedlich ausgedruckt. Entweder wird es active gegeben, z. B. anstatt er wird durchgängig geliebt, sagt man: alle haben ihn lieb. Da kein Leiden ohne eine thätige Ursache ist, muß dieses allemal möglich seyn, ob es gleich oft sehr schwer ist. Oder das Passivum wird mit Zusezung des Zeitworts *kom*, werden, ausgedruckt. Z. B. die *Goed kom beders*, das Gut wird verderben; oder durch die Hülfswörter *ka*, *sal ka*. Z. B. die *Meester no ka klead*, der Herr ist nicht angezogen.

Bei den Fürwörtern der Personen fällt nicht nur jede innere Abänderung weg, wie bey allen Nennwörtern; sondern sie dienen auch als solche, die einen Besitz anzeigen. Mit dem Wörtlein mi drückt der Creol alles aus, wozu der Deutsche die Wörter, ich, meiner, mir, mich und mein, meine, meines, meinen, braucht. So ist's mit allen übrigen persönlichen Fürwörtern; bloß em, er, sie, ausgenommen, an dessen Stelle das Possesivum si, sein oder ihre, gebraucht wird.

Dadurch wird nun zwar die Anzahl der Wörter sehr vermindert; aber dagegen den Mißdeutungen Raum gemacht. Joe Tatta heißt: du Vater, dich Vater, dein Vater, deinen Vater; bloß aus dem Zusammenhang der Rede muß der rechte Sinn jedesmal geschlossen werden. Wenn es also dem Gedächtniß dabey einigermaßen leicht gemacht worden; so hat dagegen der Verstand und das Nachdenken desto mehr zu thun bekommen.

Noch ist der creolischen Sprache eigen, daß die Zeitwörter, nur etliche wenige ausgenommen, in der gegenwärtigen Zeit nach dem Fürwort der Person, oft einen Zusatz mit dem Wörtlein le bekommen. Z. B. mi le see, ich sage; jender le fik, ihr sehet. Auch zum Infinitivus wird oft voor überflüssig gesetzt. Z. B. mi no kan voor lees, ich kan nicht lesen.

Das Zeitwort wird oft zweymal hinter einander gebraucht, und da davorgesetzt, um etwas mit Nachdruck zu sagen. Z. B. voor wagoed joe no loop? warum gehst du nicht? Antwort: da loop mi le oop, ich gehe ja.

Für *ben*, *seyn*, ist es sehr gewöhnlich *ka* zu brauchen. Z. B. *mi ka moe*, anstatt *mi ben moe* ich bin müde.

Die Syntax der Vorwörter, welche im Lateinischen, Griechischen, und selbst im Deutschen so viele Schwierigkeit verursacht, fällt da ganz weg. Es ist dieses eine nothwendige Folge von der Unterdrückung aller Fallendungen.

Die Bindewörter entweder und zwar fehlen im Creolischen, und man kömt ohne sie zurecht. Das wird, wie im Englischen, oft weggelassen. *Maak joe kom klaar*, mache, daß du fertig werdest.

Die Construction oder die Folge der Wörter kömmt fast völlig mit der französischen überein, und der natürlichen Ordnung der Begriffe am nächsten. *Me no kan maak die sender jender help*, je ne puis pas faire cela sans votre aide. Sie ist nichts weniger, als willkürlich; selbst die Armuth der Sprachmacht, daß man sehr pünctlich in der Ordnung seyn muß, in welcher die Worte hinter einander folgen müssen. Da z. B. *ons* sowol *uns* als *wir* bedeutet so ist leicht einzusehen, daß nur die Stelle dieses Fürworts seine jedesmalige Bedeutung entscheidet. Z. B. die *God*, die *ka maak ons*, heißt: *Gott*, den wir gemacht hat; hingegen: die *God*, die *ons ka maak*, würde heißen: *Gott*, den wir gemacht haben. *Wie veracht em*, wer ihn verachtet. *Wie em veracht*, wen er verachtet. Man siehet zugleich daraus, daß Wörter, wie die Zahlen, durch ihre Stelle bedeutend werden können.

Bey den Fragen bleibt die Folge der Wörter in eben der Ordnung, als wenn man nicht fragt. De
Lor

Von der Aussprache muß also angegeben, daß gefragt wird, wenn nicht ein ausdrückliches Fragwort dabey vorkommt. Joe hoor? verstehst du? hoeso joe roep die? wie nennest du das?

Die creolische Sprache hat, wie jede andre, ihre besondere Redensarten. So sagen z. E. die Neger: Honger, Dorst le vat mi, der Hunger, Durst ergreift mich. Sonst brauchen sie das Wort Honger, um ein grosses Verlangen auszudrucken. Mi na goe hunger voor fik joe, mich verlangt sehr, dich zu sehen. Das ungeduldige schmerzliche Verlangen drucken sie durch raas, rasen aus. Em raas joe voor em; er verlangt mit Ungeduld, ihn zu sehen, oder ihn bey sich zu haben. Sein Geld durchzingen, heist bey ihnen: Let si stuver, sein Geld aufessen. Mi hert le bran, mein Herz brennt, deutet bey ihnen einen grossen Grad des Zorns an. Donker sal vang ons na pad, die Nacht wird uns unterwegs fangen, überfallen. Slaap a dief mi, der Schlaf hat mich bestohlen, ich habe mich erschlafen. Die Sen loop na water, die Sonne geht zu Wasser, geht unter.

Vieldeutige Worte gibt es im Creolischen, wie in andern Sprachen; und wie könnte es bey ihrer Armuth anders seyn? so hat z. B. das Wort fraai, gut, nicht wenigere Bedeutungen, als dieses deutsche Wort; und wird überall gebraucht, um etwas anzuzeigen, was so ist, wie es seyn soll. Das Vorwort na heist na, an, in, auf, bey und nach.

Doch gibt es auch einige wenige überflüssige. B. nach dem Namen wird noch das Fürwort der Person gesetzt. Mi God en Heiland, em alleen
ben

ben mi betrouw, mein Gott und Heiland, Er allein ist meine Zuversicht, und dergleichen.

Einige Sprüchwörter der Neger mögen hier noch ihre Stelle finden, weil sie die Denkweise und den Geschmack dieser Nation verrathen. Hoor ha no door, das Ohr hat kein Thor, daß man es verschließen könnte. Gras le groei na dood man si door, an eines verstorbenen Mannes Thür wächst Gras; Witwen und Waisen werden wenig geachtet. Hond ha vier voot, no kan loop twee pad, der Hund hat vier Füße, und kan doch nicht zwei Wege zugleich gehen. Man muß eines nach dem andern machen. Siekte kom mee kawai, en loop weeraan mee voet, die Krankheit kommt zu Pferde, und reiset zu Füsse wieder ab. Kakerlak na hat recht na hoenerkot, der Kakerlak gehört nicht ins Hühnerhaus; die Geringen sollen sich nicht unter die Vornehmen mengen. As Kufubak vlieg, en weet, na wat bom em sal vlieg, wenn der Kufubak fliegt, so weiß er, nach welchem Baum er fliegen will. Ich weiß wohl, was ich thue. Hang man no sal verloor si recht, wer hängen soll wird nicht ersaufen. Een vinger no kan van loes, ein Finger kan keine Laus fangen. Ich muß Hülfe haben. As volk ka quaat na joe, sende gie joe mafoet voor tap water, wenn man die nicht gut ist, so gibt man dir einen Korb zum Wasser holen. Da no eenmaal volk kan sni haar, haer sal groei weeraan, man kan die Haare nicht einmal abschneiden, sie wachsen wieder. Es ist nicht ganz vorbey; es wird schon wieder kommen; und dergleichen mehr.

Viele Neger reden diese Sprache zwar gut, aber sehr schnell; und nach ihrer guineischen Mundart sprechen sie die Wörter sehr undeutlich aus, als ob ihnen die Hälfte im Munde stecken bliebe. Es gehört daher eine lange Übung, und bisweilen doch noch ein Dollmetscher dazu, sie recht zu verstehen, sonderlich wenn sie guineische Wörter darunter mengen.

Zu beredtsamen Vorträgen, sonderlich in Religionsmateriaen, ist diese Sprache nicht reich, nicht bearbeitet genug; man muß zufrieden seyn, wenn man nur das Nöthige auf eine hinlänglich deutliche Weise sagen kan. Ihre Armuth zeigt sich sonderlich bey dem Uebersetzen der heiligen Schrift und deutschen Lieder. Da die Religion Jesu nie in dieser Sprache vorgetragen worden, so fanden die Missionarii anfänglich einen grossen Mangel an den dazu nöthigen Ausdrücken, welche sie erst aus der holländischen und deutschen Sprache einführten. Und weil die unangelhafte creolische Art zu conjugiren bey dem Uebersetzen viele Zweydeutigkeiten übrig ließ; so waren sie genöthiget, die Tempora passiva eben so zu formiren, wie im Deutschen oder Holländischen, wodurch jenem Mangel abgeholfen würde. Da die Sprachen der Nationen mit ihren Kenntnissen in einem nothwendigen Verhältniß stehen, und jene nie weiter gehen, als diese reichen; so muß bey der Erweiterung und Besserung der Kenntnisse der Neger auch nothwendig ihre Sprache gewinnen. Und da sie, wenigstens den Brasilianen, eine fremde Sprache ist, so hat die Verbesserung derselben wenig Schwierigkeit. Aber auch die Creolen lernen sehr gern von den Missionarien, weil ihnen die Sachen wichtig sind, zu deren richtigerem

Ausdruck die Verbesserungen vorgenommen werden. Es muß aber damit um ein gut Theil weiter gehen, wenn diese Sprache zur Poesie und zu guten Uebersetzungen geschickt werden soll; sie muß nicht-nur reicher an Ausdrücken, sondern auch durchaus biegsamer werden. Ersteres wird durch Einführung fremder Wörter erhalten, wozu man durch den Ursprung dieser Sprache und die bisherige Gewohnheit berechtigt ist; zu diesem ist der wichtigste Schritt durch Einführung einer bestimmtern Art zu conjugiren gethan worden.

Zur Probe mag das apostolische Glaubensbekenntniß mit der Erklärung aus Luthers kleinem Catechismus dienen.

Der erste Artikel des christlichen Glaubens.

Mi le geloof na God die Vader, die almachtig Maaker van hemel en aard.

Erklärung.

Mi le geloof, dat God ka maak mi en allemaal skepsels, dat em ka gie mi lief en siel, hoogo en hoor en allemaal leden, en bewaar sender nochal, daartoe fleer en skoer, jeet en drink, hoes en woonplek, wies en kinders, planty, beesten en allegaar mi goed: dat em besorg mi rieklik en daglik mee allemaal, wat mi mankeer voor onderhou die lief en die leev, dat em defendeer mi tegen allemaal risiko, en bewaar mi voor allemaal quaat: en allemaal die alleen ut vaderlik godlik goedigheet en barmhertigheet, sonder allemaal mi verdienst en waardigheet: voor allemaal die mi ben verpligt voor dank en loov em, en voor dien
en

en wees em gehoorsaam voor die. Die ben waarwaar.

Der andere Artikel.

Mi le geloof na Jesus Christus, si eenig-
geboren Soon, ons Heer, die ka ontfang van
die heilig Geest, ka pari van die Jongvro
Maria, ka lyd onder Pontius Pilatus, ka
Taa na kroes, ka dood, en ka begraav, ka
baar neer na die hel, die derde dag ka hoppo
veeraan van die dooden, ka vaar op na hemel,
set na die rechter hand van God die almagtig
Vader, van waar em sal kom voor hou recht
over die levendig en dooden sender.

Erklärung.

Mi le geloof, dat Jesus Christus, die
vaarachtig God, ka pari van die Vader na
ewigheit, en oof vaarachtig mensch, ka pari
van die Jongvro Maria, ben mi Heer, die
ka verlos, ka erwerf, en ka win mi verloor
n verdoemd volk van allemaal sondo, van
die dood, en van die macht van die duvel, no
nee goud of selver, maar mee si heilig duur-
bar bloed, en mee si onskuldig lyden en dood,
voor mi sal wees si eegendom, en na si rief
eev na onder em en dien em na eewig gerech-
tigheit, onskuld, en saligheit, glieg as em ka
hoppo van die dood, le leev en regeer na
ewigheit. Die ben waarwaar.

Der dritte Artikel.

Mi le geloof na die heilig Geest, een heilig
christlik kerk, die gemeente van die heilig sen-
der, die pardon van die sondo sender, die

opstanding van die vleesch, en een eewig leev.
Amen.

Erklärung.

Mi le geloof, dat mi no kan geloof na mi
Heer Jesus Christus, of kom na em ut mi
eegen verstand of kracht; maar die heilig Geest
ka beroep mi door die Evangelium, ka verlecht
mi mee si gaven, ka maak mi heilig na die
recht geloof, en ka bewaar mi na die: gliest
as em le beroep, le gaar, le verlecht en maak
heilig die heel Christenheet op aarde, en be
waar em bi Jesus Christus na die recht eenig
geloof; na welk Christenheet em vergie elk
dag na een rief maat allemaal sondo na mi
en na allemaal gelosig volk, en em sal maat
wakker na die laatst dag mi en allemaal doo
den, en sal gie mi en allemaal die gelosig
volk sender na Christus een eewig leev. Die
ben waarwaar.



Zehnter Abschnitt.

Gebrauche und Gewohnheiten der Neger in Westindien.

Soviel es der Sklavenstand zuläßt, halten die Neger in Westindien über ihren vaterländischen Gebräuchen und Gewohnheiten; und es ist ihnen nichts weniger als gleichgültig, daß dieselben durch die Abhängigkeit, in welcher sie stehen, theils eingeschränkt, theils gänzlich aufgehoben werden.

Ich habe anderwärts angemerkt, daß die Sklaven die Freyheit haben, sich nach eigener Wahl zu verheirathen. Wenn sich also der Neger entschlossen hat, eine gewisse Person zu heirathen, so sucht er zuerst, wie es in Guinea gewöhnlich ist, die Einwilligung seiner Eltern zu erhalten, und dann erst der Person selbst. Ob sich gleich die Herren in dergleichen Geschäfte nicht mischen, und nur darauf sehen, daß ihre Neger nicht lange ledig bleiben, ohne sich viel darum zu bekümmern, mit wem sie sich verheirathen; so ist es doch nicht ungewöhnlich, daß der Freyer mit Genehmigung seines Herrn sich verheirathet. Haben alle diese Personen ihre Einwilligung gegeben, so wird die Heirath ohne weitere Ceremonie vollzogen. Der vermögende Neger stellt zur Feyerlichkeit dieses Vorgangs ein Gastmahl an, das mit einem Tanze geschlossen wird, Wohnt er mit seiner Frau auf einer

und derselben Plantage, so nimmt er sie zu sich in sein Haus; wenn sie aber auf einer andern wohnt, und einem andern Herrn gehört, so bauet er ihr ein eigenes. Er ist verbunden, sie mit Kleidern zu versorgen; sie aber ihm mit Kochen, Nähen, Waschen und dergleichen zu dienen. Daß ihre Ehe lebenslang dauern soll, ist keine nothwendige Bedingung ihrer Verbindung; doch wird das Gegentheil auch nicht ausdrücklich festgesetzt. Wenn die Frau dem Manne nicht gut genug kocht, ihn nicht willig genug bedient u. d. g. so hält er sich schon für berechtigt, ihr den Abschied zu geben. Hingegen sagt auch diese dem Manne den Kauf auf, wenn er sie nicht gehörig kleidet, ihr kein Haus bauet, oder wenn sie eifersüchtig über die Nebenweiber wird. Ja manche scheidet sich wol von ihrem Manne um eines Schnupftuchs willen, das sie nicht von ihm erhalten kan.

Dieser Unordnung, die gleichwol nicht durchgängig bey den heidnischen Negern statt hat, ist durch die bessere Erkenntniß, welche die Neger dieser Inseln durch den Dienst der Missionarien erlangt haben, gar sehr viel abgeholfen worden. Die Neger, welche zur Brüderkirche gehören, erscheinen nach ihrer Verlobung vor der Gemeine, und nachdem sie in einer Rede angewiesen worden, ihren künftigen Ehestand auf eine Gott gefällige Weise zu führen, und öffentlich versprochen haben, einander bis an den Tod getreu zu bleiben, werden sie von dem Missionarius getraut, und der Kirchensegen über sie ausgesprochen.

Bev der Geburt eines Kindes leget bisweilen der heidnische Vater seine Freude darüber durch eine Lustbarkeit an den Tag, die er deswegen anstellt. Um
die

Die Erhaltung ihrer Kinder sind sie sehr besorgt, und ihr Aberglaube macht, daß sie sich sehr fürchten, sie möchten durch Zauberkräfte um ihre Gesundheit und Leben gebracht werden. Der achte Tag soll für die Kinder vorzüglich gefährlich seyn; daher wird die Wöchnerin mit ihrem Kinde den ganzen Tag, sonderlich aber die Nacht hindurch, sorgfältig bewacht. Ist diese furchtbare Nacht glücklich vorübergegangen, so rechnen sie drauf, daß das Kind vor gefährlichen Zufällen künftig bewahrt bleiben werde.

Das Erziehungsgeschäfte macht den Negern wenig Mühe; denn es bezieht sich bloß auf die Ernährung der Kinder. Ohne Sorge für die Bildung ihres Verstandes und Herzens, überlassen sie dieselbe der Natur; und hindern diese wenigstens nicht, ihren Leib stark und gerade zu bilden. Lange bleiben die Kräfte der Kinder nicht ungebraucht; so bald sie zu einer Arbeit fähig sind, werden sie auch dazu angewendet.

Die heidnischen Neger leben völlig ohne Religionsübung. Ihre Götter haben sie in Guinea zurückgelassen; und bey ihrer Einschiffung für Westindien ist sorgfältig verhütet worden, daß sie keine Fetisse mitnehmen konten. Sie haben auch keine Priester, und es würde ihnen auch kein öffentlicher Götzendienst erlaubt werden. Wenn man bedenkt, mit welchem blinden Eifer oft das dummste Volk an seiner Religion hängt, von der es vielleicht gar nichts versteht; so kan man nicht anders vermuthen, als daß dieser Mangel der Religionsübung vielen Negern sehr wehe thun müsse. Daher kommt es, daß es doch einige treue Diener der Götzen möglich zu machen gewußt, einen

Fetiß oder Schambu mit aus ihrem Vaterlande zu bringen; oder sie haben sich erst in Westindien etwas dazu erwählt. Da hat etwa einer ein menschenähnliches Bildchen in einer Schachtel, dem er jeden Morgen seine Ehrerbietung bezeigt; oder es sind Muscheln, Corallen, Kalbafche, Federn u. d. g. die die Neger verehren, und sonderlich in Krankheiten Hülfe davon erwarten, gerade wie sie es in Guinea gewohnt waren. Aber igt sind nur seltene Spuren dieses Aberglaubens übrig.

Es wäre fast ein Wunder, wenn von den guineischen Zaubereyen nichts mit nach Westindien hinüber geschlichen wäre. Aber nachdem uns Jahr 1701. nach der Erzählung des P. Labats *) ein Neger um der Zauberey willen auf St. Thomas lebendig verbrant worden, so ist daran gar nicht zu zweifeln; wenigstens ist gewiß, daß man damals auf dieser Insel die Zauberey dieses Negers für eine Wirkung dämonischer Kräfte und des Todes würdig hielt. Noch gibt es viele Neger, welche glauben, daß einem eine Krankheit angezaubert werden könne; und an solchen fehlt es auch nicht, die sich dafür ausgeben, daß sie die geheime Kunst verstehen, die Urheber solcher Bezauberungen, die Diebe u. d. g. zu entdecken. Ich halte die Gaukeleyen nicht des Erzählens werth, unter welchen dergleichen vermeintliche Zauberer ihre Betrügereyen verbergen, und auf Unkosten der Unwissenheit und des Aberglaubens sich auf eine leichte Weise etwas verdienen. Ihr Vortheil bringt es

*) Die ausführliche Geschichte davon kan nachgesehen werden in Nouv. Voyage aux Isles de l'Amer. T. II. p. 64.

es mit sich, daß sie denen, die sich in Krankheiten ihres Rathes bedienen, weiß machen, sie wären bezaubert worden; denn für die Bemühung, die schädlichen Zaubermittel, als die Ursache der Krankheit, zu entdecken, und ihnen ihre Kraft zu benehmen, lassen sie sich bezahlen. Aber unglücklich ist die Negerin, auf welche eine weiße kranke Frau den Berseracht wirft, daß sie von ihr bezaubert sey! Auch zur Zeit meines Aufenthalts auf diesen Inseln gab es verschiedene vermeinte Zauberer, unter welchen ein altherlahmer Neger berühmt war. Gesänge und alberne Ceremonien, die man für zauberisch hielt, waren die Mittel, womit er sich in seiner Dürftigkeit was verdient. Er fand diese Lebensart so bequem, daß die Ermahnungen, seine Betrügeren fahren zu lassen und sich zu bekehren, fruchtlos waren. Er glaubte, er thue nichts böses, denn seine Kunst gezeige niemand zum Schaden.

Es ist unter den Negern auf allen drey dänischen Inseln, und auch anderwärts, eine Art von Taufe gewöhnlich, welche vorzüglich von den Congonegern auf Verlangen an den Bussalen verrichtet wird. Die Ceremonien sind dabey nicht durchaus einerley; aber gemeinlich wird dem Täufling Wasser auf den Kopf gegossen; etwas Salz in den Mund gegeben, und in Congoischer Sprache über ihn gebetet. Vor der Taufe muß ein erwachsener Bussal für die Sünden, die er in Guinea begangen hat, mit fünf bis sechs Peitschenstreichen, die er vom Täufer empfängt, büßen. Nach derselben wird von Vermögenden eine negerische Gasterey angestellt; der Täufer aber bekommt für seine Bemühung etliche Reale.

Diese Taufe, welche die Congoneger unstreitig den portugiesischen Priestern abgelernt haben, bezieht sich ganz und gar nicht auf die Religion. Den armen Bussalen, die in Westindien ganz fremde ohne Vater, Mutter und Anverwandte sind, soll dadurch nur zu einer Art von Pflegeeltern geholfen werden. Vermögende Neger und Negerinnen nehmen diejenigen, welche sie auf diese Weise taufen lassen, zu Kindern an; und sie werden, nebst dem Täufer, von ihnen Taufväter und Taufmütter genant. Als Eltern sorgen sie möglichst für sie; und wenn sie sterben, so ist es ihre Schuldigkeit, ihnen einen Sarg und Sterbekleid zu verschaffen. Gewöhnlich begräbt der Täufer diejenigen, die er getauft hat; er singt bey dem Grabe, und hält an die Begleiter eine kurze Anrede. Bisweilen sind bey einer solchen Taufe auch etliche Pather, welche ebenfalls die Verbindlichkeit auf sich nehmen, für den Getauften zu sorgen.

Mit den Begräbnissen heidnischer Neger wird es verschiedentlich gehalten. Der arme kömmt ohne Umstände, ohne Sarg, bloß in eine Kavanna gewickelt, in die Erde. Dem Vermögenden wird nicht nur ein Sarg gemacht, der bisweilen mit Leinwand ausgeschlagen ist; sondern er kömmt auch ein weißes Sterbekleid. Ehe er in die Erde kömmt, wird von den Leichenbegleitern ein Schmaus gehalten, der dem Verstorbenen desto mehr Ehre macht, je mehr Rum oder Killdevil dabey aufgeht. Dabey wird getanzt, und ein rasender Lärm gemacht, den die besoffene Gesellschaft bisweilen die ganze Nacht hindurch fortsetzt. Alsdann erst wird die Leiche beerdiget. Ein Missionarius, der eben von Antigo zurückkam, beschrieb

mir das Leichenbegängniß eines Negers, dem er dazselbst zugehört hatte. Eine Menge Neger folgte dem Sarge unter beständigem Singen und Tanzen, und dem Lärm der Trommeln und Kalbasche. Diese waren mit einem Stiel oder Handgrif versehen, und machten, wenn sie geschüttelt wurden, mit den Erbsen oder Steinchen, die darinn waren, ein starkes Geräusch. Die Trommeln bestanden aus kleinen viereckichten Kästen, die mit einem Felle überspannt waren. Nach diesen tanzten sonderlich die Negerinnen, welche dabey gräßliche Bewegungen des Leibes machten. Als sich der Zug dem Grabe näherte, stellten sich die Träger, als wenn der Todte keine Lust hätte, sich da verscharren zu lassen. Bald wurden sie, wie es schien, gegen ihren Willen von dem Wege ab, in die Prickelbeersträucher gezogen, und von den Stacheln dieser Pflanzen jämmerlich zerstoßen; bald schoffen sie wieder einmal so schnell fort, daß sie beynahe zu Boden stürzten. Jedesmal, wenn der Todte nicht fort wolte, kam eine alte Negerin zum Sarg, klopfte daran, redete mit der Leiche, und tanzte alsdann mit den abscheulichsten Geberden. Nachdem der Sarg endlich mit vieler Mühe ins Grab gebracht worden, wurde es schnell mit Erde zugeworfen, damit der widerspenstige Todte nicht Zeit haben sollte, sie wieder herauszuwerfen. Damit hatte die Comödie ein Ende.

Zum Begräbniß der Schwarzen sind bey den Plantagen eigene Plätze bestimmt; doch werden auch viele nicht weit von ihren Häusern beerdigt.

Etwas vom Christenthum war unter den Negern dieser Inseln, noch ehe die evangelischen Brüder ihre Mission

Mission da anfangen. Anfänglich haben die römisch-catholischen Geistlichen, welche von Portoric aus ihre Glaubensgenossen auf diesen Inseln besuchten, auch einige Neger in den Grundsätzen ihrer Religion unterrichtet, und getauft. Und noch igt fahren sie in diesen Bemühungen fort. Die Anzahl ihrer Getauften ist aber klein. Auf St. Croix halten sich auch verschiedene Neger zu der römischcatholischen Kirche. Die Lehrer der evangelischlutherischen und reformirten Kirchen auf diesen Inseln sind zwar eigentlich zur Besorgung des Kirchendienstes bey den Blanken berufen; sie haben aber auch heidnische Neger unterrichtet, und verschiedene getauft; und fahren darinn, so viel es ihr Amt und Einrichtung zuläßt, noch immer fort. Die eigentliche und wirksamste Anstalt zur Bekehrung der Neger auf diesen Inseln haben die evangelischen Brüder durch ihre im Jahr 1732. auf St. Thomas angefangene Mission gemacht. Die Geschichte derselben wird in dem zweyten Theil dieses Buches erzählt. Ich habe die Hoffnung, daß jeder Liebhaber unsers HErrn Jesu Christi und der Ausbreitung seiner seligmachenden Erkenntniß, der diese Geschichte liest, sich mit mir über das grosse Werk Gottes unter den armen schwarzen Heiden freuen, und zum Lobe Gottes und zur Theilnehmung an demselben durch Gebet und Fürbitte, werde ermuntert werden.



C. G. A. Oldendorps

Geschichte der Mission

der

evangelischen Brüder

auf den

caraischen Inseln

S. Thomas, S. Croix und S. Jan.

Herausgegeben durch

Johann Jakob Bossart.

Zweiter Theil.



Barby, 1777.

THE HISTORY OF THE
CITY OF BOSTON

FROM 1630 TO 1800

BY

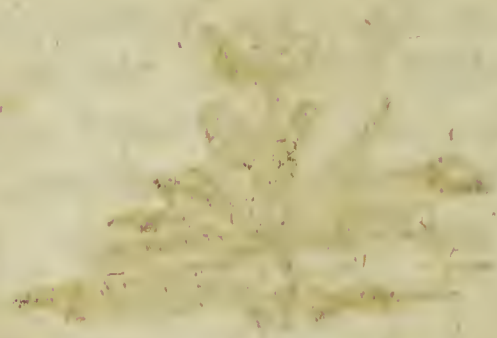
JOHN W. COOPER

IN TWO VOLUMES

VOLUME I

FROM 1630 TO 1700

BOSTON



1800



Erstes Buch.

Geschichte des ersten Zeitraums der Mission in St. Thomas, von ihrem Anfange, bis zu des ersten Missionarius Leonhard Dober's Abtuf. Von 1731. bis 1734. Mit der Geschichte der Brüdercolonie auf St. Croix. Von 1734. bis 1736.



Erster Abschnitt.

Vorerinnerung. Veranlassung der Mission. Beruf des ersten Missionarius Leonhard Dober.

Alle Bemühungen, welche die Zeugen Jesu seit seiner Himmelfahrt angewendet haben, Menschen von dem durch seinen Kreuzestod erworbenen Heil zu unterrichten, haben in seinem Befehl: Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker, ihren Grund und ihre Rechtfertigung. Obgleich dieser Auftrag zunächst die Jünger und Apostel Jesu Christi umging, die in seinem persönlichen Umgange zu würdigen

digen Zeugen von Ihm waren zubereitet, und mit außerordentlichen Gaben und Kräften von Gott begnadiget worden; so ist doch kein Zweifel, daß er sich auch auf alle diejenigen mit erstreckte, welche das von diesen ersten Dienern und Boten unsers Heilandes angefangene Werk fortsetzen, und das Evangelium auch unter solchen Völkern bekant machen solten, zu welchen die Apostel nicht gekommen waren. Was in Gefolge dieses Befehls Christi zu Ausbreitung und Fortpflanzung seiner Lehre von Zeit zu Zeit geschehen, ist theils aus der heiligen Schrift bekant, theils in der Kirchengeschichte zu finden.

Nachdem mehrere christliche Gemeinen waren eingerichtet, und mit Bischöfen und Lehrern versehen worden, war es der Ordnung gemäß, daß diejenigen, welche sich dem Dienste Jesu bey der Verkündigung des Evangelii widmeten, durch ihre vorgesetzten Arbeiter dazu unterrichtet, gesegnet und angewiesen wurden, wie und wo sie ihren Beruf führen solten. Die zur Bekehrung der Heiden ausgesendeten Diener des Evangelii wurden Missionarien genennt, so wie man die ganze Anstalt, die zu der Absicht gemacht wird, unter dem Namen einer Mission versteht. Ungeachtet das Geschäft der Missionarien in der Absicht und in den Mitteln mit dem Geschäfte der Apostel an sich völlig übereinstimmt, so trug man doch Bedenken beiden einerley Namen zu geben. Man hatte für die Vorzüge, welche die Apostel Jesu vor allen ihren Nachfolgern unstreitig hatten, eine so grosse und gegründete Achtung, daß ihr Amtstitel keinem andern Heidenprediger zuzukommen schien. Der unmittelbar vom Heiland empfangene Ruf der

Apo

Apostel, ihre außerordentliche Ausrüstung dazu, und die Allgemeinheit ihres Plans unterscheidet sie unstreitig von allen andern Missionarien, wenn diese auch übrigens in der Ganzheit des Herzens, in der Treue, in der Liebe zu Christo, in der Standhaftigkeit bey allen Leiden über ihrem Zeugniß u. s. w. den Aposteln nicht nachzusetzen wären. Wenn also die Arbeit der Missionarien bisweilen auch unter dem Namen des Apostolats vorkommt, so ist dieses ohne Nachtheil eines Unterschiedes zu verstehen.

Bei der evangelischen Brüdergemeine, welche Gott in diesem Jahrhundert durch den Dienst des Grafen von Zinzendorf und seiner Gehülfen gesamtet hat, entstand aus der dankbaren Liebe zu Jesu Christo gar bald ein Trieb, Ihm, Seinem Befehl zu Folge, mehrere Seelen zuzuführen, und insonderheit auch solchen Völkern, die von dem allgemeinen Heil in Christo nichts wußten, und noch ohne Ihn in der Finsterniß unselig lebten, mit dem ihr geschenkten Lichte zu dienen.

Nach der weisen Fügung unsers HErrn und Heilandes waren die heidnischen Neger, die auf den westindischen Inseln, St. Thomas, St. Croix und St. Jan, als Sclaven dienen, die ersten, welchen dieser von Gott in den Herzen der Brüder gewirkte Trieb zu Beförderung ihres Heils zu statten kommen wolte. Ich will izt erzehlen, was die Brüder gethan haben, um dieselben durch die Predigt des Evangelii zum Glauben an den HErrn Jesum zu bringen; und wie aus diesem schwarzen Volke christliche Gemeinen entstanden sind, deren Geschichte bis auf diese Zeit deutlich und überzeugend zu erkennen gibt, daß das

Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben.

Das Verlangen, den Heiden zur Erkenntniß Christi behülflich zu seyn, war in dem Herzen des seligen Grafen von Zinzendorf schon in seiner ersten Jugend entstanden, *) und in reiferen Jahren fand er unter den Gliedern der Brüdergemeine ähnlichgestimmte, welche die erste Veranlassung, diesem Triebe zu folgen, mit Freuden ergriffen.

Diese Veranlassung gab ihnen ein westindischer Neger, Anton, der in Copenhagen als Kammermohr bey einer gräflichen Herrschaft diente. Mit diesem kamen einige Brüder, welche bey dem Grafen von Zinzendorf in Diensten waren, als er der Krönung des Königs von Dännemark, Christians des sechsten, im Jahr 1731. beywohnte, in Bekantschaft. Unter denselben muß ich besonders den Bruder David Nitschmann nennen, der nachher im Jahre 1735. zur Förderung der Missionen der Brüder unter den Heiden, zum Bischof geweiht wurde. Ihnen erzählte dieser Neger, daß er schon in St. Thomas oft einsam am Seeufer sitzend, sich nach einer nähern göttlichen Offenbarung geseht, und Gott gebeten habe, ihm ein Licht in die Lehre zu geben, worin unter den Christen geredet, aber nicht darnach gelebt würde. Auf eine wunderbare Weise habe es Gott gefügt, daß er nach Copenhagen gekommen, wo er im Christenthum unterrichtet und getauft worden sey. Nachdem er ferner den Brüdern den kläglichen auß-

*) Siehe David Crauz Historie von Grönland, S. 403. u. f. und Spangenberg's Leben des Grafen von Zinzendorf, S. 691. 703. u. f.

ern und innern Zustand der Negerclaven in St. Tho-
 mas lebhaft beschrieben hatte, so beklagte er inson-
 derheit das traurige Schicksal seiner leiblichen Schwe-
 ster daselbst, welche, so wie er, ein Verlangen habe,
 dort kennen zu lernen, ohne daß sie bey ihrer Scla-
 very dazu Zeit und Gelegenheit habe. Sie bitte
 Gott öfters, daß er ihr jemand zuschicken möge, sie
 auf dem Wege zur Seligkeit zu unterrichten. Er
 versicherte dabey die zuversichtliche Hoffnung, daß, wenn
 solches geschähe, sie und viele andere mit ihr gleichge-
 dachte Neger sich zum Christenthum bekehren würden.

Dem Herrn Grafen, der alles dieses theils durch
 die Brüder, theils durch den Neger selbst, erfuhr,
 ward die Sache so wichtig, daß er sehr gern den Bru-
 der David Mitschmann sogleich von Copenhagen nach
 St. Thomas abgeschickt hätte, um dieser verlegenen
 Negerin und ihres gleichen den Trost des Evangelii zu
 bringen. Da das aber nicht geschehen konnte, so nahm
 er dieses nahe Anliegen seines Herzens mit nach Herrn-
 burg zurück, wohin ihm, auf sein Verlangen, der Ne-
 ger Anton folgte, um der dortigen Brüdergemeine sein
 Anliegen selbst mündlich vorzustellen. Der Graf hatte
 schon nach seiner Rückkunft durch die vorläufige Dar-
 stellung desselben die größte Aufmerksamkeit bey der
 Gemeine erregt, und dieselbe wurde erneuert, als der
 Neger in der versamleten Gemeine alles dasjenige
 vortrug, was er vorhin in Copenhagen den
 Brüdern gesagt hatte. Er that izt hinzu, es würde
 einmal sehr schwer seyn, die Claven im Christen-
 thum zu unterrichten; weil theils ihre Dienstbarkeit
 ihnen wenig Zeit übrig lasse, den Unterricht anzuhö-
 ren, und theils ihre Herren es nicht gestatten wür-
 den.

den. Er glaube daher, daß der Zweck nicht anders erhalten werden könne, als wenn ihr Lehrer selbst ein Sklave würde, um auf diese Weise beständig unter ihnen zu seyn, und sie ungehindert unterrichten zu können.

Zweyen ledigen Brüdern, Namens Johan Leonhard Dober und Tobias Leupold, die nicht über fünf und zwanzig Jahr alt, und der Gemeine albegnadigte, treue und gründliche Diener Jesu bekannt, auch schon seit geraumer Zeit nahe verbundene Freunde waren, machte diese Nachricht gleich bey der ersten Vortrage des Grafen einen so lebhaften Eindruck, daß sie glaubten, der Ruf des H. Herrn sey insonderheit an sie gerichtet. Das Nachdenken über eine Sache von solcher Wichtigkeit ließ sie die nächte Nacht nicht schlafen, und doch hinderte einen jedes das Mißtrauen gegen sich selbst, dem andern sogleich etwas von dem zu sagen, womit sein Gemüth dringend beschäftigt war. Erst den folgenden Abende wagte es Leonhard Dober, sich darüber gegen seinen Freund zu erklären; und wie voll froher Verwunderung war er, als er von ihm hörte, daß er eben denselben Trieb, den Negern mit dem Evangelio zu dienen, seinem Herzen empfinde, und daß ihm kein anderer Gefährte bey diesem Geschäfte eingefallen sey, Dober, der ebenfalls gleich anfänglich seinen Leupold zum Gehülfen zu haben gewünscht hatte. Diese Uebereinstimmung schien ihnen mehr als ein ungeschickter Zufall zu seyn, und brachte sie zu dem Entschlusse, Anliegen der Gemeine zur Prüfung vorzulegen, und wenn es ihren Beyfall haben würde, von derselben zur Arbeit unter den Negern verordnet und gesegnet zu werden.

werden. Ihr Schreiben an die Gemeine war vom
 5ten Julii 1731. und vier Tage eher geschrieben,
 als der Neger Anton in Herrnhut ankam. Mit herz-
 licher Freude las der Graf von Zinzendorf den In-
 halt ihres Schreibens, und nachdem er mit ihnen
 umständlich darüber geredet hatte, machte er ihn der
 Gemeine bekant. Der schreckliche Gedanke, den die
 bey Brüder bald hernach aus dem Munde des Ne-
 gers hörten, nemlich daß ein Lehrer der Slaven
 selbst ein Slave werden müßte, machte sie in ihrer
 Entschliessung nicht wankend. Ob nun gleich dieses
 Vorhaben ungegründet war, wie sie leicht würden
 eingesehen haben, wenn ihnen die Verfassung von
 St. Thomas bekant gewesen wäre; so macht es doch
 ihrem Herzen Ehre, daß sie, auch unter dieser schau-
 lichen Bedingung, zum Dienste des Heilands an
 den Seelen der Slaven willig waren. Indessen
 fand ihr Vorhaben anfänglich wenig Beyfall in der
 Gemeine, auffer bey dem Herrn Grafen. Die meis-
 ten sahen es als einen gutgemeinten Einfall junger
 eifriger Leute an, der in der Ausführung unmög-
 lich sey. Selbst der Älteste der Gemeine Martin
 Winter konnte sich nicht entschliessen, den Bruder
 Konhard Dober von Herrnhut weggehen zu lassen;
 weil er diesen seinen bisherigen treuen Gehülfen in
 der Seelenpflege der ledigen Brüder, zu seinem Nach-
 folger in dem wichtigen Gemeinältestenamte im Ge-
 sätze hatte: denn er sahe bey seinem schwächlichen
 Gesundheitszustand schon seiner nahen Auflösung ent-
 gegen. Die Schwierigkeiten, welche sich in Absicht
 des Beyfalls der Gemeine zeigten, dienten den zwey
 Brüdern nur dazu, ihr Vorhaben reiflicher zu über-

legen, und sich von dessen Uebereinstimmung mit dem göttlichen Willen noch mehr zu versichern. Die Gemeinde machte ihnen mehrmalen Gelegenheit, sich über den Grund ihres Vorhabens zu erklären. In einem schriftlichen Aufsatze an dieselbe druckte sich der Bruder Leonhard Dober folgendermassen aus: „Weil von mir verlangt wird, den Grund, den ich dazu habe bekant zu machen: so kan ich sagen, daß mein Sinn nie gewesen ist, für diese Zeit zu reisen, sondern nur mich vester in unserm Heilande zu gründen; daß aber wie der gnädige Herr Graf von der Reise nach Dänemark zurückgekommen, und von den Slaven erzählten, mir solches so aufgefallen, daß ichs nicht wieder los werden können. Da entschloß ich mich, wenn noch ein Bruder mit mir gehen wolte, daß ich mich zu einem Slaven geben, und ihnen so viel sagen wolte, als ich von unserm Heilande erfahren habe: weil ich gewiß glaube, daß das Wort vom Kreuz auch in der Niedrigkeit eine besondere Kraft an den Seelen beweiset. An meinem Theil dachte ich auch: wenn ich auch niemand darinn nützlich werden sollte, wenn ich dann doch nur meinen Gehorsam gegen unsern Heiland dadurch bezeugen könnte! ich überlasse es der Gemeinde Gutachten, und habe keinen andern Grund, als daß ich denke, daß noch Seelen an der Insel seyn, die nicht glauben können, weil sie nicht gehört haben.“ Sie waren willig, sagten sie ein andermal, ihr Leben dem Willen des Heilands aufzuopfern, und sich gern zu Slaven hinzugeben, wenn nur eine Seele für den Heiland gewinnen könnten.

Es verfloss mehr als ein Jahr über der Prüfung des Vorhabens dieser zwey Brüder, und erst nach

dem auch der Gemeinälteste seine Einwendungen hatte fallen lassen, kam es endlich zu einem Entschlus. Wer die Wichtigkeit der Sache und ihre Folgen im rechten Lichte ansieht, der wird sich weder über die ange Bedachtsamkeit der Gemeinarbeiter wundern, noch für überflüssig halten, daß sie sich, nach allen Ueberlegungen, doch endlich noch durchs Loos von dem Willen des Heilands zu versichern suchten. Der Bruder Dober zog sich selbst das Loos. Auf demselben standen die Worte: Lasset den Knaben ziehen, der Herr ist mit ihm. Das machte auf einmal allen Zweifeln und Bedenklichkeiten ein Ende; Dober wurde in seinem Berufe bestätigt, und der Älteste Martin Linner gab ihm dazu im Namen der Gemeinde den Segen. Aber in Ansehung seines Gefährten, des Bruder Tobias Leupolds, fiel der Schluß dahin aus, daß er für diesmal nicht mitgehen sollte. Dagegen wurde dem verheiratheten Bruder David Mitschmann, eben dem, welcher die erste Bekanntschaft mit dem Neger in Copenhagen gemacht hatte, der Antrag gethan, den Bruder Dober nach St. Thomas zu begleiten; und er nahm denselben mit Freuden an.





Zweiter Abschnitt.

Dobers und David Mitschmanns Abreise von Herrnhut, und Ankunft in St. Thomas.

Diese zwey Brüder reiseten dann, ihres göttlichen Berufs gewiß, und mit der Entschliessung, um der Sache Christi willen alle Beschwerlichkeiten willig zu übernehmen, ja Leib und Leben daran zu wagen, mit dem Segen der Gemeine am 21ten August 1732. von Herrnhut ab. Dober wurde noch von dem Herrn Grafen mit Handauslegung zu seinem Zuzug eingesegnet, und ohne besondere Instruction, nur mit der Anweisung entlassen, sich in allen Dingen von dem Geiste Jesu Christi leiten zu lassen.

Auf ihrer Reise nach Copenhagen besuchten sie verschiedene gottesfürchtige Freunde. Viele derselben aber, denen sie etwas von ihrem Vorhaben sagten, machten ihnen Einwürfe, und suchten sie auf andere Gedanken zu bringen. Sie stellten ihnen vor, daß unüberwindliche Hindernisse der Ausführung ihres Vorsazes im Wege lägen, und daß das Ende ihrer unbeschreiblichen, aber vergeblichen Mühseligkeiten, der gewisse Tod seyn würde. Die Brüder bemüheten sich nicht, dergleichen Einwürfe zu widerlegen, deren Stärke sie wohl einsahen, sondern hielten den für treu, der sie berufen hatte, und bezeugten, daß sie nicht anders könnten, als ihrer Ueberzeugung ein-
fältig

ältig folgen, und dem Willen Gottes nach derselben dienen. Nur die Frau Gräfin von Stollberg in Bernigerode stärkte die Brüder in ihrem Vorhaben, und munterte sie auf, für den Heiland alles zu wagen, als welcher, wie sie sagte, es wohl werth sey, daß man sich allenfalls um seinetwillen todtschlagen lasse. Es war solches den Brüdern, aus dem Munde dieser würdigen Gräfin, desto angenehmer und ermunternder, da, auffer dem Grafen von Zinzendorf, bisher niemand aus dem Ton, und mit der Trostmüßigkeit, mit ihnen gesprochen hatte.

In Copenhagen, wo sie den 15ten September ankamen, wolte ihr Vorhaben niemanden einleuchten, und hier hatten sie die größten Schwierigkeiten zu bekämpfen. Man stellte ihnen vor: einmal, daß ein Schif sie mitnehmen würde, und dann, daß sie in St. Thomas, wenn sie auch dahin gelangten, nicht bestehen könnten. Die Möglichkeit, den dortigen Sclaven das Evangelium zu predigen, wurde änzlich bezweifelt. Ueber ihren Vorsatz, selbst Sclaven zu werden, um auf die Weise dieses mitleidenswürdige Geschlecht von Menschen den Weg zur Seligkeit zu lehren, konten sich diejenigen, die der Verfassung der westindischen Inseln, des dortigen Clima, und der harten Dienstbarkeit der Sclaven kundig waren, eines Theils des Lachens kaum enthalten, da sie andern Theils einer so treuen Gesinnung für die Ausbreitung des Reichs Jesu Christi ihre Hochachtung nicht versagen konten. Der Oberkammerherr von Pless machte ihnen deutlich, daß ihr Vorhaben, Sclaven zu werden, ganz und gar nicht statt finden könne, weil kein Blanker in St. Thomas als Slave ge-

braucht werden dürfe. Da sie nun hievon ganz absehen mußten, so blieb ihnen kein Mittel zu ihrem Durchkommen übrig, als ihre Professionen; davon jedoch nur das Zimmerhandwerk, welches David Nitschmann verstand, dort getrieben werden konnte. Damit, sagte dieser dem Oberkammerherrn, gedente er auch seinen Bruder durchzubringen. Selbst diejenigen Directeurs der westindischen Compagnie, welche Beförderer der Sache Gottes und Freunde des Grafen von Zinzendorf, und denen diese zwey Brüder empfohlen waren, wolten ihre Reise weder billigen noch befördern. Sie gründeten ihre Weigerung auf die Einrichtung und Behandlung der Sclaven auf St. Thomas, und auf die Theurung der Lebensmittel, als wodurch es unbemittelten Blanken fast unmöglich würde, daselbst zu bestehen. Ein Mittel zum Durchkommen war wol noch übrig, das den zwey Brüdern auch vorgeschlagen wurde, nemlich der Soldatenstand; welches sie aber sogleich ablehnten, weil sie ihre Absicht dabey nicht erreichen würden.

Zu diesen Schwierigkeiten, die den zwey Brüdern gemacht wurden, kam noch der empfindliche Schmerz, daß der Neger Anton, dessen Vorstellungen die erste Veranlassung zu dem Unternehmen der Brüder gewesen, igt ganz umgesezt war, und alles das zurücknahm, was er in Herrnhut von dem Verlangen gesagt hatte, welches seine leibliche Schwester und viele andere Neger auf St. Thomas nach einer nähern Erkenntniß Gottes hätten. Die guten Empfindungen, mit welchen er nach Herrnhut gekommen, waren durch unselige Bemühungen widriggesunnter Leute erstickt worden; und eine Folge davon war, daß er sich bemühte, die

Brü:

Brüder von ihrem Vorsatz abzubringen. Doch gab er ihnen bey ihrer Abreise einen Brief an seine Schwester mit. Hätte das Vorhaben dieser zwey Brüder seinen Grund bloß in ihrem guten Willen gehabt; so hätte es ganz gewiß diese mächtigen Erschütterungen nicht ausgehalten. So aber blieben sie unbeweglich auf ihrem Vorsatz; und da ihnen menschliche Hülfe völlig fehlte, hielten sie sich desto vester an ihren Herrn und Heiland, der sie auch von Zeit zu Zeit auf eine besondere Weise unterstützte und tröstete. Einmal fiel ihnen in der Verlegenheit, in welcher sie über ihr Fortkommen waren, aus dem Loosungsbüchlein der Gemeine die Stelle 4 Mos. 23, 19. Solte Er etwas sagen, und nicht thun? solte Er etwas reden, und nicht halten? in die Hände, und diene dazu, daß sie ohne allen Zweifel vestsetzten, Gott werde das Werk, das Er angefangen, unfehlbar ausführen. Durch ihre Standhaftigkeit wurden doch nach und nach verschiedene Personen in Copenhagen veranlaßt, ihr Vorhaben einer mehrern Achtung zu würdigen, und dessen Ausführung zu befördern. Unter denselben waren die zwey Hofprediger Herr Neuß und Herr Blum, welche nicht nur selbst aus Ueberzeugung, daß der Beruf dieser Brüder von Gott sey, dieselben unterstützten; sondern auch andre vornehme Personen zu ähnlichen Gesinnungen brachten. Selbst dem königlichen Hause wurde ihr Daseyn und ihre Absicht bekant; die Königin war sehr gnädig gegen sie gesinnt, und die Prinzessin Charlotta Amalia ließ ihnen, ohne daß sie Ansuchung darum gethan hatten, eine Beysteuer zu ihrer Reise, und eine holländische Bibel zustellen. Gleiche Wohl-

Wohlthätigkeit genossen sie noch von mehreren andern Personen.

Nunmehr hatte auch ihre Sache eine solche Wendung genommen, daß einige Staatsräthe, welche die in der Ueberzeugung ihres Herzens gegründete Freudigkeit der zwey Brüder sahen, ihnen den göttlichen Segen wünschten, und sie mit den Worten entliessen: „So geht dann in Gottes Namen; unser Heiland hat Fischer erwählt, sein Evangelium zu predigen, und Er selbst war ein Zimmermann, oder eines Zimmermanns Sohn.“

Herr Conrad Friedrich Martens, ein königlicher Hofofficiant, war ihnen, da sie kein Schiff von der westindischen Compagnie mitnehmen wolte, behülfflich, auf ein holländisches Schiff zu kommen, das sie als Handwerksleute nach St. Thomas mitnahm. Der holländische Capitain nahm sie willig an, und die Wohlthätigkeit ihrer Gönner hatte sie in den Stand gesetzt, nicht nur ihre Fracht und Kost zu bezahlen, sondern auch die zur Ausübung des Zimmerhandwerks nöthigen Werkzeuge anzuschaffen. So gingen sie dankbar, daß ihnen Gott so weit geholfen hatte, und mit erneuerter Entschliessung, Ihm bis ans Ende mit willigen Herzen zu dienen, am 8ten October 1732. an Bord, nachdem sie vorher von ihren hohen und niedrigen Freunden Abschied genommen hatten; und noch an eben dem Tage ging ihr Schiff unter Segel.

Auch auf dieser Reise machte sie ihr Vorhaben zum Gegenstand des Spottes und auch des Mitleidens. Diejenigen unter dem Schiffsvolk, welche Westindien aus Erfahrung kanten, stellten ihnen gleich
an-

anfaugs die Seereise so beschwerlich vor, daß sie dieselbe nicht aushalten könnten; und thaten hinzu, daß, wenn sie auch lebendig nach St. Thomas kämen, sie doch Hungers sterben müßten, weil da die Lebensmittel in einem sehr hohen Preise wären. Ueberdis hätten die Europäer oftmalige und lange Krankheiten daselbst auszustehen, und stürben häufig dahin. Anstatt darauf viel zu antworten, waren die zwey Brüder bedacht, ob sie nicht einige von der Schifsgesellschaft für den Heiland gewinnen könnten; doch der gute Anschein, den sie bisweilen von dem Erfolge ihrer Bemühungen hatten, verlor sich bald wieder. Inzwischen wurden sie freundlich behandelt, und ihnen viel Gutes erzeigt.

Bei allen äussern Beschwerlichkeiten und Gefahren, mit welchen ihre Seereise, die über zehn Wochen dauerte, begleitet war, da sie z. E. einige Tage nach ihrer Abreise von Helsingör in Gefahr waren, an verborgenen Klippen zu scheitern, u. d. g. wandten sie sich mit gläubigem Gebet zum Heiland, und erfuhren seine Hülfe. Bei stillem Wetter wendete David Mitschmann seine Zeit zur Arbeit an, und verfertigte für den Schifscapitain einen Kleiderschrank, womit er so wohl zufrieden war, daß er ihn hernach bey den Blanken in St. Thomas wegen seiner guten Arbeit empfahl.

Am 7ten December, da sie die erste caraimische Insel entdeckten, war sowol die Loosung der Gemeine an dem Tage, als auch diejenigen, welche sich jeder bey dieser Gelegenheit aufschlug, sehr zupassend. Eine derselben hieß: Es ist keine Sprache noch Rede, da man nicht ihre Stimme höre.

höre. Ps. 19, 4. Amen, uns ewig währe die Freude, Gott die Ehre! Bringt alle Sprachen zusammen in einen Glauben. Amen. Auch wurde Leonhard Dober eines besondern Wunsches und Anliegens, welches er dem Heilande im Gebet empfohlen hatte, gewährt, daß nemlich das Schiff an keinem andern Orte, als bey St. Thomas einlaufen möchte. Der Capitain hatte es zwar darauf angetragen, in St. Eustachius einzulaufen; und das hätte einen ziemlichen Aufenthalt verursacht; der widrige Wind aber ließ es nicht zu; und so kamen sie am 13ten December in St. Thomas ans Land.



Dritter Abschnitt.

Der zwey Brüder erste Misionsarbeit und deren Erfolg.

Man sollte denken, daß da Gott die zwey Brüder das Ziel ihrer Reise, nach welchem sie sich so sehr gesehnt, glücklich hatte erreichen lassen, ihr Herz voll Freude gewesen seyn müsse. Aber ihr Reisediarium redet von einem sehr drückenden Gefühl, das sie eym Anblick von St. Thomas gehabt haben. Die Lösung des Tages: Der Herr Zebaoth rüstet ein Heer zum Streit. Jes. 13, 14. Rüstet euch, ihr Christenleute, die Feinde suchen euch zur Beute, Satan selbst hat eu'r begehrt, deutete ihnen auf die Ursache davon. In der That sahen sie sich izzt auf dem Kampfplatz, wo sich ihr Glaube und ihre Standhaftigkeit in allen den Leiden zeigen sollte, welche sie ganz gewiß bey dem Vorhaben vermuthen konnten, durch die Erkenntniß Jesu Christi die Seelen der schwarzen Slaven aus der Finsterniß zum Licht, und aus der Gewalt des Teufels zu Gott zu führen. Der Erfolg hat ihr Gefühl gerechtfertigt; aber auch zeigt, daß die Kraft Gottes in der Schwachheit seiner Diener mächtig ist.

Gegen ihre Erwartung fanden sie den Tag nach ihrer Ankunft, der ein Sonntag war, bey einem Planzer, Herrn Lorenzen, dem sie ohne ihr Vorwissen

wissen von einem Freunde in Copenhagen waren empfohlen worden, ein Unterkommen. Dieser Mann erbot sich von freyen Stücken sie aufzunehmen, und mit allem nöthigen so lange zu versorgen, bis sie sich auf ihre eigene Hand einrichten, oder sonst bey jemand unterkommen könten. Sie erkanteten mit Dank die gnädige Vorsorge des himmlischen Vaters in dieser liebevollen Anerbieten, welches ihnen eben zu der Zeit gethan wurde, da sie mit der Ueberlegung beschäftigt waren, wie sie sich an diesem theuren und ihnen noch ganz fremden Orte aufs wohlfeilste einrichten sollten.

An eben dem Sonntage machten sie in Jesu Namen den Anfang, die Absicht auszuführen, um deren willen sie die Reise über den Ocean nach Westindien gethan hatten. Sie suchten die Anna, die Schwester des obengedachten Negers Anton auf, die auf der damaligen Compagnieplantage mit ihrem zweyten Bruder Abraham diente. Sie brachten ihnen einen Gruß von Anton, und lasen ihnen den Brief vor, den er an sie mitgegeben hatte. Er enthielt eine Nachricht von seiner Befehrung zu Christo, und eine Ermahnung an sie, seinem Beyspiel zu folgen. Bey der Stelle Joh. 17, 3. Das ist das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum erkennen, die darinn vorkam, nahmen die Brüder Gelegenheit, ihnen und andern Negern, die zugegen waren, die allgemeine Erlösung, die durch Jesum Christum geschehen ist, anzupreisen. „Auch euch, sagten sie, hat Jesus die Seligkeit erworben und wir sind zu dem Ende hieher gekommen, euch dieses bekant zu machen.“ Ungeachtet sie deutsch

mit etwas holländisch vermischt, redeten, wurden sie doch von den Negern verstanden, welche sich über ihren Vortrag, als über eine Botschaft, die ihnen vom Himmel zugeschickt worden, freuten, und dieses durch Händeklopfen an den Tag legten. Bisher hatten sie geglaubt, daß das, was die Brüder ihnen zu prophezeien, ein besonderer Vorzug ihrer Herren, der Blanken, wäre, auf welchen die Neger keinen Anspruch zu machen hätten. Ein tiefer Eindruck von dieser ersten Predigt des Evangelii blieb in dem Herzen der Negerin Anna und ihres Bruders Abraham zurück, und sie sahen von dem Tage an die Brüder als ihre von Gott gesandte Lehrer an. Dieser erkwürdige Tag war der dritte Advents Sonntag, auf welchen das Evangelium Matth. II. fällt, worin der Heiland sagt: Den Armen wird das Evangelium gepredigt.

Das war der geringe Anfang der Arbeit der Brüder unter den Negern in St. Thomas, deren Segen nachher über Tausende ausgebreitet hat.

Herr Lorenzen, zu dem die Brüder am 16ten December zogen, besaß zwey Häuser in Tappus, davon das eine noch nicht ausgebauet war. Da sie aber dem Zweck ihres Daseyns gemäß zu seyn erachteten, allein zu wohnen, so bot ihnen erstgenannter Herr dasselbe dazu an; womit ihnen sehr gedient war. Sie aber nicht umsonst das Brod ihres Wohlthäters zu essen, wurden sie mit ihm eins, das Haus vollends auszubauen. Nitschmann, welchem Dober dazu zur Hand ging, wurde in Zeit von vier Wochen damit fertig, und verdiente dabey so viel, daß sie bey ihr reichliches Durchkommen hatten.

Sie besuchten an den Sonnabenden und Sonntagen die Neger, sonderlich auf der Compagnieplantage, und erwarben sich nach und nach nicht nur eine richtige Kenntniß von ihrem äussern und innern Zustand, davon sie jenen zwar sehr schwer, diesen aber weit kläglicher fanden; sondern auch ihr Zutrauen und ihre Liebe. Letzteres kam theils davon her, daß sie Geschmack an der evangelischen Lehre fanden, die ihnen von den Brüdern vorgetragen wurde; theils von der Herzlichkeit, mit welcher diese mit ihnen umgingen, denn daß sich Blanke so weit zu ihnen herabliessen, war ihnen etwas ganz ungewöhliches.

Von der Wirkung des Evangelii auf das Herz glaubten die Brüder etwas an der Anna und ihrem Bruder Abraham, von welchen beiden sie fleißig besucht wurden, zu bemerken. Denn sie fingen an ihren sündlichen und unseligen Zustand zu erkennen, und es auf eine innere Besserung anzutragen. Einmal kam die Anna in der Absicht zu ihnen, das Anliegen ihres Herzens auszuschütten, und sie zu bitten, sie einige Gebetsformeln zu lehren. Um die Brüder recht zu verstehen, hatte sie einen Freyneger mitgebracht, der holländisch verstand, damit er bei der Unterredung als Dolmetscher dienen sollte. Die Brüder erkanteten mit Vergnügen die gute Absicht, auf welcher ihr Anbringen herkam; wiesen sie aber an, ohne erlernte Formeln das Anliegen ihres Herzens dem Heiland mit wenig Worten ganz einfältig vorzutragen, und zu glauben, daß ihm diese Art zu bitten angenehm sey.

Die zwey Brüder sahen alle und jede Neger Freye und Eclaven, als einen Gegenstand ihres Z

uß an, und machten sich daher jeden Anlaß zu
 Nutze, ihnen den Weg des Lebens zu zeigen. Bey
 den getauften Freynegern nahmen sie sonderlich den
 Irrthum wahr, daß es zu einem Christen genug sey,
 eine Kentniß der Lehren Christi im Kopfe zu haben,
 ohne daß das Herz dadurch verändert, und die Herr-
 haft der Sünde aufgehoben würde. Einem solchen
 Freyneger, der zwar eine ziemliche Kentniß bibli-
 scher Wahrheiten hatte, aber der Sünde diente,
 wurde aus I Joh. 2. und 3. gezeigt, daß der wahre
 Glaube an Jesum mit dem Sündendienste nicht be-
 stehen könne. Es hatte aber diese Ueberzeugung
 eine andere Wirkung, als daß er verdrießlich dar-
 über wegging, daß man ihn in seinen Sünden störte,
 die er noch so lieb hatte. Mit andern Negern, die ent-
 weder einzeln, oder in grösserer Anzahl die Brüder
 suchten, redten sie theils aus dem guten Schatz
 ihres Herzens, theils lasen sie ihnen solche Stellen
 aus der holländischen Bibel vor, die für sie die schick-
 lichsten und nöthigsten zu seyn schienen. Es gab selbst
 unter den Negern verschiedene, die die holländische
 Bibel lesen konnten, und eine grosse Hochachtung
 für dieselbe hatten. „Das Buch wird mich weise
 machen,“ sagte einer, und verlangte noch mehr aus
 demselben zu hören.

Es fanden sich aber auch von Seiten der Neger
 verschiedne Einwendungen gegen die Lehre des Evan-
 geli, die ihnen die Brüder vortrugen. Sie beriefen
 sich insonderheit auf das Beyspiel vieler Blanken,
 die glaubten, die Brüder gingen zu weit, indem
 sie das zur Sünde machten, was doch jene, die auch
 Christen wären, und eben denselben Gott anbeteten,

für erlaubt hielten. Die Brüder antworteten auf folche Einwürfe mit ihrer gewöhnlichen Geradigkeit, daß, wer der Sünde diene, er möge ſchwarz oder weiß ſeyn, kein wahrer Chriſt ſey. Bisweilen wurden die Neger über die ſtrenge Moral der Brüder, die die Nothwendigkeit der Verleugnung alles ungöttlichen Befens behaupteten, recht böſe. Ihr wollt auch alles verbieten, ſagte ihnen einmal einer im Zorn; wer kan ſo werden, wie ihr die Leute haben wollt? Die Brüder wurden durch dergleichen Aeufferungen und durch den jämmerlichen Zuſtand dieſer armen Menſchen ſo gerührt, daß ſie oft bittere Thränen darüber vergoffen.

Auch die Verſchiedenheit der chriſtlichen Religionen in St. Thomas kam ihnen bey der Arbeit an den Negern in den Weg. Wenn ihnen aber einer zu verſtehen gab, daß er ſich in dieſe Verſchiedenheit nicht finden könne, ſo lieſſen ſie ſich in keine Unterredung über die Unterſcheidungslehren dieſer Religionen ein; ſondern bezeugten nur mit Freudigkeit des Herzens, daß, wer Jeſum Chriſtum als den Grund und die Urſache ſeiner Seligkeit annehme, ſicher dabey fahren werde; und überlieſſen dem Geiſte Gottes, die Richtigkeit dieſer Ausſage den heilsbegierigen Herzen zu beweifen.

Eine beſondere Veranlaſſung brachte die Brüder in die Bekanſchaft eines getauften Freynegers, Alexander, der ein Schmidt war. Es hatte dem Bruder Niſchmann auf der Reiſe nach St. Thomas, da ſie noch etliche hundert Meilen davon entfernt waren, geträumt, ein Schmidt, Namens Alexander, habe ſie bey ihrer Ankuſt in St. Thomas gleich auf
ge

genommen, und sich gefreut, daß sie ihm den Weg Gottes noch fleißiger auslegen würden. Diesen Traum hatte er damals dem Bruder Dober sogleich erzählt; beide aber hatten ihn seitdem ganz aus der Acht gelassen. Als sie nun gegen das Ende dieses ersten Jahres 1732. von einem Schmidt dieses Namens, der vor drey Monaten getauft worden, gelegentlich reden hörten, erinnerten sie sich des Traums, und suchten den Neger auf. Sie fanden, daß er vom lebendigen Christenthum keine Erfahrung, aber doch ein williges Gemüth habe. Gleich bey dem ersten Besuche bemühten sie sich, ihm den grossen Unterschied zwischen dem todten Erkenntniß im Kopfe, und dem lebendigen Glauben im Herzen, deutlich zu machen, und erhielten dadurch wenigstens so viel, daß er eine Liebe gegen sie bezeigte, und von da an ihren Umgang suchte. Eine lange Zeit kam er fast jeden Abend zu ihnen, oder sie gingen zu ihm. Mit vielem Beyfall nahm er die Lehren an, welche die Brüder vortrugen, entdeckte ihnen seinen innern Zustand, und bezeugte sich so, daß sie hofften, er würde sich von ganzem Herzen zum Heiland bekehren. Zuweilen beschloßen sie ihre Unterredungen mit ihm durch ein Gebet, und zuweilen mit dem Gesange eines Liedes. Beides gefiel ihm sehr wohl, und er bezeugte Lust, sowohl zu beten als singen zu lernen. Auch that er viele Fragen an die Brüder, über verschiedene Lehrmaterien, als: von der Gottheit Christi, von seinem himmlischen Vater und dem heiligen Geist, von der Schöpfung, von der Sünde, von den Opfern, der Taufe, dem Abendmahl, dem Glauben &c. und bat sich ihren Unterricht darüber aus. Je angenehmer den Brüdern

dieser gute Anschein war; je mehr betrübten sie sich, als sie bald darauf sichere Nachricht erhielten, daß er in Sünden der Unreinigkeit lebe, auch der Trunkenheit ergeben sey. Sie wiesen ihn jedoch deswegen nicht von sich; sondern, wiewol sie ihm nachdrücklich vorstellten, daß die Laster, welchen er nachhinge, mit der Liebe zu Christo nicht bestehen könnten; so suchten sie ihm doch zugleich Muth zu machen, zum Heiland zu kommen und von Ihm die Vergebung darüber, und die Erlösung davon sich auszubitten. Damit fanden sie zwar einigen Eingang bey ihm; aber weil die Liebe zu diesen Lastern bey ihm noch herrschend war, so wurde er, bey allen Vorsätzen sich zu bessern, einmal übers andere zu denselben hingerissen, und endlich verdrießlich über die ernstlichen Ermahnungen der Brüder; welche aber, dem ungeachtet, sich seine Errettung immerfort herzlich angelegen seyn ließen.

So wie dieser und mehrere Freyneger sich mit dem Beyspiel der Blanken gegen die dringenden Anforderungen der Brüder zu decken suchten; so entschuldigeten sich viele von den Slaven mit der Härte ihrer Dienstbarkeit, als welche ihnen die nöthige Zeit zur Erlernung des Christenthums nicht gestatte. Unter letzteren war der Anna Mann, Namens Gerd Allein der Bruder Nitschmann zeigte den Ungrund dieser Entschuldigung an seinem eigenen Beyspiel; in dem er eben so viele Zeit auf die Arbeit verwende, als die Neger, und doch noch soviel übrig habe, daß er sich ihrer annehmen, und ihnen die Lehre Jesu vortragen könne.

* * * * *

Vierter Abschnitt.

Dobers vergebliche Versuche, sich durch seiner Hände Arbeit zu nähren. Seine Krankheit und Umstände nach Nitschmanns Rückreise nach Europa, bis zu Ende des Jahrs 1733.

Nachdem der arbeitsame David Nitschmann das Haus des Herrn Lorenzen im ersten Monate des Jahrs 1733. fertig gemacht hatte, übernahm er, ein anderes für den Herrn Johann Lorenz Carstens auf dessen Plantage Muskitabay zu erbauen. Dieser Herr, der einer der angesehensten Pflanzer auf der Insel war, hatte die zwey Brüder lieb gewonnen, ungeachtet sie ihm mit ihren eifrigen Ermahnungen, sich zu bekehren, bisweilen sehr beschwerlich waren. Ob nun gleich das, was Nitschmann verdiente, zum Unterhalt beider Brüder hinlänglich war, und also auch Dobern nichts abging; so wurde es gleichwol diesem je länger je unangenehmer, daß er nicht auch eine ordentliche Beschäftigung haben, und von seiner eigenen Hände Arbeit leben konte; zumal da Nitschmanns Auftrag von der Gemeinde nicht weiter ging, als den Bruder Dober nach St. Thomas zu begleiten, und dann mit der ersten Gelegenheit nach Europa zurückzukehren. Er versuchte daher einigemal sein Töpferhandwerk zu treiben; aber mit

so schlechtem Erfolge, daß er davon gänzlich absehen mußte. Den ersten Versuch machte er mit Hülfe des Herrn Lorenzen auf seiner Plantage; allein der Ofen, den er aus ungebrannten Mauersteinen gebaut hatte, fiel über dem Brande zusammen, und vernichtete in einem Augenblick alle seine lange Mühe und Unkosten. Der zweyte Versuch gerieth nicht besser; und wegen der schlechten Beschaffenheit des Thons glaubte er, daß nichts fruchtbarliches aus mehreren zu erwarten sey. Er nahm sich also vor, zu seinem Bruder Mitschmann auf Muskitabay zu ziehen, und sich damit der Fischerey, die jedermann frey steht, zu nähren. Aber Herr Lorenzen widerrieth es ihm, weil er sich damit nicht würde durchbringen können; und als ein wahrer Freund bot er ihm sein Haus und seinen Tisch so lange an, bis sich ein schickliches Unterkommen für ihn finden würde. Allein so schätzbar ihm auch dieses Anerbieten war, so besorgte er doch, durch die Annehmung einer solchen Wohlthat sich in eine Verbindlichkeit zu setzen, welche ihm in der Ausföhrung seines eigentlichen Berufs hinderlich seyn könnte; und hielt es für einen Diener Christi von seiner Art für schicklicher, daß er sein eigenes Brod esse, wenn es gleich nicht so gut seyn sollte, als dasjenige, welches er von einem Wohlthäter umsonst haben könnte. Er wäre gern zu einem Neger in seine Hütte gezogen, hätte ihm geholfen, seine Plantage bearbeiten, und sich dafür mit der Negerkost begnügt; allein kein Neger unterstand sich, ihn aufzunehmen: einmal, weil es ihre Aufseher nicht würden gestattet haben, und dann, weil in ihren Plantagen damals wegen der Dürre nichts zu thun war.

Diese

Diese vergeblichen Bemühungen machten ihm nicht nur vielen Kummer, sondern zogen ihm auch manche Verspottung zu. Ueberhaupt gingen gute und böse Gerüchte über die zwey Brüder, deren Daseyn und Absicht izt schon auf der ganzen Insel bekant war. Wenn sie von einigen geehrt, und für Diener Gottes gehalten wurden, die gekommen wären, die Neger zu erkehren; so wurden sie von andern verachtet, ja wol ar Verführer gescholten, die man je eher je lieber us dem Lande jagen solte. Selbst manche Neger erspotteten sie als Thoren, wenn sie ihnen zu Gemüthe führten, wie elend und unglücklich ihr Zustand y, solange sie ohne Christo, das ist, ohne Gott, der Welt lebten. Doch dieses alles hinderte sie nicht, mit Negern und Blanken fleißig umzugehen, und ihren Zweck immer im Auge zu behalten.

Sie erfuhren indessen auch beide die Wirkungen s ungesunden westindischen Clima. David Nitschmann hatte im Anfang des Januars und zu Ende des Februars 1732. zwey Anfälle von Krankheiten auszuhalten, die jedoch so bald vorüber gingen, daß er durch nur wenig in seiner Arbeit gehindert wurde. Aber am 4ten Merz das westindische Fieber, welches den meisten Europäern, die dahin kommen, tödtlich zu seyn pflegt. Auf die erste Nacht, welche Nitschmann in Muskitebay davon erlitt, besuchte er seinen kranken Bruder. Einige Tage nachher, da er abermals bey ihm war, und die Krankheit noch immer hartnäckig anhielt, wurden sie s, die Sache dem Heiland im Gebet vorzutragen. Sie thaten es mit der Zuversicht, daß er sie erhören würde, und den folgenden Tag hatte Leonhard Dober

schon wieder so viel Kräfte, daß er David Nitschmannen auf Muskitebay besuchen, und ihm zur Aber lassen konnte; und am 14ten Merz war er völlig hergestellt.

So wie sie ihr Lob und ihren Dank für diese Wohlthat mit vereinten Herzen Gott darbrachten; so schütteten sie auch oft ihr Anliegen, wegen des unter den Negeren durch ihren Dienst angefangenen Gnadenwerks, im Gebet vor ihm gemeinschaftlich aus, verbanden sich in der Liebe, und ermunterten einander zur ausharrenden Treue. Auch jeder insonderheit begoß seine Saat in der Stille mit vielen heißen Thränen. Am 17ten April 1733. mußten diese beiden Brüder, die einander bis dahin treue Gehülfen gewesen waren, sich trennen; nachdem David Nitschmann die bisher erwartete Schiffsgelegenheit, nach Europa zurückzukehren, gefunden hatte. Vor seiner Abreise ermahnte er noch die Anna und andre Neger, denen er einen öftern Unterricht ertheilt hatte, zur Standhaftigkeit und Treue, und machte seinen Abschied mit ihnen mit Gebet, wobey sie ihre Liebe zu ihm unter vielen Thränen bezeugten. Seinen geliebten Bruder Dober verließ er unter herzlichen Segenswünschen, und gab ihm von seinem verdienten Gelde alles, was er zu seinen Reiseunkosten nicht nöthig, diesem aber, der immer noch keinen ordentlichen Verdienst hatte, desto nöthiger zu seyn glaubte. Es kam den Bekanten der beiden Brüder sehr seltsam, ja thöricht vor, daß Dober ohne seinen Gefährten, der ihn bisher aus seinem Arbeitsverdienst größtentheils erhalten hatte, auf St. Thomas zurückbleiben wolte. Jedermann, und selbst Herr Lorenzen, Dobers Freund und Wohlthäter, rieth ihm, lieber auch nach

nach Europa zurückzukehren. Allein Dober wußte sich in Nitschmanns Abreise, ob er gleich darunter zu leiden schien, gut zu schicken. Die Bekümmerniß, die er bisher wegen des Lebens und der Gesundheit seines Gefährten, sonderlich in Rücksicht auf dessen in Herrhut zurückgelassene Frau und Kinder, gehabt hatte, hörte igt auf. Sein Glaube sahe dabey über alle künftige Schwierigkeiten weg, und, seinem Beruf getreu, blieb er gern einsam auf seinem Posten. In dem Schreiben an die Gemeine in Herrhut, das er seinem abreisenden Gefährten mitgab, drückte er sich unter andern folgendermassen aus: „Wenn ich den ganzen Weg betrachte, den mich der Herr geführt hat, so muß ich sagen: ich bin viel zu wenig aller der Vater treue. Denn Er hebt und trägt der Seinen kleine Zahl; und es hat sich doch auch schon bewiesen und gezeigt, daß Er es ist, der uns gesandt hat; ob wol wenige dem Evangelio gehorsam sind. Ich bitte euch, geliebtesten Brüder! daß ihr meiner gedenket, und kämpfen helfet über dem Evangelio und meinem Beruf, den ich auf den Heiland angefangen habe, daß ich darinn treu seyn möge, und der Herr die Herzen öfnen wolle; denn ich glaube, daß ich durch die Handreichung eures Gebets, und durch die Gnade unsers Heilandes nicht werde zu Schanden werden über meiner Hoffnung.“

Nitschmann langte am 16ten Junii 1733. glücklich in Copenhagen an. Er hatte das Vergnügen, die Begriffe der Freunde und Gönner daselbst, und insbesondere des Oberkammerherrn von Pleß, von dem Unternehmen der Brüder zur Befehrung der Neger auf St. Thomas, sehr vortheilhaft geändert zu finden;

finden; und mit seinen Nachrichten von dem bisherigen Gange der angefangenen Mission machte er vielen hohen Personen daselbst grosse Freude. Die königliche Prinzessin Sophia Hedwig äusserte dabey den frommen Gedanken, daß vielleicht die Befehrung der Neger dadurch erleichtert werden könnte, wenn diejenigen in Freyheit gesetzt würden, die sich zu Christo befehren wolten. Nitschmann aber gab zu verstehen, daß man auf diesem Wege zwar viele Heuchler, aber wenige rechtschaffene Christen machen würde. Die Neger, sagte er, hätten ohnehin die Art, ohne wahre Aenderung des Herzens den Schein und das Aeusserliche des Christenthums leicht anzunehmen; und es würde auch sonst von den schlechtesten Folgen seyn, wenn sie dabey die Hoffnung haben könnten, von ihrem Sclavendienste frey zu werden. Er setzte dann seine Reise nach Herrnhut fort, wo er am 24ten Julii glücklich wieder ankam.

Für den in St. Thomas zurückgebliebenen Missionarius Dober sorgte die göttliche Vorsicht aufs treulichste. Erst bot ihm Herr Lorenzen freye Kost und Wohnung auf Jahr und Tage an; wovon er aber nur letzteres mit Dank annahm, hingegen für seinen Unterhalt selbst sorgen wolte. Er versuchte zu dem Ende von neuem, sowol seine Töpferprofession zu treiben, als auch, sich von der Fischerey zu nähren. Beides war vergeblich; allein die Verlegenheit, in die er darüber gerieth, währte nur kurze Zeit. Denn ehe noch drey Wochen seit Nitschmanns Abreise verflossen, erhielt er von dem neuen Gouverneur, Herrn Gardelin, den Antrag, sein Haushofmeister zu werden. Er nahm dieses Amt nur mit der Bedingung an, daß

daß ihm zu gewissen Zeiten, wenn er die zu seinem Dienste gehörigen Geschäfte besorgt hätte, auszugehen frey stehen sollte. Noch denselben Tag (es war der 6te May) wurde ihm die Aufsicht über das Haus des Gouverneurs übergeben. Dieser rechtschaffene Herr nahm ihn, wie er sich ausdrückte, bloß wegen seiner Gottesfurcht in seine Dienste; ermahnte ihn dabey, sich vest an Gott zu halten, vor Ihm zu wandeln, und sich insonderheit vor den im Lande gewöhnlichen Sünden zu hüten. Ueber diese Veränderung drückt sich Dober in einem Schreiben folgendermassen aus: „Die Schiffsleute (nemlich die, mit denen er nach Westindien gekommen war), die mich bisher so verspottet hatten, verwunderten sich darüber und preisten mich glücklich; mir aber war etwas ängstlich dabey, wiewol mir mein Herr gleich Erlaubniß gegeben, zu gewissen Zeiten auszugehen, wohin ich wolte, wenn ich nur meine Sachen in Ordnung hielte. Da war ich nun einige Zeit; hatte eine Tafel mit dem Gouverneur, und mit einem Wort, wie die Leute zu sagen pflegen, was man sich wünschen kan. Ich schämte mich aber so sehr, daß es meinem ersten Plan nicht gemäß war, nemlich ein Slave auf St. Thomas zu seyn; und die ganze Lebensart war mir so ungewohnt und unangemessen, daß ich manchmal ganz betrübt darüber war. Ich mußte mein Herz damit zufrieden stellen, daß ich gewiß wußte, es wäre nach des HErrn Führung geschehen: denn ich hatte einen vesten Bund mit Ihm gemacht, keine Condition bey irgend jemand zu suchen, sondern mich kindlich und blindlings seiner Providenz zu überlassen.“

Durch

Durch sein übernommenes Amt ließ er sich nicht hindern, sich der Neger anzunehmen; sonderlich war er auf die Anna und ihren Bruder Abraham, wozu noch der Anna Chemann, Namens Gerd, gekommen war, besonders aufmerksam. Letzterer war bis in den Monat April dem Heidenthum treu geblieben, und hatte mit seiner Frau kurz vorher noch sehr gezürnet, daß sie einige Neger, die er zu einer Lustbarkeit in sein Haus gebeten hatte, damit vertrieb, daß sie ihnen zu verstehen gab, dergleichen heidnische Dinge wären ihr izt unleidlich. Nun aber bezeigte er selbst ein Verlangen, selig zu werden, und das heidnische Wesen fahren zu lassen. Diese drey Neger waren die ersten, welche sich in der Absicht, für das Heil ihrer Seele zu sorgen, in eine Gesellschaft verbanden, und sich alle Abend deswegen versamleten. Sie wurden fleißig von Dobern besucht, und das in ihnen angefangene noch schwache Werk Gottes wurde durch die tägliche Nahrung aus dem Evangelio, das er ihnen vortrug, unterhalten und gestärkt. Die Berufung der Heiden zur Theilhaftigkeit an der durch Christum erworbenen Seligkeit, die Nothwendigkeit der Erkenntniß seiner Armuth und des innern Verderbens, der Glaube, durch welchen die Welt überwunden wird, der Friede und die Gemeinschaft mit Gott, zu welchem wir durch unsern Heiland, Jesum Christum, gelangen können u. d. g. waren die Materien, womit er sie unterhielt. Insbesondere machte er ihnen auch einen richtigen Begriff von der heiligen Taufe, daß sie ein Bund mit Gott und ein Siegel seiner Gnade sey.

Es ging aber bey diesen gutwilligen Anfängern noch durch manche sehr bedenkliche Abwechselungen.

Gerd

Gerd ließ sich in den Pfingstfeyertagen, welche die Neger frey hatten, verleiten, an den sündlichen Lustbarkeiten der Heiden Antheil zu nehmen, und Ausschweifungen zu begehen, worüber er, nebst andern Negern, auf Befehl des Herrn Gouverneurs gezüchtigt wurde. Dem Abraham aber schien seine Bekehrung sehr angelegen zu seyn. Die Mühe, die er sich gab, lesen zu lernen, war als eine Folge davon anzusehen; denn er wolte gern die Bibel lesen, und sich daraus erbauen. Bey der Anna waren auch deutliche Merkmale von der Arbeit des heiligen Geistes an ihrem Herzen wahrzunehmen. Wenn ich die ganze Welt haben könnte, sagte sie einmal, und mich das vom Heilande abhielte, so wolte ich mir nicht die Mühe geben, sie anzusehen. Und als sie einmal von Dobern gefragt wurde, wie sie sich befinde, antwortete sie: GOTT sey Dank! ganz wohl. Ich habe zwar den ganzen Tag vor Arbeit nicht Zeit gehabt, mein Gebet mündlich zu thun; ich habe aber allezeit in meinem Herzen zum Heiland gerufen. Ich danke GOTT für die Gnade, daß ich mitten unter andern bey Ihm seyn kan. Es lag ihr sehr an, daß auch ihre Kinder den Heiland möchten kennen lernen. Bey dem Orcan, der am 11ten Julii auf der Insel grossen Schaden that, und mit Donner, Blitz und Erdbeben begleitet war, hatte sie viele Standhaftigkeit und Vertrauen zu GOTT geäußert. Doch hatte Dober auch bisweilen Ursache, mit ihr unzufrieden zu seyn, und sie ernstlich anzureden; welches aber die gute Wirkung hatte, daß sie sich schuldig erkante und besserte. Gegen das Ende des Jahrs

sah

sah es um alle diese drey Lehrlinge schlecht aus, und ihre Einigkeit war durch Verdacht und Mißverständnis gestört worden. Es trafen auch damals manche unangenehme äussere Zufälle in St. Thomas zusammen. Unter den Negern war Hungersnoth; woraus tödtliche Krankheiten entstanden, an welchen ihrer sehr viele dahinstarben. Zu diesem lange anhaltenden Uebel kam im Monat November noch die Empörung der Aminaneger auf St. Jan *), davon sich der Schrecken auch über St. Thomas verbreitete, so daß sich die Blanken vor ihren Sklaven, und diese vor ihren Herren fürchteten.

Nicht lange nach dem Antritt seines Amtes in dem Hause des Herrn Gouverneurs fand Leonhard Dober, daß ihm dasselbe, wenn er es gehörig besorgen wolte, weniger Zeit übrig ließ, als er sich anfänglich vorgestellt hatte, und daß er seine drey Lehrlinge nicht so oft, als er wünschte, besuchen konnte. Er überlegte daher schon am 3ten August ernstlich vor Gott, ob er nicht um die Erlassung von seinem Dienste anhalten sollte, um desto ungehinderter seinen Beruf unter den Negern abzuwarten; fand aber am Ende doch für besser, noch eine Weile in seinen gegenwärtigen Umständen zu bleiben. Im December wurde er von einer so heftigen Krankheit überfallen, daß er zwey Tage vor Weihnachten dem Tode nahe war. Er erholte sich zwar wieder, aber so langsam, daß er bis in den Anfang des folgenden 1734ten Jahres nicht ausser dem Bette seyn konnte. Von seinen bekanten Schwarzen wurde er während seiner Krankheit fleißig besucht, und er unterließ auch auf seinem Krankenbette nicht, sie zu unterrichten und zum Heilande hinzuweisen.

Fünf-

*) Nähere Nachricht davon steht im I. Th. 4. B. S. 397.

* * * * *

Fünfter Abschnitt.

Geschichte einiger als Colonisten nach St. Croix gesandten Brüder. Ihre Reise, Aufenthalt in Norwegen, und Ankunft in St. Thomas.

Unter dessen daß Dober einsam auf seinem Posten mit Krankheiten und andern Schwierigkeiten rang, war eine ganze Gesellschaft von Brüdern aus Herrnhut unterwegs, theils ihn abzulösen, theils als Colonisten nach St. Croix zu gehen, und obgleich auf einem andern Wege, doch eben die Absicht daselbst auszuführen, die er in St. Thomas hatte. Die königlich dänische westindische und guineische Handlungsgesellschaft hatte dieses seit acht und dreyßig Jahren verlassene Eyland im Jahr 1733. von der Krone Frankreich käuflich an sich gebracht, und dessen Anbau beschloffen. *) Der dänische geheime Rath und Oberkammerherr von Pless hatte darauf sechs Plantagegründe gekauft, und war igt auf deren Urbarmachung bedacht. Die gute Meinung, welche er, durch die Bekantschaft mit den nach St. Thomas und Grönland gegangenen Missionarien, von der Treue und Geschicklichkeit der Brüder bekommen hatte, leitete ihn auf den Gedanken, daß die Anlegung seiner Plantagen am zuverlässigsten unter ihrer Aufsicht geschehen könnte. Er gedachte dadurch auch den Brüdern,

*) Siehe im I. Th. 1. B. S. 40.

bern, als von denen er glaubte, daß sie vor allen andern dazu aufgelegt wären, an der Befehrung der Heiden zu arbeiten, eine erwünschte Gelegenheit zu verschaffen, das Heil der Neger, um welches sich Nitschmann und Dober in St. Thomas so viel Mühe gegeben hatten, und das auch ihm sehr am Herzen zu liegen schien, in St. Croix ebenfalls zu befördern. Er äusserte gar in einem Schreiben an die Gemeine in Herrnhut, darinn er um zwölf Brüder anhielt, die er als Ober- und Untermeisterknechte oder Aufseher auf seinen sechs Plantagegründen anstellen wolte, den Gedanken, daß vielleicht die ganze herrnhutische Gemeine, die er als unter grossen Druck stehend sich vorstellte, auf dieser Insel ein sicheres Unterkommen finden könnte.

Der Gedanke von Colonien entstand bey der Brüdergemeine nicht erst bey dieser Gelegenheit; er war schon vorher durch allerley Begebenheiten veranlaßt worden; aber izt verband er sich mit der wichtigern Absicht der Ausbreitung des Evangelii unter den Heiden, welche durch Colonien am süklichsten befördert werden könne. Es fand daher der Antrag des Oberkammerherrn einen leichten Eingang bey dem grössten Theil der Gemeine in Herrnhut, und bald meldete sich eine Anzahl Brüder, welche denselben anzunehmen willig waren. Niemand war anfänglich bedenklicher darüber, als der Graf von Zinzendorf, welcher befürchtete, die Brüder, welche sich zu obengenannten Aemtern bestellen liessen, möchten dadurch in Händel der Nahrung verflochten, und von ihrem eigentlichen Zweck, Christo Seelen zuzuführen, abgeleitet werden. Er wolte aber seine Bedenklichkeiten gegen die mehrere

Stim:

Stimmen im Gemeinrath nicht durchsetzen, und ließ nicht nur die Sache geschehen, sondern gab sich auch alle Mühe, ihr die Richtung zu geben, daß sie den gewünschten Erfolg haben möchte. Er ließ sich daher die Versicherung einer völligen Gewissensfreyheit nicht nur für diese Colonisten, sondern auch für alle diejenigen geben, die durch ihr Wort an den Heiland würden gläubig werden. Er verlangte ausdrücklich, daß es dieser Colonie auf St. Croix erlaubt seyn sollte, nach der Kirchenverfassung und Weise der Brüder zu leben und zu handeln. Auch hierüber erhielt er eine hinlängliche Versicherung, mit der einzigen Bedingung, daß die Colonisten dem Könige und der westindischen Handelsgesellschaft, wie andere Einwohner der dänischen Inseln in Westindien, den Eid der Treue ablegen sollten.

Es reiseten also folgende achtzehn Personen, die theils zu Colonisten für St. Croix, theils zur Fortsetzung der Mission in St. Thomas bestimmt waren, am 18, 19 und 20ten August 1733. in drey Gesellschaften, unter des Bruder August Gottlieb Spangenberg's Begleitung, von Herrnhut ab: Martin Schenk, Wenceslaus Weber, David Weber, und Timotheus Siedler, mit ihren Weibern; Tobias Leupold, eben derselbe, welcher schon mit Dobern nach St. Thomas gehen wolte; David Nitschmann, der zum Unterschied von dem, der mit Dobern in St. Thomas gewesen, seines Alters wegen der Vater Nitschmann genenut wurde; Matthäus Schindler, Matthäus Nitsch, Caspar Oeloner und Martin Franke, ohne ihre Weiber, die sie bis zu weiterer Aufklärung ihres Vornehmens in Herrnhut

zurück ließen; endlich die ledigen Brüder: Georg Weber, Johann Böhm, Matthäus Kremser und Christian Neisser.

Diesen Brüdern, unter welchen Maurer, Zimmerleute, Wagner und Schneider waren, fehlte es an denen Fähigkeiten und Eigenschaften nicht, welche zu den Geschäften nöthig waren, zu denen sie verlangt worden. Die meisten derselben hatten in Herrnhut ihr reichliches Durchkommen gehabt. Also weder Armuth, noch Druck und Verfolgung um der Religion willen, hatte sie zu dieser Entschliessung bewogen. Die Ausbreitung des Reichs Christi unter den Heiden war von Seiten der Brüdergemeine die einzige Absicht bey dieser Colonie, und man sah die Klemmer, welche die Colouisten auf den plessenschen Plantagen übernehmen sollten, bloß als ein bequemes Mittel an, durch welches dem Evangelio die Thür zu den Negern geöffnet werden könnte.

Ihre Reise ging über Stettin nach Copenhagen, wo sie am 13ten September 1733. ankamen. Unterwegs hielten sie nicht nur täglich, nach der bey den Brüdern gewöhnlichen Weise, ihre Früh- und Abend-Bet- und Singstunden, wodurch sie zufälliger Weise manchen Leuten zum Segen wurden; sondern legten auch Proben ihrer Arbeitsamkeit ab, da z. B. der größte Theil von ihnen in den acht Tagen, die sie in Stettin zubrachten, an dem Bau des Waisenhauses halfen, welches der Pastor Schinmeier damals errichten ließ. Die Zeit ihres Aufenthalts in Copenhagen theilten sie so ein, daß sie, neben der äusserlichen Arbeit, auch die erweckten Seelen besuchten, mit welchen sie bekant wurden. Nach und nach drangen
sich

sich zu den Versammlungen, womit sie jeden Tag beschloffen, so viele Fremde ein, daß sie, um Unordnung zu verhüten, nöthig fanden, diesen Hausgottesdienst zwar nicht einzustellen, doch den Zugang dazu nur wenigen Bekanten zu gestatten.

Zwischen dem Oberkammerherrn von Plesß und den zwölf Brüdern, die er in seine Dienste nehmen wolte, wurde unterm 15ten October ein schriftliches Einverständniß getroffen, und in demselben deutlich bestimmt, sowol was von ihnen erwartet, als was ihnen zugestanden werde. Zum Bevollmächtigten oder Inspector seiner Plantagen bestellte der Oberkammerherr den Bruder Tobias Leupold. Der Bruder Spangenberg fand Ursachen, die Absicht, mit nach Westindien zu gehen, fahren zu lassen, und begab sich am 5ten November auf die Rückreise nach Herrnhut.

Die übrige Gesellschaft von vierzehn Brüdern und vier Schwestern ging am 12ten November an Bord des Compagnieschifs, die Einigkeit, mit welchem David Mitschmann von St. Thomas zurückgekommen war. Der Oberkammerherr hatte dafür gesorgt, daß die Brüder mit der Wache auf dem Schif verschont wurden; doch übernahmen sie dieselbe auf der Reise freywillig, und waren überall behülflich, wo sie konnten. Sowol von dem Schifscapitain, dem sie von ihrem Patron bestens waren empfohlen worden, als von den andern Herren, die mit auf dem Schiffe waren, erfuhren sie eine gütige Behandlung. Auch an den Gouverneur von St. Thomas war Tobias Leupold mit einem Empfehlungsschreiben von dem Oberkammerherrn versehen worden. Die Schifsgesellschaft bestand aus bey nahe hundert Personen, davon

weit der größte Theil Soldaten und Handwerksleute, ungefügte, rohe Leute waren. Für diese grosse Anzahl Menschen war der Raum im Schiffe verhältnißmäßig klein; daher sie genöthigt waren, sehr enge beysammen zu wohnen. Unsre achtzehn Colonisten mußten sich daher im Vordertheil des Schiffs unter zwey Böden in einem Raum zusammen behelfen, der nur fünf Ellen lang, und fünf und eine halbe breit, und dabey so niedrig war, daß sie darinn nicht stehen, auch nicht anders, als gebückt, sitzen konnten; folglich fast beständig liegen mußten, welches sehr beschwerlich wurde, wenn die Witterung ihnen oft in etlichen Tagen nicht erlaubte, auf dem Verdeck frische Luft zu schöpfen, und durch Bewegung ihren Körper im Gange zu erhalten. Bloß in der Betrachtung konnte ihnen dieses unbequeme und ungesunde Quartier erträglich scheinen, daß sie da, von dem übrigen rohen Volk abgesondert, ihre Morgen- und Abendbetstunden ungestört halten konnten. Unter sich machten sie gleich anfänglich Ordnung, und bestellten Brüder zu Helfern, Ermahnern, Aufsehern und zur Besorgung des Aeuffern. Den 3ten December ging das Schiff unter Segel; und gleich den folgenden Tag machte die Seekrankheit, die durch einen zwentägigen Sturm veranlaßt wurde, das Elend auf dem Schiffe sehr empfindlich. Als sich am 5ten December zu Mittag der Sturm gelegt hatte, der Wind aber contrair worden war, suchte der Capitain die nahe Küste von Norwegen zu erreichen, wo sich die Schiffe gemeiniglich mit frischem Wasser und Brennholz zu versehen pflegen. Mit vieler Mühe wurde das Schiff in der Hafen bey Tremmesund, anderthalb Meilen von Aren-

Arendal, gezogen, in welchem es überwinterte, und erst nach vierzehn Wochen seinen Lauf nach Westindien fortsetzte. Dieser lange Aufenthalt in Norwegen war für die Brüder höchst beschwerlich, und ihrer Gesundheit sehr nachtheilig. Da es ihnen anfänglich nicht einfiel, daß es aufs Ueberwintern gemeint sey, blieben sie auf dem Schiffe, und standen in ihrem engen Quartier viele Noth aus. Erst am 15ten Januar 1734. mietheten sie sich im Dorfe Tremmesund eine Stube, und verdienten durch Spinnen, Feder-schliessen und Holzmachen wenigstens so viel, daß sie die Miethen bezahlen konnten. Sonst dienten ihnen die dortigen Felsenhöhlen oft zu Bettkammerchen. Es waren nemlich in der Nähe von Tremmesund von den ungeheuren Felsen ganze Wände über einander heruntergestürzt, welche verschiedentlich gebrochen grosse Oefnungen ließen, wo die Brüder zu ihrem Gebet einen ungestörten und vor der rauhen Bitterung sichern Aufenthalt fanden. Mehrmals wurden von dem Schiffsvolk vergebliche Anstalten zur Abfahrt von Tremmesund gemacht. Wenn einmal ein etwas günstiger Wind wehete, so wartete man erst drey, vier Tage, um zu sehen, ob er anhalten und noch besser werden würde; inzwischen aber drehte er sich entweder, oder er ließ nach. Endlich kam doch das Schiff am 5ten März 1734. aus dem Hafen, und legte sich eine Viertelmeile von Arendal bey Mardo wieder vor Anker.

Am 11ten März 1734. gieng es wieder unter Segel, nachdem es über drey Monate an der norwegischen Küste still gelegen hatte. Obgleich die Brüder bey diesem langen Aufenthalt sehr viel Ungemach

ausgestanden hatten, so wünschten sie doch igt, daß das Schif noch einige Wochen da liegen geblieben wäre. Denn des Wenzel Webers Frau erwartete täglich ihre Niederkunft, und die Brüder waren desfalls in der äuffersten Verlegenheit; indem der enge Raum und andere Umstände keinen andern als unglücklichen Ausgang vermuthen lieffen. Aber als am 16ten der Wind den ganzen Tag gelind, und die Bewegung des Schiffs nur schwach war, hatte sie eine sehr geschwinde und leichte Niederkunft mit einem Töchterlein. Für die göttliche Hülfe, die dabey deutlich zu erkennen war, dankten die Brüder in ihrer Singstunde Gott mit gebeugten Herzen. Die Taufe des Kindes wurde wegen eines heftigen Sturms, der drey Tage anhielt, und das Schif dergestalt hin und her warf, daß sich selbst in der Kammer der Wöchnerin einige Fässer losrissen, die über sie und ihr Kind, doch ohne merklichen Schaden, hinstürzten, bis auf den zoten verschoben, da es getauft und Anna genennt wurde.

Ein und zwanzig Tage brachte das Schif im Canal zu, ohne in der Zeit mehr als zwanzig Meilen vorwärts zu kommen. Erst am 16ten April entstand ein günstiger anhaltender Wind, der es bald in die spanische See brachte.

Unter dem heissen Himmelsstriche nahmen die Beschwerlichkeiten der Brüder auf dem Schiffe sehr zu. Nunmehr wurde ihnen ihr enges Behältniß fast unausstehlich; und bey einer viele Tage anhaltenden Windstille hätten sie vor Hitze verschmachten mögen. Die Noth mit dem Trinkwasser, da es nicht nur sehr schlecht wurde, sondern auch zu mangeln

anfang, kam dazu. Von dem Mangel an frischen Speisen und dem täglichen Genuß des gesalzenen Fleisches auf der langen Reise, und der anfänglich ausgestandenen Kälte war fast jedermann auf dem Schiffe, auch einige Brüder, vom Scharbock angegriffen, an welchem auch einige vom Schiffsvolke starben. Endlich erblickten sie am 3ten Junii 1734. zu ihrer unbeschreiblichen Freude die erste caraimische Insel, nachdem sie vier und funfzig Tage kein Land gesehen hatten; und am 11ten kamen sie bey St. Thomas an, nachdem sie zwischen Copenhagen und dieser Insel über sieben und zwanzig Wochen zugebracht hatten.





Sechster Abschnitt.

Dobers fernere Umstände und Abruf.

Ihr erstes Anliegen bey ihrer Ankunft in St. Thomas war, den Missionarius Dober aufzusuchen. Derselbe war, wie ich vorhin angemerkt habe, im December des Jahrs 1733. von einer harten Krankheit befallen worden, die bis in den Januar 1734. anhielt. In der Verlegenheit über die lange Dauer derselben fiel ihm sehr nachdrücklich ein, daß Gott das gläubige Gebet erhöere. Er glaubte; er betete; und fühlte bald darauf nicht nur einen Trieb aufzustehen, sondern auch mehrere Kräfte, und seine Krankheit verlor sich. Nunmehr entschloß er sich, bey seinem Herrn, dem Gouverneur Gardelin, um die Entlassung aus seinem Dienste anzuhalten, weil er glaubte, daß er dadurch in seinem eigentlichen Beruf, den Negern mit dem Evangelio zu dienen, zu sehr eingeschränkt würde. Die Liebe, die er zu seinem Patron hatte, machte ihm diese Bitte schwer; so wie das gute Vertrauen, das der Gouverneur zu ihm hatte, dessen Einwilligung verzögerte. Nachdem er dieselbe am 19ten Januar erhalten hatte, zog er nach Tappus, behalf sich knapp, und verdiente mit Wachen für die Bürger, und auf andre Weise etwas weniges. Seine Nahrung war zwar meistens auf Brod und Wasser eingeschränkt; aber er war dabey

ver:

vergnügt. Denn nun konnte er ungehindert die Seelenarbeit an den Negern abwarten. Seine Bemühungen, die Herzen der Neger des Gouverneurs für den Heiland zu gewinnen, schienen ihm fruchtlos gewesen zu seyn; hingegen konnte er sich über die drey Erweckten auf der Compagnieplantage herzlich freuen, und hatte täglich Umgang mit ihnen. Ihre Anzahl wurde icht vermehrt, indem ein Neger, Namens Heinrich, der in einer Rede des Missionarius erweckt, und um seine Seligkeit bekümmert worden, sich zu ihnen hielt. Er und Abraham besuchten ihren Lehrer fast täglich zweymal nach geendigter Arbeit; und wiewol ihre Aufseher zuweilen droheten, dem Missionarius den Zutritt zu den Negern zu verwehren, so hatte solches doch weiter keine Folgen. Er fand in dem innern Wachsthum seiner Lehrlinge eine hinlängliche Vergeltung der Bemühungen, die er sich um sie gab. Der Abraham bereute es, daß er seine vorige Zeit nicht besser angewendet, und durch den Mangel der Aufrichtigkeit sich selbst im Fortgang gehindert habe. Die Anna erklärte sich dahin, sie habe einen beständigen Trieb zum Gebet in ihrem Herzen, und unterlasse bey ihrer anhaltenden Arbeit den Umgang mit Gott nicht. Alle vier bezeugten mehrmals mit Freudigkeit, daß es ihnen um nichts als um den Heiland zu thun sey, und daß sie nur das Anliegen hätten, Ihm immer treuer und gehorsamer zu werden.

Dober blieb in seinem eigenen Gedinge in Tappus nur bis in den April, da er für gut fand, den Antrag des Herrn Adrian Beverhout anzunehmen, der ihn auf seine kleine Baumwollenplantage, auf der nur achtzehn Neger waren, zum Aufseher und
Wirth-

Wirthschafter verlangte. Auf dieser Plantage trafen ihn drey Brüder, Leupold, Schenk und Mitsch an, welche gleich nach ihrer Ankunft das Schiff verliessen, und ihn auffuchten. Die Freude auf beiden Seiten war unbeschreiblich; insonderheit war es Dobern ein außerordentliches Vergnügen, seinen Leupold bey sich zu sehen, den er sich anfänglich zum Gefährten nach St. Thomas gewünscht hatte. Aber die Nachricht, daß eine so grosse Gesellschaft Brüder und Schwestern von Herrnhut für St. Croix angekommen wäre, machte ihn bekümmert; und das um so viel mehr, weil er durch dieselben zugleich seinen Abruf erhielt. Die Gemeine in Herrnhut hatte ihn an die Stelle des seligen Martin Limmers zu ihrem Ältesten erwählt, und verlangte, daß er mit der nächsten Schiffsgelegenheit nach Europa zurückkommen sollte. Dieses nöthigte ihn, den Herrn Beverhout um seine Entlassung zu ersuchen. Er zog, nachdem er dieselbe erhalten hatte, im Monat Junius zu seinen Brüdern nach Tappus, um bey der Abfahrt des ersten Schiffs bey der Hand, und ihnen indessen nützlich zu seyn. Seine Abreise erfolgte am 12ten August mit eben dem Schiffe, auf welchem die achtzehn Colonisten für St. Croix angekommen waren. Sein Abschied von den erweckten Negern war sehr rührend, und mit Gebet und Thränen begleitet, nachdem er sie noch zur Beständigkeit im Glauben an den Herrn Jesum auf das herzlichste und nachdrücklichste ermahnt hatte. Er nahm einen Negerknaben von etwa sieben Jahren, aus der Loangonation, welchen die Brüder in St. Thomas gekauft hatten, mit sich nach Europa, der nachher in Ebersdorf getauft worden, und in Herrnhut

hut gestorben ist. Er kam am 27ten November glücklich in Copenhagen, und am 5ten Februar 1735. in Herrnhut an.

So endigte dieser treue Diener Jesu Christi seine fast zweyjährigen Bemühungen, die Neger in St. Thomas mit ihrem Heilande bekant zu machen. Er hatte sich gleich anfänglich erklärt, daß er zufrieden seyn wolte, wenn er auch nur eine Seele für den Heiland gewinnen könnte; nun hinterließ er doch vier Neger, an denen das Evangelium seine göttliche Kraft bewiesen hatte, und die in Liebe mit einander verbunden waren. Außerdem aber war der gute Same, den er unter vielen Thränen und Gebet ausgesäet hatte, noch in gar manche Herzen gefallen, in welchen er nach seiner Abreise aufging, wuchs und Frucht brachte. Auch ist der Werth seiner Arbeit nicht sowol nach der Menge der Erweckten, als nach der Grösse seiner Entschliessung, seines Eifers, seiner Treue und Standhaftigkeit zu beurtheilen, welche er bey den größten Schwierigkeiten bewiesen hat. Ohne diesen ersten Versuch würde es seinen Nachfolgern ungleich schwerer geworden seyn, mit dem Evangelio bey den Negern Eingang zu finden. Er selbst dachte von seiner Arbeit gering, und dankte dem Heiland, daß er seine Hoffnung nicht hatte fehlschlagen lassen.



Sie



Siebenter Abschnitt.

Der Colonisten Krankheiten und Schicksal auf St. Croix.

Hier muß ich die Geschichte dieses kleinen Anfangs, zur Sammlung einer christlichen Gemeinde aus den Negern in St. Thomas, unterbrechen; denn diejenigen Brüder, welche zur Fortführung der Mission dasselbst bestimmt waren, gingen bald nach Dohers Abreise aus der Zeit, und die übrigen nach St. Croix; so daß die Missionsarbeit in St. Thomas darüber ganz und gar liegen blieb, bis sie im Jahr 1736. durch den Bruder Friedrich Martin mit Segen wieder angefangen wurde. Ich will also die Geschichte der achtzehn Brüder und Schwestern, die von Herrnhut größtentheils für St. Croix angekommen waren, da fortführen, wo ich sie vorhin gelassen habe.

Die schädlichen Folgen, welche die langwierige und höchstbeschwerliche Seereise auf ihre Gesundheit gehabt hatte, waren bey ihrer Ankunft sehr deutlich an ihnen zu sehen. Alle waren schwach, entkräftet und abgezehrt, und die zwey Brüder, Schindler und Oelsner, vom Scharbock und Fieber so hart mitgenommen, daß sie vom Schiffe ans Land mehrentheils getragen werden mußten. Die übrige Schiffsgesellschaft, vornehme und geringe, hatte kein besseres Schicksal gehabt, und es waren nicht vier gesunde

Per-

Personen unter ihnen anzutreffen. Aber theils aus Unkunde der unter diesem heißen Himmelsstrich nöthigen Diät, theils aus gutgemeinten, aber irrigen Grundsätzen, schonten die Brüder ihren geschwächten Körper nicht. Sie schafften ihre Kisten selbst vom Schiffe ans Land; eine Arbeit, welche dort nur von Sklaven zu geschehen pflegt; und griffen auch sonst ihre Geschäfte mit eben dem anhaltenden Eifer an, dessen sie unter dem gemäßigten europäischen Klima gewohnt waren. Aus übertriebener Strenge gegen sich selbst versagten sie sich sogar die zur Erholung nöthige Ruhe und Erquickung. Die natürliche Folge davon war, daß sie schnell von Krankheiten angegriffen wurden, daran die meisten aus der Zeit gingen. Seit dem Anfang des Monats Julii, etwa vierzehn Tage nach ihrer Ankunft, waren sie nie alle gesund, und schon am 16ten dieses Monats machte ein hitziges Fieber dem Leben des ledigen Johann Böhm's aus Mähren, der bey der Ankunft in St. Thomas einer der gesundesten war, ein Ende. Bey dem Anfälle der Krankheit hielt er es gleich für gewiß, daß er davon nicht aufkommen würde. Er bat dem Heiland und seinen Brüdern alle vorgekommene Versehen demüthig ab, bezeigte eine zärtliche Liebe zu ihnen, und ehe er unter ihrem Gebet und Segen entschlief, bezengte er einen Vorschmack der künftigen Herrlichkeit zu haben, wodurch sein Herz mit grosser Freudigkeit erfüllt wurde. Ihm folgte am 1ten August die Frau des Timotheus Fiedlers, welche in ihrer Krankheit über den Mangel der Einigkeit und Liebe, der sich auf der langen und schweren Reise unter diesen Brüdern und Schwestern eingeschlichen hatte,

hatte, und izt noch nicht ganz gehoben war, sehr verlegen wurde, und den Heiland darüber um Gnade und Vergebung bat. Ihre letzten Worte waren: Ich habe Gnade gefunden; wie groß ist doch die Barmherzigkeit des lieben Heilandes! Der dritte, der seinen Lauf noch in St. Thomas und zwar am 27ten August endigte, war der verheirathete Bruder David Weber, aus Kunewalde in Mähren gebürtig, ein schon ziemlich alter Mann. Bauchflüsse und Fieber waren die Krankheiten, woran er und die zwey andern starben, und womit viele unter den übrigen befallen waren.

Am 31ten August segelten die Brüder, mit allen ihren Kranken und mit zwölf Buffalen, die sie für den Oberkammerherrn gekauft hatten, nach St. Croix, und kamen den 1ten September da an. Herr Moth, als ernannter Gouverneur von St. Croix, hatte schon am 21ten Junii diese Insel in Augenschein genommen. Die darauf wohnenden meist englischen Colonisten, welche aus vierzig Familien bestanden, und mit ihren Negern gegen fünfshundert Personen ausmachten, die bisher ohne politische und kirchliche Verfassung da gelebt hatten, (wie denn zehnjährige Kinder unter ihnen nicht getauft waren), hatten sich zur Unterthänigkeit unter den König von Dänemark willig erklärt. Nur sollte die Insel noch durch den französischen Gouverneur von Martinike an den dänischen förmlich übergeben werden. Weil sich diese Feyerlichkeit aber bis zum 10ten Januar 1735. verzog, so fand der dänische Gouverneur für gut, unterdessen zum Aufbau derselben den Anfang machen zu lassen.

Das

Das erste, was die Brüder auf St. Croix zu thun hatten, war die Beerdigung der Leiche der kleinen Weberin, die sie als das erste Korn von der Brüdergemeine in dieses Land aussäeten. Es war dieses Kind, wie ich vorhin erzehlt habe, auf der Nordsee geboren, und igt war es auch auf der See, bey der Ueberfahrt von St. Thomas nach St. Croix, verschieden.

Da das Land auf St. Croix noch nicht ausgemessen war, so konte man den Brüdern auch die Plautagegründe für den Oberkammerherrn von Pless nicht anweisen; denn dieselben solten nach der Ausmessung durchs Loos vertheilt werden. Unterdessen machten sie, nach der Anweisung des Gouverneurs, den Anfang des Anbaues auf einem Stück Land an der See, das igt einen Theil des Grundes von Christianstadt ausmacht, und das sie nach der Vertheilung des Landes wieder abgeben solten. Es war in acht und dreyßig Jahren, seitdem es von den Franzosen verlassen worden, so dicht mit hohem und niedrigem Holz bewachsen, daß kaum so viel freyer Platz war, daß sich eine Person da hätte setzen können. Das beste war, daß viele unter den dasigen Bäumen vor-
treffliche Früchte trugen, und andre zu Bauholz dienten. Ehe sie das grosse Zelt aufschlagen konten, das ihnen der Herr Gouverneur geborgt hatte, mußten sie den Platz dazu mit den Negern kappen, und weil sie damit vor Nacht nicht fertig wurden, unter freyem Himmel übernachten. Nachdem sie sich unter einigen Zelten, als ihrer Interimswohnung, so gut möglich eingerichtet hatten, trugen sie es auf die Reinigung des Landes und Erbauung einiger Wohnhäuser an. Diese Arbeit lieffen sie zwar hauptsächlich durch

die Neger verrichten, doch legten verschiedene von ihnen oft selbst Hand dabey an; diese aber bestellten sie selbst, beschlugen und banden das Holz zum Wohnhause ab. Die Schwestern waren fleißig mit Waschen und andern häuslichen Verrichtungen. Das von Holz gereinigte Land wurde sogleich mit allerley Samen, Salat, Petersilie, Kohl u. d. g. besäet und Bastatten, Mayz, Cassabi, Jams u. gepflanzt. Das Haus war am 11ten September so weit fertig, daß das grosse Zelt abgenommen, und die Sachen unter Dach gebracht werden konnten. Bey diesen höchstbeschwerlichen Arbeiten wurden sie von den Muskiten und Eschicken grausam geplagt, und zum Kochen und Trinken hatten sie fast kein anderes als Brakwasser; denn zum Samlen des Regenwassers war noch keine Einrichtung. Nur samleten sie nach einem Regen sorgfältig, was davon in Löchern der Felsen stehen blieb. Zu ihrer Nahrung lieferte ihnen die See allerley Fische, und die blauen Tauben konnten in Menge geschossen werden.

Die grosse Regenzeit kam, ehe sie in ihr Wohnhaus einziehen konnten; daher sie unter ihren Zelten von Regen und Sturm sehr viel ausstanden. Selbst das Haus, das nicht viel besser als ein grosses Negerhaus war, und nur aus zwey abgetheilten Räumen bestand, schützte sie nachher nicht genug gegen die Regengüsse; denn es war nur mit Schilf gedeckt, welches das Wasser durchließ. Schwach und krank waren die meisten nach St. Croix gekommen; sie arbeiteten allda, ohne sich zu schonen; und bey dem Mangel einer ordentlichen Wohnung, und der Abwechselung der Bitterung, standen sie wiederholte

Verkältungen aus, davon die natürlichen Folgen tödtliche Fieber und Bauchflüsse waren. Schon am 24ten September starb der ledige Christian Neisser, ein junger, starker Mann, an einem hitzigen Fieber, und zwey Tage darauf der verheirathete Caspar Velsner an der Ruhr. Am 10ten October folgte die Witwe Dorothea Weberin nach, deren Mann David Weber in St. Thomas aus der Zeit gegangen war. Matthäus Kremser endigte seinen Lauf am 2ten November, so wie die Elisabeth Weberin (die auf der Nordsee niedergekommen war) am 18ten; und Matthäus Miksch, der das Amt eines Lehrers bey dieser Colonie versehen hatte, am 21ten desselben Monats.

Es waren von den achtzehn Personen, die von Herrnhut nach Westindien gekommen, nur noch die Hälfte, acht Brüder und eine Schwester übrig, unter welchen niemand recht gesund war, und die meisten an heftigen Fiebern lagen. Der Inspector Leopold wurde durch seine anhaltende Krankheit ausser Stand gesetzt, sein Amt länger zu verwalten; er übertrug es also gegen das Ende des 1734. Jahres dem Herrn Lorenzen, weil unter den noch übrigen Brüdern keiner war, der die dazu erforderlichen Fähigkeiten hatte; und entschlief den 25ten Januar 1735.

Unter den bisher erzählten äussern Ursachen der Krankheiten und des Todes dieser Brüder war wol eine der hauptsächlichsten, daß sie in einer niedrigen, mit Busch dick bewachsenen Gegend wohnten, wo der Ostwind nicht hinlänglich durchstreichen und die Dünste zerstreuen konnte, welche häufig aus dem neubearbeiteten Lande aufstiegen. Der größte Fehler

aber, der, meiner Einsicht nach, bey ihrer Unternehmung vorfiel, war, daß sie zu früh nach St. Croix kamen. Sehr viele Beschwerlichkeiten und vergebliche Arbeiten hätten sie vermeiden können, wenn sie gewartet hätten, bis das Land ausgemessen und vertheilt gewesen wäre. Es kam aber zu den äußerlichen Umständen, die eine solche Verwüstung unter ihnen angerichtet haben, noch dieses hinzu, daß es unter ihnen an herzlicher Liebe und Einigkeit fehlte, und ihre Herzen dadurch mit Verdruß und Kummer erfüllet wurden. Schon auf der langen Seereise wurde das gute Vernehmen unter ihnen aus verschiedenen Ursachen gestört, und konnte nach ihrer Ankunft in St. Thomas, durch alle Bemühungen des Missionarius Doberß, nicht wiederhergestellt werden. Als sie nachher auf ihren gemischten und in der That sonderbaren Plan nach St. Croix kamen, da sie Aufseher der Sklaven und ihre Lehrer zugleich seyn sollten, so wurde der Schade noch unheilbarer. Bey einigen offenbarten sich unlautere Absichten, und ein stärkerer Trieb, etwas für sich zu erwerben, als die Mission zu befördern. In Händel der Nahrung und weitläufige Geschäfte verflochten, fühlten sie zur Verkündigung des Evangelii überhaupt wenig Trieb; und wenn es auch bisweilen geschah, so ging ihr Vortrag mehr auf ein frommes Leben, als daß sie den Verfühner der Sünden der Welt den armen Negern angepriesen hätten. Ihnen selbst fehlte es noch an der klaren Einsicht in das Evangelium; und noch hatten sie nicht gelernet, alles gute und selige, alle Lust und Kraft zum gottgefälligen Leben aus dem verdienstlichen Leiden und Sterben des Heilandes herzuleiten.

Unter

Unter sich sahen sie mehr auf den äusserlichen Wandel, als auf das Herz, und ahndeten oft eine Kleinigkeit so scharf, daß die herzliche Bruderliebe darunter litte.

Gleichwol war ihr Aufenthalt und ihre Arbeit nicht ganz ohne Frucht unter den Negern. Der Same des Wortes Gottes, den sie gelegentlich austreueten, fiel doch hie und da auf gutes Land, und brachte in spätern Zeiten seine Früchte. Insbesondere ist hier der getaufte Creolneger Ningo nicht zu vergessen, dem sie zur ersten Veranlassung dienten, sich von Herzen zum Heiland zu bekehren. Dieser Neger, der sonst mit seiner Musik bey Lustbarkeiten diente, wurde nachher ein treuer und gesegneter Helfer der Missionarien in St. Thomas.

Die noch übrigen acht Brüder mußten am Ende des Monats Merz das Stück Land, das sie ein halb Jahr lang mit ihren Negern bearbeitet hatten, ihren Nachbarn zur Viehweide überlassen, und auf dem hien von Herrn Lorenzen angewiesenen, die Arbeit mit Kappen und Pflanzen von vorn wieder anfangen. Sie behielten zwar ihre Häuser; allein das neue Stück Land war eine gute Strecke davon entfernt. Siedler, der sieben Monate in königlichen Diensten als Meisteknecht gestanden, und sich eine gute Kenntniß von der westindischen Landwirthschaft erworben hatte, wurde igt zu eben dem Amte auf dem neuen Lande bestellt, und ihm sowol die Aufsicht über die Schwarzen als die Sorge für die Bestelung des Landes aufgetragen.



Achter Abschnitt.

Verstärkung der Colonie auf St. Croix durch elf
Personen. Fernere Krankheiten und Todes-
fälle. Ende der Colonie.

Die Gemeine in Herrnhut wußte in den ersten Monaten des Jahrs 1735. von dem äussern und innern Zustande dieser Brüder und Schwestern nur so viel, als sie durch den Bruder Dober erfahren konnte, der im August 1734. von St. Thomas abgefahren, und im Anfang des Februars 1735. in Herrnhut angekommen war. Es war ihr also nur der Heimgang der zwey Brüder bekant, welche noch in St. Thomas verstarben. Durch Dobers Erzählung und Leupolds Schreiben wurde die Gemeine dennoch veranlaßt, sowol die Colonie auf St. Croix durch neue Gehülffen zu unterstützen, als auch die Mission unter den Negeru in St. Thomas zu erneuern. Es wurden zu dem Ende elf Personen von Herrnhut abgefertiget, die den 21ten Februar abreiseten, und über Copenhagen am 28ten May 1735. in St. Thomas ankamen. Diese Gesellschaft bestand aus drey ledigen Brüdern, Caspar Güttnern, Martin Barthol und Matthäus Freundlich, davon der erste durch den Bischof David Mitschmann ordinirt worden; dem verheiratheten Chirurgus Gottlieb Kretsch

Kretschmer; den vier Frauen, Anna Nitschmannin, Elisabeth Oelsnerin, Maria Sunkin und Judith Leupoldin, deren Männer mit der ersten Gesellschaft nach St. Croix gegangen waren; einem Ehepaar, Johann Gold und seiner Frau, und endlich der Witwe Anna Bergerin.

Unser Herr und Heiland hatte im Jahr 1734. der Gemeine in Herrnhut die Gnade erwiesen, ihr eine klarere Einsicht in die Lehre von der Versöhnung durch seinen Kreuzestod zu schenken, und sie dadurch mit seiner Liebe, mit Trost, Kraft, Freudigkeit und herzlicher Willigkeit, Ihm, der für uns gestorben ist, allein zu leben, in reichem Maasse erfüllet. Von diesem seligen Lichte des Evangelii erleuchtet, kam die eben genannte Gesellschaft nach St. Croix, und suchte damit den übriggebliebenen Colonisten zu dienen, und sie zu der Lauterkeit der Absicht zurück zu führen, mit welcher sie nach dieser Insel geschickt worden, und die sie fast vergessen zu haben schienen.

Insonderheit ließ der Prediger Güttner es sich sehr angelegen seyn, sie aus der Verwickelung in Nahrungshandel herauszubringen, und zu dem Christo ganz ergebenen Sinne zu leiten. Seine Bemühungen waren auch nicht vergeblich; und es wurden nicht nur die täglichen Versammlungen zum Gebet und zum Zeugniß von Jesu Christo, welche eine Zeitlang waren unterlassen worden, wieder angefangen, sondern es wachte auch der Eifer für das Heil der Neger von neuem auf.

Aber auch diese zweyte Colonne hatte schon in eben dem Monate, in welchem sie ankam, heftige Anfälle von Krankheiten auszustehen. Die Fieber, wodurch

ſie ungewöhnlich entkräftet wurden, waren gemeiniglich mit Geſchwulſt begleitet. Der Chirurgus Kretſchmer, der die Stelle eines Arztes bey ihnen vertrat, nahm ſich der Kranken zwar mit vieler Treue an, aber die Krankheiten ſchonten ihn ſo wenig als andere; und überdis ging der kleine Vorrath ſeiner Arzeneyen ſehr bald zu Ende. Vier Perſonen aus dieſer zweyten Geſellſchaft, Anna Miſchmannin, Caſpar Güttnner, Deſnerin und Martin Barthol, gingen zwiſchen dem 30ten Junii und 20ten Julii aus der Zeit, und die noch lebenden hatten von Fiebern und Bauchflüſſen viel auszuſtehen, ſo daß biſweilen von allen nicht einer geſund war. Andern Einwohnern der Inſel ging es nicht beſſer; denn die Krankheiten herrſchten durchgängig, und der Tod nahm von den neu-angekommenen, ſonderlich betagten Perſonen einen groſſen Zoll, wie ſich Kretſchmer in einem Briefe darüber ausdrückte.

Matthäus Schindler kehrte am 6ten Sept. nach Europa zurück, und am 18ten October ging noch die Witwe Anna Bergerin aus der Zeit. So neigte ſich die ganze Colonie zu ihrem Ende. Denn auch Gold mit ſeiner Frau und Georg Weber begaben ſich im April 1736. auf die Rückreiſe nach Europa; und da Martin Schenk im Begriff war, eben dieſes zu thun, ſtarb er am 11ten Auguſt; ſeine Witwe aber kehrte doch acht Tage nachher mit David Miſchmann nach Europa zurück. Den noch übrigen vier Brüdern und zwey Schwestern überließ es der Oberkammerherr, nach ihrem Gutbefinden auch wegzuziehen, und trug die Aufſicht ſeiner Plantagen andern Perſonen auf. Von dieſen vier Brüdern ging der Chirurgus Kretſchmer

am 28ten Sept. und Martin Franke am 6ten Octo-
ber aus der Zeit, worauf des leztern Witwe mit dem
Bruder Hickel und der Witwe Leupoldin die Rück-
reise nach Europa antraten, aber nicht angekommen
sind; und man hat nie mit Zuverlässigkeit erfahren
können, wo sie geblieben. Die Colonie ging völlig
ein, da Matthäus Freundlich im December 1736.
nach St. Thomas zu Friedrich Martin zog, der die
bisher verlassene Mission daselbst wieder aufing, wie
ich im folgenden zweyten Buche erzehlen werde.





Zweytes Buch.

Geschichte des zweyten Zeitraums der Mission; von deren
Erneuerung durch Friedrich Martin, bis zu deren Vi-
sitation durch den Grafen von Sinzendorf. Vom Jahr
1736. bis 1739.

Erster Abschnitt.

Erneuerung der Mission in St. Thomas durch
Friedrich Martin. Erste Bewegungen von
Widriggesinnten gegen dieselbe.

Die Mission in St. Thomas blieb seit Dobers
Abreise unbesezt, bis Gott einen würdigen
Nachfolger desselben in der Person des Bruders Fried-
rich Martin ersah, und ihn zur glücklichen Fort-
setzung dieses wichtigen Werks ausrüstete. Es war
derselbe aus Oberschlesien gebürtig. In seinem
schwachen Körper wohnte ein feurriger Geist und
ein gesunder natürlicher Verstand. Die göttliche
Vor-

Vorsehung hatte ihn zu der Brüdergemeine in Herrnhut geleitet, an deren Segen er auf eine kurze Zeit ein Mitgenosß war. Die seligen Wirkungen des Wortes der Versöhnung an seinem Herzen, bey der daselbst im Jahr 1734. waltenden Gnade, brachten ihn aus dem Gewirre selbsterfundener Bekehrungsmethoden und Seelenführungen auf den evangelischen Weg des Aufsehens auf Jesum, als den Anfänger und Vollender des Glaubens. Für diese Gnade glaubte er sich dem Heilande ganz schuldig zu seyn, und widmete sich seinem Dienste, mit brennendem Verlangen, die durch Sein Blut erkauften Seelen Ihm zuzuführen. Daraus entstand der unwiderstehliche Trieb, unter den Negern in St. Thomas das Werk Gottes fortzusetzen, wo es Dober gelassen hatte. Er erkante in diesem Triebe einen göttlichen Ruf; und im Vertrauen auf den, der ihn berufen hatte, sahe er über alle Schwierigkeiten weg, die ihm bey der Ausführung desselben vorkommen konnten, und die er mit Zuverlässigkeit von dem ersten Missionario erfuhr, der sie aus Erfahrung kante. Von der Brüdergemeine, der an der Fortsetzung der Mission in St. Thomas sehr viel gelegen war, empfing er zu seinem Vorhaben die Einwilligung und den Segen. Um dabey seines äussern Durchkommens wegen nicht, wie sein Vorfahr, in der Missionsarbeit gehindert zu werden, bekam er einen jungen ledigen Bruder, Johann Andreas Bönike, der die Schneiderprofession gut verstand, zu seinem Gefährten, in der Absicht, daß dieser mit seiner Arbeit das nöthige zu ihrem Unterhalt erwerben sollte. Bönike hielt sich für glücklich, auf diese Weise etwas zur Ausbreitung des Reiches Gottes

ben:

beitragen zu können. Aus eigener Wahl entschloß sich auch der Arzt, Theodor Wilhelm Grothaus aus Copenhagen, der schon lange mit der Brüdergemeine in Bekantschaft und Verbindung war, mit den zwey Brüdern die Reise nach St. Thomas zu machen. Er that es in der guten Absicht, die Ursachen der Ungesundheit der dortigen Luft auszufinden, den Wirkungen derselben, wo möglich, abzuhelfen oder vorzubeugen, und den Brüdern in Krankheiten mit seinen medicinischen Kenntnissen beizustehen.

Auf der Reise nach Amsterdam hatte Friedrich Martin unterwegs zu Ebersdorf im Voigtlande die Freude, der Taufe des Negerknaben Carmel, den Dober mit sich nach Europa gebracht hatte, als Pathe beizuwohnen; wobey er in zuversichtlicher Hoffnung glaubte, daß auf diesen Erstling eine reiche Mohren-ernte folgen werde. Am 2ten December 1735. segelte er mit seiner Gesellschaft aus Texel ab, und langte über Curassao am 13ten Merz 1736. glücklich in St. Thomas an. Ein Chirurgus, Namens Reder, war dieser ihm sonst unbekanten und auf der Insel ganz fremden Gesellschaft gleich bey ihrer Ankunft zu einem Unterkommen behülflich.

Schon am Tage nach seiner Ankunft kam Martin mit dem kleinen Häuflein erweckter Neger, welche Leonhard Dober in seiner Pflege gehabt hatte, in Bekantschaft. Der Funke, der in ihren Herzen gezündet hatte, glimnte noch, und sie versprachen ihrem neuen Lehrer, den sie als ihres geliebten Dobers Bruder mit vieler Liebe und Hochachtung aufnahmen, daß sie den Heiland von ganzem Herzen suchen wolten. Als er den nächsten Sonntag am 25ten Merz nach
der

der Compagnieplantage ging, um den Anfang seiner Misionsarbeit zu machen, bat er den Heiland unterwegs mit heissen Thränen um seinen Beystand und Segen; und indem er voll Sehnsucht wünschte, so glücklich zu seyn, Ihm, dem guten Hirten, ein verlornes Schäflein zuzuführen, begegnete ihm ein junger Neger, Namens Immanuel. „Wilst du, fragte er ihn, deinen Heiland kennen lernen, der als das Lamm Gottes die Sünden der Welt getragen hat?“, Sehr gern, antwortete der Jüngling, und bot ihm zur Erkentlichkeit, wenn er ihn Gott kennen lehren wolte, zwey Hühner an, welche vermuthlich seinen ganzen Reichthum ausmachten. Herzlich erfreut, daß ihm die göttliche Vorsicht einen so willigen Schüler zugeführt hatte, bestellte er ihn auf den Abend zu sich in seine Wohnung, und dieser Neger wurde, wie man in der Folge sehen wird, einer der ersten Täuflinge. Den erweckten Negern auf der Compagnieplantage las er zum erstenmal etwas aus der holländischen Bibel vor, welche ihnen Dober zum Andenken hinterlassen hatte; verkündigte ihnen die Gnade Gottes in Christo Jesu, und betete mit ihnen so inbrünstig, daß ihre Herzen kräftig gerührt und ermuntert wurden. Er konte sich nicht anders als in holländischer Sprache ausdrücken, von welcher er etwas auf der Seereise gelernt hatte; doch wurde er größtentheils von den Negern verstanden, unter welchen die Anzahl seiner Lehrlinge von Tag zu Tage zunahm. Aus diesen merke ich hier die Eltern des Negers Heinrich an, der der vierte von Dobers Erweckten war, und einen andern Neger, Namens Pieter. Verschiedenen unter seinen Lehrlingen gab er auch Unterricht

richt im Lesen, wozu er sich eines holländischen Lesebüchleins bediente. Bey einigen verband er damit auch die Anweisung zum Schreiben.

Schon am sechsten Tage nach ihrer Ankunft in St. Thomas wurde der Medicus Grothaus begraben, der allerdings, wenn ihm Gott das Leben gefristet hätte, mit seiner medicinischen Praxis zum äussern Bestehen der Mission viel hätte beytragen können. Aber sie bestand auch ohne diese Hülfe. Die zwey Brüder richteten sich so ein, daß Bönike auf der Profession arbeitete, die bald recht gut ging; Martin aber die Haushaltung und die Küche besorgte. So konnte er die Anträge zu Aemtern, dergleichen Dober aus Noth angenommen hatte, von der Hand weisen, und in so fern seinen eigentlichen Beruf (die Erkenntniß Jesu Christi unter den Negern auszubreiten) ungehindert abwarten.

Im Monat April dieses Jahres 1736. that er den ersten Besuch auf der Insel St. Croix, hauptsächlich um der wenigen Brüder willen, die sich damals noch daselbst befanden. Er lernte zugleich die acht oder zwölf erweckten Neger kennen, welche der Anfang zu der nachher daselbst eingerichteten Negergemeine waren. Nur wenige Tage brachte er diesmal in St. Croix zu; wiederholte aber den Besuch im folgenden Monat May.

St. Thomas sahe er als das ihm vom Heiland angewiesene Feld, und dessen Bearbeitung als seine eigentliche Pflicht an. Er ließ es nicht dabey bewenden, den Samen des Wortes Gottes unter den nächsten Negern auszustreuen; sondern that einen Besuch im Lande herum, und erweckte durch die Lehre von

Jesu

Jesus auf vielen Plantagen unter den Negern eine grosse Aufmerksamkeit. Die ihn gehört hatten, erzählten es auch andern; so daß sich das angezündete Feuer in kurzer Zeit über die ganze Insel ausbreitete. Da er diesen Besuch, dergleichen er in der Folge mehrere that, als zu seinem Berufe gehörig ansah; so kamen die Beschwerlichkeiten, die bey der westindischen Hitze mit dergleichen Reisen zu Fusse verbunden sind, bey ihm nicht in Anschlag. Er hatte auch das Vergnügen, daß der Neger Clas sich angereget fand, schon in dieser Zeit zu den Versammlungen der Neger ein kleines Haus zu bauen.

Bis hieher war das Misionzwerk von vielen Einwohnern in St. Thomas begünstigt, und von den übrigen demselben nichts in den Weg gelegt worden. Um diese Zeit aber fingen verschiedene Herren, die sich einer schlechten Lebensart bewußt waren, an, zu fürchten, daß, bey dem offenerzigen Umgange der Neger mit den Misionzarbeitern, ihr Betragen nicht mehr so, wie bisher, verborgen bleiben möchte. Aus dieser Furcht entstand bey ihnen eine heftige Widrigkeit gegen die Misionzsache, und dieselbe äusserte sich bald dadurch, daß sie einerseits alle ersinnliche Mittel anwendeten, ihre Neger von den Misionariern abzuhalten, und auf der andern Seite diese verächtlich, ja als schädliche Leute zum Gegenstande des allgemeinen Hasses zu machen suchten. Doch alle diese widrigen Bemühungen zogen am Ende der Mision keinen wesentlichen Schaden zu. Denn die Neger waren nicht nur durch alle Drohungen und Härte von ihrem Lehrer nicht abzuhalten; sondern sie liessen sich igt noch mehr als je angelegen seyn,
sich

sich dessen Unterricht zu Nutzen zu machen, und die Anzahl heilsbegieriger Lehrlinge wuchs dabey merklich. Friedrich Martin aber setzte seine Arbeit an den Seelen der Schwarzen nach wie vor getrost fort, und nahm Schmach und Spott und allerley feindselige Begegnungen als eine Zugabe an, die von jeher mit den Bemühungen, das Reich Jesu auszubreiten, verbunden sey. Dabey wurde er, nach seinem Ausdruck, stärker im Glauben und am Körper. Es legten sich aber auch die Ausbrüche der Widrigkeit für die Zeit bald, und mehrere Blanke, noch auffer dem Herrn Carstens, der schon vorher ein bekanter Freund der Mission war, bezeigten ihre freundschaftliche Gesinnungen gegen den Missionarius Martin und ihr Wohlgefallen an dessen Arbeit auf deutlichste.





Zweyter Abschnitt.

Visitation der Mission durch August Gottlieb Spangenberg im Jahr 1736.

Unter den erweckten Negern waren verschiedene, welche Martin ohne Bedenken würde getauft haben, wenn ihn nicht der Mangel der kirchlichen Ordination, und die ausdrückliche Anweisung der Brüdergemeine daran gehindert hätte. Es war also nöthig, um den Fortgang des Werks Gottes in dieser Mission nicht aufzuhalten, daß ein ordinirter Lehrer der Brüderkirche nach St. Thomas ginge, um nach Befinden den Erstlingen der Neger die heilige Taufe zu ertheilen. Diesen Auftrag hatte der Bischof David Nitschmann erhalten, und war im Begriff denselben zu befolgen, nachdem er von Georgien, wohin er eine Gesellschaft von Brüdern begleitet hatte, nach Pensylvanien zurückgekommen war. Aber die göttliche Vorsicht ließ es nicht zu, daß dieser Mann, gegen welchen in St. Thomas, ohne seine Schuld und ihm unwissend, durch den Druck seines Tagebuchs, damals die größte Verbitterung war, seinen Vorsatz ausführen konnte. Er war zweymal deswegen nach Neuyork gekommen, und beidemal war kurz vorher ein Schiff nach St. Thomas abgegangen. Die damaligen schweren Umstände der Gemeine in Herrnhut, von denen er in America allerley Nachrichten hörte, machten

R F auch

auch bey ihm das Verlangen rege, wieder in Europa zu seyn, um wenigstens die Trübsale mit seinen Brüdern zu theilen. Daher übertrug er dem Bruder August Gottlieb Spangenberg die Visitation der Mission in St. Thomas, und kehrte nach Europa zurück.

Spangenberg kam am 10ten September 1736. glücklich in St. Thomas an. Er ließ sich vor allen Dingen angelegen seyn, eine gründliche Einsicht in den Zustand der Mission zu erlangen, und die erweckten Neger, die Martin in seiner Pflege hatte, näher kennen zu lernen. Diese Beschäftigung wurde ihm durch die deutlichen Merkmale der göttlichen Gnadewirkungen an den Herzen der Schwarzen sehr angenehm, und gab ihm vielfältige Ursache, Gott herzlich dafür zu loben. Martin leitete ihn in die Bekantschaft mit seinen Schülern ein, und besuchte sie mit ihm auf ihren verschiedenen Plätzen. Es war bey einem dieser Besuche ein rührender Anblick für sie, den Neger Clas, den ich vorhin als den Erbauer der ersten Negerkirche genant habe, in dem unter diesem Namen verstandenen kleinen Gebäude mitten unter einer Menge schwarzer Slaven anzutreffen, denen er das Evangelium Johannis vorlas. Die Begierde, mit welcher dieser unwissende Haufe ihm zuhörte, und jedes Wort aufzufassen suchte, war den zwey Brüdern zur Bewunderung und Freude.

Die Negerin Anna, welche die nächste Veranlassung zu der Mission gewesen war, hatte schon seit einiger Zeit in ihrem Eifer im Christenthum nachgelassen, und schien damit zufrieden zu seyn, daß sie eine mehrere Erkenntniß erlangt hatte, und daß Gebet des HErrn auswendig hersagen konnte. Mary

tin hatte ihr Zurückbleiben schon bemerkt; aber seine ernstlichen und liebevollen Ermahnungen hatten die Wirkung nicht, sie aus der falschen Ruhe und Trägheit aufzuwecken. Sie weinte doch vor Freuden, da sie von Spangenberg versichert wurde, daß sie bey David Nitschmann noch in gutem Andenken sey.

Ihren Bruder Abraham lernte er als einen ehrlichen alten Mann kennen, der ihm sein Herz unter Vergießung vieler Thränen darlegte, und insonderheit bedauerte, daß er in Absicht des Glaubens und der Zuversicht zu Gott, noch weit hinter dem Abraham, dem Vater aller Gläubigen, zurück sey.

Der Neger Immanuel, der willige Schüler, dessen ich oben gedacht habe, war auf dem guten Wege bisher fortgegangen. Spangenberg erfuhr von ihm, daß von Jugend auf ein Verlangen nach einer mehrern Erkenntniß Gottes in ihm gelegen, und er immer sehr gewünscht habe, lesen zu lernen und ein Christ zu werden.

So fand Spangenberg auch den Neger Jost in einem ernstlichen Verlangen, der Lehre Jesu Christi gehorsam zu werden. Ihm war es nicht zu viel, in der Nacht einen weiten und sehr beschwerlichen Weg zu gehen, um sich den Unterricht der Brüder in Lappus zu Nutzen zu machen.

Spangenberg und Martin suchten auch den Neger Alexander, an den schon Dober und Nitschmann viele Treue gewendet hatten, wieder liebevoll anzufassen, aber vergeblich; denn er ging ihnen aus dem Wege. Hingegen hatten sie über eine alte guineische Negerin von der Papaanation, Namens Marotta, die von ihrem Herrn war frey gelassen worden, eine herzlichliche Freude. Spangenberg machte von ihr folgende

gende Beschreibung: „Sie ist eine Frau, wie Cornelius in der Apostelgeschichte. (Apostelg. 10.) Sie fürchtet Gott, und thut recht. Ehe sie in der Morgenstunde einen Bissen zu sich nimmt, fällt sie auf die Knie, beugt ihr Angesicht zur Erde, und betet an. Wenn sie schlafen gehen will, thut sie ein gleiches, und hat eine grosse und ungemeyne Ehrerbietung gegen Gott. Sie sagte, daß sie diese Gewohnheit von ihren Eltern gelernet, und daß auch andere in ihrem Lande dem Herrn also dienten; aber die Leute in Guinea, die an den Seeküsten wohnten, wüßten nichts davon. Sie konte es nicht begreifen, daß die Blanken so wenig Ehrerbietung vor Gott hätten, und Ihm gleichsam nur ein Compliment machten. Sie sagte, wenn ihr jemand was bessers zeigte, so wolte sie davon ablassen, indessen aber dabey bleiben, damit Gott nicht mit ihr zürnen möchte.“ Wir ermahnten sie, dabey zu bleiben, und noch eifriger zu beten, ja allezeit zu beten, und nicht laß zu werden. Sie war drey Wochen krank gewesen, und befand sich noch sehr schwach am kalten Fieber. Wir fragten sie, ob sie keine Arzeney gebrauchte, oder sonst etwas nöthig hätte? „O nein, sagte sie: der Herr hat mich niedergeschlagen, er wird mich auch wol wieder aufrichten;“ und that hinzu: wenn sie auf Gott sähe, so mache er sie zu rechter Zeit gesund. Sie hatte aber noch nie das Evangelium vor Jesu Christo gehöret. Wir fragten sie: ob sie nicht etwas von Christo hören wolte; das sey der Sohn Gottes, der uns zu gut in der Welt erschienen? „O ja, sagte sie; aber mir ist gesagt worden, ich müßte erst gut holländisch und hernach auch lesen

lernen, und wenn das geschehen wäre, so könnte ich beten lernen; dazu bin ich aber zu alt.,, Wir bedeuteten sie, daß das nicht nöthig sey; denn Gott verstehe alle Sprachen, wisse auch das Sehnen ihres Herzens, und werde es alles hören. Darum solle sie ihn nur bitten, daß er ihr immer mehr Licht und Erkentniß geben möge. Sie erzählte uns darauf, wie sie es mit ihren Opfern mache. Wenn sie nemlich neue Früchte bekommt, es sey was es wolle; so ist sie nichts davon, bis sie etwas davon genommen und verbrant hat. Dann fällt sie auf ihre Knie nieder, und dankt Gott von Herzen, der ihr Gesundheit gegeben, die Früchte zu pflanzen, und nun auch das Leben gesparet, sie zu geniessen: und alsdann braucht sie die Früchte. Eben diese alte Negerin kam zu ihrem Herrn, dessen Sclavin sie gewesen, als ihm ein Kind gestorben war, und sagte ihm unter andern: er möchte sich doch nicht so sehr darüber betrüben; denn es käme ja von Gott, und es könnte ja nichts geschehen ohne dessen Willen: wenn er aber nicht zufrieden damit wäre; so könnte er Gott leicht erzürnen. Uebrigens war es ihr sehr wichtig, daß Gott Leute über die grosse See schickte, den armen Negern Worte des Lebens zu bringen; und sie ermahnte ihr Volk wie eine Mutter, daß sie ja darauf merken solten.,,

Sie hatte einige dunkle Begriffe von der Dreieinigkeith, woraus man deutlich schliessen konnte, daß in ihrem Vaterlande christliche Missionarien gewesen seyn müssen. Es ist nur Ein Gott, sagte sie, der Vater, der Pao heißt. Sein Sohn Masu ist die Thür, durch welche allein es möglich ist, zum Vater zu kommen, und dann ist noch der Geist, der Ce heißt. So

war sie von ihrem Vater in Guinea unterrichtet worden; aber daß der Sohn Gottes Mensch geworden, und die Menschen durch seinen Tod erlöst und versöhnt habe, war ihr völlig unbekant. Daher pflegte sie jährlich ein Lamm oder eine Ziege zu opfern, die Gotttheit dadurch zu versöhnen, und ihre Versehen gut zu machen. Erst konnte sie nicht begreifen, daß dergleichen Opfer igt unnöthig und ungültig wären, weil sich der Sohn Gottes selbst zum Opfer für uns dargegeben habe. Nachdem sie aber durch die Brüder angewiesen worden, sich von Gott die Gnade anzubitten, dieses glauben zu können; so befolgte sie ihren Rath, mit der Wirkung, daß sie des folgenden Tages mit Freudigkeit an ihre Brust schlug, und bezeugte: „Hier bin ich gewiß, daß dem so ist, wie ihr mir gesagt habt.“ Von der Zeit an unterließ sie die Opfer; bereitete aber doch an den hohen Festtagen ein Lamm, und lud einige Neger dazu zu Gaste, mit denen sie sich zum fleißigen Gebet verband, das sie als ein wohlriechendes Räuchopfer zu Gott aufsteigen lassen wolten.

Mingo und Andreas, zwey getaufte Neger, die dem Herrn Carstens gehörten, und davon ersterer wegen seines Geschickes und Verstandes Unterinspector auf der Plantage war, gaben die schönste Hoffnung einer gründlichen Befehring von sich, und wurden von den Brüdern angewiesen, recht vertraulich mit einander über den Zustand ihres Herzens von Zeit zu Zeit zu reden, und auf die Weise ihr Wachsthum in der Erkenntniß Jesu Christi, und der Erfahrung der Kraft derselben an sich, zu befördern. Sie waren vollkommen überzeugt, daß ihre bisherige gute Meinung von sich keinen Grund gehabt, und ließen sich igt

von

von Herzen angelegen seyn, wahre Jünger Jesu zu werden, und sich durch die Schmach davon nicht abhalten zu lassen, welche deswegen auf sie fiel.

Unter andern wurden die zwey Brüder auch mit einer Mulattin Rebekka bekant, die sie zum Reich Gottes geschickt fanden. Sie stand bey einem Herrn der häuslichen Wirthschaft mit vieler Treue vor, war aber frey, und wurde von ihrer Herrschaft nicht als eine Magd, sondern als Kind im Hause angesehen; und in ihrem äussern Betragen war sie von einer Blanke nicht unterschieden. Als ein Kind von sechs oder sieben Jahren war sie aus Antigo gestohlen, und nach St. Thomas an eine gute Herrschaft verkauft worden. Sie hatte da das Glück lesen zu lernen; welches ihr behülflich war, eine gute Kenntniß aus der heiligen Schrift und andern Büchern zu erlangen. Die Geschichte der Märtyrer, und die Freudigkeit, mit welcher so viele Zeugen Jesu dem gewaltsamen Tode entgegen gegangen waren, hatte bey ihr einen sehr tiefen Eindruck gemacht. Mit ihrer Erkenntniß suchte sie den Negerinnen, die mit ihr in einem Hause dienten, nützlich zu seyn, und ermahnte sie oft zur Liebe Gottes und des Heilands. Sie wünschte dabey angelegentlich, daß einmal ein Lehrer kommen möchte, der ihr und andern den rechten Weg zur Seligkeit zeigte; ja sie versicherte, lange vor Martins Ankunft in Westindien, daß ihnen Gott so jemand zuschicken würde. Als in ihrer Jugend ein römischcatholischer Vater einige Neger in St. Thomas taufte, eilte sie auch mit der größten Begierde, eine Christin zu werden, zu ihm, und erhielt von ihm auf ihre Bitte die Taufe. Gleich bey dem erstenmale, da Friedrich Martin

sie auf ihr Verlangen besuchte, glaubte er bey ihr eine Anlage wahrzunehmen, zur Führung des Zeugnisses von Jesu geschickt, und zur Seelenarbeit unter ihrem Geschlechte brauchbar zu werden. Diese Bekantschaft führte sie so fort, daß sie mit Genehmigung ihrer Herrschaft die Brüder fast täglich besuchte. Bey ihrem ersten Besuche äusserte sie ein Bedenken über die Richtigkeit ihrer Taufe; welches daher kam, daß sie bey derselben keine ordentliche Pather gehabt hätte. Spangenberg wies sie darüber zurechte, und bey dem nächsten Besuche bezeugte sie, daß ihr Zweifel igt ganz weggefallen sey; denn sie habe in der Apostelgeschichte gefunden, daß auch der Kämmerer ohne Pather vom Philippus sey getauft worden.

Aus diesen wenigen Beyspielen ist zu ersehen, daß Spangenberg viele Ursache gefunden habe, Gott für den Segen zu preisen, den er auf die Bemühungen des Missionarius Friedrich Martin bisher gelegt hatte. Ich merke nur noch an, daß ausser den genannten Negern die Anzahl begieriger Lehrlinge so groß war, daß sie bey der gewöhnlichen Abendversammlung in der Brüder Wohnung nicht alle Platz fanden.

Mit denjenigen Blanken, die sich als Beförderer der Mission und Freunde der Brüder bewiesen, insbesondere mit dem schon mehr erwehnten Herrn Carstens, der auch ein Mitglied der westindischen Handelsgesellschaft war, kam Spangenberg, bald nach seiner Ankunft, in eine nützliche Bekantschaft. Gedachter Herr ließ sich die Befehrung seiner Neger sehr angelegen seyn, und suchte die Bemühungen einiger übelgesinnten Personen, die auf die Unterdrückung der Mission abzielten, nach seinem Vermögen zu vereiteln.

Drit-

* * * * *

Dritter Abschnitt.

Taufe der ersten Neger. Fortgang der Erweckung
unter den Negern.

Nun kam die Zeit, da die ersten Neger von den Brüdern durch die heilige Taufe in die Gemeinschaft der Kirche Jesu Christi aufgenommen, und der Vergebung der Sünden versichert wurden. Unter den obengenannten fanden die zwey Brüder Spangenberg und Martin drey reif, diese göttliche Wohlthat zu empfangen, den Immanuel, den Jost und den Clas. Mit Vorwissen und Genehmigung des Gouverneurs erfolgte ihre Taufe am Sonntage den 30ten Sept. 1736. auf Herrn Carstens Plantage Muskitebay, nachdem ihnen den Tag, oder vielmehr die Nacht vorher, nochmals besonders die Lehre von der Taufe deutlich war vorgelegt, und sie im Gebet der Gnade Gottes empfohlen worden. Es geschah diese wichtige und gesegnete Handlung in Gegenwart einiger Brüder und Schwestern, welche eben aus St. Croix da waren, und verschiedener erweckten Neger. Nachdem die Täuflinge einige Fragen mit Freudigkeit öffentlich beantwortet, und damit ihren Glauben an Jesum Christum bezeugt hatten, taufte sie Spangenberg im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Immanuel bekam dabey den Namen Andreas, Clas wurde Petrus genant, und Jost Na-

thanael. Nach der Handlung wurde den Getauften der Kuß des Friedens ertheilt, und der Kirchensegnen auf sie gelegt. Bey ihrer Zurückkunft in Tappus wurde mit ihnen das erste Liebesmahl gehalten. Auf diesen Tag fällt also der Anfang der Negergemeine in St. Thomas, davon diese drey die Erstlinge sind. Daß die Anna, welche unter den allerersten Lehrlingen war, der heiligen Taufe noch nicht theilhaftig wurde, diente ihr zu näherer Kenntniß ihrer selbst, und brachte sie zur Reue über ihr Zurückbleiben im innern Wachsthum. Die Ursache aber läßt sich aus dem, was ich vorhin von ihr gesagt habe, leicht einsehen.

Spangenberg kam mit einem starken Anfall vom Fieber und Durchfall von Muskitebay nach Tappus zurück, welcher in etlichen Tagen so heftig wurde, daß man anfing an seinem Aufkommen zu zweifeln. Mit vielen Thränen versamleten sich die Neger, sonderlich die erstgetauften, um sein Krankenlager, und schickten heisse Seufzer für seine Genesung zu Gott. Er erhörte diese Bitten, und schenkte ihm seine Gesundheit wieder.

Die Wirkung des Evangelii ging nun von Zeit zu Zeit unter den Negern immer weiter. Man zählte schon gegen zweyhundert, die nach einer nähern Erkenntniß Gottes in Christo begierig, und aufmerksame Zuhörer der Brüder waren. Diese hielten ihnen täglich in den Abendstunden eine Versammlung in Tappus, welche von den Negern mit großem Eifer besucht wurde, so daß viele deswegen einen weiten Weg in der dunkeln Nacht, ungeachtet ihrer anhaltenden Arbeit des Tages, gingen. Ehe alle bey-

sam-

sammen waren, wurde gewöhnlich einige Zeit auf den Unterricht im Lesen und Schreiben verwendet. Die Begierde, solches zu lernen, war bey den Negern allgemein. Jeder wolte ein Lesebüchlein haben, und wer so glücklich war, eins zu bekommen, trug es beständig bey sich, und wendete jeden freyen Augenblick dazu an, darinn zu lernen. Einem Jüngling war sein Büchlein entwendet worden, und alle sein Nachforschen und Mühe, es wieder zu bekommen, war vergeblich. Einem Gelehrten kan es kaum schmerzhafter seyn, wenn er seinen ganzen Bücherschatz einbüßt, als diesem Neger der Verlust seines Büchleins war. Desto mehr ist seine Gemüthsfassung zu bewundern, welche ihm nicht zuließ, dem, der es ihm genommen, etwas anders zu wünschen, als daß es ihm zur Veranlassung dienen müsse, Jesum kennen zu lernen, und selig zu werden. Die Mühe, welche mit diesem Unterricht der Neger im Lesen verbunden war, lieffen sich die Brüder nicht verdriessen. Denn ausserdem, daß die Neger dadurch in Stand gesetzt wurden, die Bibel zu lesen, hatten sie auch die Erfahrung, daß bey manchen, die anfänglich blos in der Absicht zu ihnen kamen, lesen zu lernen, dadurch das Verlangen entstand, den Heiland kennen zu lernen, und seiner Gnade theilhaftig zu werden.

Nach dieser Schularbeit folgte der eigentliche Unterricht im Christenthum. Dabey wurde, vor dem öffentlichen Vortrag der göttlichen Lehre, das Herz der Zuhörer durch Gesänge zur Andacht ermuntert, und der Schluß mit einem Gebete gemacht. Ueber den vertraulichen Unterredungen, die nachher noch mit einzelnen Negern vorkamen, verzog sich das Besam-

sammenseyn oft bis nach Mitternacht; nur mit dem Unterschied, daß diejenigen eher entlassen wurden, die weit hergekommen waren.

Die zwey Schwestern Frankin und Leupoldin, die von St. Croix mit Spangenberg, der auf etliche Tage da besucht hatte, herüber gekommen waren, nahmen sich der erweckten Negerinnen treulich an, so lange sie da waren. Nach ihrer Abreise that es die Mulattin Rebekka, die mit ihrer Erfahrung und gründlichen Kenntniß der Heilswahrheiten ihrem Geschlechte nützlich zu werden suchte. Sie hatte das Zutrauen der Negerinnen und Mulattinnen, und war die Veranlassung, daß viele derselben nach der Gnade Gottes in Jesu Christo begierig wurden. Wenn aber ein Neger oder eine Negerin, die zur Versammlung kamen, noch in offenbaren Werken des Fleisches lebten, und sich nicht entschliessen konnten, denselben zu entsagen, so wurde ihnen von den Brüdern der Zutritt zu den Versammlungen so lange versagt, bis sie anderes Sinnes wurden, und angelegentlich um die Wiederannahme baten.

Diese tägliche Versammlung war eines von den gesegneten Mitteln, dessen sich die Brüder zur Förderung des Werks Gottes unter den Negern bedienten. Ihre Besuche auf den Plantagen trugen nicht weniger dazu bey. Der Sonntag, den die Sklaven frey haben, war dazu die bequemste Zeit. Martin hatte eine besondere Gabe, Seelen für den Heiland zu gewinnen: seine Entschlossenheit, Standhaftigkeit, Herzlichkeit, Wohlthätigkeit, diente zur Erhaltung dieses Zwecks. Voll brennender Menschenliebe ging er den armen Sklaven nach, erzählte ihnen, wie liebreich
der

der Heiland gegen sie gesinnt sey, und wie viel er auch um ihretwillen gethan und gelitten habe, und lockte ihnen dadurch das Bekenntniß ab, wie der Heiland allerdings würdig sey, daß sie Ihn über alles liebten. Von jeder Entschuldigung, die sie etwa vorbrachten, wußte er ihnen den Ugrund auf eine faßliche Weise zu zeigen. Hatte er einmal von einem Neger den Eindruck, daß er zum Reiche Gottes geschickt sey; so ließ er ihn, so zu sagen, nicht aus den Augen, und mit unglaublicher Standhaftigkeit ging er ihm solange nach, bis er ihn Christo gewonnen hatte. Bisweilen riß ihn sein feurriger Eifer zu solchen Mitteln hin, die zwar an sich nicht verwerflich sind, aber gewöhnlich einem Missionarius zur Nachahmung nicht empfohlen werden können. Dahin rechne ich, was mir eine Negerin erzählte, daß Martin sie mitten aus einem Tanze herausgenommen, und ihr durch Vorhaltung der göttlichen Gnade und Liebe nicht eher Ruhe gelassen habe, bis sie sich entschlossen, die Welt mit ihrer Lust fahren zu lassen, und ein Eigenthum des Heilands zu werden. Martin ruhte schon lange in seiner Gruft, als sie mir dieses erzählte, und hinzufügte, daß sie ihm die Treue, welche er an ihr bewiesen, nicht genug verdanken könne. Seine vertrauliche Art im Umgange mit den Negern gewann ihm ihr Herz, und öffnete der Lehre Jesu, die er ihnen vortrug, den Weg in dasselbe. Er reichte ihnen die Hand als seinen guten Freunden, setzte sich zu ihnen, und unterhielt sie, als wenn sie seines gleichen wären. Dieses Betragen that bey den Negern oft eine sehr grosse Wirkung, und überzeugte sie mehr, als es durch andre Gründe hätte geschehen können,

von

von der aufrichtigen Liebe des Missionarius. Aber er bezeugte ihnen dieselbe auch werththätig, brach dem Hungrigen sein Brod, und theilte seinen geringen Vorrath mit dem Dürstigen, er mochte gläubig oder noch ungläubig seyn. In der Hungersnoth, die im November und December des Jahres 1736. war, traf er auf der Compagnieplantage zwey Neger an, die halb verhungert waren, und fast in den letzten Zügen lagen. Er schickte ihnen ein Brod und etwas Mehl, und sie wurden bey dem Leben erhalten. Krüppel und Lahme, und andere Elende, die sich nichts erwerben konnten, und zu seiner Thür krochen, fanden an ihm allezeit einen Wohlthäter.

So gesegnet auch die bisher angeführten Mittel zur Erweiterung des Werks Gottes unter den Negern waren; so haben doch diese selbst das meiste dazu beygetragen. Sie verbreiteten die gute Nachricht von Jesu Christo und den treuen Lehrern, die er ihnen gesandt habe, über die ganze Insel. Ein Licht zündete das andere an; und wer die göttliche Liebe in Jesu Christo geschmeckt hatte, suchte auch dem andern zu deren Genuß behülflich zu seyn. Und da zugleich eine grosse Veränderung in ihrem Wandel wahrgenommen wurde, so fanden ihre Worte desto leichter Eingang. Insonderheit bewiesen sich die zwey Getauften, Andreas und Petrus, als treue Gehülfen am Werke des HErrn. Sie führten viele Seelen zu Christo; sie stärkten die Schwachen, und halfen den Verirrten auf den rechten Weg zurück.



Vierter Abschnitt.

Leiden der Neger und ihrer Lehrer um des Evangelii willen. Spangenbergs Abreise.

Indem sich auf diese Weise das Licht des Evangelii über die Neger ausbreitete, die solange in der Finsterniß und im Schatten des Todes gefessen hatten, suchten die Liebhaber der Finsterniß dessen Fortgang zu hemmen. Eben dieselben Mittel wurden hier in Westindien zu dem Ende angewendet, die der Unglaube und der Aberglaube in der ganzen Welt und zu allen Zeiten gegen die wahren Verehrer Gottes und Jesu Christi gebraucht haben. Auch hier suchte man die Liebhaber des Heilandes durch allerley Spottnamen verächtlich zu machen, oder sie durch dergleichen Schimpf zu bewegen, eine so verachtete Gesellschaft zu verlassen, und dadurch ihre Ehre zu retten. Auch hier wurden die Lehrer verleumdete, und für falsche Propheten ausgegeben, die ihre leichtgläubigen Anhänger durch Irrthümer ins Verderben stürzten. Ließen sich die Neger dadurch von den Gedanken, sich zu Jesu Christo zu bekehren, und von den Versammlungen der Brüder in Tappus nicht abhalten; so fiel die Schmach und Verfolgung auf sie.

Es gab nicht nur unter den heidnischen Negern Uebelgesinnte, die diejenigen zum Gegenstand ihres Spottes und Hasses machten, welche auf dem Wege des Verderbens nicht länger mit ihnen fortgehen wol-

wolten; sondern auch verschiedene Blanke, die doch billig ihren Sklaven hätten beförderlich seyn sollen, zur Erkenntniß Jesu Christi zu gelangen und dadurch selig zu werden, suchten sie daran zu hindern. Verständige Herren liessen zwar ihre Neger den Unterricht der Brüder gern geniessen, und freueten sich, wenn sie Spuren einer wahren Bekehrung an ihnen gewahr wurden; andere hingegen bemüheten sich, sie durch gewaltsame Mittel, durch Peitschen und Ruthen, davon abzuschrecken. Man nahm den armen Negern die Bücher weg, die ihnen der Missionarius gegeben hatte, und verbrante dieselben. Ja einige gingen in ihrem unverständigen Eifer so weit, daß sie die Obrigkeit zu bewegen suchten, mit ihrer Macht dem ganzen Missionswerk ein Ende zu machen. Doch diese ließ sich durch ihr Geschrey nicht betäuben, und fand nicht für gut, die Brüder in ihren Bemühungen zu hemmen; nur glaubten sie, daß der Unterricht im Schreiben den Sklaven ganz entbehrlich, und daher zu unterlassen sey. Man kan leicht erachten, daß die Missionarien in diesem Zeitpunkt für ihre Personen nicht wenig zu leiden hätten. Nur eins anzuführen, so wurde Spangenberg einmal von einer feindseligen Frau unter einem Vorwande ins Fort bestellt: als er aber dahin kam, war es weiter nichts, als daß ihn die von ihr dazu erkauften Soldaten außs äufferste schmäheten und lästerten; ja es fehlte wenig, so wäre er von ihnen gesteinigt worden.

Diese Widrigkeit gegen das Missionswerk, die sich auf mancherley Weise äusserte, floß wol aus einerley Quelle, ob sie sich gleich mit verschiedenem Vorwand deckte. So schwer man es sich vorstellen kan, daß

Blanke

Blanke wirklich geglaubt haben solten, die Neger wären ein Geschöpf des Teufels, und daher der ewigen Seligkeit unfähig; so gewiß ist es doch, daß der unverständige Pöbel kein Bedenken trug, den armen Negern diesen Vorwurf zu machen, um ihnen dadurch den grossen Abstand zu zeigen, der zwischen ihnen und den Blanken sey. In allem Ernste erkundigte sich einmal der Neger Mingo, der diesen Vorwurf oft gehört hatte, bey Spangenberg, ob derselbe Grund habe; und zog sich nachher viele Leiden zu, als er aus dem Munde seines Lehrers überall behauptete, daß die schwarzen Menschen nicht weniger von Gott geschaffen, und durch das Blut Jesu Christi zur ewigen Seligkeit erlöst seyn, als die weissen. Man suchte die Bemühungen der Brüder zur Befeh- rung der Neger dadurch als unstatthaft und schädlich vorzustellen, weil sie sowol dem Interesse, als der Sicherheit der Herren nachtheilig wären. Denn einmal war es bis dahin auf den dänischen und englischen Inseln in Westindien Herkommens, daß einem getauften Slaven die Freyheit geschenkt wurde; und dann, wenn auch diese Gewohnheit aufgehoben würde; so wäre doch, nach der Meinung der widrig- gesinnten, zu befürchten, daß die bekehrten Slaven zu klug, den Blanken ähnlich, und daher zu Empörungen geneigt werden möchten.

Indeß ging das Werk Gottes unter den Negern bey allem Druck doch im Segen fort, und selbst die Bemühungen übelgesinnter Menschen mußten oft zu dessen Beförderung und Legitimation dienen. Einmal wurde der Neger Petrus von zwey Zeugen beschul- digt, er habe gesagt, er sey igt nicht mehr verbunden,

für seine Herrschaft zu arbeiten, weil er nicht weniger ein getaufter Christ sey, als sie. Aber bey genauer Untersuchung wurde die Unschuld des Negers, und die Falschheit des Zeugnisses seiner Verkläger offenbar.

Spangenberg endigte seine Visitation in St. Thomas am 16ten October 1736. da er nach St. Christoph abreiste, um daselbst ein Schiff abzuwarten, das nach Newyork ginge, dergleichen er in St. Thomas nicht fand. Er traf aber unterwegs in St. Eustatius den Schiffscapitain Nicolaus Garrison aus Newyork an, mit dem er am 24ten October nach St. Thomas zurück kam, und am 31ten nach Newyork absegelte.

Ich habe von seiner gesegneten Arbeit in St. Thomas nur noch dieses zu sagen, daß er der erste war, der sich dabey der creolischen Sprache bediente, die seit der Zeit auch von andern Missionarien gewöhnlich gebraucht worden. Die Beschwerlichkeiten, womit sein Aufenthalt begleitet war, lassen sich daraus leicht schliessen, daß die Missionsarbeiter damals nicht im Stande waren, einen Neger zu halten, der gewisse häusliche Arbeiten gethan hätte, womit sich in Westindien sonst kein Europäer abgibt. Er theilte also dieselben mit seinen Brüdern, und mußte sich mit ihnen in die Armuth und Niedrigkeit recht gut zu schicken. Vor seiner Abreise drückte er sich in einem Schreiben über das Werk Gottes in St. Thomas so aus: „Hier ist ein großer Streit des Lichts und der Finsterniß. Es ist eine grosse Thür aufgethan, und sind viel Widersprecher. Wie gern bliebe ich hier, an der Schmach der Brüder sowol, als an ihrem Segen Theil zu nehmen! aber mein Herz sehnet sich, da Frucht zu schaffen, wo mirs befohlen ist.“



Fünfter Abschnitt.

Martins Besuch in St. Croix. Erweiterung des Werks Gottes in St. Thomas unter allerley Druck und Leiden, in den Jahren 1737. und 1738.

Einige Tage vor Spangenberg's Abreise that Friedrich Martin einen abermaligen Besuch in St. Croix, um auch unter den dortigen Negern die Erkenntniß des Heilands zu befördern. Er brachte eine schriftliche Ermahnung von den gläubigen Negern in St. Thomas an die in St. Croix mit, daß sie die Gelegenheit, den Heiland kennen zu lernen, sich wohl zu Nutzen machen möchten. In der That verursachte das Beyspiel der Neger in St. Thomas, und der selige Beweis der göttlichen Gnade an ihren Herzen, unter denen in St. Croix eine grosse Bewegung. Mit neuem Ernste versprachen viele dem Missionarius, die Gnade Gottes zu suchen, und dem Evangelio gehorsam zu werden; und kamen fleißig in seinen Unterricht.

Diese erweckten Neger gehörten mehrentheils zu des Oberkammerherrn von Pless Plantagen, und ihre gute Gesinnung war die Frucht des Unterrichts der Brüder, die sich als Colonisten da aufgehalten hatten. Jetzt fanden die zwey Brüder Friedrich Martin und freundlich mit der Lehre Jesu auch Eingang bey den Negern auf der Compagnieplantage. Als sie, vor Hitze, Durst und Hunger äusserst entkräftet, auf

L 2

diese

diese Plantage kamen, war der Meistertnecht, der sich bisher immer sehr widrig gegen sie bezeigt hatte, so geändert, daß er sie nicht nur liebevoll aufnahm und versorgte, sondern auch versprach, künftig keinem Neger mehr zu wehren, sich ihres Unterrichts zu bedienen; vielmehr ihnen dazu behülflich zu seyn, und sich selbst denselben zu Nuze zu machen. Das gab wenigstens eine gute Aussicht fürs künftige. Aber bisher hatten selbst die erweckten Neger auf den plesischen Plantagen aus Mangel eines bey ihnen wohnenden Lehrers nicht gehörig gepflegt und unterrichtet werden können. Ueber diesen Mangel betrübt, baten sie den Missionarius Martin, er möchte ihnen doch behülflich seyn, daß sie einen eigenen Lehrer bekämen, und daß indessen Fiedler wieder auf die Plantage ziehen, und sich ihrer annehmen möchte. Die Noth dieser armen Leute ging den Brüdern zu Herzen; und da izt kein anderer Rath war, ihnen zu Hülfe zu kommen, so entschloß sich Fiedler, so lange im Dienst des Oberkammerherrn auf der Plantage zu bleiben, bis der neue Inspector ankommen würde. Martin ermunterte ihn, sich der Neger sonderlich in der Absicht anzunehmen, daß sie zu einer lebendigen Erkenntniß Jesu Christi gelangen, und bey Ihm die Ruhe für ihre Seelen finden möchten; und er bezeugte Lust und Willigkeit dazu.

Am 5ten November kam Friedrich Martin wieder nach St. Thomas zurück, und wurde von den Negern mit grosser Freude empfangen. Aber seinen Gehülfen Bönicke traf er nicht nur dem Leibe nach kränklich, sondern auch in einer bedenklichen Herzensstellung an; welche ihm um soviel grössern Kummer machte,

machte, weil er davon Seelenschaden und Schmach für das angefangene Werk Gottes befürchtete. Hingegen bekam er einen treuen Gehülfen an dem Bruder Matthäus Freundlich, der im Monat December 1736. von St. Croix zu ihm nach St. Thomas zog; so daß izt, auffer Timotheus Siedler, kein Bruder mehr in St. Croix übrig war. Dieser letztere wurde nach und nach in die Dinge dieser Welt verflochten, suchte mehr seinen eigenen Vortheil als das Reich Christi unter den Negern zu befördern; entzog sich der Gemeinschaft der Brüder, die sich gleichwol immer angelegen seyn ließen, ihm zurecht zu helfen, und richtete sich für sich selbst ein.

Zu dem Schmerz, den der Missionarius Martin und sein Gehülfe Freundlich sowol über Siedlern als Böniken hatten, kamen noch verschiedene andere Leiden. Ihre Kräfte wurden durch oft wiederholte Anfälle von Krankheiten geschwächt; sonderlich bemerkte Martin, daß sein Gedächtniß durch die hitzigen Fieber dergestalt abgenommen hatte, daß er sich oft nicht besinnen konnte, was er den Tag vorher gethan hatte. Doch wurden nach und nach die Kräfte der Seele mit der Gesundheit des Körpers wieder hergestellt. Wenn Freundlich krank war, so lag unterdessen seine Profession und sein Verdienst; und der Mangel riß bey ihnen ein. Im October und November 1737. war Martin mit seinen Hausgenossen so krank, daß keiner dem andern behülfslich seyn konnte; und sie würden ganz hülflos gewesen seyn wenn sich nicht die Frau Carstens ihrer liebevoll angenommen, und eine Negerin zu ihrer Wartung gegeben hätte. Dazu kamen noch verschiedene Anfälle übelgesinnter Menschen. Einmal

kamen zu Mitternacht zwey Bösewichter, die unter entsetzlichen Lästerungen mit fürchterlichem Lärm die Thür ihres Hauses in Stücke zerbrechen wolten. Die zwey Brüder aber blieben im Vertrauen auf den Schutz Gottes dabey ruhig, bis jene Unsinnige über ihren böshaften und vergeblichen Versuchen ermüdeten. Von einem andern besoffenen Blauen, der Abends in der Schule Störung machte, und den der Missionarius Martin nach Hause begleitete, bekam er Stockschläge dafür zur Belohnung. Er duldete diese Gewaltthätigkeit ohne sich darüber zu beklagen; und gewann damit mehr für die Sache des Heilands, als wenn er durch Klage bey der Obrigkeit dem Schuldigen die unvermeidliche Strafe zugezogen hätte.

Von der Hungersnoth, die in den letzten Monaten des Jahrs 1736. bis gegen den Februar des folgenden Jahres das Land drückte, war Martin mit seinen Gehülffen und ein paar Kindern, die sie in ihre Versorgung genommen hatten, wol nicht ganz verschont geblieben; doch ging es nie so weit, daß sie sich hungerig hätten zur Ruhe legen müssen. In der Mitte des Januars 1737. hatten sie von einem Brode, das sie den Tag vorher für den letzten Schilling gekauft hatten, nur noch ein Stück übrig; wobey einer der Hausgenossen anmerkte, daß sie izt bloß noch auf morgen früh etwas zu essen hätten. In der Nacht wurde ihnen auch dieser wenige Vorrath entwendet. Sie hatten aber gleichwol nicht nöthig bis zu Mittag zu fasten. Noch vorher brachte ihnen ein Meger eine Schüssel mit Fleisch; und dann ging ihnen auch etwas Geld ein, daß sie sich wieder Brod und Mehl in Vorrath kaufen konten.

In

In eben der Zeit aber mußten sie sich zu einer neuen Ausgabe bequemen. Als Einwohnern des Orts wurde ihnen zugemuthet, die Bürgerwache in Tappus mit zu besorgen, oder wöchentlich etwas dafür zu bezahlen. Ersteres wolte sich zur Misionsarbeit nicht recht schicken; sie verstanden sich also zum lehtern, ob es ihnen gleich schwer schien. Einen in ihrem Hause von einem boshaften Neger angelegten Brand entdeckten sie noch zu einer Zeit, da er mit leichter Mühe gelöscht werden konnte. Hingegen betraf den getauften Neger Petrus im Januar 1737. das Unglück, daß unter acht Negerhäusern auf seines Herrn Plantage auch seines abbrante. Er verlor dabey alles; bedauerte aber nichts so sehr, als den Verlust seines neuen Testaments.

Das schmerzlichste für die Brüder waren die fortwährenden Bemühungen einiger Blanken, welche die Funken der göttlichen Gnade in den Herzen der Neger auf allerley Weise auszulöschen suchten. Sonderlich hatten die Negerinnen, welche nicht länger sich zur Sünde mißbrauchen lassen wolten, viel auszustehen. Sie hielten es aber größtentheils mit Geduld aus, und wurden durch die deswegen erlittenen harten Züchtigungen nur vester in dem Entschlusse, sich zu bekehren. Eine derselben sagte bey einer solchen Veranlassung: Habe ich sonst für böse Dinge leiden können; warum solte ich nun nicht auch um des Guten willen etwas erdulden? Eine andere wurde auf dem Wege zur Versammlung von einer Negerin mit dem Messer in der Hand angefallen, und am Kopf und Arm verwundet; jedoch durch zwey Neger, welche zufälliger Weise dazu kamen, noch aus den Händen dieser Mörderin gerettet.

Ein blinder Arzt war ersucht worden, einem Kranken Neger zur Ader zu lassen; er wolte es aber nicht thun, und wünschte ihm vielmehr alles Unglück an, weil er ihn betend antraf. Es kostete viele Mühe, ihn zu überzeugen, daß das keine hinlängliche Ursache sey, dem Patienten seine Hülfe zu versagen. Das erbaulichste dabey war, daß der arme Kranke nur desto eifriger Gott für seinen Arzt um Gnade bat, je mehr dieser auf ihn fluchte.

Manchmal waren die Neger so glücklich, einen der widrigen Meisterknechte, von denen sie gewöhnlich mehr, als von der Herrschaft selbst auszustehen hatten, durch ihr folgsames Betragen und herzliches Zureden zu gewinnen. Auf einer Plantage, wo sich viele gläubig gewordene Neger befanden, war ihnen der Meisterknecht sehr ungeneigt. Als er nun einmal seinen Zorn über sie ausschüttete, nahm eine Negerin die Bibel in die Hand, und las ihm einige Stellen daraus vor; welches die Wirkung hatte, daß er zum Nachdenken kam, sie nachher zufrieden ließ, und auch gegen die Brüder sich freundschaftlich bezeugte.

Doch hatten die Leiden nicht durchgängig eine gute Wirkung bey denen, die sie betrafen. Ich finde in dem Tagebuch des Missionarius auch das Beispiel einer Negerin angemerkt, die durch anhaltende harte Behandlung ihre Standhaftigkeit verlor, und ihren guten Entschluß, sich zu bekehren, fahren ließ. Hingegen bekam eine andere, die noch nie in den Missionsunterricht gekommen war, auf Befehl ihrer Meisterin zweymal harte Schläge, bloß um sie abzuschrecken, daß sie nicht dahin ginge. Dieses Verfahren hatte just die Wirkung, die dadurch verhütet

wer:

werden sollte. Die Negerin kam, unstreitig durch die Gnade Gottes, welche ihr für ihr unverdientes Leiden einen Segen zuwenden wolte, auf die Gedanken, es müsse der Unterricht etwas wichtiges seyn, und beschloß, sich denselben zu Nuze zu machen. Sie that es, und fand soviel Geschmack und Trost für ihr Herz dabey, daß sie sich durch nichts mehr davon abhalten ließ.

Friedrich Martin fuhr indessen bey allem Widerstande fort, die Erkenntniß Jesu Christi unter den schwarzen Heiden auszubreiten, und den Glauben derer mit dem Evangelio zu nähren, welche Jesum als ihren Heiland angenommen hatten. Er that dieses sowol auf den mühsamen Landbesuchen, als in den täglichen Versammlungen, die er Abends in Tappus hielt. Jene that er igt in Gesellschaft seines Gehülffen Freundlichs oder eines getauften Negers. Er fand, daß letzteres von besonderem Nutzen und großem Gewicht war, wenn sein Vortrag an die Neger durch das Zeugniß eines Gläubigen aus ihrer Nation bestätigt wurde. Wenn er z. B. den Heiden sagte, daß wer an den gekreuzigten Heiland glaube, Vergebung der Sünden, Leben und Seligkeit erlange; so machte es einen sehr lebhaften Eindruck auf ihr Herz, wenn Andreas oder Petrus mit Freudigkeit hinzuthat: ja, so ist's, so habe ich es selbst erfahren. Fast auf allen Plantagen war unter den Negern ein Hunger nach der Gnade Gottes in Jesu Christo; so daß Martin überall aufmerksame Zuhörer antraf. Die meisten erwekten Neger waren auf Hans Clas Plantage, wo Herr Limberg, ein wahrer Freund der Brüder, Inspector war. Auf Nytendaals Plantage waren ihrer dreyßig, auf der

Compagnieplantage vierzig, auf andern mehr oder weniger. Gemeiniglich konte das Haus, wo Martin den Negern das Evangelium verkündigte, die Menge begieriger Zuhörer nicht fassen, so daß ein grosser Theil derselben draussen stehen mußte. Auch die getauften Neger suchten andere heilsbegierige zu unterweisen. Bey einem Besuch, den Martin auf der Frau Salomons Plantage bey dem Petrus machte, fand er, daß zehn Neger von einer benachbarten Plantage von ihm unterrichtet wurden. Auch ohne einen Lehrer und Anführer kamen die erweckten Neger des Abends zusammen, sich unter einander zu erbauen. Den Mangel der dazu nöthigen Lichter ersetzte Martin bisweilen aus der Armenbüchse. Ungeachtet die Neger selbst sehr arm sind, so samlete sich doch durch ihre Beyträge nach und nach so viel in der Büchse, daß gewisse Bedürfnisse daraus bestritten, und der Noth mancher Armen abgeholfen werden konte. Den Missionarien wurde dadurch, daß ein Neger den andern lehrte, die Arbeit sehr erleichtert.

Die Abendversammlungen in Lappus gingen dabey immer fort, und vom Monat Februar an, wurde um acht Uhr eine allgemeine Versammlung gehalten, wozu jedermann ohne Ausnahme kommen, und den öffentlichen Lehrvortrag anhören konte.

Ich will unter vielen nur ein Beyspiel von den Wirkungen der göttlichen Gnade an den Herzen der Neger anführen.

Einer, Namens Matamba, der bisher gar nichts von den Bemühungen der Brüder um das Heil der Neger gehört hatte, aber über seinen Zustand verlegen war, bekam eine Abndung, daß Gott Blanke

zu ihnen schicken würde, die sich ihrer liebeich annehmen, und sie unterrichten würden. Als er nachher hörte, daß sich Friedrich Martin mit dem Unterricht der Neger in Tappus beschäftigte, begab er sich ebenfalls in seine Unterweisung, bekam Geschmack an der Lehre Jesu, und erhielt von Martin ein Büchlein, worinn, wie ihm dieser sagte, Worte Gottes stünden, denen er gehorsam werden mußte. Matamba gab sich nicht nur selbst viele Mühe, in dem Büchlein lesen zu lernen; sondern es thaten solches auch andere Neger auf der Plantage, mit denen er seine Freude über die glückliche Bekantschaft theilte, die er mit dem Missionarius gemacht hatte. Als er einmal aus dem Unterricht zu Hause kam, fragte ihn der Meisteknecht, wo er her käme? von Tappus, antwortete er; denn da lernten izt die Neger Gottes Wort, und das könne dem Meisteknecht wol nicht unbekant seyn. Ach, sagte dieser, können die Weissten das Wort Gottes nicht halten, wie viel weniger werden es die Schwarzen können. Er glaube gern, antwortete Matamba, daß diejenigen, die Gottes Wort nicht glaubten, und lieber der Sünde dienten, es nicht halten könnten; aber wer daran glaube, werde vom Geiste Gottes gelehrt, und der könne es halten. Durch diese offenherzige Antwort wurde der Meisteknecht aufgebracht, schalt ihn einen grossen Pietisten, der alle Neger auf der Plantage verführe; nahm ihm sein Buch, und verurtheilte ihn zur Caminaarbeit, da er sonst der Fischer auf der Plantage gewesen war. Den Verlust des Buchs beweinten die andern Neger mit bittern Thränen; Matamba aber war bey der ganzen Sache gelassen,

ob

ob er gleich am meisten zu leiden hatte, und ermahnte sie zu standhafter Erduldung des Unrechts, solten sie auch um des Wortes Gottes willen getödtet werden. Das Verfahren des Meisterknechts hatte aber den Beyfall des Herrn der Plantage nicht. Denn als jener den Matamba als den Lehrer der Plantageneger bey ihm verklagte, und es diesen als ein Verbrechen anrechnete, daß sie immer in ihren Häusern säßen, und lerneten; dabey aber gestehen mußte, daß sie an ihrer Arbeit nichts versäumten, so fand der Herr an dem Betragen seiner Sklaven nichts strafbares, und wünschte vielmehr, daß alle seine Neger zu Martin in die Lehre gehen möchten. Von einem andern Meisterknecht, der auf diesem folgte, hatte Matamba nebst andern Negern von der Plantage, die den Missionsunterricht besuchten, noch mehr zu erdulden; er blieb aber standhaft bey der Liebe zu Christo und seinem Bekenntniß; und hatte noch die Freude, daß der Meisterknecht seinen Sinn änderte, und der Sache Freund wurde.

Ein Brief, den der getaufte Neger Petrus in diesem Jahre an einen Bruder nach Amsterdam schrieb, mag hier dazu dienen, die Wirkung der göttlichen Gnade an seinem Herzen daraus zu erkennen. „Ich bin, schreibt er, über die Gnade, die ich vom HErrn in mein Herz bekommen habe, sehr vergnügt. Darum habe ich von den bösen Sachen abgelassen, und den HErrn Jesum Christum lieb gewonnen, der für uns gestorben ist. Wir bitten auf unserm Plaze den HErrn mit einander: O liebe HErr! erbarme dich über uns arme Geschöpfe; segne uns zusammen; lehre uns dich recht erkennen, da
nicht

nichts böses unter uns bleibe; laß uns gutes thun; daß kein Hochmuth, kein Geiz, keine Hurerey, und kein Ehebruch unter uns sey. Nichts von diesen bösen Dingen müsse unter uns bleiben., *)

Abraham erklärte sich in einem Schreiben so: „Ich danke dem HErrn, daß wir sehen, was wir nicht vermuthet hatten, daß wir zu einer Gemeine des HErrn Iesu solten werden können. Wir sind vorher wie das Vieh gewesen, darum haben wir nicht gedacht, daß Gnade für die Heiden da wäre. Wir danken dem HErrn, daß Baas Martin nach St. Thomas gekommen ist; daß wir wissen, daß Gnade für die Heiden da ist, und was böse und gut ist. Wir beten den HErrn Iesum herzlich an, und hoffen auf Gnade von ihm.,

Aus einem Briefe der Mulattin Rebekka will ich mir folgendes hier anführen. „Ich habe nicht gewußt, daß es so ein geistliches Leben gäbe. Ich habe wol allezeit Lust zu den Wegen des HErrn, aber keinen rechten Grund davon gehabt, sondern immer nach einem Lehrer verlangt, der mich unterwiese. Ach wie gut ist der HErr! — helft mir Ihn loben, der mich aus der Finsterniß ziehet. Ich will von ganzem Herzen sein Kreuz auf mich nehmen, und seinem armen Leben nachfolgen. Aber wie elend finde ich mich in mir selber! gedenket meiner in eurem Gebet!,,

Sech-

*) Christiani adfirmabant, hanc fuisse summam — culpæ suae — quod essent soliti — ante lucem convenire, carmenque Christo, quasi Deo, dicere secum invicem, seque sacramento non in scelus aliquod obstringere, sed ne furta, ne latrocinia, ne adulteria committerent, ne fidem fallerent, ne depositum appellati abnegarent. Plinius Lib. X. Ep. 97.



Sechster Abschnitt.

Friedrich Martin wird ordinirt, richtet die Negergemeine ein, und bedient sie mit den heiligen Sacramenten.

Da nun der Missionarius Friedrich Martin mit der Lehre Jesu, unter dem Beystande des heiligen Geistes, so weit bey den Negern Eingang gefunden hatte, als ich bisher erzehlt habe; so stand der Einrichtung einer christlichen Gemeine aus den gläubigen Negern nichts mehr im Wege, als der Mangel eines ordinirten Lehrers, der sie mit den heiligen Sacramenten hätte bedienen können. Wenn Martin, ohne die kirchliche Ordination zu haben, gläubige Neger durch die Taufe in den Schoos der christlichen Kirche aufgenommen hätte; so war zu befürchten, daß die Rechtmäßigkeit dieser Handlung nicht unangefochten bleiben würde, um so mehr, da es viele Leute gab, welche nur Gelegenheit suchten, ihn in seiner Arbeit zu stören. Die Vorschrift, welche er dieserhalb von der Brüdergemeine erhalten hatte, ließ ihm auch nicht zu, solches zu thun. Er wurde aber bald dazu, und überhaupt zur Ausübung des Amtes eines christlichen Lehrers, durch die Ordination berechtiget, welche ihm der Bischof der Brüder, David Nitschmann, am 25ten Januar 1737. nach

der

der in alten und neuen Zeiten in Nothfällen gewöhnlichen Weise, abwesend ertheilte.

In der an besagtem Tage zu London ausgefertigten Ordinationsurkunde, die Friedrich Martin aber erst im September desselben Jahres in die Hände bekam, heißt es unter andern:

Allbieweil du, mein Bruder Friedrich Martin! von dem Lamm Gottes zeugest, und durch dein Zeugniß Seelen zu Jesu kommen sind, und es dir gebühren will, die Bekommene ins Band der Liebe zu binden, zur Gemeine zu holen, und der Testamente des Lammes theilhaftig zu machen mit dem Geist, der der Geist Jesu ist; — — ich aber dir die Ordination in Person nicht geben, und dich mit Auflegung meiner leiblichen Hände nicht einsegnen kan; in solchem Fall aber nicht allein apostolischen Herkommens ist, daß der Geist der Zeugen, wo die Stimme nicht wandeln kan, in die Gemeinen gehe, binde und löse, auch segne; — sondern auch die Weise der evangelischen Religion dem gemäß ist; (wovon ein Beyspiel angeführt wird), so will ich dann hiermit, Bruder Friedrich Martin! dich in dem Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, des ewigen Gottes, und Jesu Christi des treuen Zeugen, und der Gemeine Gottes, und der böhmischen Brüderschaft auf mir ruhenden Aufseher- und Bischofsamts halber, mit unserm Geiste hiermit einsegnen, ordiniren und weihen, zu einem Diener und Arbeiter in den Geschäften des Heils, welche zu Jesu Christus auf Erden gehören. Du solst taufen, das Wort des Herrn halten, Ehen einsegnen, confir-
ren, und alles übrige genante und ungenante thun,
was

was einem Diener der Kirche zukommt. — Nach einem herzlichen Segenswunsche und Gebete, heißt es ferner zum Schlusse: „Und du, Friedrich Martin, du Knecht des lebendigen Heilands, versiegle das Zeugniß, daß Er der wahrhaftige Gott ist. Mache ihm Jünger, taufe sie im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, und in Christi Tod. Empfahе auch vom HErrn, was du ihnen geben solst. Denn unser HErr Iesus Christus in der Nacht, da Er verrathen ward, nahm Er das Brod u. s. w. Der die Schlüssel Davids hat, gebe dir, daß, was du auf Erden binden wirst, auch im Himmel gebunden sey, und was du auf Erden lösen wirst, auch im Himmel los sey. — — Amen, mein Bruder! ich gebiete dir vor Gott, der alle Dinge lebendig machet, und vor Iesu Christo, der unter Pontio Pilato bezeuget hat ein gut Bekentniß, daß du haltest das Gebot ohne Flecken, untadelich, bis auf des HErrn Zukunft, Amen. „

Von dieser Ordination Friedrich Martins wurde sowol nach Copenhagen Bericht erstattet, als auch dem Gouvernement in St. Thomas Anzeige gethan. Unnimmehro glaubte man, es ohne Bedenken darauf austragen zu können, daß die gläubigen Neger nicht länger der ihnen vom Heiland erworbenen Wohlthaten, der Taufe und des Abendmahls, entbehren müßten. Zuerst taufte Friedrich Martin drey Neger am 22ten December 1737. und acht Tage darauf vier andere, darunter die oben erwähnte alte Negerin Marotta war, die den Namen Magdalena bekam. Am 4ten May 1738. taufte er ein Paar Eheleute Zacharias und Susanna, und am 6ten Julii abermal

mals vier Neger und eine Negerin. Am 23ten September 1738. da er, wie ich nachher erzehlen werde, in der Erwartung stand, ins Gefängniß gesetzt zu werden, und alles auf die Zerstörung der Mission zugelegt zu seyn schien, taufte er noch zehn Personen.

So war die Zahl der Getauften auf dreyßig gestiegen; von denen aber der Nathanael, der noch von dem Bruder Spangenberg getauft worden, die erste Liebe verlassen hatte, und von der Gemeine aus geschlossen war.

Die zwey Neger Andreas und Petrus waren die ersten unter den Getauften, welche am 30ten November 1737. mit den Brüdern des heiligen Abendmahls theilhaftig wurden. Von Zeit zu Zeit gelangten mehrere Getaufte zu dieser Gnade. Diejenigen, welche zum erstenmal dazu kamen, wurden Confirmandi geneunt, und vor dem Genusse geschah die Confirmation, indem ihnen, nach einer kurzen Rede von der Wichtigkeit und dem Segen dieser heiligen Handlung, und von der Beschaffenheit eines würdigen Communicanten, einige dahin gehörige Fragen vorgelegt, und sodann ihnen durch Handauslegung der Segen ertheilt wurde.

Gläubige Neger, die von catholischen Patribus getauft worden, und sich die Pflege und den fernern Unterricht der Brüder ausbaten, wurden mit dem Fuß des Friedens in die Gemeine aufgenommen, und dem Heilande im Gebet zu Gnaden empfohlen.

Im Februar 1738. stellten die Missionarien die ersten fünf Nationalgehülffen ans Werk, nemlich, den Andreas und dessen leiblichen Bruder Johannes, den Petrus und dessen Bruder Christoph, und die

M in

Anna

Anna Maria, die am 29ten December 1737. getauft worden. Diese Personen waren bisher, ohne einen besondern Auftrag zu haben, unter ihrem Volke mit der ihnen vom Heiland gegebenen Gnade geschäftig gewesen, und wurden geliebt und geachtet. Izt vertraute ihnen Martin die Aufsicht und Leitung gewisser kleiner Gesellschaften an, in welche er die Menge der heilsbegierigen Seelen eingetheilt hatte. Es wurden fünf, sechs oder zehn Personen in eine solche Gesellschaft geordnet, die unter der Aufsicht des Missionarius oder eines seiner Gehülfen wöchentlich einmal zusammen kamen, und über ihren innern Wachsthum in der Erkenntniß Jesu Christi und ihrer selbst vertraulich mit einander redeten, ihre Noth klagten, einander ermunterten, und sich zur herzlichen Fürbitte für einander verbanden. In jedem Geschlechte waren dergleichen Gesellschaften eingerichtet. Der zwey Gesellschaften von Getauften nahm sich Martin selbst an; die übrigen wurden theils von seinem Gehülfen Freundlich, theils von den vorhin genannten Nationalhelfern gehalten. Die Rebekka und die Anna Maria dienten insonderheit bey ihrem Geschlechte. Die alte Magdalena, welche Schwachheit halber nicht mehr weit kommen konnte, ließ es sich aus eigenem Triebe angelegen seyn, den in ihrer Nähe wohnenden Negern, und andern, mit welchen sie zu verkehren hatte, zum Wachsthum in Christo beförderlich zu seyn, und ihre Bemühungen hatten einen gesegneten Erfolg.

Ueberdis trug Martin allen Getauften auf, sich der Lehrlinge anzunehmen, sie fleißig zu besuchen, sich nach ihrem innern Befinden zu erkundigen, und

den

denselben mit ihrer Gnade und Gabe zu dienen. Es hatte diese Einrichtung nicht nur den Nutzen, daß eine Seele versäumt wurde, die ein Verlangen nach Gnade hatte, und daß der Missionarius durch seine Behülfen die nöthige Nachricht von allen Lehrlingen, von neuem Zuwachse, und wo etwa ein neuer Ansehn sich zeigte, daß das Evangelium Eingang finden würde, erhielt; sondern sie diente auch den Behülfen selbst dazu, daß ihr Herz immer bester in Christo, im Glauben stärker, in der Liebe brünstiger, und in der Hoffnung gegründeter wurde.

Auch in Absicht der Heirathen führte Friedrich Martin im April des Jahrs 1738. eine christliche Ordnung unter den gläubigen Negern ein. Er machte ihnen vom Ehestande den biblischen Begriff, daß er von Gott selbst verordnet, gesegnet und geheiligt worden, und daß der Heiland durch seine Menschwerdung und Tod allen gläubigen Eheleuten die zur würdigen Führung dieses Standes nöthige Gnade, Licht und Kraft erworben habe. Daher sey es in der christlichen Kirche gewöhnlich, daß diejenigen, die in diesen Stand begeben, öffentlich in der Gemeinde dazu eingesegnet werden. Es sollten also auch öffentlich diejenigen gläubigen Neger, welche in diesen Stand treten, und denselben der Lehre Jesu und seiner Apostel gemäß führen wolten, unter Gebet und Gesang den Segen dazu empfangen. In der Gemeinde der Neger verursachte die Bekanntmachung dieser Einrichtung eine herzliche Freude, und sie sahen selbe als eine neue Wohlthat an, die sie dem Heiland zu verdanken hätten. Nur der Umstand, daß die weiße Blanke für die Ehe ihrer Sklaven keine Achtung

tung haben, und sie nach Gutbefinden trennen, (wovon erst im Merz ein betrübtes Beyspiel vorgekommen war, da die zwey Helfer Andreas und sein Bruder Johannes ohne ihre Weiber nach St. Jan, statt baaren Geldes, an einer Schuld gegeben worden), lag dabey dem Missionarius und den gläubigen Negern schwer auf dem Herzen, und preßte ihnen manchen Seufzer zu Gott aus.

Nach dem Beyspiel der ersten Christen wurden auch bisweilen Agapen oder Liebesmahle mit den gläubigen Negern gehalten. Die Absicht dabey war herzliche Liebe und Gemeinschaft unter diesen aus so verschiedenen Nationen abstammenden, und in so vielen Plantagen vertheilten Gliedern der Gemeine zu befördern, und ihnen Gelegenheit zu geben, ihre Bruderliebe gegen einander zu bezeigen. Anfänglich gab bald dieser, bald jener, das nöthige, aus eigener Triebe, dazu her. Ich finde in dem Tagebuch der Mission angemerkt, daß einmal ein Neger einen großen Fisch, den er gefangen hatte, dazu anwendete.

Zucht und Ordnung war bey der neuen Gemeine so nöthig, als das Ausjäten des Unkrauts auf einem erst urbar gemachten Acker. Durch die Vernachlässigung derselben würde nicht nur der innere Fortgang des Werkes Gottes unter den Negern selbst gehemmt und nach und nach erstickt, sondern auch den Widergesinnten Gelegenheit zu böser Nachrede und Lästerung gegeben worden seyn. Jede Versündigung gegen äussere Pflichten, Ungehorsam gegen Vorgesetzte u. d. g. wurde, nach Verschiedenheit der Umstände mit mehr oder weniger Schärfe geahndet. Der Lehrling oder der Getaufte, der sich hartnäckig wi-

trogig gegen seine Herrschaft aufführte, wurde von den Versammlungen so lange ausgeschlossen, bis er mit herzlicher Reue um Vergebung bat, und Besserung zusagte. Dieses wirkte gemeiniglich mehr als alle Züchtigungen durch die Peitsche des Bomba. Es wurde den Schuldigen bald unaussprechlich, des gesegneten Unterrichts zu entbehren, und sie baten mit Thränen um die Wiederaufnahme. Diese geschah, so wie die Ausschließung, in der versammelten Gemeinde und mit ihrer Genehmigung. So wurden einige, die sich durch das Singen guineischer abgöttischer Lieder zum Anstoß anderer versündigt hatten, in öffentlicher Gemeinversammlung darüber ernstlich erinnert, und ihnen die Ausschließung angekündigt, die sie aber durch reuiges Abbitten noch abwandten. Ueberhaupt wurden alle diejenigen, die noch in offenbaren Werken des Fleisches lebten, von der Gemeinschaft der Gläubigen ausgeschlossen.

Die Vorsicht des Missionarius ließ ihn auch die Nothwendigkeit erkennen, auf denjenigen Plantagen, auf welchen eine grosse Anzahl gläubiger Neger war, Aufseher und Ermahner aus ihrem Mittel zu bestellen. Diesen gab er den Auftrag, darüber zu halten, daß die gläubigen Sklaven die ihren Herren schuldige Arbeit mit aller Treue verrichten, dem Bomba gehorchen seyn, mit einander brüderlich umgehen, und überhaupt in ihrem Stande so betragen solten, wie es die Lehre Jesu erforderte, zu der sie sich begeben. Dadurch wurde nicht nur Uebelgesinnten die Gelegenheit zu lästern benommen; sondern es kam auch vielen Herren der Beweis in die Hand, daß die Lehre Jesu aus untreuen, ungehorsamen und wilden

Sclaven, wohlgesinnte, treue und ihren Herren aufrichtig ergebene Leute machen könne.

Noch richtete Friedrich Martin eine Versammlung der Gemeinde ein, die zur Absicht hatte, über gewisse äussere Sachen eins zu werden, die zum Besten der ganzen Gemeinde zu thun oder zu lassen wären. Wenn Martin seine Vorschläge dabey gethan hatte; so kam es der Gemeinde zu, darüber zu denken, und einen Entschluß zu fassen, nach welchem sich alsdann all und jede Gemeinglieder willig richteten.

Die treue Sorgfalt des Missionarius für das Wohlergehen seiner Negergemeine brachte es mit sich, daß er von Zeit zu Zeit sich nach eines jeden Besinden besonders erkundigte, und sich deswegen mit jedem einzeln unterredete. Den Negern selbst war diese Gelegenheit, ihr Herz und ihr besonderes Anliegen ihrem Lehrer freymüthig zu entdecken, sehr lieb und schätzbar; und er brauchte dieselbe, ihnen nach Erforderniß mit Trost, liebevoller Ermahnung oder ernstlicher Warnung zu dienen. Es stand zwar der Möglichkeit dieser einzelnen Unterredungen mit allen und jeden verschiedene Schwierigkeiten in der Wege, die theils in der wenigen Zeit lagen, welche der Sclavenstand den Negern übrig ließ, theils in ihrer Zerstreung, da sie auf verschiedenen, und oft weit entfernten Plantagen wohnten; sie wurden aber doch durch Zeit und Geduld überstiegen.





Siebenter Abschnitt.

Des Misionsgehülfsen Bönike plögllicher Tod.
Schönewecks und seiner Frau Ankunst und Ab-
sterben. Matthäus Freundlichs Trauung mit
der Mulattin Rebekka. Die Mision kömt
zum Besiz einer Plantage.

Von dem Misionsgehülfsen Bönike ist im fünften
Abschnitt erzehlt worden, daß er sich schon
gegen das Ende des Jahres 1736. in Absicht seines
Herzens in einem Zustande befunden habe, der dem
Misionarius Martin vielen Kummer verursachte.
Die Geschicklichkeit und Gaben, welche dieser junge
Mann wirklich besaß, verleiteten ihn zu einer allzu-
grossen Einbildung von sich selbst, und diese brachte
ihn dahin, daß er gegen die andern Brüder eingenom-
men wurde, und es darauf antrug, sich für sich selbst
einzurichten. Die Vorstellungen, welche Martin ihm
desfalls mit aller Treue that, wirkten mehr nicht, als
daß er die Ausführung seines Vorhabens noch einige
Zeit verschob. Im Julio 1737. aber zog er für sich
nach Muskitebay auf Herrn Carstens Plantage, gegen
den Sinn der Brüder; und fing daselbst an, die Neger
zu unterrichten. Diese seine Trennung war den Brüd-
bern um so bedenklicher, als man gleich in dem ersten
Anfang seines Unterrichts, den er den Negern gab,

wahrnahm, daß es auf Schwärmerereyen hinauslaufen würde. Die Brüder, welche die Hoffnung nicht aufgaben, ihn wieder zu gewinnen, und ihn deswegen in Muskitebay besuchten, konnten ihn durch das herzlichste Zureden nicht zur Aenderung seines Sinnes bewegen; indem er seine Ueberzeugung und gute Absicht vorschützte. Am 3ten September kam er zum letztenmal zu den Brüdern nach Tappus. Er war, aus einem ungegründeten Verdacht, sehr gegen sie aufgebracht, und redete die Brüder Martin und Schönebeck (welcher letztere zu Ende des August aus Europa zur Hülfe bey der Mission angekommen war) hart an. Sie baten ihn liebevoll, sich vor Gott zu demüthigen, und die Abweichung seines Herzens vom Herrn, welche die eigentliche Quelle seiner Trennung gewesen, zu erkennen; allein er blieb auf seinem Sinne, nahm kurz Abschied, wobey er ihnen noch die Hand reichte, und sich darauf berief, daß Gott sollte zwischen ihm und den Brüdern Richter seyn; und so ritt er nach Muskitebay zurück. Nicht lange nach seiner Abreise hörte man einen sehr heftigen Donnerschlag, und bald erhielten die Brüder in Tappus die schmerzliche Nachricht, daß Bönike mit dem Schlage vom Pferde gestürzt, und todt sey. Nach Aussage eines Negerjungen, der ihn begleitete, machte er nach dem Falle noch einige vergebliche Versuche aufzustehen, schickte auch den Jungen nach Muskitebay, Hülfe zu holen; und dieser bestellte den ersten Neger, den er antraf, den Sterbenden zu bewachen. Aber da die verlangte Hülfe kam, war er schon verschieden, und der zur Wache bestellte Neger war mit einem Paquet Zeuge, die Bönike zu verarbeiten von Tappus mitgenommen hatte,

hatte, davon gelaufen. Dieses erregte den Verdacht, derselbe möchte ihn vielleicht gar vollends umgebracht haben; allein der Wundarzt, der die Leiche deswegen gerichtlich untersuchte, konnte kein Merkmaal eines solchen gewaltsamen Todes an derselben finden. Sie wurde zu den Brüdern nach Tappus gebracht, und am folgenden Tage von ihnen mit Behmuth und Schmerz zur Erde bestattet. Es fiel ihnen dabey das Wort des Apostels ein: Wenn wir gerichtet werden, so werden wir von dem HErrn gezüchtiget, auf daß wir nicht mit der Welt verdammt werden. I Cor. II, 32.

Nunmehr hatte Martin noch zwey Gehülffen, den Matthäus Freundlich und Johann Christoph Schöneweck. Letzterer war mit seiner Frau, die des grönländischen Missionarius Johann Beck's Schwester war, von der Brüdergemeine der Mission zu Hülfe geschickt worden. Sie waren am 19ten Junii 1737. von Texel abgefahren, und nach einem elftägigen Aufenthalt in Eustatius, wo sie viele Freundschaft genossen, kamen sie den 28ten August eben dieses Jahres gesund in St. Thomas an. Martin freute sich herzlich über ihre Ankunft; sie aber konnten ihn kaum mehr erkennen, so jämmerlich war er damals durch ausgestandene Krankheiten zugerichtet. „Kinder, sagte er zu ihnen, erschreckt nur nicht über mich; ich bin gestärkt, ich bin gestärkt um des Werks des HErrn willen.“ Schöneweck und seine Frau hatten unterwegs so viel holländisch gelernt, daß sie bald nach ihrer Ankunft bey dem Unterricht der Neger behülfflich seyn konnten. Sie nahm sich insonderheit ihres Geschlechts an, und besorgte dabey die Haushaltung, so

M m 5

wie

wie ihr Mann die Beckerey trieb. Aber die gute Hoffnung von ihrer Brauchbarkeit bey der Mission fiel gar bald weg; denn sie entschlief schon am 15ten November dieses Jahres, und ihr Mann folgte ihr in drey Tagen nach. Martin war damals so krank, daß er die Größe des Verlusts, den er dadurch erlitt, erst hintennach fühlte.

Man war er und Matthäus Freundlich wieder allein. Letzterer war nicht nur ein gesegneter Schülze in der Missionsarbeit, sondern trug auch mit dem Verdienste aus seiner Schuhmacherey das meiste zum äussern Durchkommen bey. Er sowol als Martin waren unverheirathet, und die Mulattin Rebekka, die treue Mitarbeiterin unter ihrem Geschlechte, war es ebenfalls. Martin glaubte, daß nicht nur die Arbeit der Rebekka unter den Negerinnen, die meistens verheirathet waren, nützlicher seyn, und mit mehrerer Wohlstandigkeit geschehen könnte, wenn sie verheirathet wäre; sondern daß auch der Anstoß dadurch wegfallen würde, den man vielleicht an dem Umgange der Brüder mit ihr nehmen könnte. Er hatte deswegen an die Brüdergemeine nach Europa geschrieben, und die Heirath des Matthäus Freundlichs mit der Rebekka vorgeschlagen. Da sie als eine begnadigte Person und begabte Arbeiterin bekant, und dabey frey war; so hatte man von Seiten der Brüdergemeine nichts dagegen einzuwenden, daß diese Heirath zur Förderung des Werks Gottes unter den Negern zu Stande käme. Freundlich hatte schon vorher seine Einwilligung dazu gegeben; aber die Rebekka, die sich für zu gering dazu achtete, entschloß sich erst nach einer langen Ueberlegung. Der Negergemeine

gemeine wurde das Vorhaben dieser beiden Personen zu verschiedenumalen öffentlich zu ihrer herzlichsten Freude bekant gemacht, und zur Fürbitte empfohlen. Martin traute sie am 4ten May 1738. in Gegenwart der getauften Neger und einiger Lehrlinge.

Die Mission war also izt mit diesen drey Personen besetzt. Sie hatten verschiedene Kinder in ihre Besorgung genommen; für welche es sehr gut war, daß sie an der Rebekka eine treue Hausmutter erhielten. Bis in den May 1738. stieg die Zahl der Kinder; die sie in ihr Haus aufgenommen hatten, auf neun. Diese Kinder wurden nicht nur mit Kost und Kleidung versorgt; sondern auch mit andern Kindern, die täglich zu den Brüdern in die Schule kamen, im Lesen, Schreiben und in der christlichen Lehre unterrichtet.

Da dem Missionarius von Blanken und Schwarzen noch viele Kinder, theils zur völligen Verpflegung und Erziehung, theils nur zum täglichen Schulunterricht angeboten wurden; die er aber wegen des engen Raums in seiner Wohnung, und wegen des Mangels an Gehülffen nicht annehmen konnte: so war er zwar darauf bedacht, ob nicht den armen Kindern, die sonst ohne Aufsicht und Unterricht verwilderten, durch Einrichtung einer Erziehungsanstalt geholfen werden könne; er fand aber bey der Ausführung unübersteigliche Schwierigkeiten.

Hingegen war er so glücklich, der Mission einen besten und eigenthümlichen Sitz zu verschaffen, und einige getaufte Sklaven zu kaufen, um sie zur Hülf sowohl im äussern, als auch in der Seelenarbeit an den Negern zu brauchen. Der bisherige Aufenthalt der
Brü-

Brüder in Tappus, wo sie für einen hohen Preis zur Miete wohnten, war mit vielen Beschwerlichkeiten und Verdruß verbunden. Denn einmal war es ihnen höchst unangenehm, daß ihr Hauswirth von Uebelgesinnten ihretwegen allerley Vorwürfe zu leiden hatte, und ihm alles das zur Last gelegt wurde, was dergleichen Leute als für sie unleidliche Folgen der Mission ansahen, die nothwendig wegfallen müßte, wenn die Brüder kein Unterkommen fänden. Und dann war doch der Raum in ihrer Wohnung für die zahlreichen Versammlungen der Neger zu enge. Sie und die Neger, die in ihren Unterricht kamen, wurden oft von betrunkenen Leuten gemißhandelt und gestört. Ueberdis durfte sich, nach der vorsichtigen Polizeyordnung des Ortes, kein Neger nach neun Uhr Abends auf der Strasse sehen lassen; wodurch die Zeit zu ihrem Unterricht, der an Werktagen nur Abends nach vollendeter Arbeit geschehen konnte, sehr eingeschränkt wurde. Im Dorfe hatten die Brüder kein Fleckchen Land, und konnten also auch zur Erleichterung ihres Unterhalts nichts pflanzen. Ueberhaupt war die ganze Mission schwankend, so lange die Brüder in Absicht des Wohnens von dem Gutbefinden anderer abhingen; und ohne einen eigenen Platz konnte auf ihr Bestehen keine sichere Rechnung gemacht werden. Die Brüder trugen es also darauf an, zum Besitz eines eigenen Platzes, und zwar ausser dem Dorfe, zu gelangen. So sehr sie aber von der Nothwendigkeit eines solchen Ankaufs überzeugt waren; so fehlte es ihnen doch gänzlich an den Mitteln dazu.

Auf die Hülfe der Brüdergemeine in Europa konnten sie zwar zuverlässig hoffen; da sie wußten, wie viel
der-

derselben an der Ausbreitung des Evangelii unter den Negern gelegen war; aber sie hatten doch weder Anweisung noch Versprechen zu einer solchen Unternehmung. Es war also etwas im Glauben gewagtes, da sie dem Herrn Carstens am 10ten Julii 1738. den Auftrag gaben, die kleine Plantage der Frau Salomons, die öffentlich versteigert wurde, mit den dazu gehörigen neun Negern für sie zu erstehen. Sie wurde mit den Negern dem Herrn Carstens für etwas mehr als tausend Stück von Achten zugeschlagen. Er trat sie an die Mission ab, und erhielt in der folgenden Zeit von ihr seine Auslage mit vielem Dank. Diese kleine Plantage liegt im sogenannten neuen Quartier, zunächst bey Hans Clas, und nicht weit von der Compagnieplantage, ist dreytausend Fuß lang und sechshundert breit, und hält ungefähr sieben und zwanzig sächsische Morgen Landes, den Morgen zu dreyhundert Quadratruthen gerechnet. Sie war bisher nur zu Baumwolle und esbaren Pflanzen angewendet worden. Unter den neun Negern waren nur drey, Christoph, Anne Marie und Pieter, davon die zwey ersten getauft waren, zur Arbeit tüchtig; mit den übrigen war wenig auszurichten. Martin hatte sich bey dem Berge, darauf die Plantagegebäude standen, oft des Lutherbergs erinnert, und dabey herzlich gewünscht, daß da einmal etwas Herrnhut ähnliches zum Segen für die Neger werden möchte. Izt war der erste Schritt zur Erfüllung seines Wunsches geschehen, und mit der Zeit wurde da der gesegnete Ort, wo vielen tausend Negern die frohe Botschaft von Gottes Offenbarung im Fleisch zu ihrem ewigen Heil verkündiget, und Gott von der

Ge-

Gemeine gläubiger Neger im Geist und in der Wahrheit angebetet wurde; und er ist es noch.

Niemand war über diesen Kauf mehr erfreut, als die Neger, sonderlich die, welche dadurch ein Eigenthum der Brüder wurden. Auf die Nachricht, die ihnen Herr Carstens davon gegeben, eilten die getauften Christoph und Anne Marie zu den Brüdern nach Tappus, und wußten ihre Freude darüber nicht genug auszudrücken. Die Neger, die den Unterricht der Brüder zum Segen für ihr Herz bisher genossen hatten, machten aus dieser Begebenheit ein rechtes Fest. Ihrer vierzig kamen des Abends zu den Brüdern ins Dorf, lobten und dankten Gott, daß er ihren Lehrern izt ein eigenes Dach gegeben habe, wo sie ungestört ihnen den Weg zum ewigen Leben durch den Glauben an Jesum zeigen, und mit ihnen gottesdienstliche Versammlungen halten könnten. Nachdem sie sich die ganze Nacht hindurch mit dem Lobe Gottes fröhlich beschäftigt hatten, gingen sie beim Anbruch des Tages auseinander, und Friedrich Martin besah sich mit Christoph die gekaufte Plantage, und dankte dem Heilande auf den Knien dafür. Die Lage derselben zwischen vielen andern, auf welchen die meisten gläubigen Neger wohnten, gab ihr, nach dem Urtheil der Brüder, noch einen besondern Werth. Denn es schien möglich zu seyn, durch das Lauten einer mittelmäßigen Glocke, oder den Schall einer Posaune, allen herumwohnenden erweckten Negern von da aus ein Zeichen zur Versammlung zu geben. Aus der Ursache wurde sie damals Posaunenberg genant. Am 12ten August endigten die Brüder ihre bisherige Haushaltung im Dorfe, und zogen auf ihre Plantage.

tage. Vom Herrn Beverhout, in dessen Hause sie bisher zur Miethe gewohnt hatten, schieden sie in Liebe und Frieden. „Gott thue ihm Warmherzigkeit! (so drückte Martin sein dankbares Herz gegen ihn in einem Schreiben aus) denn er hat viel an uns gethan.“ Die Anstalt zum Unterricht der Neger im Christenthum wurde also von der Zeit an auf Posaunenberg fortgesetzt; doch ging sie auch im Dorfe nicht ganz ein. Ningo nahm sich da der erweckten Neger an; Martin aber besuchte sie fleißig, und hatte in Herrn Carstens Hause ein Zimmer zu seinem Gebrauch.





Achter Abschnitt.

Des Missionarius Friedrich Martins Ordination
wird öffentlich angefochten.

Zu der Zeit, da die Missionsarbeit der Brüder durch den eben gemeldeten Ankauf einer Plantage eine wesentliche Beförderung erhielt, wurde sie von einer andern Seite in grosse und bedenkliche Schwierigkeiten verwickelt. Der besondere Druck und die vielen Widersprüche, welche die Brüdergemeinde in diesen Jahren in Europa erdulden mußte, fing nun auch an, auf den dänischen westindischen Inseln zu wirken. Einige widriggesinnte Leute daselbst, die aus sich selbst bewußten schlechten Ursachen die Bekantschaft der Missionarien mit ihren Negern nicht leiden konnten, und den Untergang der Mission wünschten, faßten nicht nur alles begierig auf, was gegen die Brüder geredet und geschrieben wurde; sondern waren auch darauf bedacht, wie sie, unter irgend einem scheinbaren Vorwande, der Mission Hindernisse in den Weg legen, oder gar die Zerstörung derselben befördern möchten. Zu ihnen gesellte sich der reformirte Prediger Borm; und so wenig Grund und Veranlassung er auch hatte, in dieser Sache vor andern geschäftig zu seyn, fand er dennoch für gut, nicht allein die Gültigkeit der durch Friedrich Martin geschehenen Trauung des Matthäus Freundlich

lichts mit der Rebekka, sondern auch überhaupt des-
 sen Ordination, und daraus hergeleitete Befugniß
 zu Verrichtung kirchlicher Handlungen anzufechten.
 Er gab unterm 27ten August 1738. im Namen des
 reformirten Kirchenraths eine Bittschrift bey dem Con-
 vernement ein, daß von demselben eine gerichtliche
 Untersuchung verfügt werden möchte, ob die Pietisten
 oder Herrnhuter einen rechtmäßigen Beruf zu Be-
 dienung der Sacramente und Verrichtung anderer
 Kirchenhandlungen hätten; und im Fall sie unbefugter
 Weise darinn handelten, ihnen solches zu verbieten,
 und gegen sie nach der Schärfe der königlichen Ge-
 setze zu verfahren. Verschiedene Einwendungen ge-
 gen den Lehrunterricht der Brüder, mit welchen Herr
 Borm diesen seinen Vortrag zu unterstützen suchte,
 waren so beschaffen, daß er sich dieselben leicht selber
 hätte beantworten können. So führte er z. E. an,
 daß Neger, die bey den Herrnhutern getauft worden,
 sich bey ihm um ferneren Unterricht gemeldet hätten;
 und zog die Folge daraus, daß die Taufe der Bräu-
 der, so wie auch der Unterricht, welchen sie den
 Täuflingen ertheilten, nicht richtig und hinlänglich
 seyn müsse. Es beruhete aber dieses Vorgeben auf
 dem einzigen Beispiele eines untreuen Negers, nem-
 lich des Nathanael, welcher, nachdem er wegen
 eines schlechten Wandels von der Gemeinschaft der
 gläubigen Neger hatte ausgeschlossen werden müssen,
 erauscht zu Herrn Borm gekommen war, und noch
 einmal getauft zu werden begehret hatte. Von meh-
 rerer Erheblichkeit schien die Frage zu seyn: Ob Grie-
 rich Martins Ordinationsschein eine Bestätigung
 durch königliche Unterschrift, und er dadurch einen
 N u gesetz-

gesetzmäßigen Beruf habe, zu lehren und kirchliche Handlungen zu verrichten? Eine solche Bestätigung hatte man zu suchen nicht für nöthig erachtet, weil man glaubte, daß die völlige Religionsfreyheit, welche der König den Brüdern, die zuerst nach den dänischen westindischen Inseln gegangen, zu ertheilen geruhet, die Befugniß zu Bestellung der Lehrer, unter sich selbst und für die Neger, schon mit einschliesse. Allein der Gouverneur fand sich durch die ihm übergebene Schrift, wozu noch manche Insinuationen von den Gegnern der Brüder kommen mochten, gleichwohl bewogen, dem Missionarius Friedrich Martin zwar nicht den Unterricht der Neger, aber doch das Tauf- und Abendmahlhalten so lange bey Strafe zu untersagen, bis er deswegen nähere Anweisung von Copenhagen eingeholt und erhalten haben würde.

Dieses Verbot ging dem Missionarius schmerzlich nahe. Er hatte seine Negergemeine sehr lieb, und sah den grossen Schaden vor Augen, wenn er sein Amt und die Bedienung der Sacramente, die er mit Vorwissen des Gouverneurs und ohne Widerspruch bisher öffentlich ausgeübt hatte, so lange niederlegte, bis die königliche Resolution eingegangen wäre, womit es sich über Jahr und Tag verziehen könnte. Er glaubte also in seinem Gewissen verbunden zu seyn, dem Herrn Gouverneur die dringendsten Vorstellungen dagegen zu thun; ja sich zu erklären, daß er entschlossen wäre, sein Amt unter den Negern solange fortzusetzen, als er nicht durch Gewalt daran gehindert würde. Seine Ordination bedürfe, seiner Meinung nach, keiner besondern königlichen Bestätigung, weil die Macht, die heiligen Sacramente zu bedienen, schon

schon in der königlichen Versicherung der völligen Religionsfreyheit enthalten wäre, welche den Brüdern ertheilt worden, die im Jahr 1733. nach den dänischwestindischen Inseln gegangen.

Noch denselben Abend versamleten sich über neunzig Neger auf der Brüderplantage. Das Hauptanliegen des Missionarius war, daß das Werk Gottes unter dieser armen Volke auch alsdann fortgehen möchte, wenn er und sein Gehülfe durch Umstände und Gewalt verhindert werden solten, ferner daran zu arbeiten. Es wurden zu dem Ende aus der Gemeinde zwey Mitältesten, Zacharias und Abraham, ein allgemeiner Diener, der Christoph, und sieben besondere Diener erwehlt, und zu ihrem Amte von Friedrich Martin eingesegnet.

In den folgenden Tagen schrieb Friedrich Martin nach Copenhagen, und gab dem Oberkammerherrn von Pless Nachricht, sowol von den bisherigen Vorfällen, als von dem Zustande der Mission und der Negergemeine, welche, mit Inbegrif der Taufcandidaten und Lehrlinge, bereits aus vierhundert Personen bestand.





Neunter Abschnitt.

Die Arbeiter bey der Mission werden in einen Proceß verwickelt, und gefänglich eingesezt.
Geschichte ihrer Gefangenschaft.

Bis dahin betraf die Klage gegen den Missionarius Martin eigentlich nur den Mangel einer besondern königlichen Bestätigung seiner Ordination zur Bedienung der heiligen Sacramente; nun folgten aber noch mehrere Aufsechtungen anderer Art. Friedrich Martin und sein Gehülfe Matthäus Freundlich wurden in einen Proceß verwickelt. Timotheus Siedler, der letzte von der Brüdercolonie in St. Croix, dessen im vorigen mehrmalen Erwähnung geschehen, war im Monat Julius 1738. von St. Croix als Meisterknecht auf Hans Glas Plantage, in der Nähe des Posaunenbergs, nach St. Thomas gezogen. Schon vorher hatte er sich der Gemeinschaft der Brüder entzogen, den Zweck, warum er nach St. Croix gekommen, ganz aus den Augen gesetzt, und igt keine andere Absicht, als sich etwas zu erwerben und seine äussere Umstände zu verbessern. Der Unterschied zwischen seinem und der zwey Brüder Betragen war so sichtbar, daß kein Neger, der ihn und jene beide kannte, ihn mehr für einen Bruder hielt. Friedrich Martin entzog sich seiner dennoch nicht ganz; sondern suchte ihn aus den Stricken zu retten, in welche er ver-

verwickelt war; fand aber mit seinen Vorstellungen kein Gehör bey ihm.

Fiedler hatte darauf das Unglück, als ein Dieb angeklagt und eingesezt zu werden. Der Inspector der Plessenschen Plantagen gab an, daß er in Fiedlers Kiste verschiedene Sachen entdeckt habe, die dem Oberkammerherrn von Pless gehörten, und deren Werth auf etwa fünfzehn Reichsthaler geschätzt wurde. Durch den heftigen Sturm, der zu Ende des Monats August grossen Schaden an Früchten und Gebäuden auf dem Lande und an Schiffen in der See gethan hatte, sollte die Kiste gedfuct, und auf diese sonderbare Weise sein Diebstahl bekant worden seyn. Der Inspector übergab seine Klage dem Fiscal, nahm die Kiste in Beschlag, ließ Fiedlern als einen Dieb in ein enges Loch ins Fort setzen, und gab zugleich den Missionarius Martin und seinen Gehülfen freundlich und dessen Frau als Mitschuldige an, die um den Diebstahl müßten gewußt haben. Sie wurden also alle drey am 24ten September vorgeladen, binnen acht Tagen vor dem Untergerichte zu erscheinen. Der Fiscal gab dem Missionarius, der sich bey ihm über die Ursache der Vorladung erkundigte, zu verstehen, daß sie auf des Inspectors Verlangen über gewisse Fragen eidlich abgehört werden solten. Martin machte sich, so wie sein Gehülfe, ein Gewissen diesen Eid abzulegen. Er bat daher den Fiscal, alles mögliche zu thun, daß sie damit verschonet würden; und versprach, auf die ihm vorzulegenden Fragen schriftlich und nach der Wahrheit vor Gottes Angesicht zu antworten. Allein gegen seine Bitte wurde das Gesetz angeführt, nach welchem in der-

N n 3 glei-

gleichen Fällen ein Eid unumkehrlich nöthig sey. Sie erschienen am 1ten October, nebst Fiedlern vor dem Byevogt und dem Untergericht. Fiedler erklärte sich dahin, daß er die Sachen, die in seiner Kiste als gestohlen Gut angesehen würden, theils selbst gekauft, theils, als den Brüdern gehörig und von ihnen zurückgelassen, an sich genommen habe; und nicht ein Stück gehöre der Plantage des Oberkammerherrn. Er berief sich auf das Inventarium, an welchem ganz und gar nichts fehle. Darauf wurde den zwey Brüdern Martin und Freundlich das Formular eines Eides vorgelesen, den sie zur Versicherung, daß sie die Wahrheit sagen wolten, abzulegen hätten. Sie erklärten sich darauf, daß sie so willig als schuldig wären, alle ihnen vorzulegende Fragen nach der Wahrheit zu beantworten; aber den Eid abzulegen, sich Gewissens halber nicht entschliessen könnten. Der Richter bestand darauf, daß sie nach dem Gesetz solchen ablegen müßten; und sie blieben bey ihrer Erklärung. Man entließ sie für diesmal, mit Androhung der Gefängnißstrafe, wenn sie auf dieser Weigerung beharreten.

Am 21ten October erschienen die zwey Brüder, nebst der Rebekka, auf die zweyte Vorladung vor dem Untergerichte, und wurden, da sie sich auf wiederholten Antrag eben so, wie das erstemal, erklärten, zu einer Geldstrafe von dreyßig Reichsthalern verurtheilt; worauf sie bezeugten, daß sie so viel nicht in ihrem Vermögen hätten. Zwey Tage hernach wurde ihnen angesagt, daß, wenn sie nicht am folgenden Tage die Strafe erlegten, man zu Zwangsmitteln schreiten müsse. Da sie nun auffer Stand waren, zu zahlen,
und

und also erwarten mußten, ins Gefängniß gesetzt zu werden; so stellten sie am 24ten October eine Versammlung der Negergemeine an, um noch von derselben Abschied zu nehmen, und sie zur unverbrüchlichen Treue gegen den Heiland zu ermahnen. Es waren in derselben an die zweyhundert Neger zugegen; auch Herr Carstens fand sich dabey ein, und war den Negern durch seinen Zuspruch zu besonderem Trost und Ermunterung. In dieser Nacht, welche Friedrich Martin für die letzte hielt, darinn er Freyheit hätte, das Amt eines Dieners Jesu und Lehrers der Heiden durch Ertheilung der Taufe auszuüben, taufte er noch zehn Neger, die ihn aufs angelegentlichste darum gebeten hatten. Die Täuflinge erklärten sich vorher, daß sie den Heiland über alles lieben, ihr ganzes Vertrauen auf ihn setzen, und ihm unter allem Leiden treu seyn wolten. Nach dieser gesegneten Handlung, welche mit inbrünstigem Gebet der Gemeine, und insonderheit der zehn Nationalarbeiter, die bey der Taufe Zeugen waren, begleitet ward, wurde die Gemeine entlassen. Als nun Nachmittags der Byevogt und der Fiscal mit einiger Mannschafft zur Execution kamen, ging ihnen Martin entgegen, und führte sie freundlich ins Haus. Das Betragen dieser Gerichtspersonen war gütig und mitleidig; ihr Amt aber legte ihnen die Pflicht auf, mit den Brüdern nach dem Buchstaben des Gesetzes zu handeln. Da nun diese weder ihre Strafgelber erlegen, noch den Werth davon in Hausrath oder Kleidern anweisen konten, so wurden sie alle drey, Friedrich Martin, Matthäus Freundlich und seine Frau Rebekka, auf Befehl des Byevogts, durch die Mannschafft nach dem Castell im

Dorfe geführt. Beym Herausgehen aus dem Hause fangen sie den Vers: Die Liebe wird uns leiten, den Weg bereiten — Wir sehen schon von weiten die Grad und Zeiten von unsern Seligkeiten. Nur treu! nur treu! Sie gingen mit der Freudigkeit, die das vollkommene Vertrauen auf die Hülfe Gottes gibt, ihren Weg fort, und so kamen sie, unter einem grossen Zulauf von Menschen, im Castell an, wo sie in ein Gefängniß verschlossen wurden.

Auch in diesen Umständen bewiesen sie sich als Diener Jesu Christi, mit Geduld, mit Standhaftigkeit, mit Gebet und Glauben. Gleich im Anfang ihrer Gefangenschaft hatten sie die Freude, zu sehen, daß Herr Carstens sich ihrer Schmach und Trübsal nicht schämte. Er besuchte sie sogleich, und schickte ihnen noch an dem Abend Speise und Trank zu ihrer Erquickung. In dieser Gesinnung beharrte er bis ans Ende ihrer Gefangenschaft, ob er gleich darüber manches zu leiden hatte. Unter sich machten die gefangenen Brüder die Einrichtung, daß, solange sie im Gefängniß wären, jede Nacht einer von ihnen wachen, und dieselbe im Gebet zubringen sollte. Bey ihrem Beten und Singen hatten sie viele Zuhörer, die sich vor ihrem Fenster versammelten, und denen sie manches Zeugniß von der Gnade Gottes in Jesu Christo mit getrostem Herzen ablegten. Die Umstände, in denen sie sich befanden, machten, daß ihr Zeugniß eine desto grössere Wirkung auf ihre Zuhörer hatte. Manche Seele hat bey dem Gefängniß der Brüder den Weg zur Freyheit von der Sünde und ihren unseligen Folgen gefunden. Es wurde zwar den Soldaten

daten Befehl gegeben, die Neger von dem Gefängniß der Brüder wegzujagen; allein sie kamen immer wieder, und litten lieber Schläge, als daß sie des Zuspruchs ihrer Lehrer gänzlich hätten entbehren sollen.

Bis zum 26ten durfte nicht einmal die Thür des engen Behältnisses geöffnet werden, in welchem die Brüder verschlossen waren, wodurch die Hitze in demselben unausstehlich wurde. Sie ließen daher den Fiscal um diese Erleichterung bitten, die er ihnen sogleich gewährte, und nachher auch die Freiheit verschaffte, nach Befinden im Fort herumzugehen.

Am 29ten October mußten sie zum drittenmal, unter der Begleitung einiger Soldaten, vor Gericht erscheinen; wo ihnen abermals die Ablegung des Eides zugemuthet wurde, sie aber auf eben die Weise, wie vorher, sich erklärten. Da es also das Ursehen hatte, daß das Gefängniß der Brüder noch lange dauern würde, gab ihnen ein Freund den Rath, um baldige Recudigung ihrer Sache an das Gouvernement zu schreiben. Dem zu Folge setzten sie eine Bittschrift an dasselbe auf, und ließen solche in Abwesenheit des Herrn Gouverneurs, der sich seit dem Tage ihrer Gefangennehmung in St. Croix aufhielt, dem Herrn Commendanten überreichen. In demselben erboten sie sich zuerst, alle Fragen, die man in Fiedlers Sache an sie thun würde, nach ihrem besten Wissen und Gewissen, aber ohne Eid, zu beantworten. Sodann stellten sie rührend vor, wie durch ihre Gefangenschaft viele hundert arme Seelen unter den Negern zu heißen Seufzern zu Gott veranlaßt würden, weil ihnen unterdessen der Unterricht in der Lehre Jesu fehle, darnach sie so begierig wären. Sie

baten endlich sehr dringend, alles mögliche zu thun, damit die Sache Gottes unter den Negern nicht länger aufgehalten würde. Unter der Hand vernahmten sie, daß der Herr Commendant aus besonderer Geneigtheit sich erboten habe, die dreyßig Reichsthaler Strafe für sie zu erlegen, wenn sie sich nur zum Eide bequemen wolten. Er besuchte sie nachher selbst, und gab ihnen zu verstehen, daß er in ihrer Sache nichts thun könne, ehe der Gouverneur zurück käme; und ließ es dabey an Bezeigung seiner Gewogenheit nicht fehlen.

Indeß wurde, nach der in solchen Fällen gewöhnlichen Procedur, den gefangenen Brüdern abermal ein Termin von zwey Stunden zur Erlegung ihrer Strafgeelder durch die Gerichtsdienner angesetzt, und widrigenfalls mit der Verdoppelung derselben, auch mehreren Zwangsmitteln gedroht. In der That kam der Byevogt mit dem Fiscal und den Gerichtsdiennern am Iten November wieder zu ihnen, und setzte wegen beharrlicher Verweigerung der Eidesleistung ihre Strafe auf sechzig Reichsthaler. Drey Tage nachher wurden sie doch noch zum viertenmal vor Gericht gefordert, und so wie vorhin, ein eidliches Zeugniß in Fiedlers Sache von ihnen verlangt. Sie aber gaben ihre Antwort schriftlich ein, und bezeugten, daß ihnen von Fiedlers Sache ganz und gar nichts bekant sey. Zum Schlusse des Verhörs baten sie um baldige Beendigung und um eine Abschrift der Acten; wozu ihnen der Fiscal auch Hoffnung machte. Darauf kehrten sie in ihr Gefängniß zurück.

Bald darauf wurde ihre Geldstrafe vom Untergerrichte abermals erhöht, und auf neunzig Reichsthaler

thaler gesetzt. Nun war, so viel ich sehe, die Proceß-
ordnung zu Ende, und es kam darauf an, daß die
Brüder ihre Geldstrafe durch eine lange Gefangen-
schaft abbüßen solten; folglich war für sie auf eine
lange Zeit keine Erlösung aus ihrem Kerker zu hoffen.
Sie hätten zwar vielleicht das zur Bezahlung ihrer
Strafe erforderliche Geld von einem Freunde als Vor-
schuß bekommen können; glaubten aber, daß ihre
Sache dadurch nicht würde gebessert werden, waren
auch bange vor der Schuld, in die sie sich dadurch
setzen würden; und entschlossen sich also, den Aus-
gang in Geduld abzuwarten.

Ihre Zeit im Gefängniß, die ihnen von den vielen
Besuchen übrig blieb, verbrachten sie nicht müßig.
Die zwey Brüder machten Knopfformen oder schrie-
ben; und die Rebekka nähte. Zugleich nahmen sie
sich der kranken Soldaten im Castell an, und indem
sie ihnen ihre körperliche Noth erleichterten, legten sie
ihnen auch die Lehre Jesu Christi ans Herz.





Zehnter Abschnitt.

Fiscalische Klage wegen Matthäus Freundlich's
Trauung. Urtheil über ihn und seine
Frau.

Indem die fiedlerische Sache igt ruhete, so nahmen die Richter die Klage auf, welche der Prediger Borm bey dem Gouverneur gegen das Laufen und Trauen des Missionarius Martin eingegeben hatte. Sonderlich ging man gegen Matthäus Freundlich's Trauung mit der Rebekka an. Gedachter Prediger und sein Kirchenrath schlossen so: Weil Martins Ordination nicht gültig sey, so könne es die durch ihn verrichtete Trauung auch nicht seyn; folglich sey sie so gut, wie nicht geschehen. Demnach müsse das Aergerniß, daß zwey Personen ungetraut als Eheleute zusammenlebten, abgethan, und das uncanonisch getraute Paar entweder getrennt, oder durch einen recht ordinirten Prediger aufs neue getraut werden. Nun war zwar wegen Friedrich Martins Ordination nach Copenhagen geschrieben worden, und der Ausspruch vom Hofe noch zu erwarten; allein das Untergericht nahm, nach Herrn Borm's Grundsätzen, schon für bekant an, daß die Ehe des Matthäus Freundlich's mit der Rebekka ungültig sey. Herr Borm ließ sie durch zwey Mitglieder seines Kir-

Kirchenraths am 14ten November fragen, ob sie ordentlich und rechtmäßig getraut seyn wolten? Sie erstaunten über diese Frage, und lieffen ihm zur Antwort wissen, sie wären von der Rechtmäßigkeit ihrer Ehe, und deren priesterlichen Einsegnung vollkommen überzeugt. Darauf erfolgte am 19ten November eine Vorladung vor das Untergericht; wo sie als Leute, die, ohne rechtmäßig getraut zu seyn, in der Ehe lebten; der Anforderung des reformirten Predigers kein Gehör gegeben hätten, und der Gemeinde zum Vergerniß wären, die Klage gegen sich anhören, und nach Befinden die gehörige Strafe leiden sollten. Zugleich erging auch an den Missionarius Martin eine Vorladung des Inhalts, daß er, als ein nicht Ordinirter, sich unterstände, eine Gemeinde aufzurichten, sich zum Kirchendiener aufzuwerfen, die Sacramente zu administriren, und andere einem rechtmäßig verordneten Priester allein zukommende Ceremonien zu verrichten u. s. w. darüber habe er sich zu verantworten, und das Urtheil anzuhören.

Sie erschienen alle drey vor dem Gerichte am 24ten November 1738. Erst wurde Matthäus Freundslich und seine Frau verhört. Dieselben antworteten auf die Frage: Warum sie sich nicht in der reformirten oder lutherischen Kirche hätten trauen lassen? daß solches darum nicht geschehen sey, weil sie zur Brüderkirche gehörten, und ein ordinirter Lehrer von derselben auf St. Thomas anwesend sey. Auf ferneres Befragen: Ob sie eine Erlaubniß vom Gouverneur gehabt, sich trauen zu lassen? gaben sie zur Antwort: es sey ihnen keine Ursache bekant gewesen, warum sie dieselbe zu suchen nöthig hätten. Uebrigens

gens bezeugten sie, daß sie der Obrigkeit Gehorsam zu leisten, sich schuldig erkannten; aber den Befehl, sich trauen zu lassen, könnten sie darum nicht befolgen, weil sie von der Rechtmäßigkeit ihrer bereits geschehenen Trauung völlig überzeugt wären.

Nachdem sie entlassen worden, kam Friedrich Martin zum Verhör. Er legte seinen bisherigen Gang den Richtern freymüthig dar, und behauptete, daß er zu dem, was er als Lehrer gethan habe, satzsam bevollmächtigt zu seyn glaube. In Absicht seines Ordinationsscheins berief er sich auf den Herrn Gouverneur, dem er die Urschrift davon vorgezeigt, und eine Abschrift übergeben habe. Andere weniger erhebliche Fragen, die ihm bey diesem Verhör noch vorgelegt worden, übergehe ich.

Ehe in dieser Sache von dem Gerichte ein Urtheil erfolgte, wurde Friedrich Martin am 20ten November von einer tödtlichen Krankheit befallen, die eine Folge des beschwerlichen Gefängnisses, und der darin herrschenden grossen Hitze des Tages, und der Erkältung in der Nacht war. Da man natürlicher Weise zunächst sein Ende erwarten mußte, wenn er nicht in bessere Verpflegung käme, so bat sich der treue Herr Carstens beym Gouverneur die Erlaubniß aus, ihn zu dem Ende in sein Haus zu nehmen; welches ihm auch gestattet wurde, nachdem er sich für ihn verbürgt hatte.

Indessen daß sich der Missionarius unter der sorgfältigen Pflege im Carstenschen Hause langsam erholte, ruhete das gerichtliche Verfahren gegen ihn und seine Gehülfen bis zum 22ten December, da das Urtheil über den Matthäus Freumblich und seine Frau dahin

erfolgte, daß er innerhalb vier und zwanzig Stunden
hundert Reichsthaler Strafe erlegen, und auf Lebens-
lang in Bremerholm *) an die Karre geschlossen wer-
den, seine Frau zur Slavery verkauft, und von der
Kirche ausgeschlossen werden; das für sie geldsete Geld
aber dem Hospital zu Gute kommen sollte. Der Rich-
ter gründete dieses Urtheil auf die in dem dänischen
Gesetzbuch verordnete Strafe derer, welche ohne pries-
terliche Trauung als Eheleute leben.

*) Ist ein Platz bey Copenhagen für Gefangene.





Elfter Abschnitt.

Blühender Zustand der Negergemeine in dieser
Leidenszeit. Gerichtliche Prüfung einiger
getauften Neger.

Das Betragen der Brüder bey diesen über sie gekommenen schwarzen Umständen, machte bey vielen Blanken einen für sie günstigen Eindruck. Auch viele Neger wurden dadurch bewogen, dem Evangelio von Christo Gehör zu geben; und denenjenigen, die vorher schon sich dazu bekant hatten, diente es zur Ermunterung, standhaft dabey zu bleiben. Als die Brüder ins Gefängniß geführt wurden, so setzten die zwey ihnen gehörige Neger, Christoph und Anna Maria, den Unterricht der Neger und Negerinnen auf ihrer Plantage fort, und unterhielten den Zusammenhang mit den übrigen Nationalarbeitern, indem sie sich öfters über den Zustand des Werks Gottes unter ihrem Volke mit ihnen unterredeten. Auch der Neger Mingo nahm sich in Tappus der heilbegierigen Neger an. Die Anzahl derer, die einen Geschmack an der Lehre Jesu Christi hatten, war in der Zeit, da die Brüder gefangen sassen, von vierhundert und funfzig auf sechshundert und funfzig gewachsen. Besonders freuten sich die Brüder, daß die Negerin Anna, welche die Veranlassung zur Mission gewesen, aber schon lange gleichgültig gegen die

die Lehre von Christo war, die sie anfänglich so begierig angenommen hatte, igt in ihrer falschen Ruhe gestört wurde; bey Gelegenheit dieser Umstände in eine heilsame Verlegenheit über sich selbst kam, und um Gnade und Vergebung weinete. Friedrich Martin hatte sie lange vorher der ganzen Gemeine zur Fürbitte empfohlen, und war diesem verirrtten Schafe mitleidig nachgegangen. Izt besuchte sie ihn im Gefängniß, um sich über ihren Herzenszustand mit ihm zu unterreden. „Ach was fange ich an, sagte sie mit Thränen, wenn ihr nun aus dem Lande gejagt werdet?“ Sie schrieb die Schuld ihres Unglücks sich selbst zu, und nahm sich vest vor, die Gemeine, die sie verlassen hatte, um Vergebung und Wiederannahme zu bitten. Der Missionarius Martin drückte sich in einem Schreiben an die Brüdergemeine in Europa, im Anfange des Monats December 1738. über den Fortgang des Evangelii unter den Negern also aus: „Die Gemeine wächst täglich von der Zeit an, daß wir im Arrest sind. Der Heiland beweiset sich kräftig unter ihnen. Auch Blanke werden durch unser Gefängniß zum Nachdenken gebracht. Ich glaube, Jesus wird es dem ganzen Lande zum Segen machen. Auch im Fort läßt unser gute Heiland nicht ohne Segen. Es ist da fast ein Soldat mehr, der das Herz hat, zu lästern; so schlimm es auch im Anfange in dem Stück unter ihnen war. Die Officiers sind uns so geneigt, als es seyn kan. O! ich kan es nicht beschreiben, was der Herr an uns gethan hat. Er lasse nur unsern Wandel in der Menschen Augen leuchten, und uns immer geschickter, treuer und lebendiger zu allen seinen Ge-

schäften werden, wir mögen gefangen sitzen, oder in Freyheit seyn. — Er hat uns Herrn Carstens hier zum Trost gegeben. Ich lege ihn mit seiner Frau und Kinde der ganzen Gemeine ans Herz, daß ihr ihm und seinen Nachkommen einen Segen ausbittet. Mein Sinn ist, auszuhalten und mit der Gnade Gottes zu erwarten, daß er alles zu seinem Preise geschehen lasse. „ Send getrost, schrieb er ein andermal, der Herr wird von etlichen Hunderten in St. Thomas um Errettung angerufen. „

Die Liebe der Neger zu ihren Lehrern, und die Achtung für sie, wuchs durch derselben und ihr eigenes Leiden; und sie ließen sich durch nichts abhalten, sie im Gefängniß zu besuchen, welches ihre Menge oft nicht fassen konnte. Solcher Gelegenheiten bedienten sich dann die Brüder, die nach Gnade hungrigen Seelen mit dem Evangelio zu weiden, und zur Nachfolge Jesu zu ermuntern. Sobald Martin auf Bürgschaft aus dem Gefängniß entlassen worden, war seine Krankenstube selten leer von besuchenden Negern; und vor Ende des Decembers hatte er schon mit allen seinen Lehrlingen einzeln gesprochen. Am 15ten Januar 1739. war seine Gesundheit so weit hergestellt, daß er wieder den ersten Landbesuch machen konnte. Seine unvermuthete Erscheinung in einer Negergesellschaft verursachte eine unbeschreibliche Freude. „ Groß ist Gott unser Herr, wer ist ihm gleich! „ riefen sie unter Vergießung vieler Thränen aus, und dankten dem Heiland auf den Knien, daß er ihnen ihren geliebten Lehrer wieder geschenkt hatte.

Es kamen aber zu der Zeit die Leiden nicht weniger über die Neger, als über ihre Lehrer. Man klagte über

über ihr Beten und Singen, daß sie dadurch die Meisterknechte in ihrer Nachtruhe störten. Ein gewisser Herr machte sich das grausame Vergnügen, die Lesebücher seiner Neger anzuzünden, und sie ihnen ums Gesicht zu schlagen, bis die Flamme ausging; andere brauchten allerley gewaltsame Mittel, um die Neger von dem Besuch ihrer Lehrer abzuhalten.

Ausser diesen Privatleiden wurde gegen die gläubigen Neger auch gerichtlich verfahren. Man deutete allen Herren von Obrigkeit wegen an, ihre von Friedrich Martin getaufte Neger am 22ten Januar 1739. ins Castell zur Prüfung zu senden, und Martin erhielt Befehl, zugleich zu erscheinen. Die Versammlung, vor welcher die Neger geprüft werden sollten, war zahlreich, und bestand aus den sämtlichen Beyseßern des Untergerichts, dem reformirten Prediger und dessen ganzen Kirchenrath, und aus vielen andern Bürgern und Pflanzern, die alle Erlaubniß hatten, dabey gegenwärtig zu seyn.

Die Absicht der Prüfung, wie sie Herr Born anzeigte, war, zu vernehmen, was die Neger von Friedrich Martin, der sich für einen Prediger der mährischen Brüder ausgäbe, gelernt hätten. Die Examinatores waren, der Fiscal, der Brevogt und der Prediger Born, die den ganzen Tag zu diesem Geschäfte erwendeten. Von den Getauften kamen diesmal nur sieben, darunter fünf Negerinnen waren, zum Verhör; und zwar so, daß einmal eine allein, und dann zwey und zwey zusammen vorgenommen wurden.

Die Fragen, welche ihnen zu beantworten vorgelegt wurden, und die Friedrich Martin unter dem Namen niederschrieb, betrafen erstlich die Sacramente;

und an diesen war größtentheils wenig auszufragen. Andere hingegen waren entweder zu abstract, und gingen über das Erkenntnißvermögen der Neger; oder sie waren überflüssig und verfänglich. Wenn die Fragen nicht von dieser Art waren, so antworteten die Neger, wie Herr Carstens in seinem unterm 14ten Februar dieses Jahrs über diese Verhandlung ausgestellten Zeugniß sagt, ganz verständig und richtig. Folgendes mag zu einer Probe davon dienen.

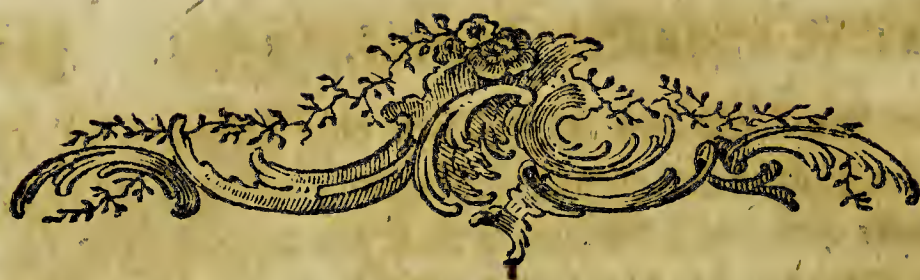
Auf wen seyd ihr getauft? Antwort: auf Christum. — Auf keines andern Namen? — Wir sind im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, des dreyeinigen Gottes, getauft. Was ist die Taufe? Die Abwaschung von Sünden, dabey nicht nur Wasser, sondern auch der heilige Geist ist. Woher ist das Böse? Das haben wir von unsern ersten Eltern, Adam und Eva; aber das neue Leben wirket der Geist Gottes. Vom Abendmahl erklärten sie sich so: es sey Brod und Wein; und wenn man Glauben habe, so empfangen man Christi Leib und Blut.

Auf allzu abstracte Fragen wußten die Neger freylich nicht zu antworten. Friedrich Martin erinnerte, daß von den armen Slaven nicht zu erwarten sey, dergleichen Fragen aus dem Stegreif beantworten zu können; und fing an, die Neger auf eine ihnen faßlichere Weise zu fragen. Allein das wurde ihm sogleich untersagt; und er durfte von nun an kein Wort mehr drein reden. Es geschahen dann ferner solche Fragen an sie, die allein in Herrn Borms Eingedenktheit gegen Friedrich Martin ihren Grund hatten; z. E. ob derselbe seinen Glauben für besser ausgebe-

ben habe, als den lutherischen oder reformirten? ob er nicht über Leiden und Verfolgung geklagt? ob er gelehret habe, daß die Neger nach der Auferstehung über die Blanken herrschen würden? ob er ihnen im Abendmahl nichts anders als Brod und Wein gegeben habe? ob sie ihm nichts für seinen Unterricht gegeben, oder ihm dafür gedient hätten? u. d. g. Darauf antworteten die Neger entweder gar nicht, oder sehr kurz. Niemand unter ihnen wolte etwas davon wissen, daß Martin seine Lehre für besser als andere ausgegeben hätte; von Verfolgung und Leiden habe er zwar bisweilen geredt, aber nicht über seine Verfolger geklagt; niemand unter ihnen habe für ihn gearbeitet, oder ihm etwas gegeben. Auf die Frage von dem Herrschen über die Blanken nach der Auferstehung antwortete eine Negerin: „Nach dem Tode sind wir bey Gott, und da werden wir alle gleich seyn.“

Endlich wurden auch drey Neger, die sich von den Brüdern getrennt hatten, nemlich der getaufte Nathanael und zwey ungetaufte, abgehört; aber alle ihre Antworten waren zu Friedrich Martins Vortheil. Einer führte zur Ursache, warum er von den Brüdern abgegangen wäre, weiter nichts an, als daß er das Geigen bey negerischen Lustbarkeiten nicht hätte unterlassen wollen.

Diese Untersuchung sollte fortgesetzt werden, und der Fiscal bestimmte dazu eine Frist von acht Tagen; welches aber unterblieb, indem ein unverhofter Umstand der ganzen Sache eine andere Wendung gab.



Drittes Buch.

Geschichte des dritten Zeitraums der Mission; von der Visitation durch den Grafen von Zinzendorf im Jahr 1739. bis zur Visitation des Bischofs Johannes von Watteville im Jahr 1749.



Erster Abschnitt.

Des Grafen von Zinzendorf Visitation in St. Thomas.

Ganz unerwartet kam am 29ten Januar 1739. der Herr Graf von Zinzendorf zur Hülfe und zum Trost der gefangenen Brüder in St. Thomas an. Die Ursachen, welche er zu dieser Reise hatte, und die Entschlossenheit, mit welcher er sich dabey in den Willen Gottes auf Leben und Tod ergab, können in seiner Lebensbeschreibung nachgesehen werden. *)

Aus allen Umständen aber ergibt sich deutlich, daß seine Reise von der göttlichen Vorsicht zur Rettung der

*) Leben des Grafen von Zinzendorf vierter und fünfter Theil, in den Jahren 1738 und 1739.

der fast unterdrückten Brüder ist veranlaßt und gebraucht worden. Ohne daß er von ihrer Gefangenschaft das geringste wissen konnte, traf seine Entschliessung, sie zu besuchen, just in die Zeit, da sie gefänglich eingezogen wurden. Und weil sie baldige Hülfe nöthig hatten; so ließ Gott seine Seereise so ungewöhnlich schnell gehen, daß er in fünf Wochen von Land zu Land kam. Am 26ten December 1738. war er mit dem Schif St. Martin aus Texel ausgelaufen, und kam, wie ich eben gesagt habe, am 29ten Januar in St. Thomas an. Er hatte in seiner Gesellschaft den Bruder Georg Weber und dessen Frau Maria Elisabeth, und den Bruder Valentin Löhans mit seiner Frau Veronica. Ersterer war schon im Jahr 1734. in St. Croix gewesen, und sehnte sich wieder dahin, um den dortigen Negern den Heiland anzupreisen.

Der Graf wurde mit seiner Gesellschaft vom Herrn Carstens liebreich aufgenommen, und in seinem Hause logirt. Die Freude des Missionarius Martin über diesen so unvermutheten Besuch war sehr groß; dagegen empfanden die Neuangekommenen über die schlechte Beschaffenheit seines Gesundheitszustandes, welcher grossentheils eine Folge seiner erlittenen harten Drangsale war, ein inniges Mitleiden. Aber die Nachricht, die er ihnen gab, daß schon über siebenthalbhundert Neger Geschmack am Evangelio bekommen hätten, tröstete sie über alles ausgestandene Leiden ihrer Brüder, und gab ihnen Anlaß zu fröhlichem und dankbaren Lobe Gottes.

Gleich den folgenden Tag am 30ten Januar ließ der Graf seine Ankunft dem Gouverneur melden, und

ihn ersuchen, die beiden Gefangenen, Matthäus Freundlich und dessen Frau, auf einige Tage in Freyheit zu setzen, weil er ihrer bedürftig sey. Der Gouverneur bewilligte solches; sie wurden ihm durch einen Officier zugeschickt, und er empfing sie mit Merkmalen einer grossen Hochachtung, die er diesen gefangenen Zeugen der Wahrheit schuldig zu seyn glaubte. Die Freude über den Anblick ihres Erretters und der Brüder und Schwestern, die in seiner Gesellschaft mitgekommen waren, brachte in ihren todtschwachen Körper wieder einiges Leben, und ihr Herz wurde mit Lob und Dank für die in der äussersten Noth erhaltene Hülfe erfüllet. Obgleich der Graf ihnen nur auf einige Tage die Freyheit ausgesetzt hatte, so wurde ihnen doch nie wieder zugemüthet, ins Gefängniß zurückzukehren. Sie blieben also mit Friedrich Martin von der Zeit an in Freyheit.

Bei dem ersten Besuch, den der Gouverneur dem Grafen abstattete, versicherte er ihn, daß das Verfahren gegen die Arbeiter an der Mission keine widrige Gesinnung von seiner Seite zum Grunde gehabt; und bezeugte sein Vergnügen darüber, daß ihm die Ankunft des Herrn Grafen einen Grund zur Loslassung der Gefangenen an Hand gegeben habe. Zugleich trug er es auf eine Interimsverfügung an, wodurch dem Missionarius Martin alle Rechte eines Lehrers, nur die Copulation ausgenommen, bis zu weiterer königlichen Verordnung, zugestanden werden sollten. Dem Grafen selbst gab er, auf dessen Anfrage, zu verstehen, daß er sich mit dem Unterricht der Neger im Christenthum frey und ungehindert beschäftigen könne.

Am

Am folgenden Tage (es war Sonnabend, da die Neger den Nachmittag frey haben) bekam der Graf einen tiefen Eindruck von der unter den Negern waltenden Gnade Gottes. Die Brüder Friedrich Martin und Matthäus Freundlich waren mit ihm und den neuangekommenen zwey Ehepaaren auf die Brüderplantage gegangen, wo sich viele hundert Neger versamlet hatten. Friedrich Martin fiel unter freyem Himmel mit der ganzen Versammlung auf die Knie, und brachte Gott mit brennendem Herzen im Gebet das schuldige Dankopfer für alle Barmherzigkeit und Treue, die er sowol an den Gefangenen als an dem ganzen versamleten Volke bisher gethan hatte. Unter fröhlichem Lobgesang gingen sie darauf ins Haus, in welchem aber nur der kleinste Theil der versamleten Neger Platz hatte. Nachdem diese, wie bisher gewöhnlich war, eine Stunde lang im Lesen Unterricht gehabt hatten, ging der Gottesdienst an. Nach dem Gesang that der Älteste aus den Negern Abraham, ein gesalbtes und eindringendes Gebet zum Heiland, wobey die ganze Versammlung in eine seltsame Bewegung des Herzens gesetzt, und mit göttlichem Trost erfüllet wurde. Da Martin noch sehr schwach war, so ersuchte er den Herrn Grafen, eine Rede an die Negergemeine zu halten. Er that es, und redete von dem Glauben des Apostels Thomas, der den Heiland an seinen Wunden erkant, und als seinen Herrn und Gott bekant hat. Wie ihn dazumal das unvermuthete laute und mit Thränen begleitete Bekenntniß vieler hundert Neger (daß Jesus Christus ihr Herr sey, der sie als verlorne und verdammte Menschen erlöset habe) in freudiges Er-

staunen gesetzt hat, kan in seiner Lebensbeschreibung nachgesehen werden. *)

Da der Graf nicht zweifelte, die königliche Bestätigung der Ordination Friedrich Martins würde mit dem nächsten Schiffe aus Copenhagen ankommen; so glaubte er, daß die vom Gouverneur vorgeschlagene Interimsverfügung wenigstens dazu dienen könnte, den Brüdern bis dahin die nöthige Ruhe bey ihrer Arbeit unter den Negern zu verschaffen. Er ließ sich daher den Vorschlag gefallen, und zu dessen Behuf überlieferte er dem Gouverneur die Documente, wodurch es außer Zweifel gesetzt wurde, daß die Brüder mit Vorwissen und Erlaubniß des Königes nach Dero caraischen Inseln gegangen, und daselbst, so wie in Grönland, Religionsfreyheit hätten; und bezief sich desfalls insonderheit auf die den Brüdern im Jahr 1733. ertheilte königliche Concession. Weil der Gouverneur aus diesen Urkunden ersah, daß die Brüder wirklich mit Genehmigung des Königs an der Bekehrung der Heiden auf diesen Inseln arbeiteten, so ließ er diejenigen Punkte schriftlich abfassen und dem Grafen übergeben, welche er den Brüdern zugestehen willig sey. Darunter war nun zwar die Freyheit des eigenen Gottesdienstes, auch des Taufens und Abendmahlhaltens durch ihre ordinirte Lehrer; es waren aber auch verschiedene Bedingungen und Einschränkungen mit darinn begriffen, welche einzugehen insonderheit dem Missionarius Martin allzubedenklich schien. Der Graf mußte ihm auch darinn Beyfall geben; und dieses war die Ursache, daß die Interimsverfügung nicht zu Stande kam.

Da

*) Fünfter Theil Seite 1166.

Dagegen wurde dem Gouverneur von den bey dem
 Misionswerke angestellten Brüdern eine schriftliche
 Erklärung übergeben, des Inhalts: daß sie sich ledig-
 lich an die ihnen vom Könige im Jahr 1733. ertheilte
 Religionsfreyheit halten wolten, und alle Verfügung,
 wodurch jene eingeschränkt würde, verbitten müßten;
 auch die Hoffnung hätten, der Herr Gouverneur
 werde sie dabey schützen, und gegen unrechtmäßige
 Bedrückungen sicher stellen. Sie glaubten, daß so-
 lange der König die ihnen gegebene Freyheit nicht zu-
 rücknahme, welches sie gar nicht befürchteten, alle
 Behinderungen und Einschränkungen ihrer Misions-
 arbeit gegen dessen gnädigste Gesinnung wären. Hin-
 gegen hätten sie Grund, die Neger zu versichern,
 daß ihre Bekehrung zu Christo dem Willen des besten
 Königes gemäß sey. Zugleich vermeinten sie, daß,
 vermöge ihrer uneingeschränkten Gewissensfreyheit sie
 weder wegen verweigerter Eidesleistung mit einer
 Geldbusse hätten belegt, noch bis zu deren Bezahlung
 in Gefängniß gehalten werden sollen. Endlich pro-
 testirten sie gegen alles fernere gerichtliche Verfahren,
 und appellirten an die königliche westindische Com-
 pagnie, oder an des Königes eigene höchste Person;
 bis Seine Majestät auf ihre Vorstellungen Dero Wil-
 lensmeinung eröffnen würden.

In der That hatten die Brüder Grund, zu glau-
 en, daß ihnen mit allen Interimsverträgen solange
 nicht geholfen wäre, als die widrige Gesinnung vieler
 Bürger und Pflanzer gegen sie fortwährte, und ihre
 arbeit an den Negern sowol, als die Gültigkeit ihrer
 ordination, vom Könige nicht aufs neue genehmigt
 und bestätigt wäre. Denn nunmehr trugen die Wi-
 drig-

briggessinnten es ganz offenbar darauf an, daß die Brüder von der Insel vertrieben werden sollten; und droheten, selbst die Insel zu verlassen, wenn jenes nicht erfolgte. Mehr als dreyßig Einwohner hatten diesen Entschluß in einer Versammlung am 11ten Febr. genommen. In einer ans Gouvernement übergebenen Bittschrift verlangten sie, daß den Brüdern schlechterdings verboten werden sollte, die Neger im Christenthum zu unterrichten. Man brauche ihrer Hülfe ganz und gar nicht; denn jeder Herr wolle seine Neger, wenn er sähe, daß es ihnen darum zu thun sey, durch den Prediger oder sonst jemand unterweisen lassen. Bey dieser heftigen Gährung der Gemüther kamen auch sehr harte Aeußerungen gegen die Brüdergemeine und den Grafen von Zinzendorf vor. Dieser ersuchte daher den Gouverneur um die Communication der gegen ihn und die Brüdergemeine eingegebenen Schriften; mit dem Versprechen, die nöthige Auskunft darüber zu geben. Allein derselbe beruhigte ihn darüber freundschaftlich mit der Versicherung, daß niemand wider ihn das geringste beym Gouvernement eingewendet habe.

Das waren die Verhandlungen des Grafen mit dem Gouverneur. Seine Bemühungen, den Prediger Borm auf bessere Gedanken zu bringen, waren vergeblich. Der Graf versuchte erst durch schriftliche Erklärungen denselben eines bessern zu belehren. Allein dieses sowol als ein liebevoller Besuch, den er noch am Tage seiner Abreise bey ihm machte, war ohne Wirkung.

Mit den Negern hielt der Graf am 7ten, und mit den Negerinnen am 8ten Februar einen Betttag, und

und an letztem Tage auf ausdrückliches Verlangen des Gouverneurs eine öffentliche Negerversammlung im Dorfe, wozu sich über dreyhundert Neger einfanden. Herr Carstens hatte einen grossen Saal in seinem Hause dazu eingeräumt. Zum Anfang der Versammlung wurde ein vom Grafen verfertigtes creolisches Lied gesungen; und bey der Rede übersezte der Neger Mingo das ins creolische, was der Graf in holländischer Sprache sagte. Zwey Sachen waren ihm bey dieser Versammlung besonders angenehm: einmal, daß die ganze Versammlung die zwey Lieder: Gelobet seyst du Jesu Christ 2c. und: Die Seele Christi heilige mich 2c. die er vorzüglich liebte, mitsingen konnte; und dann, daß sie nach der Rede und Gebet alle mit einem Munde von selbst mit dem Verse beschloffen: Amen, das ist, es werde wahr, stärk unsern Glauben immerdar 2c.

An eben dem Tage war Abends noch eine gesegnete Versammlung für die Getauften und Aufgenommenen. In derselben wurde die Negergemeine nicht nur mit sechs neuen Mitgliedern durch die Aufnahme vermehrt, sondern auch mehrere Arbeiter bestellt, und zu ihren Aemtern gesegnet. Die täglich wachsende Zahl der heilsbegierigen Neger machte diese Vermehrung der Arbeiter nöthig. Der Neger Petrus wurde zum Aeltesten aller Brüder, und die Magdalena, ehemals Marotte, zur Aeltestin aller Schwestern mit Handauslegung gesegnet. Die Brüder Matthäus Freundlich, Georg Weber, Valentin Löhans und der Neger Abraham, wurden der Gemeinde als Helfer vorgestellt und gesegnet, und die Rebekka Freundlichin, Veronica Löhansin und Maria

Eli:

Elisabeth Weberin als Helferinnen. Zu den Dienern, die schon im vorigen Jahre angestellt worden, kam igt noch Abraham hinzu, so wie die Rebekka, Catharina, Susanna und Anna Maria zu den Dienerinnen. Den Negern Andreas, Samuel, Abraham und Simson, wurde das Ermahneramt aufgetragen, und Mingo zum Almosenpfleger verordnet. Endlich wurden auch Aufseher auf denjenigen Plantagen bestellt, wo viele gläubige Neger waren, denen es noch daran fehlte. Allen den Arbeitern aus den Negern gab der Graf ein sehr gutes Zeugniß. Die Brüder Mingo, Andreas und Abraham nante er gesegnete und gründliche Lehrer der Heiden; die Anna Maria von der Brüder Plantage eine treue Helferin; den Petrus einen lieben Ältesten, und die Magdalena eine ehrwürdige evangelische Ältestin. Sie wurden auch allseits von den Negern mit Merkmalen vieler Liebe, Achtung und Vertrauens angenommen.

Die zwey Helfer Andreas und Johannes, welche nach St. Croix waren verkauft worden, wie ich oben angemerkt habe, ließ der Graf, jeden für zweyhundert Stück von Achten, ihrem Herrn wieder abkaufen.

Er machte die Anmerkung, daß sich diejenigen Slaven am wenigsten bekehrten, die die meiste Freiheit dazu und die wenigsten Hindernisse hatten. Herr Carstens hätte es sehr gern gesehen, wenn alle seine Slaven der Gnade Gottes in Jesu Christo theilhaftig worden wären, und suchte solches, so viel er konnte, zu befördern. Aber nur sehr wenige machten sich diesen Vortheil zu Nuze. Er ersuchte igt den Gra-

Grafen, der, wie gesagt, in seinem Hause logirte, seinen Hausnegern in einer täglichen Versammlung einen Unterricht im Christenthum zu geben. Dieser war willig dazu, und seine Bemühungen waren an diesen und andern Negern aus dem Dorfe, die ihn hörten, nicht ohne Segen. Nach seiner Abreise setzte Georg Weber diese Arbeit fort, und wurde der ordentliche Lehrer der carstenschen Neger.

Es war dem Grafen hauptsächlich darum zu thun, daß die gläubigen Neger das Evangelium recht lauter und einfältig fassen, den Heiland als ihre Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung, als die einzige Ursache ihrer Seligkeit ansehen, und als arme Sünder alles Gute als Gnade von Ihm annehmen und erbitten sollten; auch daß die Liebe zu Ihm, und die Dankbarkeit für seinen Versöhnungstod, ihnen das eigentliche Triebwerk zu allen Tugenden seyn, und das Wandeln in seinen Fußstapfen ihnen zur Wohlthat, zur angenehmsten Pflicht machen sollte. Er prüfte sie daher fleißig, um zu erfahren, ob das Evangelium auf die Weise in ihren Herzen gegrünet sey, oder ob etwas von der Gott so verhaßten Verkheiligkeit und Einbildung auf eigene Tugend, sich mit eingeschlichen habe. Er war, wie es bekannt ist, ein unversöhnlicher Feind aller eigenen Gerechtigkeit, und hat sich in seinem ganzen Leben unablässig bemühet, sie den Menschen abscheulich zu machen; hingegen den Heiland als den Freund der Sünder vorzustellen, durch dessen Gnade der schlechteste Mensch, der an Ihn glaubt, in kurzer Zeit so heilig und tugendhaft wird, als der selbstgerechte mit aller Mühe in Lebenslang nicht werden kan.

Am 15ten Februar hielt er seine Abschiedsrede an die Neger, nach welcher er ihnen folgenden Aufsatz in creolischer Sprache vorlas: „Meine herzlich geliebten Freunde. Ich bin diesen weiten Weg hergekommen, euch zu sehen, und freue mich, daß ich einen Anfang unter euch sehe, welches ich mir vor mehr als sechs Jahren gewünscht habe, als ich meine ersten Brüder zu euch schickte, euch zu lehren. Dank sey Gott unserm Herrn, daß er euren Vaas Martinus, meinen theuren Bruder, und seine Gehülffen gesegnet hat. Das wird dem Könige von Dänemark eine grosse Freude machen, wenn er hören wird, daß in allen seinen Landen Heiden seyn, welche den Gott Seiner Majestät, den einigen und wahrhaftigen Gott, kennen lernen. Aber wie groß wird die Freude für unsern Herrn Jesum seyn, der alle Seelen der armen Neger mit seinem eigenen Blute erlöset hat, welcher alles voraussiehet, und schon unter euch diejenigen weiß, die Ihm getreu bleiben, und seiner Seligkeit werden theilhaftig werden! ich scheide von euch mit so viel Furcht und Zittern, als Freude. Die Ursach meiner Freude ist diese: das Kreuz unsers Herrn Jesu ist nun schon auf ein und funfzig Plantagen bekant; wenn nur auf jeglicher einer ist, der treu bleibt, so wird er ein Licht für alle Neger seines Herrn, und seine Arbeit ein grosser Segen für seinen Herrn seyn. Was gewinnen nun die Herren nicht, welche über funfzig, ja über hundert haben, die, um Gott kennen zu lernen, zu Martinus in die Schule gehen, als die Compagnieplantage, Herr Jan de Wint, Herr Adrian Beverhout, und andere? Gott segne alle mit Segen von oben, und mit Segen auf Erden, welche

welche es gern sehen, daß die Seelen ihrer Neger aus der Slaveren des Teufels zu der Freyheit Christi gebracht werden. Die Ursache, daß mir euretwegen bange ist, besteht darinn: der Teufel und die Welt wird sehr auf euch acht geben. Wenn ihr nun nicht getreu seyd und wandelt, ihr alle, die ihr das Evangelium höret und lieb habt, sonderlich die ihr im Namen Gottes des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes von Martinus getauft, und die ihr bestellt seyd, die andern zu lehren: so wird die Welt eurer spotten, und der Teufel euch bey Gott dem HErrn verklagen. Ich habe mich erst gewundert, daß Martinus so scharf gewesen, daß er die Neger von der Lehre weggejagt, wenn er gehört, sie nähmen von ihrer alten Art wieder etwas an; aber ich sehe, er hat Recht gehabt, daß er die unredlichen von Jesu Kirche abgehalten, und von ihren falschen Gedanken abgebracht hat, was seyn zu wollen, es in der Welt gemächlicher haben, nicht zu arbeiten, frey zu werden, und was dergleichen mehr ist. Dafür bin ich auch gut, daß Martinus euch nicht zu der Zeit lehret, da ihr arbeiten müßt; denn wenn es euch recht ums Seligwerden zu thun ist; so kan Jesus die wenige Zeit nehmen, die ihr für euch selbst übrig habt. Ein Heide kan keinen andern Grund haben, sich zu bekehren, daß er glaubt, Jesus, Gottes Sohn, sein HErr, gestorben, für der Menschen Sünde zu bezahlen, und lebe nun wieder, daß die Menschen mit Ihm leben sollen. Ein Heide kan nicht von Natur so viel gutes thun, als wol mancher Mensch, der von Kind auf gelehret ist, gutes zu thun, und nicht Erlaubnis gehabt hat, böses zu thun; denn ein Heide ist

von Jugend auf zum Bösen gewöhnet, und hat es
 nicht besser gelernt. Wenn er aber von dem HErrn
 Jesu die Gnade bekommt, daß seine Sünden verge-
 ben, und er mit Jesu Blut gewaschen wird: so er-
 hält er Kraft, alles Böse zu lassen, und Gutes zu thun;
 und er hasset die Sünde so sehr, als er sie zuvor lieb
 gehabt hat. Dann ist er einer von Christi Leuten,
 so wie Baas Martinus euch ferner lehren wird.
 Izt ist nur mein Wunsch, von euch über einige Stücke
 Versicherung zu haben; dann werde ich ruhig von euch
 reisen, und vor dem HErrn mit grosser Freude an
 euch gedenken. Fürs erste, daß ihr allezeit an den
 HErrn Jesum gedenket, daß ihr ihn allezeit bittet,
 euch den rechten Glauben zu schenken, daß euch der
 HErr allezeit vor eurer Seele stehen möge, als ob
 ihr ihn sähet, wie er am Kreuz für euch gestor-
 ben ist. Fürs zweyte, daß ihr mit Martinus und
 den andern, die euch unterweisen, mit einem auf-
 richtigen Herzen handeln, und euch nicht für besser
 ausgeben möget, als ihr seyd. Drittens, wenn
 jemand von der Lehre weggejagt wird, weil er Bö-
 ses gethan hat, daß er eine rechte Reue habe, ein-
 fältig als ein kleines Kind wieder angenommen zu
 werden hoffe, und Jesum um Gnade und Besserung
 bitte. Viertens, daß ihr euren Herren und Frauen
 getreu, und euren Meisterknechten und Bombas ge-
 horsam seyn, und alle eure Arbeit mit Liebe und En-
 sigkeit thun möget, als ob es für euch selbst geschähe.
 Ihr müßt wissen, daß Christus einen jeden seiner
 Kinder selbst an die Arbeit stellet; denn der HErr hat
 alles selbst gemacht, Könige, Herren, Knechte und
 Sklaven; und jeder muß, so lange wir in der Welt
 leben

leben, gern in dem Stande bleiben, darein ihn Gott gesetzt hat, und mit Gottes weisem Rathe zufrieden seyn. Denn der hat den Tod allen Menschen zur Strafe gesetzt, und die Kinder Gottes müssen auch sterben: aber es ist ihnen nur ein Schlaf; sie gehen mit Freuden dem Leibe nach ins Grab, und mit der Seele in den Himmel zum Heiland. Gott hat die ersten Neger gestraft, daß sie Sklaven seyn sollten. Die Seelenseligkeit macht euch dem Leibe nach nicht frey, sondern nimmt alle böse Gedanken, Arglist, Faulheit und Untreuen weg, und alles, was euch verdrießlich darüber macht, daß ihr Sklaven seyd. Denn unser Herr Jesus hat sich selbst, so lange er in der Welt gewesen, zu einem Knecht hingegeben. Er war in Handwerksmann bis auf wenige Jahre, ehe er aus der Welt ging, und ist in Gottes Wort zu einem Exempel für alle Knechte vorgestellt worden. Ich selber bin wol frey geboren; aber mein Heiland hat mich gelehrt, Tag und Nacht mit Lust für andere zu arbeiten. Fürstens, wünsche ich, daß ihr allezeit an die andern Neger oder Wilden, welche durch die Brüder in so vielen Orten zu Jesu gerufen sind, denken möget; denn bey euch haben wir zuerst angefangen, und so viele Brüder und Schwestern sind hier unter der Arbeit an euren Seelen, und unter Gebet für euch, gestorben. Ich hoffe, daß ihr, die ihr die ersten gewesen, nicht die letzten werden sollt. Der Herr segne euch alle, und gebe, daß ich euch mit Freuden vor seinem Throne sehe, und daß ein jeder mit mir und Martinus singen möge: Die Seele Christi heilige mich zu einer Seele und Geist mit sich u. s. w. wie wir so oft hier St. Thomas gesungen haben. Lebet wohl.,,

Die Neger, die sowol durch die Rede als den
Aussatz des Herrn Grafen sehr gerührt wurden, versprachen ihm, dem Heilande bis in den Tod getreu zu seyn, und wünschten ihm zu seiner Rückreise tausend Segen. Als nachher die Getauften, denen er im Dorfe noch eine Versammlung halten wolte, ihm von der Brüderplantage dahin folgten, wurden sie auf öffentlicher Strasse von einigen Blanken mit Stöcken und blossen Degen überfallen und aus einander gejagt. Nach dieser Mißhandlung wehrloser Slaven, die bey den grausamsten Beleidigungen keine Hand gegen einen Blanken aufheben dürfen, wenn sie selbige nicht unter dem Beil des Scharfrichters verlieren wollen, eilten besagte Blanke nach der Brüderplantage. Sie fielen über die Neger, die sich noch da verweilt hatten, her, schlugen und verwundeten sie, und nöthigten sie, die Flucht zum Theil durch die Fenster zu nehmen, welches ohne Schaden nicht abging. Als keine Neger mehr da waren, mußten die Stühle, Gläser, Schüsseln, und anderer Hausrath ein Opfer ihrer Wuth werden; alles wurde zerschlagen, zerstoßen und durch einander, oder gar zum Hause herausgeworfen.

Indessen daß diese Gewaltthätigkeiten verübt wurden, hielt der Graf mit den bey der Mission angestellten Brüdern und Schwestern seine letzte Conferenz, und nahm mit ihnen wegen der Fortführung ihrer Arbeit die nöthige Abrede. Sie wurden einig, mit der Einrichtung einer ordentlichen Missionsanstalt in St. Croix und St. Jan solange zu warten, bis St. Thomas hinlänglich mit dem Evangelio erfüllt wäre. Martin erklärte sich dabey nochmals ausdrücklich, daß er seinen bisherigen Gang im Vertrauen

trauen auf Gott gerade fortgehen wolle. Man fand für gut, den Unterricht im Lesen unter den Negern fortzusetzen, ungeachtet selbst von Brüdern manches dagegen eingewendet wurde. Um die Furcht der Blanken zu heben, wolten sie die zahlreichen Versammlungen der Neger in mehrere kleine theilen, die an verschiedenen Plätzen, auf Posaunenberg, im Dorfe, auf Muskitebay und der Perl, gehalten werden sollten. Auch fanden sie um der gegenwärtigen Trübsale willen für gut, die Taufe, dazu sehr viele Candidaten waren, eine Zeitlang aufzuschieben, und künftig die Prüfung der Täuflinge durch Fragen und Antworten, nicht unmittelbar vor der Taufe, sondern einige Tage vorher anzustellen, damit sie bey der Taufe selbst ihr Herz desto ungestörter auf die Wichtigkeit der Handlung und den davon zu erwartenden Segen richten könnten. Endlich wurde auch das immerwährende Gebet, oder das sogenannte Stundengebet, wie es schon seit zwölf Jahren in der herrnhutischen Gemeine in gesegnetem Gebrauch war, eingerichtet. *) Tzt wurden nur vier und zwanzig Personen von weissen und schwarzen Arbeitern dazu genommen, soviel nemlich als nöthig waren, um jede Stunde des Tages und der Nacht zu besetzen.

Ueber die an der Negergemeine ausgeübte Gewaltthätigkeit ließ der Gouverneur durch Herrn Carstens dem Grafen am folgenden Tage, der zu seiner Abreise bestimmt war, die Erklärung thun, daß er darüber äußerst unzufrieden, und nicht nur Genugthuung zu verschaffen bereit sey, sondern auch fürs künftige verspreche, sich als ein Vater gegen die Brüder zu bezeigen. Der Graf begnügte sich mit der guten Gesinnung

P p 3

nung

*) Siehe das Leben des Grafen von Zinzend. 3. Th. S. 440.

nung des Gouverneurs, und ohne die angebotene Genugthuung anzunehmen, wünschte er nur, daß seine Brüder in Ruhe und Freyheit viele Neger Jesu Christo zuführen könnten.

So wenig aber die Brüder für die ihnen und der Negergemeine angethane Bedrückungen Genugthuung verlangten; so nöthig war es doch, ihre Bitte um bestätigte Freyheit der Mission vor den Thron des Königs zu bringen. Der Graf nahm es auf sich, dieses ihr Anliegen durch den Bischof David Mitschmann an den König gelangen zu lassen. Selbst die Neger gaben ihm ein demüthiges Bittschreiben an den König, und die Negerinnen eins an die Königin mit. Jenes war von dem Ältesten Petrus, von Mingo, Andreas und Abraham im Namen von sechshundert und fünfzig Negern unterschrieben; dieses aber von der Ältestin Magdalena im Namen von zweyhundert und fünfzig Negerinnen. Der Neger Schreiben an den König lautete, wie folget:

„Gnädiger Herr König! nun haben wir Hoffnung, daß Eure Majestät befehlen wird, daß wir fortfahren dürfen, den HErrn Jesum kennen zu lernen. Wir stehen bis daher best, wenn es Gott dem HErrn beliebt, ob wir gleich von allen sehr bedrückt werden, die da kommen, und uns schlagen und hauen, wenn uns der Baas den Heiland lehrt, die die Bücher verbrennen, unsere Taufe eine Hundstaupe, und die Brüder Vieh heißen, und sagen, die Neger müßten nicht selig werden, und ein getaufter Neger wäre Brennholz in die Hölle. Sie haben die Brüder, sonderlich Baas Martinus, die Gott an uns gebraucht hat, und welche von zwanzig verstorbenen

benen übergeblieben waren, über drey Monat lang außs Fort gesetzt, und wollen sie vom Lande bannen. Alle berufen sich nun auf Eure Majestät, und sagen, Sie hätten verboten, daß die Neger den Heiland solten kennen lernen, und Sie würden Baas Martinus bald wegzagen. Aber wir glauben es nicht, und bitten Eure Majestät, daß Sie uns lassen den HErrn kennen lernen, und bey der Brüderkirche bleiben; denn wir wollen mit ihnen zum Heiland gehen. Wir wollen unsern Meistern in allen Dingen gehorsam seyn: nur wollen wir unsere Seelen in den Himmel zum HErrn JESU schicken. Denn wir haben unsere Herren bestohlen, sind maron gelaufen, nach Portoric gegangen, faul gewesen, und haben den Herren die Lebensmittel entwendet: aber nun ist das alles anders bey uns, wie die Meister selbst wohl wissen. Mancher Neger hat sich für das Böse standhaft Füße und Hände abhauen lassen; wir wollen gern unsern Kopf für die Gemeine unters Beil hinlegen, um des HErrn JESU willen, wenn unsre Meister uns todt machen, wie sie sagen. Gott der HErr segne unsern gnädigsten König tausendmal.,,

An die Königin schrieb die Magdalena folgendes:

„Grosse Königin! in der Zeit, da ich in Papaa in Africa war, habe ich dem Herrn Nahu gedient. Nun ich ins Land der Blanken gekommen bin, wollen sie mir nicht zulassen, dem HErrn JESU zu dienen. Vorher hatte ich nicht den Grund dazu, den ich nun habe. Ich bin in meinem Herzen sehr betrübt, daß die Negerinnen in St. Thomas dem HErrn JESU nicht dienen sollen. Die Blanken wollen ihm

nicht gehorsam seyn; das mögen sie thun, wie sie wollen. Aber wenn die armen schwarzen Brüder und Schwestern dem HErrn Jesu dienen wollen, so werden sie angesehen, als wären sie Maronvölk. Wenn es der Königin beliebt, so bitten Sie den HErrn Jesum für uns, und bitten Sie auch den König, daß er Baas Martinus des HErrn Wort predigen lasse, damit wir den HErrn kennen lernen, und daß er uns Neger taufe auf den Namen des Vaters, Sohnes und heiligen Geistes. Der HErr bewahre Sie, und segne Sie, nebst Sohn und Tochter und der ganzen Familie; und ich werde zum HErrn Jesu für Sie beten. „

Am 16ten Februar 1739. Abends reiste der Graf über St. Croix und St. Eustatius nach Europa zurück, nachdem er die Brüder mit ihre Arbeit an den Negern der Gnade und dem Schutz Gottes empfohlen hatte. Er nahm den Neger Andreas, den er von St. Jan zurückgekauft hatte, und den Jens Rasmus als Bedienten mit sich. Letzterer stand bey Herrn Carstens in Diensten, und hatte eine besondere Liebe und Hochachtung für den Grafen bekommen, weil ihm seine öffentlichen Reden, die er in Herrn Carstens Hause gehalten, zum bleibenden Segen gedient hatten. In St. Croix besuchte der Graf die Gräber der daselbst entschlafenen Brüder und Schwestern, und unter vieler Beschwerlichkeit auch den alten Neger Abraham, der Anna Bruder, den er um seine Seligkeit sehr verlegen antraf. Sonst war fast keine Spur mehr von dem Segen übrig, der ehemals unter den Negern dieser Insel gewesen war.

Von der Größe des Werks Gottes unter den Negern nahm der Graf einen tiefen Eindruck mit sich.

Er

Er bewunderte die Kraft des Evangelii, wodurch die von Stolz, Unkeuschheit, Grausamkeit und andern Lastern beherrschten Heiden der Lehre und den Geboten Jesu Christi von Herzen waren gehorsam worden, ohne den geringsten äussern Vortheil davon zu erhalten; noch mehr, daß sie bey der treuen Gesinnung zu Jesu Christo standhaft verharreten, ungeachtet sie mehr gehaßt und verspottet, mehr zur Arbeit angestrengt und gezüchtigt, leichter von ihren Ehegatten getrennt und anderwärts verkauft wurden, als die Neger, welche im Heidenthum blieben. Die Möglichkeit des Bestehens dieser armen Leute gegen die grosse Macht, die ihnen entgegen war, und die List, die wider sie gebraucht wurde, setzte er bloß darein, daß dem Heiland, an den sie gläubig geworden, alle Gewalt im Himmel und auf Erden gegeben ist, und daß er nie zuläßt, daß seine zur Prüfung gedrückte Angehörige völlig unterdrückt werden.

Gott segnete seinen Besuch nicht nur dazu, daß die Mission von ihrem dem Ansehen nach fast unvermeidlichen Untergang gerettet wurde; sondern er brachte auch ein neues Leben in dieselbe. Sein Herz lebte in der Lehre von der Gnade Gottes in Christo, in dem vollgültigen Opfer, das der Sohn Gottes zur Versöhnung der ganzen Welt Gott dargebracht hat. Davon zeugte er mit einem warmen und vollen Herzen, und labete jeden armen Sünder liebevoll ein, sich mit Gott versöhnen, und im Opfer Jesu sich Gnade und Freyheit von allen Sünden schenken zu lassen. Dadurch wurden nicht nur die Arbeiter bey der Mission aufs neue gestärkt und ermuntert, ihrem wichtigen Beruf treu zu seyn; sondern es breitete sich auch der Segen über die ganze Negergemeine aus.



Zweiter Abschnitt.

Fortwährender Druck der Mission zu Anfang
des Jahrs 1739.

Die Widriggesinnten hatten den Muth noch nicht aufgegeben, die Arbeit der Brüder unter den Negern zu zerstören. Schon am 21ten Februar, wenige Tage nach der Abreise des Grafen, ließ der Gouverneur auf das dringende Verlangen mehrerer Plantagenbesitzer einen Befehl ergehen, daß sich kein Neger nach Sonnenuntergang auffer seines Herrn Grund finden lassen sollte. Er trug zugleich dem Bürgercapitain auf, in jedem Quartier eine Wache von vier Mann zu bestellen, die mit dem Untergang der Sonne auf allen Wegen und Plantagen herumgehen, und alle Negerversammlungen aus einander jagen sollten. Derjenige Neger, der sich nach der bestimmten Zeit auffer der Plantage seines Herrn betreten liesse, sollte des folgenden Tages gerichtlich verhört werden, und dreyßig Streiche mit dem Tschikesehl *) am Justizpfosten zur Strafe bekommen.

Diese Verfügung des Gouverneurs, welche er den klagenden Pflanzern, nach der Verfassung des Landes, nicht wohl abschlagen konnte, hatte eine sehr kränkende Wirkung für die den Unterricht der Brüder besuchenden armen Neger. Es blieb zwar dieser Befehl

*) Siehe I. Theil 4. B. S. 393.

fehl den Brüdern nicht unbekant; sie sahen ihn aber
 bloß als eine wiederholte Einschärfung des in Westin-
 dien überall eingeführten Gesetzes an, wodurch die
 grossen nächtlichen Versammlungen der Neger, welche
 allerdings gefährlich seyn könnten, verboten werden:
 und glaubten, daß in Absicht derjenigen Zusammen-
 künfte, die den Unterricht der Neger im Christenthum
 zum Zweck hatten, eine Ausnahme statt finden müsse;
 wenn anders nicht die Freyheit, welche der König den
 Brüdern gleichwol ertheilt hatte, die Neger zu lehren,
 allzusehr eingeschränkt, ja beynahe gänzlich vereitelt
 werden sollte. Sie entschlossen sich demnach, im Ver-
 trauen auf Gott und auf die Gnade des höchsten Lan-
 desherrn, ihren Gang fortzugehen; um so mehr, da
 auch an sie keine besondere und ausdrückliche Befant-
 machung gedachten Befehls erging. Es wurde also
 am nächsten Sonntage Abends die Versammlung auf
 Posauenberg mit den Negern, wie gewöhnlich, nach
 Sonnenuntergang, und ohne Störung gehalten.
 Aber am folgenden Tage, den 23ten Februar, kamen
 Abends nach acht Uhr sechs mit Gewehr wohl ver-
 sehene Blanke auf Posauenberg. Sie hatten auf dem
 Wege dahin den Helfer Abraham und noch einen an-
 dern Neger ergriffen, hart geschlagen und gebunden.
 Die Brüder, welche den Lärm vor dem Hause ge-
 hört hatten, gingen heraus, um die Blanken, wo
 möglich, durch Bitten und Vorstellungen zu bewe-
 en, daß sie die Versammlung nicht störten. Allein
 diese beriefen sich auf den Befehl des Gouverneurs,
 und verlangten mit Ungestüm, das Haus zu durch-
 suchen. Umsonst stellte ihnen Martin die vorhin an-
 geführten Gründe vor; sie achteten nicht darauf, und
 es

es drangen zuerst drey von ihnen mit blossen Degen und geladenen Pistolen in das Haus, wo vier und zwanzig Neger beisammen waren. Auch da bemühte sich Martin noch, sie zu besänftigen; als er aber damit nichts ausrichtete, und izt einer grausamen Behandlung der armen Neger entgegen sahe, nahm er seine Zuflucht zu Gott im Gebet, und fiel mit der ganzen Versammlung im Angesicht der Blanken auf die Knie. Allein mitten unter dem Gebet kamen die drey übrigen Blanken, welche die zwey gefangenen Neger mitbrachten; deren Anführer den andern das Zeichen zum Angriff gab, indem er schrie: schlägt todt! schießt! haut! stecht! darauf wurde dann in die wehrlosen Schwarzen mit dem Degen und dem Tschikessell hineingehauen und geschlagen. Elisabeth, die Frau des Ältesten Petrus, die ein kleines Kind auf dem Arm trug, bekam einen Hieb über den Kopf, indem sie zugleich von einem andern mit dem Tschikessell geschlagen wurde. Auch die weissen Arbeiter, die sich vor die Neger stellten, um sie gegen die Hiebe und Schläge zu schützen, bekamen manchen Stoß und Hieb. Indessen half es doch so viel, daß die Neger einer nach dem andern, meist ohne gefährliche Beschädigung, davon sprangen, ehe der trunkene Anführer der Blanken seinen Muth genug an ihnen gefühlt hatte. Er verlangte daher von den weissen Arbeitern, sie sollten die Neger wieder herschaffen; und da er schon aus dem Hause war, wolte er wieder zurück, und mit seinem Degen, den er schon an den Negern zerbrochen hatte, ihren Lehrer erstechen; welches ihm doch die übrigen nicht zulieffen. Dafür ließ er izt die zwey gebundenen Neger seinen

Grimm

Grimm fühlen, und schlug sie so lange, bis der eine sich losriß und entlief. Dadurch bekam dann auch Abraham Gelegenheit, sich durch die Flucht zu retten. Dieser Sturm lief durch Gottes sonderbaren Schutz am Ende doch noch so ab, daß zwar jeder entweder Schläge oder eine Wunde, niemand aber eine tödtliche Verletzung davon trug. Weber hatte, auffer einem Stich in die Achsel, etliche Hiebe durch den Rock; seiner Frau war das Halstuch auf der Brust durchstoßen; auch die Veronica war mit einem Hieb über die Schulter verletzt; und fast keinem waren seine Kleider ganz geblieben.

Die von diesem Ueberfall entronnenen Neger hatten sich nur in die nächsten Zuckerfelder versteckt, und waren gleich wieder im Versammlungshause beisammen, nachdem die Blanken sich entfernt hatten. Sie beklagten sich nicht darüber, daß sie so übel waren mißhandelt worden; sie freuten sich nur, daß ihnen Gott so gnädig durchgeholfen hatte, und dankten ihm, daß sie waren gewürdigt worden, um des Evangelii willen etwas zu leiden. Sodann vereinigten sie sich im Gebet, dankten und lobten Gott, und Petrus und Abraham insonderheit baten Gott unter vielen Thränen um Gnade für ihre Beleidigten *). Nun aber mußten die Versammlungen auf etliche Tage unterbleiben, weil den Meisterknechten überall befohlen war, genau darauf zu sehen, daß

*) Sie hatten in der Folge der Zeit die Freude, daß wenigstens einer derselben, der die Negerin Elisabeth in den Kopf gehauen hatte, sich so änderte, daß er hernach seine Neger selbst dazu anhielt, bey den Brüdern in die Kirche zu gehen.

daß kein Neger sich in der Nacht von der Plantage entfernte.

Zwey Tage nachher kamen abermals fünf Blanke, das Haus zu visitiren; fanden aber keinen Neger darinn. Dafür hatten die Arbeiter an der Mission desto mehr Gespötte und Drohungen von ihnen auszustehen. Sie fochten mit blossen Degen und geladenen Pistolen ihnen vor dem Gesichte herum, und einer kam gar mit dem Pferde in die Stube hereingeritten. Endlich lasen sie den Brüdern die Verordnung wegen der herumgehenden Wächter vor, und gaben ihnen unter heftigen Drohungen zu verstehen, daß künftig kein Neger mehr sich bey ihnen betreten lassen solle.

In kurzer Zeit aber wurde man auf den Plantagen der strengen Aufsicht auf die Neger müde, und nach wenigen Tagen kamen ihrer wieder etliche Hundert des Abends auf Posannenberg zusammen. Um Mord und Todtschlag bey einem zu befürchtenden Ueberfall zuvor zu kommen, und doch diese arme nach dem Unterricht und Trost aus Gottes Wort begierigen Neger nicht trostlos zu lassen, gingen die Brüder mit ihnen in den Busch, wo sie ungestört manche gesegnete Versammlungen hielten. Zur Vorsicht wurden Wächter bestellt, um sogleich Nachricht zu erhalten, wenn sich etwa Blanke in der Nähe sehen ließen. Es wurden aber diese Buschversammlungen niemals gestört.

Auf ausdrückliches Verlangen des Gouverneurs gaben die Brüder eine schriftliche Nachricht von dem Ueberfall am 23ten Februar bey ihm ein. Sie erzählten darinn nach der Wahrheit den an Weissen und

und Schwarzen begangenen Unfug, und nanten die Personen, die ihn verübt hatten. Sie verlangten weder Genugthuung für sich, noch die Bestrafung der Schuldigen; sondern nur Sicherheit fürs künftige. Es hatte dieses aber verdrießliche Folgen für sie. Denn es fehlte nur wenig, daß sie nicht noch dazu als Verleumder wären bestraft worden. Als der Gouverneur die angegebenen Personen zur Verantwortung vor Gericht zog, waren zwey derselben so verwegen, daß sie alles leugneten, sich durch einen Eid losschwuren, und die Brüder als falsche Ankläger bestraft wissen wolten. Sie ließen ihre Klage gegen sie erst nach etlichen Wochen, auf nachdrückliche Vorstellung des Herrn Carstens, fallen.

Diese Bewegungen übelgesinnter Blaken gegen die Missionarien waren zwar ausserordentlich heftig, aber auch die letzten von der Art.

Es setzte sich bey dem Herrn Gouverneur durch nähere Kenntniß der Geschichte, der Lehre und Verfassung der Brüderkirche, die gute Gesinnung gegen die Brüder immer vester, so daß diejenigen seine Abudung zu befürchten hatten, die ihnen unverdiente Beleidigungen anzuthun sich unterstanden.

Das Wetter klärte sich also gegen das Ende des Monats Merz, nach einem langen Sturm, wieder auf. Noch in diesem Monat wurden die Versammlungen auf Posaunenberg öffentlich und ruhig wieder gehalten, und bey der Mission kam alles wieder in seinen vorigen Gang. Man kan freylich nicht sagen, daß alle Herren von der Zeit an es gern gesehen, oder ohne Unterschied zugelassen hätten, daß ihre Neger sich den Unterricht der Brüder zu Nutze machten.

Aber

Aber die Härte ließ doch nach, wodurch sie sonst davon abgehalten wurden; und mehrere verständige Herren schickten ihre Neger von freyen Stücken in den Unterricht der Brüder.

Von Zeit zu Zeit kamen wol auch nachher einzelne feindselige Behandlungen vor. So wurde z. B. Matthäus Freundlich von dem Bücherverbrenner, dessen vorhin gedacht worden, einmal öffentlich auf der Straffe mit Schlägen mißhandelt, und zwey Meistersknechte kamen mit geladenen Pistolen zu Webern, der die Versammlungen auf der Peck hielt, in der Absicht, ihn zu erschiesßen; welche sie jedoch, nachdem er sie freymüthig angerebet, auszuführen nicht das Herz hatten.



Dritter Abschnitt.

Die Brüder setzen ihre Arbeit unter den Negern an vier verschiedenen Plätzen fort.

Nach der Abrede, welche der Graf von Zinzendorf mit den Arbeitern an der Mission genommen hatte, sollten die zahlreichen Abendversammlungen der Neger vertheilt, und dafür mehrere an verschiedenen Orten gehalten werden. Dem zu Folge machten die Brüder noch im Monat Februar 1739. den Anfang, auf drey verschiedenen Plantagen den Negern mit dem Evangelio zu dienen, auf Posamentenberg, Muskitabay, der Perl, und im Monat May auch im Dorfe oder in Tappus. Die Perl liegt nach der Nordseite der Insel zu, und Muskitabay auf der südlichen; beide gehörten dem Herrn Carstens, dem es anlag, daß seine und die benachbarten Neger dabelbst der Anleitung der Brüder zur Erkenntniß und Verehrung Gottes genießten sollten. Diese zwey neuen Predigtplätze sollten zugleich dazu dienen, mehreren Negern, die von der Brüderplantage weit entfernt waren, eine Gelegenheit zu verschaffen, mit ihrem Schöpfer und Heiland bekant zu werden.

Der Missionarius Martin eröffnete am 20ten Februar auf der Perl eine Schule für die Neger. Er legte immer noch mit dem Unterricht im Lesen den Anfang zu machen, und damit den Vortrag der Lehre

Jesus Christi zu verbinden. Anfänglich hatte er nur wenige Lehrlinge; aber sobald es auf der Nordseite bekant wurde, in welcher Absicht er da wäre; so kamen die Neger in grosser Anzahl in seinen Unterricht, und freuten sich, daß er sich auch ihrer annehmen wolte. Weber und seine Frau waren in der letzten Conferenz der Missionsarbeiter zur Bedienung der Neger auf der Perl bestimmt worden, und sie zogen am 6ten Merz dahin. Martin aber ging, nachdem er die Sache daselbst eingeleitet hatte, am 2ten Merz krank nach Posaunenberg zurück, wo er meist den ganzen Monat hindurch, und oft sehr hart, darnieder lag.

Das Licht des Evangelii hatte in der Gegend der Perl, zu der Zeit, als Webers dahin kamen, noch wenige Heiden erleuchtet, und sie wurden bald gewahr, daß sie ein wüstes Feld vor sich hätten; singen aber im Vertrauen auf den Beystand des Heilandes an, dasselbe fleißig zu bearbeiten. Ihm kam es dabey sehr gut zu statten, daß er das Creolische fertig redete. Sie fanden die meisten Neger ihres Bezirks in der größten Sorglosigkeit über den Zustand ihrer Seele, von deren Unsterblichkeit sie keinen Begriff hatten. Sie hielten sich für gut, wenn sie nur nicht gemordet hatten; die Hurerey achteten sie für keine Sünde, und Keuschheit war ihnen eine ganz unbekante Tugend. Da sie die Grösse ihres innern Verderbens nicht kanten, sahen sie auch die Nothwendigkeit eines Erlösers nicht ein. Aber das Wort vom Kreuz, das ihnen Weber einfältig, mit einem warmen und von der Kraft Christi selbst hingenommenen Herzen verkündigte, heiterte bald ihre Finsterniß auf, machte ihre todten Herzen gefühlig, und überzeugte sie

sie sowol von ihrem unseligen Zustand, als von der Liebe und Gnade Gottes in Jesu Christo. Einige fingen bald an, sich als verlorne Sünder zu erkennen, und über ihr böses und unseliges Herz zu klagen. Weil aber bey den meisten die Erkenntniß ihrer selbst nicht tief genug ging; so fielen verschiedene, durch den Grundirrthum, welcher dem gefallenem Menschen natürlich ist, darauf, besser und frömmere werden zu wollen, ohne erst im Blute Jesu Gnade und Vergebung der Sünden gesucht und gefunden zu haben; und setzten das Christenthum in fleißiges Lernen, Singen, Beten, und dergleichen äussere Uebungen. Weber merkt in seinem Tagebuch an, daß sehr bald aus diesen Negern eine christliche Secte hätte gemacht werden können; denn zu äusserlichen Religionsübungen, ohne wahre Aenderung des Herzens, wären sie sehr aufgelegt. Aber ihre guten Entschliessungen hielten nicht lange nach. Die Sünde behauptete ihre Herrschaft über sie, und bald waren sie in den fleischlichen Lüsten und andern bösen Dingen wieder so tief versunken, als sie es vorher gewesen waren. Ihr Lehrer bezeugte ihnen sehr angelegentlich, daß der Erfolg nicht anders als so seyn könne, so lange sie nicht auf den Weg kämen, auf welchem er als ein verlornen Sünder, der an aller Selbsthülfe verzagt, zu Jesu Christo, dem Gekreuzigten, gekommen, von ihm zu Gnaden angenommen, und mit seinem göttlichen Trost, Kraft und Leben erfüllt worden sey. Indem er ihnen diese Lehre täglich wiederholte, und ihnen den Heiland als den Freund der Sünder vorstellte, segnete Gott seinen Vortrag dergestalt, daß einige durch eine gründliche Kenntniß ihres tiefen

Verderbens von der Unzulänglichkeit aller Selbsthülfe überzeugt wurden, und ihre Errettung und Besserung allein in den Wunden ihres Erlösers suchten und fanden. Diese wenige zeugten auch bey andern von der an sich selbst erfahrenen göttlichen Gnade nicht ohne gute Wirkung. Doch währte es bis ins folgende Jahr 1740. ehe das Feuer der Liebe Gottes daselbst recht um sich grif. Die Anzahl der Erweckten stieg alsdann bald auf neunzig Personen, unter denen sich verschiedene befanden, die man aufs künftige als brauchbare Werkzeuge zur Förderung des Reichs Gottes unter ihrem Volke ansehen konnte. Weber theilte sie in kleine Gesellschaften ein, die durch herzliche Liebe und Vertraulichkeit einander zum innern Wachsthum beförderlich seyn sollten.

Je mehr sich der Segen des Evangelii in dieser Gegend kräftig bewies, je angenehmer wurde dem Bruder Weber, bey allen äusserlichen Beschwerlichkeiten, der Aufenthalt daselbst. Er und seine Frau arbeiteten unermüdet an den dasigen Negern, und hatten gar manche vergnügte Stunde mit denen, welchen Gott das Herz aufgethan hatte. Sie konnten aber ihren Dienst auf diesem Platze nicht länger als bis zu Ende des Jahres 1740. fortsetzen. Denn weil der Meisteknecht auf der Perl, in Abwesenheit des Herrn Carstens (welcher schon im May 1739. mit seiner Familie nach Copenhagen zurückging) die Befehlung der ihm untergebenen Neger auf alle Weise zu hindern suchte; so fand Weber für gut, mit seiner Frau von da wegzuziehen, und die Neger, denen es um fernere Anleitung im Christenthum zu thun war, anzuweisen, daß sie sich nach Muskitebay halten

halten möchten, welches der zweyte Predigtplatz ist, von dem ich igt Nachricht zu geben habe.

Es liegt diese Plantage an der Südseite der Insel, eine halbe Meile von der Perl, und fünf Viertelmeilen von Posamenberg. Ehe Webers nach der Perl zogen, machten sie einen Anfang zum Unterricht der Neger auf Muskitebay; blieben aber nur acht Tage, vom 27ten Februar bis 6ten Merz 1739. daselbst. In dieser kurzen Zeit hatten sich doch schon mehr als vierzig Neger bey ihnen eingefunden, denen sie Unterricht im Lesen und im Christenthum ertheilten. Derselbe wurde, nachdem sie weggezogen waren, durch die Brüder Mingo und Andreas fortgeführt; und ihrer viele besuchten nachher den Unterricht auf der Perl. Im Monat May aber zog der Missionarius Martin selbst auf diese Plantage, und nahm sich der dasigen Neger an. Er bemerkt in seinem Berichte vom Monat Julius, daß allda unter den Negern ein grosser Hunger nach Gnade sey; und er rechnete zu Ende dieses Monats schon neun und achtzig Schwarze, die das Wort des Lebens daselbst mit Segen hörten. Er wendete auch so viele Zeit, als hunlich war, dazu an, mit den um ihr Heil bekümmerten einzeln zu reden, welches sehr grossen Nutzen hatte. Da ihm aber die Sorge für das ganze Missionswerk auf der Insel oblag, so konte er sich nicht beständig auf Muskitebay aufhalten, sondern besuchte bald diesen, bald jenen Platz, und blieb länger oder kürzer auf jedem, je nachdem es die Sache erforderte, oder auch sein Gesundheitszustand erlaubte, der fast das ganze Jahr hindurch sehr schlecht war.

Als Herr Carstens, wie vorhin gedacht, nach Dännemark zurückging, so zogen auf sein Verlangen Valentin und dessen Frau in sein Haus im Dorfe oder in Tappus, wo am 18ten May 1739. der Anfang mit dem öffentlichen Vortrage des Evangelii an die Neger gemacht wurde. Dieser dritte Missionsplatz kam sonderlich den Dorfwegern zu statten, derer sich bisher der Neger Mingo treulich angenommen hatte. Die Anzahl der Erweckten war gegen die andern Plätze nur geringe; doch kamen von Zeit zu Zeit neue hinzu, auch waren unter ihnen, wie Valentin in seinem Tagebuch vom Monat Julius anmerkt, schon manche, die den unseligen Zustand ihres Herzens schmerzlich fühlten, und mit Thränen Gnade und Hülfe bey Jesu suchten. Seine Frau hatte eine gesegnete Bekantschaft mit vielen Negerinnen, an denen sich die Kraft des Wortes von der Versöhnung auf eine selige Weise bewies. Eine derselben ging am 9ten besagten Monats im Glauben an den Heiland selig und getrost aus der Zeit. Valentin hielt ihr Begräbniß, und hatte dabey Gelegenheit, durch ein öffentliches Zeugniß von dem durch Christum allen Menschen erworbenen Heil, unter einer grossen Menge Zuhörer eine heilsame Bewegung der Herzen zu veranlassen. Dieses war das erstemal, daß eine Negerleiche von einem Arbeiter der Mission mit Gesang und Gebet zur Erde bestattet wurde.

Unter den Missionsplätzen war jedoch keiner so gesegnet, als der Posaunenberg. Hier war der Hauptsitz der Negergemeine, wo die Bettage und Abendmahl gehalten zu werden pflegten. Seit der letzten Hälfte des Monats Merz 1739. wurden daselbst die

die

die Versammlungen der Neger wieder öffentlich fortgesetzt. Da die Brüder an die Neger, die sich dahin hielten, schon einen langen und mühsamen Fleiß gewendet hatten, so war es kein Wunder, daß sie im practischen Christenthum weiter, und auch in der Erkenntniß den übrigen Negern voraus waren. Ihr Wachsthum in der Anzahl war sehr groß. An einem Tage kamen bisweilen zwölf, achtzehn bis zwanzig neue Lehrlinge; so daß in der Mitte des Monats May schon gegen tausend Neger waren, die sich der Anleitung der Brüder im Christenthum bedienten.





Vierter Abschnitt.

Friedrich Martin wird vom Könige in seinem Lehramte bestätigt. Fernere Nachricht von der Mission bis zu Ende des Jahrs 1739.

Zu Anfang Junii dieses Jahrs lief auf die Schreiben, welche wegen Friedrich Martins angefochtener Ordination und Befugniß, die Neger zu lehren und zu taufen, sowol von Seiten des Gouvernements als des Missionarius nach Copenhagen ergangen waren, die königliche Entscheidung ein. Das an die westindische Compagnie erlassene Rescript, welches dieselbe enthielt, war am 13ten Merz 1739. datirt, und Friedrich Martin wurde dadurch als ordentlicher Lehrer der Neger bestätigt. Er erhielt am 7ten Junii durch den Fiscal die vorläufige Nachricht, daß die Resolution angelangt, und für ihn günstig ausgefallen sey; und am 3ten Julius bekam er von dem Herrn Gouverneur eine Abschrift davon. Derselbe verlangte zugleich, daß er jedesmal, ehe er eine Negertaufe verrichtete, ihm einige Tage vorher davon Nachricht geben möchte.

Die Arbeiter an der Mission waren, wie leicht zu erachten, über diese Entscheidung herzlich erfreut, und dankten Gott und dem Könige dafür. Sie ließ über

über die Gültigkeit von Martins Ordination keinen Zweifel übrig, und schützte ihn gegen die Art von Anfällen, dergleichen der reformirte Prediger Borm auf ihn und auf das von ihm getraute Ehepaar gethan hatte. Sie war zugleich ein Beweis, daß die Brüder sich mit Grund auf die vom Könige erhaltene Kirchenfreyheit berufen hatten.

Zu gleicher Zeit wurde auch Timotheus Siedler durch einen Befehl des Obergerichts seines langwierigen Arrests entlassen; und zum Beweis seiner Unschuld, ließ ihm der Oberkammerherr von Pleß auf neue den Dienst eines Meisterknechts auf seiner Plantage anbieten. Die Brüder hätten sich seiner gern wieder angenommen, und ihn bey sich behalten, damit er Gelegenheit haben möchte, sein Herz wieder zu finden, und im Glauben gesund zu werden; er hatte aber mehr Lust, das Anerbieten des Oberkammerherrn anzunehmen; doch behielt er Lebenslang Liebe und Achtung für die Brüder.

Nachdem die verdrießlichen Streitigkeiten auf diese Weise geendiget, und die feindseligen Absichten gegen die Mission mißlungen waren, setzten die Brüder ihre Arbeit mit neuem Muthe, im Vertrauen auf den fernern Beystand des Heilandes, dessen Sache sie trieben, unter den Negern fort. Ich will von ihren Bemühungen, von den Einrichtungen in der Negergemeine, und deren innerm Gnadengange bis zu Ende des Jahres 1739. in diesem Abschnitte eine kurze Nachricht geben.

Schon im April dieses Jahrs erwählten sie aus den Negern sechzehn gläubige und begabte Männer, denen sie den Auftrag gaben, je zwey und zwey auf

der ganzen Insel, auf allen und jeden Plantagen, den noch unwissenden Negern die fröhliche Nachricht zu bringen, daß der Heiland auch sie lieb habe, und für sie gestorben sey, damit sie durch den Glauben an ihn das ewige Leben haben möchten. Diese Fischer, wie sie Martin nante, wendeten den Sonnabend Nachmittag und den Sonntag, welche sie frey haben, zur Ausrichtung ihres Auftrags an, und erfüllten nach und nach die ganze Insel mit dem Evangelio, so daß keine Plantage übrig blieb, wo solches den Negern nicht wäre verkündigt worden. Sie warfen auch ihre Netze nicht vergeblich aus; denn viele Neger hatten ihnen die erste Veranlassung zu ihrer Bekehrung zu danken. Sie wurden zu dem ersten Besuche von der Art, den sie am 18ten April thaten, von den Missionsarbeitern gesegnet; und bey ihrer Rückkunft erzählten sie ihnen, auf welchen Plantagen sie gewesen, und was der Herr durch sie gethan habe. Unter diesen Nationalhelfern nahm sich Abraham besonders aus. Er war unermüdet, die Neger dem Heiland zuzuführen, dem er selbst von Herzen ergeben war; und hatte eine vorzügliche Gabe, sie dazu aufzufordern. Er mußte zwar (da er um der äußerlichen Arbeit willen nie Schläge bekommen hat) oft um des Heilands und seines Zeugnisses willen harte Behandlungen erdulden; hielt es aber für eine Gnade, dieser Art Leiden gewürdiget zu werden.

Da schon auf zwey und funfzig Plantagen eine ziemliche Anzahl erweckter Neger war, so hatten die Arbeiter an der Mission im Monat Februar dieses Jahrs auf jeder einen Aufseher über dieselben verordnet, der den Wandel der Erweckten beobachtete, und dar-

darüber halten sollte, daß er der Lehre Jesu Christi gemäß sey. Die Anzahl erweckter Neger war vorzüglich groß auf des Herrn Jan de Wints Plantage. Unter den zwey und dreyßig Negern und acht und vierzig Negerinnen daselbst machten die Brüder zuerst die Einrichtung, daß sie je zwey und zwey, nemlich zwey Neger oder zwey Negerinnen, mit einander von Zeit zu Zeit über den Zustand ihres Herzens sich offenherzig besprechen, und einer den andern mit der ihm geschenkten Erkenntniß und Gnade zur Ermunterung und Förderung dienen sollten. Eben diese Einrichtung wurde hernach auch unter den Erweckten auf andern Plantagen eingeführt, und gereichte ihnen zum grossen Segen.

Die Arbeiter an der Mission wurden sehr oft durch Krankheiten gehindert, selbst den öffentlichen Vortrag in der Negergemeine zu thun; und fanden daher im Monat Julius dieses Jahrs nöthig, aus den Negern selbst sechs Brüder zu ihren Gehülffen in diesem Geschäfte zu erwählen. Sie bestellten dazu den Petrus, Abraham, Jacotje, Samuel, Jakob, und Zacharias.

Die Hauptabsicht der Brüder bey ihrer Arbeit an der Negergemeine ging dahin, daß sie in der Erkenntniß Jesu Christi und ihrer selbst wachsen, und je mehr und mehr in einen dem Evangelio würdigen Gang in allen Stücken kommen möchten. Auch lagen ihnen die Kinder und deren Erziehung sehr an. Sie gaben den Eltern einen Unterricht, wie sie selbige für den Heiland erziehen sollten, und ermahnten sie sonderlich, ja nichts vom heidnischen Wandel beyzubehalten, wodurch ihre Kinder geärgert werden könnten.

Den

Den Taufcandidaten, deren eine grosse Anzahl war, wurde seit dem Monat October wöchentlich ein besonderer Unterricht ertheilt, um sie zur Taufe zuzubereiten. Doch wurde in diesem Jahre keiner derselben theilhaftig.

Von dem innern Guadengange der Neger in diesem Zeitraum habe ich noch zu sagen, daß ihre Begierde nach der Erkenntniß Jesu Christi und der Erfahrung seiner Gnade unter dem Druck und den Leiden die sie ausstanden, am stärksten war. Wenn ihnen verwehrt wurde, in ordentlichen Versammlungen den Vortrag des Evangeliums von ihren Lehrern zu hören, so unterliessen sie deswegen nicht, sie einzeln zu besuchen. Sie ersetzten das, was ihnen durch jenes Verbot abging, auch damit, daß sie sich selbst auf ihren Plantagen in kleinen Gesellschaften erbauten. Der wilde Busch war für sie eine sichere Zuflucht, wo etliche zusammen ihr Anliegen Gott im Gebet vortrugen, und von ihrem Herzenszustande mit einander redeten. Sie erfuhren dabey die Erfüllung der Verheißung unsers lieben Herrn, daß, wo zwey oder drey in seinem Namen versamlet sind, er mitten unter ihnen seyn wolle. Es haben mich einige Neger versichert, sie hätten in der damaligen schweren Zeit eine so brünstige Liebe zum Heiland, und eine solche Seligkeit in ihrem Herzen gefühlt, daß sie mit Freuden bereit gewesen wären, alles um seinetwillen zu leiden. Sobald sie von ihrer mühsamen Arbeit zu Hause gekommen wären, hätten sie sich versamlet, und mit einander auf den Knien gebetet und gesungen. Die Bruderliebe sey sehr herzlich unter ihnen gewesen. Wenn etwas vorgekommen wäre, wodurch das gute Ver-

Vernehmen unter einander gestört worden; so hätten sie es sogleich mit einander abgemacht, und den Heiland auf den Knien um Vergebung und neue Gnade gebeten. Sie hätten auch damals das Stundengebet gehalten, und, weil ihnen der Slavendienst am Tage keine Zeit dazu gestattet habe, die Nacht dazu angewendet. Bey der Feldarbeit hätten sie täglich mit einander abgeredet, welche Stunde jeder von ihnen mit Gebet und Fürbitte vor Gott zu bringen wolte. Aus Mangel einer Uhr hätten sie sich in Absicht der Stunden nach den Sternen und dem Hahnengeschrey gerichtet, und einer habe den andern geweckt, wenn seine Stunde zu Ende gewesen.

Bey allen den unlenzbaren Beweisen der göttlichen Gnade an dem armen Negervolke fehlte es doch auch nicht an Ursachen zur Betrübniß. Sie waren nicht nur bey der Meinung, daß die Hurerey erlaubt sey, aufgewachsen, sondern auch mit Reizungen und Verführungen dazu umgeben. Man muß sich also ihren Zustand in dieser Absicht ungefehr so vorstellen, wie der Corinther, denen Paulus so ernstliche Vorstellungen deswegen thun mußte. Es war insonderheit den Arbeitern an der Mission sehr schmerzlich, daß einer von den Getauften sich wieder zu dieser Sünde verleiten ließ. Unter manchen schädlichen Leuten, die es ausdrücklich darauf antrugen, die Neger zu allerley Bösem zu verführen, waren die Freyneger gemeinlich die ärgsten. Sie machten sich ein Vergnügen daraus, wenn sie einen derselben mit starkem Getränke verauschen konten; woraus dann fleischliche und andere Vergehungen sehr leicht erfolgten.

Die

Die Missionsarbeiter schlossen die Gefallenen von der Gemeine solange aus, bis deutliche Merkmaale der Reue und Besserung an ihnen zu sehen waren, und sie demüthig um Vergebung und die Wiederannahme baten. Sie wiesen sie dabey ernstlich auf die Ursachen ihrer Vergehungen, und suchten ihnen deutlich zu machen, daß es ihnen noch an der gründlichen Erkenntniß ihres tiefen Verderbens, und an der Erfahrung der Kraft des Blutes Jesu am Herzen fehle; oder daß sie über der empfangenen Gnade nicht treulich gehalten hätten. Allemal gingen sie dergleichen armen Leuten mit einem mitleidigen Herzen nach; und freuten sich, wenn sie einen reinigen Sünder wieder aufnahmen, und der Vergebung versichern konnten.





Fünfter Abschnitt.

Geschichte der Seereise des Missionarius Seters
und seines Gehülfsen Israels. Ihr Schif-
bruch am 17ten Januar 1740.

Der Herr Graf von Zinzendorf fand aus verschiede-
nen Ursachen für gut, dem Missionarius
Friedrich Martin einen Gelehrten zum Collegen
nach St. Thomas zu schicken. Er fand ihn in der
Person des Albin Theodor Seters aus Hof im
Voigtlande gebürtig, der den Ruf zum Missionarius
unter die Neger mit Freuden annahm. Er hatte in
Jena, Leipzig und Halle studirt, und kam mit dem
Director des zittauischen Gymnasiums, Polycarp
Müller, im Frühjahr 1738. nach Herrnhut, und
wurde der Gnade theilhaftig, die in dieser Gemeine
waltete. Auf Veranlassung des Grafen ging er im
Monat Junius nach Copenhagen, um sich die gnä-
digste Erlaubniß des Königes zu seinem Vorhaben
auszubitten. Er erhielt dieselbe ohne Schwierigkeit,
und es erfolgte auch eine der Mission günstige könig-
liche Verordnung. König Christian VI. ließ unter
dem 7ten August 1739. einen Befehl an den Präses
und die Directoren der westindischen Compagnie da-
hin ergehen, daß Albin Theodor Seder als der
nährischen Brüder verordneter Lehrer in St. Tho-
mas, der mit Friedrich Martin zugleich an der
Befehl

Befehring der Neger zu arbeiten willens sey, dafelbst ebenfalls tolerirt werden solle, wie der König bisher die mährischen und böhmischen Brüder in seinen Colonien tolerirt habe; doch mit der Einschränkung, sich mit andern Confessionsverwandten nicht zu befassen. Zugleich wurde dem Gouvernement in St. Thomas befohlen, die beiden Missionarien Martin und Seder gegen alle und jede, und besonders gegen den dasigen reformirten Prediger, der auch nur tolerirt würde, zu schützen, solange sie in den vorgeschriebenen Schranken blieben. Der Geheimerath von Holstein, der den königlichen Befehl mit unterschrieben, und Seder eine Abschrift davon gegeben hatte, versicherte ihn mündlich von des Königs Wohlgefallen an der Brüder Missionsarbeit, und empfahl ihm nur, dabey mit aller Vorsicht zu handeln. Seder hatte verlangt, in der Lehre geprüft zu werden; allein es unterblieb, wahrscheinlich darum, weil man an seiner Rechtgläubigkeit nicht zweifelte. Nach seiner Rückkunft erhielt er in Marienborn die Ordination der Brüderkirche.

Er fuhr am 17ten November 1739. in Gesellschaft des Christian Gottlieb Israels mit eben dem Schiffe aus Texel ab, mit welchem der Graf von Zinzendorf nach St. Thomas gegangen war. Israel war im Waisenhaus zu Herrnhut erzogen. Er hatte einen schwachen und gebrechlichen Körper, ein steifes kurzes Bein, und war ausgewachsen; aber er fühlte ein brennendes Verlangen, dem Heilande unter den Heiden zu dienen, und hatte seinen Trieb schon im Jahr 1738. der Gemeinde in Herrnhut schriftlich dargelegt. „Ich weiß, schrieb er, an wen meine Seele glaubt.

glaubt. — Er hat mir einen Sinn gegeben, daß ich nicht zum Zweck machen will, was vergänglich ist. — Ich verlange nichts mehr, als sein Werk zu treiben — und andern die Gnade anzupreisen, die er mir geschenkt hat. — Ich finde in mir keine Geschicklichkeit dazu — aber ich bitte den Heiland, mir zu geben, was er mir zugedacht hat. Ich glaube, daß ich unter die Heiden gehen werde, wenn es der Heiland wird haben wollen. — Ich will ein Pilger seyn, der nichts hat — und nichts haben mag, als nur den gekreuzigten Heiland zu verkündigen u. s. w.,, Darauf erhielt er einen Ruf, unter die Neger nach Guinea zu gehen, und reiste deswegen nach Amsterdam, um sich von da an den Ort seiner Bestimmung zu begeben. In Heerendyk erhielt er die Ordination zu einem Lehrer der Heiden. Es verzog sich aber eine Abreise, bis der Graf im Monat May 1739. aus Westindien nach Amsterdam zurückkam. Dieser Graf ihn da in der Erwartung an, in wenigen Tagen mit einem Schiffe nach Guinea abzugehen. Es änderte sich aber seine Bestimmung dahin, daß er zwar ein Lehrer der Neger, aber nicht derer in Guinea, sondern der Sklaven in Westindien seyn sollte.

Auf der Seereise war Seder die ersten acht Tage beständig krank; und Israeln, der bisher noch gesund gewesen, betraf am 26ten November der unangenehme Zufall, daß, als er für seinen Gefährten Wasser vom Berdeck holen wolte, er rückwärts die Treppe hinunterfiel, und sein lahmes Bein dergestalt quetschte, daß er etliche Wochen nicht auftreten konnte, und Tag und Nacht heftige Schmerzen empfand. In dieser Noth, da beide Brüder krank waren, nahm sich

des Capitains Koch, ein freygelassener getaufter Neger, aus eigener Bewegung ihrer an, und der Capitain ließ sie mit Essen von seinem Tische versorgen. Am 12ten December waren beide wieder hergestellt. Jeder unterwies hernach den Neger auf sein Verlangen täglich in der Rechenkunst; und Israel übte seine Profession. Er machte nicht nur für Sedern und sich westindische Kleidung von Leinwand, sondern diente auch andern mit seiner Arbeit, ohne einige Bezahlung dafür anzunehmen. Er gewann dadurch die allgemeine Gewogenheit der Schiffs-gesellschaft. Ihre übrige Zeit wendeten beide auf die Erlernung der holländischen Sprache. Am 6ten Januar 1740. sahen sie Land, segelten zwischen Desirade, Guadeloupe, Montserrat, Antigo und andern Inseln durch, und liefen den folgenden Tag in St. Eustatius ein, wohin das Schif bestimmt war. Am 13ten fuhren sie von da, mit einer englischen Barke, die über St. Thomas nach Jamaika gehen wolte, wieder ab. Am folgenden Tage kamen sie gegen Abend zwischen vielen Inseln und Keyen, und weil es gefährlich war, in der Nacht da zu fahren; so legte der Capitain sein Schif bey Spanishtown in einem Hafen vor Anker. Dem 15ten war der Wind schwach, und in der Nacht Calm. Am 16ten segelte das Schif zwar mit starkem Winde aus, war aber Abends noch nicht über Spanishtown und Tortola hinaus, weil der Wind nachließ. Der Capitain kante diese Fahrt nicht, weil er noch nie in St. Thomas gewesen war, und wolte in der Nacht weiter segeln; der Steuermann aber behauptete die Nothwendigkeit, in einem Hafen vor Anker zu gehen. Der Capitain gab nur in so fern nach,

nach, daß er bey Skrop, einem kleinen, aber sehr hohen felsichten Eylande nahe bey Tortola, welches nur wenig Einwohner hat, vor Anker ging, um die Ankosten zu ersparen, die ihm das Einlaufen in einen Hafen verursachen würde. Am 17ten gegen Tag entstand ein Donnerwetter mit Sturm und starkem Regen. Der Capitain ließ daher noch einen Anker werfen, um der Barke gegen die heftige Bewegung der See mehr Haltung zu geben. Als es Tag war, wurden die Anker gelichtet; aber ehe der zweyte aufgewunden war, wurde die Barke vom Wind und Sturm an eine Klippe, die steil, aber nicht sehr hoch aus dem Wasser hervorragte, und nur wenige Schritte von Skrop entfernt war, getrieben, und mit Macht von den Wellen dagegen gestossen. Augenblicklich retteten sich die Matrosen ins Boot, um davon zu fliehen. Allein der Capitain und Steuermann drohten, auf sie zu schießen, und nöthigten sie dadurch umzukehren, und sie beide, nebst noch einem Passagier, anzunehmen. Die zwey Brüder baten, auch ihnen einen Platz im Boote zu gestatten; es eilte aber davon, entweder weil es nicht mehr Menschen fassen konnte, oder weil die Wellen diese eilfertige Entfernung nöthig machten.

Die Lage des verunglückten Fahrzeugs war so, daß der Bogspriet (ein kleiner Mast, der fast wie die Deichsel an einem Wagen am Vordertheil des Schiffs heraussteht) über die Klippe hervorragte, an welcher es scheiterte. Ueber denselben kamen die zwey Brüder mit drey Negern auf die Klippe, wo sie kaum einen Platz hatten, und einer sich über den andern setzen mußte. Hier waren sie nun zwar vor den

Wellen ziemlich sicher, aber doch in beständiger Lebensgefahr. Denn das am Bogspriet über ihnen hangende Segel und Tauwerk drohete sie von der Klippe in die See zu reißen, so oft die Barke durch die Wellen von einer Seite zur andern geworfen wurde. Sie verhüteten dieses nur dadurch, daß sie das Segel jedesmal schnell ergriffen, und über sich wegschoben. Am Fuß der Klippe lagen viele Steine, die etwa einen Schritt von einander bis an das felsichte Ufer des nahen Eylands Skrop hinreichten. Jeder machte zuerst den Versuch, sich über dieselben zu retten; und ließ sich zu dem Ende an einem Strich von der Klippe herunter. Als sich Israel mit Mühe und Gefahr nach ihm umfah, war er eben im Begriff seinen Fuß auf einen von gedachten Steinen zu setzen, aber gleich darauf sahe ihn Israel schon im Wasser schwimmen, und nach den Steinen greifen. Allein die heftigen Wellen rissen ihn fort, und zerschlugen ihn zwischen den Steinen und der Klippe. Noch zuletzt erblickte ihn sein Gefährte, schon ohne Bewegung und mit zerrissener Kleidung, und segnete ihn mit den Worten: Gehe hin, mein lieber Bruder, in Frieden! darauf nahmen die Wellen den Körper weg, und er sahe ihn nicht mehr. In diesen kläglichen Umständen wurde Israels Herz mit außerordentlichem göttlichen Trost erfüllt. Er ergab sich ganz in den Willen Gottes, allenfalls so, wie sein eben verschiedener Bruder, das Leben in den Wellen zu lassen; mit der unstreitigen Gewißheit, daß er ein Eigenthum des Heilands sey, es begegne ihm was da wolle. In der augenblicklichen Todesgefahr hatte er die Gegenwart des Gemüths, folgenden auf die Mühe

Mühseligkeit der Pilgerschaft im Dienste des HErrn
emachten Vers zu singen:

Wo seyd ihr, ihr Schüler der ewigen Gnade,
Ihr Kreuzgenossen unsers HErrn?

Wo spüret man eure geheiligte Pfade?

Sowol daheim, als in der Fern.

Ihr Mauerzerbrecher, wo sieht man euch?

Die Felsen, die Löcher, die wilden Sträuch,

Die Inseln der Heiden, die tobenden Wellen,

Sind unsre von Alters bestimmte Stellen.

(Ebr. II.)

Unter dessen war das Hintertheil der Barke näher
an die Steinhäufen getrieben worden, über welche
jeder Seder hatte retten wollen. Einer von den in
der Barke zurück gebliebenen legte geschwind ein
Bret an, und kam glücklich ans Ufer von Skrop.
Israel wolte so, wie einige andere thaten, seinem
Beispiel folgen, fand aber Schwierigkeit, über den
Fogspriet wegzukommen. Gleich darauf sank das
Hintertheil des Fahrzeugs unter, und die darauf noch
verbliebenen fünf oder sechs Personen ertranken. Israel
wendete dabey noch alle Kräfte an, einen Knaben zu
retten, der sich am Vordertheil der Barke hielt,
als ihm die Klippe näher gekommen war. Er warf
sich an den Strick zu, daran sich jeder herunter ge-
lassen hatte; aber allein war er nicht im Stande,
sich heraufzuziehen, und mußte ihn mit Betrübniß
ertrinken sehen.

Bei einem Anschein, sich auf einem der Trümmer
des gescheiterten Fahrzeugs zu retten, wendete er sich
zu seinem HErrn, und bekam von ihm die Ueberzeu-
gung, daß er es nicht wagen, sondern noch ruhig

auf der Klippe bleiben sollte. Da aber nun die Barke gesunken war, an welcher sich bisher die Wellen gebrochen hatten, schlugen diese ungehindert über die Klippe weg, und er war igt in Gefahr, entweder durch dieselben in die See gespült, oder von den Trümmern des gescheiterten Fahrzeuges, die mit den Wellen über ihn weggingen, erschlagen zu werden. Er bat den Heiland, ihn vollends zu erretten, da er ihn bisher aus so vielen andern, die ertrunken wären, erhalten hätte. Es ließen sich zwar drey Boote sehen, aber ohne augenscheinliche Gefahr zu scheitern, durfte sich keines der Klippe nähern. Endlich warfen nachmittag einige Leute von Skrop ihm und dem Neger, der noch bey ihm war, Stricke zu, daran erst der Neger, und dann Israel durch die See und die steilen Felsen von Skrop hinauf gezogen und errettet wurden. Er wurde auf der Plantage des Herrn van der Pol, der die Anstalten zu seiner Errettung gemacht hatte, liebeich aufgenommen, und mit trockenen Kleidern versorgt. Hier traf er den Capitain der verunglückten Barke und alle diejenigen an, die sich aus dem Schifbruch gerettet hatten.

Israel hatte nichts als sein Leben davon gebracht, alle seine und Seders Sachen, alle Briefe, Arzneyen und Materialien, die sie für die Brüder in St. Thomas mitgenommen hatten, blieben in der See. Er war igt ziemlich unschlüßig, wie er es anfangen sollte, um nach St. Thomas zu kommen. Erst wolte er mit dem Capitain wieder nach St. Eustatius umkehren, und da dieses nicht anging, ließ er sich nach Tortola übersetzen, wo nur Engländer wohnten, die ihn nicht verstanden. Er wurde aber von dem dasigen

Gou.

Gouverneur, dem er sein Schicksal durch einen holländischen Dolmetscher erzählte, freundlich aufgenommen, und durch dessen Veranstaltung nach einigen Tagen nach St. Jan übergesetzt.

Auf dieser Insel mußte er sich drey Wochen lang aufhalten, ehe er eine Gelegenheit fand, nach St. Thomas zu kommen, wohin er sich doch so sehr sehnte. Er genoß indessen von dem dasigen Commendanten viele Liebe und Wohlthaten, und wurde von ihm, die ganze Zeit seines Aufenthalts, mit dem Nöthigen versorgt. Dieser Herr war dem Misionßwerk der Brüder geneigt, und ihr stiller und christlicher Wandel hatte ihnen seine Achtung erworben. Israel, der hier selbst von Wohlthaten leben mußte, suchte dennoch auch andern gutes zu thun; und da ihm der Müßiggang unerträglich war, so wendete er seine Zeit an, die Kleider der Soldaten umsonst auszubessern. Erst am 18ten Februar kam er mit einigen Brüdern, die ihn in einem Boot abholten, nach St. Thomas, und eben zur Abendversammlung im Dorfe zurecht, wo Valentins, Freundlichs und viele Neger versamlet waren, die ihn mit grosser Liebe aufnahmen. Er fiel mit der Versammlung auf die Knie, und brachte Gott für die ihm bis dahin erzeigte Gnade, Hülfe und Errettung den herzlichsten Dank.



Sechster Abschnitt.

Gesegneter Fortgang der Mission in St. Thomas,
von Israels Ankunft bis zu Ende des
Februar. 1741.

Bald nach Israels Ankunft entschloß sich der Missionarius Martin, der bereits vier Jahre lang, auffer den gewöhnlichen Beschwerlichkeiten des westindischen Clima, viele Noth, Kummer und Arbeit gehabt hatte, zur Erholung und Wiederherstellung seiner Gesundheit eine Reise nach Nordamerica zu thun, und ging am 20ten May mit dem Capitain Garrison nach Newyork ab. Er hatte dabey die Absicht, den Grafen von Zinzendorf zu sprechen, der sich bey seinem Besuch in St. Thomas geäußert hatte, daß er um diese Zeit in Pensylvanien zu seyn gedächte. Israel vertrat indessen seine Stelle, und zog von Muskitebay, wo er sich seit seiner Ankunft der Neger angenommen hatte, nach der Brüderplantage Posaunenberg. Ob es gleich in Muskitebay nicht an mancherley schweren Umständen gefehlet hatte, so war er doch in seiner Arbeit getrost, lernte die creolische Sprache immer besser, mahlte den Negern in den täglichen Abendversammlungen den für sie gekreuzigten Heiland vor, und sein Zeugniß war nicht ohne Frucht.

Nach Martins Abreise ließ er es sich angelegen seyn, sich mit dem ganzen Missionswerke bekant zu machen,

machen, mit seinen Mitarbeitern über ihre Arbeit unter den Negern sich einzuverstehen, um durchaus in einerley Sinn und Geiste zu handeln. Der Erfolg ihrer Conferenzen war, daß alle Arbeiter an der Mission aufs neue die einmüthige Entschliessung faßten, unter den Negern nichts als das Kreuz Christi zu predigen, das ist, des Heilands Leiden und Sterben für unsere Sünden, und sein Auferstehen zu unserm Leben den Heiden vorzustellen, und ihnen dabey zu sagen, daß kein andrer Weg sey, das ewige Leben zu erlangen als daß ein jeder verlornen Sünder, so wie er ist, zu Jesu komme, ihn als seinen Versöhner erfahre, und seiner Begnadigung gewiß werde. Sie waren darüber eins, daß diese Predigt von Jesu Kreuz und Tode das kräftigste Mittel sey, sowol die gründlichste Selbsterkenntniß zu befördern, als das Herz ganz für den Heiland zu gewinnen, und es mit Leben und Liebe zu erfüllen.

Ein andrer Gegenstand der Ueberlegungen der Brüder war der Unterricht im Lesen, der bisher allen Negern, die es verlangten, gegeben worden, und der gemeiniglich vor dem eigentlichen Vortrage des Evangelii ertheilt wurde. Israel und mehrere Brüder hatten beobachtet, daß dadurch der Zweck nicht mehr erhalten würde, den man anfänglich dabey gehabt hatte. Viele Neger lieffen es dabey bewenden, und hielten sich für gut und weise genug, wenn sie ein wenig lesen konten. Es fehlte auch den Missionarien an der zu einem solchen Unterricht erforderlichen Zeit, wenn sie sich der von der Gnade ergriffenen Neger zehdrig annehmen solten. Daher fanden sie gut, den Unterricht im Lesen ins Allgemeine abzustellen, und

ihn nur bey denjenigen fortzusetzen, denen ihre Befehring von Herzen anläge, und bey denen es einen mehrern Zweck hätte. Dadurch wurden sie vieler unnützen Schüler los, und gewannen mehr Zeit, sich der Heilsbegierigen anzunehmen. Indesß waren unter den gläubigen Negern doch schon sehr viele, die fertig lesen konnten, und selbst andern darinn Unterricht ertheilten. Auch die Arbeiter an der Mission fuhren noch etliche Jahre hindurch damit fort, wo sie es für nützlich erachteten; daher das Versammlungshaus noch lange die Schule genant wurde. Endlich aber wurden sie durch die vermehrte Arbeit genöthigt, damit gänzlich aufzuhören, und diesen Unterricht lediglich den Negern unter sich selbst zu überlassen.

In Absicht der Kirchenzucht wurden die Brüder eins, die Strenge, womit dieselbe bisher ausgeübt worden, zu mildern. Nur böshafte Verführer, welche andern zum Schaden wären, solten künftighin sogleich öffentlich ausgeschloffen werden; diejenigen aber, die nur darinn in eine Sünde gefallen waren, weil sie weder sich, noch ihren Versöhner kanten, und dabey doch ein williges Herz hatten, solten als Kranke mit vieler Geduld getragen, und ihnen die Ursache ihres Falles, und das Mittel zur Errettung und Cur liebreich gezeigt werden.

Da die Brüder wahrnahmen, daß es vielen ihrer Neger noch in ihrem Herzen an der Gewisheit des Glaubens, daß ihnen die Sünden vergeben wären, fehlte, und manche der alten, die übrigens liebe und treue Leute waren, in einer subtilen Werkheiligkeit steckten, und das Geheimniß der Armuth des Geistes, oder der Sünderschaft, wie es die Brüder nennen,

nicht

nicht verstanden, und folglich auch den vollen Genuß am Heilande nicht hatten, den ein Sünder hat, der sich selbst nichts, dem Heilande aber alles zuvertrauet: so arbeiteten sie, sowol im öffentlichen Lehrvortrage, als in dem besondern Umgange mit den Negern, auf diese Punkte; und es entstand dadurch unter diesen eine neue und mächtige Gnadenarbeit. Viele fingen an, die Schwäche ihres bisherigen Zustandes zu fühlen, und um die lebendige Erfahrung der Gnade Jesu Christi bekümmert zu werden. O wie freute sich Israel, wenn ihm dieser oder jener von den Negern mit vergnügtem Herzen und freudigem Blicke bezeugte, daß er zur wahren Gewißheit des Glaubens aus Gnaden gelangt, und der Vergebung seiner Sünden versichert sey. Bey einem Liebesmahl, welches am 4ten September mit einer Anzahl Neger auf Posaunenberg gehalten wurde, erzählte ein jeder, wie er zur Versicherung der Gnade gelangt sey; und alle gaben ihren Arbeitern die Hand darauf, daß sie dem Heilande treu bleiben wolten. Es war eine Freude, ihre vergnügten Gesichter zu sehen, und aus ihren Aeußerungen zu hören, wie wichtig und groß ihnen der Tod des HErrn und die dadurch gestiftete Versöhnung sey. Israel drückte sich in einem Schreiben an den Grafen über diesen neuen Gnadenperiodus unter andern so aus: „Die Gnade, die der Heiland unter uns beweiset, ist unaussprechlich; die Seelen schmelzen wie Wachs. — — Fühlen sie ihr Verderben, so nahen sie sich zum Gotteslamme. Täglich finden Seelen Gnade, und es kommen auch viele neue.“ Diese in der ersten Liebe brennenden Seelen zeugten auch bey andern mit großer

fer Freudigkeit von der Gnade, die ihnen wiederfahren war. Der Zulauf der Schwarzen zu den Versammlungen wurde dabey ungemein groß; so daß die Arbeiter oft mit der Menge derer, die über ihren Herzenszustand mit ihnen reden wolten, nicht fertig werden konten, wenn sie auch die Hälfte der Nacht zu Hülfe nahmen. Eine eigene Freude war es für sie, daß die alte Anna auf der Compagnieplantage, welche die erste Veranlassung zur Brüdermission in St. Thomas gewesen war, in dieser Gnadenzeit aufs neue angefaßt wurde, und den Heiland als ihren Versöhner aus eigener Erfahrung kennen lernte. Von den Blanken wurde die Veränderung, die mit so vielen Negern vorgegangen war, mit Verwunderung wahrgenommen, und verschiedene Meisterknechte wurden begierig, die Lehre der Brüder zu hören, die eine solche Wirkung auf ihre sonst so böse Neger hatte. Auch unter den Negerkindern entstand ein grosses Verlangen, den Heiland kennen zu lernen.

Was ich bisher von dem neuen Segen unter den Negern gesagt habe, ist vorzüglich von denen, die sich zum Posaunenberg hielten, zu verstehen. Webers besorgten die Mission auf der Perl bis in den October 1749, da sie, wie ich im folgenden Abschnitt melden werde, nach St. Croix gingen. Valentins verliessen schon im Junius das carstenssche Haus im Dorfe, das sie seit der Abreise des Eigenthümers bewohnt, und sich der dortigen erweckten Neger angenommen hatten, und zogen auf Posaunenberg, um da, neben der Arbeit an den Seelen, die Wirthschaft zu führen. Von Muskitebay war Israel, wie ich schon angemerkt habe, im Monat May weggezo-

gezogen., um Martins Stelle auf Posaunenberg zu vertreten. Indes wurden die übrigen Plätze, wo für die Zeit keine Missionsarbeiter wohnten, wöchentlich einigemal von Posaunenberg aus besucht, wo der eigentliche Sammelplatz der Negergemeine war. Am 7ten Februar 1740. wurde daselbst ein Betttag gehalten, wozu sich dreihundert Neger versamlet hatten. Man erinnerte sich dankbarlich der vielen und grossen Wohlthaten und Gnaden, welche Gott dem Negervolk seit der Zeit erzeigt hat, da die Brüder auf diese Insel gekommen waren. Dabey fanden sich viele wieder herzu, die entweder von selbst weggeblieben, oder ihrer Vergehungen wegen waren weggewiesen worden. Von letztern wurden im Monat May funfzig wieder angenommen.

Die Versammlungen waren damals auf Posaunenberg so eingerichtet, daß Sonntags früh eine Bibelfstunde über das neue Testament mit einigen Negern gehalten wurde. Nachmittags war die Versammlung der Getauften und Taufcandidaten, darinn gebetet, gesungen, und über einen Text geredet wurde. Dann folgten hinter einander, die Conferenz der Ermahner und Besucher; eine kurze Versammlung der Kinder mit ihren Müttern; die Gesellschaften; und endlich die allgemeine Versammlung, nach welcher noch die Stundenbeter auf ihrem Angesichte Gott anbeteten. Alle vier Wochen war Sonnabends Abendmahl, und Sonntags Betttag für die Neger. In der Woche wurde täglich Abends eine allgemeine Versammlung gehalten; auch wurden hundert und drey und zwanzig Neger, und hundert und sieben und siebenzig Negerinnen auf Posaunenberg am 8ten September in kleine Gesellschaften

schaften eingetheilt, und am 10ten September auch auf der Nordseite solche Gesellschaften eingerichtet, die zusammen gegen neunzig Personen ausmachten. Die Menge dieser Gesellschaften machte es nöthig, daß die Arbeiter täglich etliche derselben halten mußten, wenn sie damit herumkommen wolten. Sie waren ein gesegnetes Mittel, den Geist der Offenherzigkeit und die brüderliche Liebe zu befördern. In der Anwendung der Kirchendisziplin wurde zwischen einem Arbeiter und einem andern Gemeingliede kein Unterschied gemacht. Einmal mußte der Aelteste Petrus vom Abendmahl wegbleiben, so wie ein andermal die Aeltestin Magdalena. Beiden diente es zur Gelegenheit, sich selbst gründlicher kennen zu lernen, und ihr Herz in der Gnade befestigen zu lassen.

Der Getauften nahmen sich die Arbeiter besonders an, und redeten mit jedem derselben wöchentlich einmal einzeln; aber eine Taufhandlung vorzunehmen, verschoben sie auf die Wiederkunft des Missionarius Martins.

Diese erfolgte am 26ten September über Antigo, St. Kitts und St. Eustatius. Auf letzterer Insel entstand bey seinem Daseyn am 10ten September ein Orcan, der ein paar Tage daurete, und grossen Schaden auf dem Lande und der See verursachte; auf Antigo und Martinike aber noch weit heftiger wütete. Da sehr wenige Fahrzeuge dabey unbeschädigt blieben, so verzog sich Martins Abreise von da bis zum 24ten September. Weiße und schwarze Brüder empfangen ihn mit grosser Freude. Er ging mit ihnen in das neuerbaute Versamlungshaus, und brachte Gott für die ihm und ihnen bisher erwiesene Gnade und Wohl-

Wohlthaten das schuldige Lob- und Dankopfer. Ueber die Barmherzigkeit, welche Gott bisher an dem schwarzen Volke bewiesen hatte, war er sehr erfreut, und bezeugte, eine so mächtige Gnadenbewegung unter demselben noch nicht erlebt zu haben. Täglich kamen Neger zu ihm, die ihm mit innigem Vergnügen meldeten, daß sie Pardon (Vergebung ihrer Sünden) vom Heilande erhalten hätten. „Noch heute, sagte einer, könnte ich freudig sterben, weil ich meiner Seligkeit gewiß bin.“ Hingegen kamen auch diejenigen, denen es an dieser Gnade noch fehlte, und gaben ihr Verlangen darnach mit Thränen zu erkennen.

Am 9ten October ertheilte er acht und dreyßig Schwarzen, nemlich neun Negern und neun und zwanzig Negerinnen, die heilige Taufe. Unter ersteren waren der Metamba und Jacotje, davon jener Thomas und dieser Josua genant wurde; und unter letzteren befanden sich zwey von der Brüderplantage. Es verursachte eine grosse Freude, als dieses Vorhaben den Tag vorher der Gemeinde bekant gemacht wurde. Die Taufcandidaten waren zwar den Misionsarbeitern, ihrem Herzenszustande nach, wohl bekant; aber sie redeten doch igt noch mit einem jeden derselben besonders, und erhielten von ihnen auf die Frage: ob sie von Herzen an den Heiland glaubten, und allein durch sein Verdienst selig werden wolten, schöne Bekentnisse; worauf sie mit ihnen kniend beteten. Vor dem Taufactus hielt Israel an die Tauflinge eine Anrede über die Worte des Heilandes: Wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden. Marc. 16, 16. und die Worte Pauli: Wisset ihr nicht, daß alle, die wir in

Jesusum Christ getauft sind, die sind in seinen Tod getauft? Röm. 6, 3. Nach der Taufe wurde noch über die Worte: Die Gnade Jesu Christi sey mit euch allen, Amen! geredet, und darauf die Gemeine entlassen. Es war dieses eine sehr begnadigte Handlung: die Getauften weinten vor Freude und Beschämung über die empfangene Gnade; und die ganze Gemeine, auch der Deputirte, der wegen des Gouvernements dabey war, und andere Blanke, waren sehr bewegt. Nachher verbanden sich noch die Getauften unter sich, ganz für den Heiland zu leben, und einander brüderlich zu erinnern, wenn an einem unter ihnen etwas bemerkt werden sollte, das diesem Bunde entgegen wäre.

Da die Anzahl der Neger, die gläubig wurden, sich täglich vermehrte, so fanden die Arbeiter der Mission schon im Februar des folgenden 1741. Jahres wieder neunzig Personen unter ihnen, die sie zu taufen beschloffen. Der Gouverneur erstaunte zwar, als ihm das Vorhaben angezeigt wurde, über eine so grosse Anzahl; jedoch legte er der Sache keine Schwierigkeit in den Weg, und verlangte nur, daß ein Tag zu einem öffentlichen Examen der Candidaten angesetzt werden sollte. Der 26te Februar wurde dazu, und zugleich zur Taufe bestimmt. Nachdem die zu taufenden Neger die Fragen, welche ihnen Martin vor der versamleten Gemeine vorlegte, mit Freudigkeit beantwortet hatten, so verrichtete er die Taufhandlung; bey welcher, ausser den vom Gouverneur dazu bestellten Commissarien, eine fast unzählige Menge Menschen von weissen und schwarzen gegenwärtig waren, und einen tiefen Eindruck davon mit sich

sich nahmen. Unter den sechs und funfzig Negerinnen, die igt getauft wurden, gelangte auch die alte Anna, nach vielen Abwechslungen, zu dieser Gnade. Von den vier und dreyßig Negern war einer frey. Ueberhaupt waren sie von neunzehn verschiedenen Plantagen; zwey und dreyßig aber von Jan de Wint.

Auch die Anzahl derer, die zum heiligen Abendmahl gelangten, nahm in diesem Zeitraum zu; doch nicht in dem Verhältniß wie der Getauften. Nur zwey Paar Eheleute, Mingo und seine Frau, und Johannes, von Posaunenberg, und seine Frau, kamen am 29ten October dazu.

Die Misionsarbeiter fingen auch an, deutsche Lieder zum Gebrauch der Negergemeine ins Creolische zu übersetzen, da sie sich bisher meistens der holländischen bedient hatten. Die Neger, welche Aemter in der Gemeine hatten, wurden von neuem in dieselben eingeleitet, und besonders die Aufseher auf den Plantagen, wo die Anzahl der Erweckten groß war, dahin angewiesen, daß die Männer wöchentlich wenigstens einmal die von ihrem Geschlecht, und so auch die Weiber die von dem ihrigen besuchen, sich herzlich mit ihnen unterreden, und sich nach ihrem Zustande erkundigen sollten.

Im September 1741. wurde auch das neue Versammlungshaus auf Posaunenberg, das dreyßig Fuß lang und achtzehn tief war, fertig. Da in dem alten kaum die Hälfte der Negergemeine Raum hatte, und daher die zahlreichen Versammlungen, oft bey schlechtem Wetter, unter freyem Himmel gehalten werden mußten, so fingen die Misionsarbeiter schon

im October 1739. den Bau dieses geräumlichern Hauses an; das aber doch die grosse Menge nicht faßte, so daß gar bald nöthig wurde, auf ein noch größseres zu denken. Der Mangel an Unterstützung zu den Baukosten, die auf diesen Inseln sehr hoch sind, hatte den Bau so langwierig gemacht; obwol die Neger aus eigenem Trieb an Sonnabenden und Sonntagen daran arbeiteten.

Martin drückte sich in einem Schreiben zu Ende des Jahres 1740. über das Werk Gottes unter den Negern also aus: „Es ist fast kein Tag, da nicht Seelen kommen, die ihr Elend fühlen, und um Gnade schreyen und weinen. Geht man aus, so hört man hier einen im Zuckerfeld, dort einen im Busche, den dritten hinter seinem Hause beten und weinen, daß der Heiland ihn von seinen Sünden mit Seinem Blute reinigen wolle. Wir haben nun keine Schulfnegern mehr, die sich gut dünken, weil sie etwas lernen; sondern die igt kommen, fühlen sich verloren, und kommen, weil sie so schlecht sind, und die Gnade und Hülfe des Heilands brauchen.“ Ich thue noch Valentins Zeugniß hinzu: „Was thut doch der Heiland, schreibt er, für Gnade und Barmherzigkeit in diesen Tagen unter den Heiden! sie ist unaussprechlich. Jesu Blut kommt über sie, und schmelzet sie, und macht sie sehen, Welch eine Liebe er ist. Sie fühlen Seine Kraft. Er wird ihnen groß, und die Gnade wichtig. Ihr Herz wird ihnen aufgedeckt. Mancher, der steintodt war, wird durch den Tod Jesu, welcher unsre beständige Predigt ist, gerührt, daß er nach Gnade schreyt. Der Tod Jesu und sein Blut dringt ihnen durchs Herz. Das macht sie

weis

weinen, und ihren blutigen Versöhner suchen. Das Herz bricht einem, wenn man zuhört, wenn sie vor des Lammes Füßen liegen und weinen.,, Aus des Bruder Israels Brief will ich nur folgendes anführen: „O grosse Seligkeit, wenn man siehet, wie der Heiland sich an dem schwarzen Volke beweiset! erst werden sie erweckt, und lernen ihr Herz kennen, wie böse es ist; dann weinen und schreyen sie um Gnade, bis sie den Glauben an Jesu Wunden haben. O wie freudig sind sie dann! sie kommen in der Nacht gelaufen, und erzehlen es zur Freude unsrer Seelen.,,





Siebenter Abschnitt.

Anfang der Mission in St. Croix, vom 1ten October 1740. bis 1ten Januar 1742.

Israel hatte bey seiner Abfertigung aus der Brüdergemeine in Europa den Auftrag erhalten, sobald als möglich mit Webers wieder einen Anfang zu einer Missionsanstalt in St. Croix zu machen. Wenn der Missionarius Seder sein Leben nicht in den Wellen verloren hätte, so hätte dieses Vorhaben eher ins Werk gesetzt werden können, weil alsdann Israel nicht so nöthig in St. Thomas gewesen wäre. Nachdem aber Martin, dessen Stelle er vertreten hatte, wieder da war, so faßten die Arbeiter an der Mission am 2ten October 1740. den Entschluß, die Vollziehung des gedachten Auftrages nicht länger zu verschieben; ob man gleich Webers Stelle auf der Perl nicht sogleich zu ersetzen im Stande war, und sich für einige Zeit damit begnügen mußte, diesen Platz und die Nordseite überhaupt, durch Besuche, vom Vosammenberg aus, soviel thunlich, zu besorgen.

Die größte Schwierigkeit aber machte der Gouverneur, bey dem die Brüder sich die Erlaubniß zu ihrem Unternehmen ausbaten. Es rührte ihn theils die Noth und die Gefahr, in welche die Missionarien auf St. Croix kommen würden; theils befürchtete er neue Unruhen. Allein, da ihr Muth durch alle seine Vorstellungen nicht wankend wurde, und sie sich erklärten, daß sie

sie es auf den Schutz Gottes wagen wolten, so ertheilte er ihnen endlich die gesuchte Erlaubniß; mit dem Beyfügen, daß er ihnen nicht helfen könne, wenn ihnen von den Pflanzern in St. Croix übel begegnet würde.

Gleich denselben Tag, da sie diese Erlaubniß erhielten, am 10ten October, bestellte Martin die Pläze auf einem Fahrzeug, das den Abend nach St. Croix absegeln wolte. Und da Webers durch einen Plazregen, der die Wege ungangbar machte, verhindert wurden, zu rechter Zeit einzutreffen, so fuhr Martin mit Israel ab, ehe sie ankamen. Sie folgten ihnen aber am 14ten dieses Monats.

In Christianstadt war für sie weder ein Haus, noch eine einzelne Stube zur Mieth zu bekommen. Sie wurden dadurch veranlaßt, auf ein Unterkommen auf der plessenschen Plantage zu denken. Der Inspector derselben war willig, sie aufzunehmen, und trug ihnen das kleine Haus an, das der selige Bruder Schenke noch gebaut hatte. Dasselbe stund eine halbe Tagreise von Christianstadt, in einer niedrigen, ganz wilden und wüsten Gegend an der Grenze der Plantage, und hatte den einzigen Vortheil, daß ein Bächlein in der Nähe war. Der Weg, der dahin führte, war mit kniehohem Grase, stachelichten Pflanzgen und Sträuchern bewachsen, und die Gegend daherum diente den Schlangen und Katzen zur Wohnung. Letztere waren besonders in grosser Menge da zu Hause, und thaten an den Gewächsen, welche die Brüder nachher pflanzten, viel Schaden. Die Entlegenheit ihres Hauses vom Seeufer, machte den Transport ihrer Sachen schwer und kostbar, und der dicke Busch, mit dem es umgeben war, hinderte den freyen

Durchzug der Luft, so daß die häufig aufsteigenden Dünste viele Krankheiten verursachten. Von dem Oberkammerherrn erhielten sie nachher die förmliche Einwilligung zu dieser ihrer Niederlassung auf seinem Grunde. Dieser Herr war sogar Willens, vier Brüder als Schulmeister der Neger zu besolden; welches sie aber nicht annahmen.

Die erste und nöthigste Arbeit der Brüder in dieser wilden Gegend war, sich Raum zu machen, das Holz niederzuschlagen und zu verbrennen, um ein Stückchen freyes Land zu bekommen, auf welchem sie sich einige Lebensmittel ziehen könnten. Schon am 20ten October waren sie so weit, daß sie Batatten und andre Gewächse pflanzten, die wenig Zeit zur Reife erfordern. An Brod, Fleisch und Butter war für sie in der Gegend nicht zu denken. Sie richteten also ihre Küche gut negerisch ein. Ein Kalelu oder Grünkraut, das von Baumblättern gekocht wird, und Landkrabben, die zum Glück in Menge da waren, machten ihre gewöhnliche Kost in der ersten Zeit aus. Martin, der am 18ten nach Christianstadt gegangen war, um der Brüder Sachen da abzuholen, wäre beynabe in einem Sturm umgekommen, als er von da mit einer Barke abgegangen war. Er sah sich als seinen Brüdern von Gott aufs neue geschenkt an, als er am 22ten mit ihren Sachen glücklich wieder bey ihnen ankam. Am 24ten reisete er zurück nach St. Thomas, wo er den 26ten wohlbehalten anlangte.

Gleich mit dem Anfange des Novembers hatten alle drey Personen, welche die Mission auf St. Croix anfangen, heftige Anfälle von Krankheiten auszustehn, davon die Ursache hauptsächlich in der Lage ihrer Wohnung und der kümmerlichen Lebensart zu suchen war.

war. Sie konnten auch, so lange sie auf diesem Plage waren, nie zur völligen Gesundheit gelangen. Bisweilen lagen sie alle drey; doch mehrentheils konnte Weber noch den beiden andern Kranken ein wenig zur Hand gehen. Die Besorgung des Baues der kleinen Plantage fiel dabey ganz oder größtentheils auf ihn allein.

Die Missionsarbeiter in St. Thomas nahmen sich ihrer in diesen Umständen möglichst an. Sie schickten ihnen zu einiger Bedienung und Hülfe einen Neger von Posaunenberg zu; den sie um so nöthiger brauchten, da sie am 20ten November ein neues Haus zu bauen angefangen hatten. Aber ungeachtet sie von St. Thomas die Materialien dazu erhielten; so konnten sie doch erst am 21ten Januar 1741. hineinziehen. Auch wurden sie mit einigen Lebensmitteln von St. Thomas aus versorgt, so viel es eben die Armuth der dortigen Mission und der Mißwachs dieses Jahres zuließ. Von Zeit zu Zeit besuchten sie in St. Thomas, oder wurden von daher besucht. Freundlich war einmal vier Wochen lang bey ihnen, und bediente sie in ihren Krankheiten. Sonst waren die Besuche nur kurz, weil es bey der Mission in St. Thomas auch alle Hände voll zu thun gab.

Aus den bisher erzählten Umständen ist leicht zu schliessen, wie beschwerlich das äussere Bestehen der Brüder bey diesem Missionsversuche gewesen sey. Ihre Krankheiten hinderten sie, durch ihrer Hände Arbeit etwas zu verdienen. Den Bau ihrer kleinen Plantage besorgten sie zwar, bey aller Schwächlichkeit, nothdürftig, und zogen darinn Batatten und andere Küchen- gewächse; es wurden ihnen aber dieselben oft des Nachts von entlaufenen Negern, die sich im Busche aufhielten, weggestohlen.

Bey allem äusserlichen Ungemach blieb ihre Entschliessung unbeweglich, den armen Heiden auf dieser Insel die Gnade Gottes in Jesu Christo bekant zu machen. Durch ihre Krankheiten wurde ihnen die Arbeit an den Negern zwar schwer, aber doch nicht unmöglich gemacht. Wenn sie nicht auf seyn konnten, so redeten sie auf ihrem Krankenlager mit denen, die sie besuchten. Aber es waren nur wenige, die das thaten, und diesen war es mehr ums Lernen aus dem Buche, als um ihre Seligkeit zu thun. Bey der Methode, die Neger erst im Lesen zu unterrichten, hatten die Brüder zwar Bedenken; fanden aber dennoch gut, sich darinn nach den Negern zu bequemen, denen auf keine andre Art beyzukommen war. In den ersten Monaten des Jahres 1741. kamen doch bisweilen zwanzig und mehrere zu ihnen in die Schule; denen sie bey der Gelegenheit das Evangelium verkündigten, daß in keinem andern Heil, und kein anderer Name den Menschen gegeben sey, durch den sie könnten selig werden, als der Name Jesus. Manchmal konnten die Brüder ausgehen, und die Neger auf der plessenschen Plantage besuchen, welches auch die Weberin bey ihrem Geschlechte that. Auf andere Plantagen konnten sie selten gehen; denn dieselben lagen zu entfernt, und die Füße der Brüder waren fast unbrauchbar worden. Auch den Negern wurde es schwer, durch den unwegsamen dicken Busch zu den Brüdern zu kommen. Zwey Neger übernahmen doch die Mühe, sich einen Fußsteig durchzuhauen, um einen nahen Weg zur Schule zu haben. Von guter Wirkung ihrer Arbeit konnten die Brüder an den Negern nur wenig Spuren gewahr werden.

Bisweilen preßte ihnen die Lehre vom Heiland einen Seufzer aus; hie und da fing einer an, sich für böse zu erkennen, und seinen unseligen Zustand zu fühlen; und nur von einer Negerin wird im Tagebuch der Missionarien angemerkt, daß sie mit Ernst Gnade beym Heiland gesucht habe.

Zu allen diesen Schwierigkeiten kam noch in den letzten Monaten des Jahrs 1741. die Hungersnoth unter den Negern, wodurch sie nicht nur von der Schule abgehalten wurden, so daß kaum fünf oder sechs die Brüder besuchten, sondern viele gar daran starben.

Gleichwol verloren die Brüder den Muth nicht. Sonderlich waren Israels Briefe immer voll gläubiger Hoffnung, daß der Heiland ihre Arbeit an den Negern segnen, und ihre Augen aufthun würde, ihn als ihren Heiland zu erkennen. „Wir sind stille, schreibt er einmal, und warten darauf, daß der Heiland die todten Herzen der Neger lebendig mache; und unterdessen zeugen wir ihnen, daß er für sie gestorben ist, und daß sie das ewige Leben bekommen, wenn sie sich zu Ihm bekehren.“

Er wurde aber am 21ten December 1741. nach St. Thomas gerufen, um die Direction der Mission n Martins abermaliger Abwesenheit zu übernehmen. Webers blieben auf ihrem Posten noch bis zum 11ten Januar 1742. da sie ebenfalls nach St. Thomas abgerufen wurden. So endigte sich dieser erste Versuch n einer Missionsanstalt auf St. Croix.

Die Brüder hatten mit mehr als funfzig Negern Bekantschaft gemacht, die sich darüber betrübten, daß sie verlassen wurden. Man tröstete sie aber mit dem Versprechen, daß sie nicht vergessen werden sollten.



Achter Abschnitt.

Geschichte der Missionsarbeiter; ihre äussern Umstände, Krankheiten und Todesfälle von 1741. bis 1746. David Nitschmanns und Rauchs Visitationen in den Jahren 1742. und 1745.

Im Anfange des Jahrs 1741. bestand die Anzahl der Missionsarbeiter auf den beiden Inseln St. Thomas und St. Croix aus acht Personen: Friedrich Martin, Israel, Valentins, Webers und Freundlichs. Israel und Webers waren auf St. Croix, die übrigen auf St. Thomas. Die viele Arbeit konnte durch dieselben, bey den oft vorkommenden Krankheiten, nicht gehörig gethan werden. Sie erhielten im Anfang des Monats September dieses Jahrs drey Gehülffen aus Deutschland: den Wittwer Johann Gold, der schon einmal da gewesen war, und zwey ledige Brüder, Friedrich Wilhelm Müller, und Johann Jakob Lackner. Gold war bestimmt, die Wirthschaft auf Posaunenberg zu führen; Müller sollte, als ein ordinirter Diener der Kirche, sich der innern Arbeit an den Seelen mit annehmen, und Lackner mit seiner Schneiderprofession dem Missionswerk dienen. Diese beiden letztern aber endigten ihre Laufbahn noch in diesem Jahre.

Lack:

Lacknern gingen die kümmerlichen Umstände der Brüder auf St. Croix so zu Herzen, daß er sich gleich nach seiner Ankunft entschloß, mit Israel, der eben in St. Thomas zum Besuch war, dahin zu gehen, um ihnen sowol in der Seelenarbeit zu helfen, als mit seiner Profession, die er sehr wohl verstand, zu dienen. Bey der Ueberfahrt litt er durch ein heftiges Regenwetter, welches sie auf dem offenen Fahrzeuge überfiel, eine gefährliche Erkältung. Als sie angekommen waren, ließen die Brüder Martin und Israel ihn von Christianstadt, wo sie Geschäfte halber sich noch etwas aufhalten mußten, voraus nach der plessenschen Plantage gehen, auf welcher Webers wohnten; er irrte aber in dem wilden Busche bis zum Abend herum. Er sang dabey den oben angeführten Zeugenvers, mit dem auch Israel auf der Klippe bey Tortola sich ermuntert hatte, darinn der Felsen, der Löcher und der wilden Sträucher gedacht wird. Webers hörten ihn von ferne singen; schlossen daraus, daß er ein Bruder seyn müßte; suchten ihn auf, und führten ihn mit beiderseitiger Freude nach Hause. Er wurde aber gleich in der ersten Nacht von einer Krankheit befallen, wovon er sich zwar wieder erholte; aber im November von neuem am hitzigen Fieber krank wurde: und als er auch von diesem Anfall ziemlich hergestellt zu seyn schien, so machte ein Schlagfluß am 2ten December seinem Leben ein frühes Ende. Der Fleiß und Eifer, womit sich dieser Bruder in der kurzen Zeit seines Daseyns in St. Croix, sowol das Heil der Neger als die Unterstützung der Mission angelegen seyn ließ, gab eine liebliche Hoffnung, daß er ein gesegneter Heidenarbeiter werden würde.

würde. Desto empfindlicher war sein Verlust für die zwey zurückbleibenden, die in ihrer Einsamkeit, und bey der Schwachheit ihres Leibes, nicht einmal im Stande waren, seine Leiche zu beerdigen. Sie sahen es daher als eine Wohlthat an, daß sie eben zu rechter Zeit von zwey Negern aus Basin oder Christianstadt besucht wurden, die ihnen behülflich waren, die Leiche zur Erde zu bestatten.

Der Missionarius Friedrich Martin hatte sich vorgenommen, die Brüdergemeine in Deutschland zu besuchen; theils, um in derselben auf einige Zeit auszuruhen, theils wegen einer Krankheit am Auge, wogegen er verschiedene Mittel ohne Wirkung gebraucht hatte, und in Europa eher curirt zu werden hoffte. Freundlich hatten auch schon lange gewünscht, einen solchen Besuch zu machen; und da sie izt Erlaubniß dazu erhielten, so gingen sie in seiner Gesellschaft mit der Negerin Hanna von Posauenberg und dem Negerknaben Koffee, der dem Missionarius Martin im Jahr 1736. geschenkt worden, den 14ten November 1741. nach St. Eustatius ab, um mit einem Schiffe, das von da aus nächstens nach Europa gehen sollte, die Reise zu thun. Müller sollte in Martins Abwesenheit seine Stelle vertreten; allein der Gouverneur machte grosse Schwierigkeit, darein zu willigen, weil niemand als Martin zum Lehrer der Neger vom Könige bestätigt sey, und folglich die ganze Missionsanstalt aufhören müsse, wenn Martin aus dem Lande ginge oder stürbe. Endlich gab er seine Einwilligung, doch mit der Einschränkung, daß zwar in Martins Abwesenheit die Arbeit unter den Ne-

Neger fortgesetzt werden könnte, aber keiner getauft werden dürfte.

Indem Friedrich Martin mit seiner Gesellschaft in St. Eustatius auf die Abfahrt des Schiffes wartete, mit dessen Ladung es sich bis in das folgende Jahr verzog, wurde sein Vicarius Müller am hitzigen Fieber und der Gelbsucht krank, und entschlief schon am 8ten December. Er hatte durch seine zärtliche Liebe zum Heiland, durch sein gesalbtes Zeugniß von dem Tode des HErrn, das oft mit seinen Thränen begleitet, und nie ohne Rührung angehört wurde; durch seinen sanften Character, und durch den liebreichen Umgang mit seinen Mitarbeitern, sich ihre durchgängige Liebe und Hochachtung erworben; und sein früher Abruf in seines HErrn Freude war ihnen sehr schmerzlich. Dem Dienste der Neger hatte er sich ganz gewidmet; und über die unter ihnen waltende Gnade Gottes war er inniglich erfreut. Insonderheit war er ein grosser Freund der Kinder, und eine seiner angenehmsten Verrichtungen war, an ihnen zu arbeiten.

Da igt nur Valentins und der Witwer Gold auf St. Thomas übrig waren; so wurde, wie ich schon angemerkt habe, Israel im Monat December 1741. von St. Croix berufen, um die Direction der Missionsanstalt zu übernehmen.

Es kam aber Friedrich Martin selbst am 28ten Februar 1742. nach St. Thomas zurück. Er war in St. Eustatius nicht müßig und unfruchtbar gewesen. Seine Bekantschaft wurde unter andern dem Johann Christian Erhard, Unterstenermann des Schiffes, mit dem er und seine Gesellschaft nach Holland

land gehen wolte, zur Veranlassung, daß er sich zum Heiland bekehrte. *) Sobald die unerwartete Nachricht von dem frühzeitigen Absterben der zwey Brüder Lackner und Müller nach St. Eustatius kam, ließ Martin den Vorsatz, nach Europa zu gehen, fahren, und eilte der Mission zu Hülfe. Es hatte sich auch inzwischen mit seinem Auge ziemlich gebessert.

Seine vorhin benante Reisegesellschaft fuhr am 23ten Februar von St. Eustatius ab, und kam am 29ten April in Amsterdam an. Als sie von da über Heerendyk nach der Wetterau, mit dem Untersteuermann Erhard und dem Bruder Conrad Kilian, abreisten, starb der Bruder Matthäus Freundlich den 23ten May in Marienbaum, ein paar Meilen von Cleve an einem Blutgange. Dieser schleunige Todesfall verursachte den Reisenden Aufenthalt, Unkosten und Verdruß. Zwey lutherische Prediger, die nebst einem Arzte und einigen obrigkeitlichen Personen gekommen waren, die Leiche zu sehen und zu untersuchen, nahmen sich ihrer freundschaftlich an, und veranlaßten, daß sie auch von den übrigen Herren freundlicher, als zuvor, behandelt wurden. Nachdem der Arzt bezeugt hatte, daß er bey der Leiche nichts bedenkliches gefunden habe, wurde sie auf einem nahe gelegenen Gottesacker am 24ten May begraben. So endigte dieser treue Diener Jesu Christi, der sieben Jahre auf den caraischen Inseln ohne sonderliche Krankheiten

*) Er ist nachher in die Brüdergemeine aufgenommen worden, und übte im Dienste derselben auf der Küste von Terra Labrador im Jahre 1752. sein Leben ein. Siehe Cranz Historie von Grönland. Fortsetzung IV. Abschnitt 5. 14.

heiten ein Gehülfe bey der Misionsanstalt in der härtesten Zeit gewesen war, und Spott, Schläge, Gefängniß und unbeschreibliches Ungemach ausgestanden hatte, seinen Lauf bey seinem Eintritt in Deutschland. Seine Witwe, die Mulattin Rebekka, setzte am 25ten mit der übrigen Gesellschaft die Reise fort, und sie kamen am 3ten Junii zu Marienborn in der Wetterau an.

Unterdessen ging die Mission auf St. Croix, wie ich schon gemeldet habe, für diese Zeit ein, und Webers kamen von da am 23ten Januar 1742. nach St. Thomas zurück. Sie befanden sich in dem elendesten Gesundheitszustande; denn er und sie waren voll Schwären und offener Wunden, und nicht im Stande, etwas anders zu thun, als ihre Krankheit abzuwarten. Israel lag zu gleicher Zeit am Fieber, und Valentins waren auch nicht ganz gesund. So fand sie Martin, als er zu Ende des Februars nach St. Thomas zurückkam, alle krank, bis auf den alten Gold. Gleich darauf, im Anfange des Merzmonats, erhielten Webers und Israel von dem Grafen von Zinzendorf einen Ruf, zu ihm nach Pensylvanien zu kommen. Sie reiseten zu Ende des Monats ab; kamen in weniger als drey Wochen nach Philadelphia, und wurden als Diener Jesu, denen man die Leiden ansehen konnte, die sie um des Evangeliums willen ausgestanden hatten, mit vieler Liebe und Achtung aufgenommen. Als sie kaum von St. Thomas abgereiset waren, so erhielt auch Martin einen ähnlichen Ruf, und der Capitain Garrison, der das Schreiben des Grafen mitgebracht hatte, sollte ihn auf seiner Rückreise nach Pensylvanien mitnehmen.

Die

Die Absicht des Grafen bey dem Abrufe dieser fast unentbehrlichen Personen war, mit ihnen über ihre Arbeit und den ganzen Umfang ihres Berufs unter den Negern ausführlich zu reden, und ihnen zugleich eine Gelegenheit zu verschaffen, sich unter ihren Brüdern zu erholen und zu erquicken. Friedrich Martin hatte vor seiner Abreise, die am 24ten May erfolgte, noch die verschiedenen Missionsplätze auf St. Thomas und auch die Insel St. Jan besucht. Er kam am 21ten Junii nach Newyork, und am 7ten Julii über Philadelphia nach Bethlehem, einem damals erst angefangenen Gemeinorte der Brüder in Pensylvanien. Inzwischen war von den Arbeitern an der Mission niemand in St. Thomas, als Valentin mit seiner Frau Veronica, und der alte Gold.

Ihnen zum Trost kam am 2ten Junii, acht Tage nach Friedrich Martins Abreise, der Bischof David Nitschmann aus Pensylvanien zur Visitation an. Er sahe das grosse Werk Gottes unter den Negern, zu dessen Anfang ihn Gott vor zehn Jahren mit Leonhard Dobern gebraucht hatte, mit Erstaunen und inniger Freude. In den vier Wochen seines Aufenthalts in St. Thomas suchte er mit allen und jeden Gliedern der Negergemeine bekant zu werden. Er ließ die Getauften Sonntags den 10ten Junii zusammen kommen, und erkundigte sich nach dem Befinden eines jeglichen. Sie wurden darauf in drey Classen getheilt, und an jede derselben eine besondere Rede gehalten. Er machte auch die Einrichtung, daß den verehlichten Abendmahlsgenossen von Zeit zu Zeit eine Lehrrede über die Führung einer Gott wohlgefälligen Ehe gehalten werden sollte.

Er

Er besuchte sodann mit Valentin die Nordseite, wo zu einer zahlreichen Versammlung über die Worte Jesu: Also hat Gott die Welt geliebet &c. geredet wurde. Sein Besuch machte unter den Negern eine grosse Bewegung, und manche wurden dadurch ermuntert, sich mit neuem Ernst zum Heilande zu wenden. Er selbst freute sich inniglich über die reiche Mohrenernte, über deren Aussaat schon so viele Brüder und Schwestern ihr Leben gelassen hatten. Vor seiner Abreise, die am Ende des Monats Junii erfolgte, hatte er noch das Vergnügen, daß ein Schreiben von dem Präsidenten der westindischen Compagnie, dem Oberkammerherrn von Pless, einlief, in welchem er den Brüdern die Erlaubniß ertheilte, ihre Missionsarbeit unter den Negern auf St. Croix fortzusetzen. Dadurch fielen dann auch die Bedenklichkeiten weg, welche der Gouverneur bisher deswegen gehabt hatte.

Nach Nitschmanns Abreise waren Valentins und der alte Gold wieder allein; bis im September Israel mit Johann Böhner aus Pensylvanien zurückkam. Sie hatten sieben Wochen unter mancher Noth auf der Reise zwischen Newyork und St. Thomas zugebracht. Einmal brach der halbfaule Mast ihrer Barke bey mäßigem Winde entzwey, und dauffer dem Capitain und dem Steuermann nur zwey Matrosen auf dem Fahrzeug waren, und gleich darauf ein Sturm entstand; so kostete es unbeschreibliche Mühe, den Mast wieder aufzurichten. Der Capitain einer vorbeysegelnden Barke, den sie um Hülfe ansprachen, konte ihnen nicht dienen, weil er sich bey der unruhigen See nicht getraute, sein Boot aus-

zusehen. Nachdem sie endlich den Mast gebessert und halb aufgerichtet hatten, schlug er wieder um, daß die alte Barke beynahe wäre zersplittert worden. Endlich wurde er zwar wieder aufgesetzt, konnte aber nicht sogleich hinlänglich befestiget werden. Gerade unter diesen kümmerlichen Umständen starb Böhners Frau, die er kurz vor seiner Abreise in Bethlehem geheirathet hatte. Sie wurde gleich zu Anfang der Reise von der Seeskrankheit und einem heftigen Durchfalle angegriffen; dagegen die gebrauchten Arzneyen ohne Wirkung waren. Ihr Mann saß eben am Steuer, und da schon starke Wellen gingen, und alles übrige Volk auf dem Schiffe mit der Bevestigung des Masts beschäftigt war, durfte er dasselbe nicht verlassen, um seiner sterbenden Frau noch den letzten Segen zu ertheilen. Den folgenden Tag am 29ten Julii wurde die Leiche in die See begraben.

Einen ganzen Tag hatte die Barke ohne Mast und Segel auf der See geschwebt, und war viele Meilen zurückgetrieben worden. Nun war wol der Mast wieder bevestigt, aber die Segel paßten nicht, weil er um ein gutes Stück kürzer geworden war. Nachdem endlich mit vieler Mühe die Segel wieder in Ordnung gebracht worden, wurde ihnen der Wind erst am 21ten August recht günstig. Nach des Capitains Rechnung sollten sie am 31ten in der Nähe der caraibischen Inseln seyn, aber es währte noch vier Tage, ehe sie dieselben erblickten. Ihre mühselige und langwierige Fahrt endigte sich am 4ten September, da sie in Spanishtown ankamen. Es war ein Glück für sie, daß sie nicht im Anfange des August, wie es leicht hätte geschehen können, mit ihrer

ihrer schwachen Barke in der Nähe der caraimbischen Inseln waren; sie würde dem orcanmäßigen Sturm, der am 9ten August entstand, und die folgende Nacht anhielt, nicht haben widerstehen können. Den folgenden Tag fuhren sie mit einem Fischerboot nach St. Thomas ab, und hatten, da sie gegen Abend bey Tortola vorbeifuhren, noch einige Canonenschüsse von den Engländern auszuhalten, von denen sie für Spanier angesehen wurden, die damals Krieg gegen sie führten. Sie kamen aber ohne Schaden davon, und da sie um des schwachen Windes willen nicht gerade zu, sondern um St. Jan herumfahren mußten, entgingen sie, wie sie nachher erst erfuhren, der Gefahr, von spanischen Schiffen, deren verschiedene in der Gegend kreuzten, aufgefangen zu werden. Die Freude über ihre Ankunft wurde durch die Nachricht, daß die Böhnerin in die See begraben worden, sehr gemäßiget, sonderlich bey der Veronica, die izt die einzige weisse Arbeiterin auf der Insel war.

Es hatten diese zwey Brüder einen schriftlichen Ruf an Valentin mitgebracht, mit der ersten Gelegenheit nach Bethlehem zu kommen, wo er ordinirt werden sollte. Er reiste also am 13ten September mit dem alten Gold, der Mitaltestin der Negerinnen, Maria, und zwey Negerkindern ab. Die Maria war dem Neger Andreas, der sie in Bethlehem erwartete, zur Frau bestimmt, und zu dem Ende durch die zwey zurückgekommenen Brüder gekauft worden. Denn die ihm vorher zgedachte Negerin Anna Maria hatte in Marienborn in der Wetterau ihren Lauf frühzeitig geendigt. Man hatte mit diesem schwarzen Ehepaar die Absicht, daß es sich eine Zeitlang in

einer Brüdergemeine aufhalten sollte, um nachher ihrer Nation mit Segen wieder dienen zu können. Diese ganze Gesellschaft langte am 17ten November glücklich in Bethlehem an. Die Heirath des Andreas und der Maria kam da zu Stande. Valentin war, nachdem er die Ordination erhalten, schon wieder auf dem Rückwege nach St. Thomas, als er am 3ten Januar 1743. in Staateneiland starb. Die Mission verlor an ihm einen begabten und beliebten Arbeiter. Der Witwer Gold war, Alters halber, in Bethlehem zurück geblieben.

Auf den zwey Brüdern Israel und Böhner lag indessen die ganze Missionsarbeit in St. Thomas. Aber dieser verstand die Sprache noch nicht, und jener war seit seiner Rückkunft aus America stets sehr krank. Seine banfällige Hütte krachte oft gewaltig, wie er sich ausdrückte; und doch wünschte er um der Neger willen noch eine Zeitlang die Beschwerden dieses Lebens aushalten zu können. „Bittet Gott, sagte er den gläubigen Negern einmal in der Versammlung zum Gebet, daß er mich stärke; denn wenn ich igt schlafen gehe, so ist kein Bruder da, der euch etwas vom Heilande sagen könnte.“ Der Heiland half ihm in so fern, daß, wenn er auch den ganzen Tag schwer darnieder lag, er doch des Abends, wenn die Neger versamlet waren, aus seinem Bette aufstehen, und ein Zeugniß von der Gnade Gottes in Jesu Christo mit Kraft und Salbung ablegen konnte. Böhner, der geschwind holländisch lesen gelernt hatte, sagte gemeiniglich der Versammlung ein holländisches Lied vor; und wenn der letzte Vers gesungen wurde, ging der Diener hin, den Israel zu rufen, der nur

so viel Kraft hatte, als nöthig war, an die Versammlung eine Rede zu halten. Gegen das Ende des Jahres war er etwas besser; aber es fehlte ihm an den zur Erholung nöthigen Nahrungsmitteln: denn um die kuffern Umstände der Misionsarbeiter sahe es damals gar kümmerlich aus. Die kleine Plantage konnte aus Mangel einer hinlänglichen Anzahl tüchtiger Neger nicht recht benutzt werden, und trug in diesem Jahre nicht einen Viertelcentner Baumwolle; auch konnte keiner von den Brüdern mit seiner Profession etwas verdienen. Israel war anhaltend krank; und da Böhner ihn warten, und andere häusliche Geschäfte verrichten mußte, so konnte er seine Schreinerrey nicht treiben. Nur etwas wenig verdiente er und die Veronica mit Strumpffstricken. In dieser Noth streckte ihnen der treue Ningo eine kleine Geldsumme vor, die sie mit der Zeit wieder bezahlten.

Israels Krankheit nahm mit dem Anfange des Jahres 1743. so zu, daß er nur wenige Versammlungen halten konnte. Der Negerälteste Petrus vertrat seine Stelle, oder Böhner, der in der kurzen Zeit viel von der creolischen Sprache gelernet hatte.

Friedrich Martin kam erst am 23ten May 1743. an welchem Tage er vor sieben Jahren zum erstenmal nach St. Thomas gekommen war, verheirathet dahin zurück. In seiner Gesellschaft kamen Johann Brucker und dessen Frau, mit ihrem Söhnlein, und der ledige Bruder Jakob Tutweiler. Diese zwey Gehülffen sollten neben der innern Misionsarbeit mit ihrer Profession das äussere Bestehen der Mision erleichtern. Durch sie erfuhr die Veronica die schmerzliche Nachricht, daß ihr Mann in Nordamerica gestorben sey.

Der kranke Israel zog am 11ten Junii mit Tutweiler und Böhner zu mehrerer Bequemlichkeit in ein neues kleines Haus, das letzterer gebaut hatte. In seinem Gesundheitszustande zeigte sich damals einige Besserung; woben er völlig in den Willen Gottes ergeben war. „Der Heiland mache mit mir, was er will, schrieb er damals. Ist meine Zeit aus, so nehme er mich, als einen Sünder, der an seine Wunden glaubt, zu sich. Will er mich noch brauchen, so mache er meine Hütte gesund. Meine Brüder wollen es immer noch nicht glauben, daß ich schlafen gehen soll. Sein Wille geschehe! das ist der Schluß.“ Er machte am Gemeintag dem 21ten Julii mit den Abendmahlsgenossen und fast allen zum Gemeintag anwesenden Negern, die sich um sein Bette versamleten, folgenden Abschied: „Ich wolte gern, sagte er, noch ein paar Worte mit euch sprechen; aber ich bin sehr schwach. Durch meine langwierige Krankheit und Schmerzen bin ich so ausgezehrt, daß ich Hoffnung habe, bald zum Heiland zu gehen. Um Gemächlichkeit und guter Lage willen bin ich nicht hier gewesen. Das wißt ihr. Ich habe mein Leben um des Heilands und um eurer Seelen willen gern aufgeopfert. Euch habe ich nichts als das Lamm Gottes und seinen Tod verkündigt. Vergesset den Heiland und seine bittere Schmerzen nicht. Seyd meinen Brüdern und Schwestern gehorsam in allem. Fragt sie um alles, und thut nichts für euch selbst. Ich bin mit vielen Thränen und Seufzen meines Herzens für euch vor dem Heilande gestanden. Ist werde ich, wie ihr sehet, bald zu ihm gehen. Ich bin zufrieden, wenn er mich noch diese Stunde zu sich

sich ruft. Darum bitte ich euch, vergeßt ihn nicht, vergeßt sein Blut und seinen Tod nicht. Seyd ihm getreu, damit ich mich freuen könne, wenn ihr auch zu ihm kommt. Seyd ihm getreu, und andern Schwarzen zum guten Exempel, und sucht sie auch zum Heilande zu bringen. Er könnte mich wol gesund machen, das glaube ich; aber izt sehe ich doch nur meinen Abschied vor mir. Gedenket meiner vor dem Heilande in eurem Gebet, und seyd ihm empfohlen!,, Die Neger sangen ihm darauf verschiedene Verse, gaben ihm die Hand, küßten ihn, und nahmen unter vielen Thränen von ihrem geliebten Lehrer Abschied. Er entschlief am 2ten August unter dem Gesang der Brüder und Schwestern, die um ihn waren. Dieser treue Diener Jesu war aus dem Dorfe Kubau, nicht weit von Herrnhut, gebürtig, und noch nicht volle dreyßig Jahr alt. Seine brennende Liebe zum Heiland, sein Hunger nach dem Heil der Neger, seine Standhaftigkeit und unüberwindlicher Muth unter allen Schwierigkeiten, sein Vertrauen zu Gott in Christo, seine Ergebenheit in Gottes Willen, und die Geduld, die er in seiner langwierigen und höchstschmerzhaften Krankheit bewies, machten ihn seinen Brüdern zum nachahmungswürdigen Beyspiel. Seine entseelte Hütte wurde am folgenden Tage, nach einer kurzen Rede, die Brucker an die versamlete Gemeine hielt, auf dem Gottesacker der Blanken bey dem Dorfe unter einer zahlreichen Begleitung beerdiget.

Der Missionarius Friedrich Martin, der gleich nach seiner Ankunft seine Arbeit unter den Negern wieder angefangen, und seine neuen Gehülfsen in dieselbe eingeleitet hatte, war an eben dem Tage früh

nach St. Croix abgefahren, an welchem Israël Nachmittag entschlief. Er kam den 9ten August von da zurück, und verrichtete am 11ten die Trauung des Witwers Johann Böhner mit der Witwe Veronica. Dagegen verlor Brucker seine Frau durch den Tod am 5ten November. Als Böhner an ihrem Sarge arbeitete, wurde er von einem heftigen Fieber überfallen, dessen Folgen bis ins nächste Jahr 1744. anhielten. Martin aber brachte seine meiste Zeit mit Besuchen auf St. Croix und St. Jan bis zu Ende des Jahrs 1743. zu. Auf Tortola, wohin er am 26ten December kam, hatte er einige Bekante unter den Quakern, die sich von freyen Stücken erboten, ihr Haus zu den Negerversammlungen herzugeben, wenn Brüder sich zu dem Ende auf der Insel niederlassen wolten. Aber der Mangel an Arbeitern gestattete nicht, dieses Anerbieten anzunehmen.

In St. Thomas, wo im Februar 1744. Herr Christian Schweder an des Herrn Noth Stelle Generalgouverneur geworden, wurde die Mission von Brucker, Böhner und Tutweiler bedient, und zur Hülfe bey den Negerinnen war die einige Veronica Böhnerin, Tutweiler wurde einigemal zum Besuch der Neger nach St. Jan geschickt. Er kam am 27ten Julii auf Herrn Molls Plantage, und ersuchte den Meisteknecht um Erlaubniß, seine Neger in Gottes Wort zu unterrichten. Er erhielt sie; und die Neger wurden auf Befehl des Meisteknechts zu dem Ende zusammengerufen. Tutweiler predigte ihnen in Gegenwart des Aufsehers das Evangelium; als er aber mit seiner Rede fertig war, grif ihn der Meisteknecht bey dem Arm, und schlug ihn auf eine

eine grausame Weise. Als ihn Tutweiler um die Ursache dieser Mißhandlung fragte; so schüttete er die heftigsten Drohungen gegen ihn aus, und sagte, er wolle ihm ein- für allemal die Lust benehmen, wieder zu kommen, und seine Neger zu verführen. Er riß sich aber aus seinen Händen los, und kam von Schmerz und Schrecken sehr alterirt zu einem Freunde der Brüder, der ihn am folgenden Tage nebst noch zwey Herren besichtigte, und von den Schlägen sehr übel zugerichtet fand; worüber sie auch ein schriftliches Zeugniß ausstellten. Tutweiler machte jedoch davon zu einiger Klage bey der Obrigkeit keinen Gebrauch. Er kam am 29ten Julii schwach und kränklich nach St. Thomas zurück, wo er sich zwar von den Folgen dieser harten Behandlung in etwas erholte, so daß er wieder arbeiten, auch die Neger besuchen konnte; er wurde aber am 1ten December von einem hitzigen Fieber befallen, an welchem er den 10ten selig entschlief. Dieser Bruder war aus der Schweiz gebürtig, und hatte mit mehreren seiner Landsleute sein Glück in Pensylvanien gesucht. Da er die Unkosten seiner Fracht dahin nicht bezahlen konnte, mußte er einem Meister, der sie für ihn auslegte, einige Jahre dafür mit seiner Profession dienen. In dieser Zeit wurde er im Jahr 1738. erweckt und mit den Brüdern bekant, die damals aus Georgien nach Pensylvanien gekommen waren. Er ging am Ende seiner Dienstjahre zur Gemeine nach Bethlehem, und wurde von da im vorigen Jahr als Mitarbeiter an der Mission nach St. Thomas geschickt.

Es hatten nun schon sieben und zwanzig Brüder und Schwestern, in einem Zeitraum von zehn Jahren,

seit 1734. auf den beiden Inseln St. Thomas und St. Croix, über der Bemühung, das Evangelium unter den dortigen Heiden zu verkündigen, ihr Leben gelassen. Und wenn man alle diejenigen Personen dazu rechnet, welche bey der Mission angestellt gewesen, oder in dieser Absicht dahin gingen, und unterwegs von oder nach St. Thomas gestorben sind, so steigt ihre Anzahl auf fünf und dreyßig. Als die ersten zehn Personen über diesem Geschäfte gestorben waren, wurde der Vers darauf gemacht:

Es wurden zehen ausgesät,
Als wären sie verloren;
Auf ihren Besten aber steht:

Dis ist die Saat der Mohren.

Wie viel eine reichere Ernte koute man nun hoffen, da die Ausfaat mehr als drey mal so groß war!

Im Jahr 1744. kam das äussere Bestehen der Arbeiter an der Mission auf einen etwas bessern Fuß. Da bisher auf der Plantage der Brüder nur Kassabi, Mayz, Batatten und etwas Baumwolle gezogen worden; so waren im Jahr 1743. freundschaftliche Nachbarn den Brüdern behülflich, daß sie Zucker pflanzen konten, davon sie in der Mitte dieses Jahrs die erste Ernte hielten. Weil es ihnen noch an den kostbaren Einrichtungen fehlte, die zum Auspressen und Kochen des Zuckers nöthig sind; so liessen sie ihn um die Hälfte auf einer benachbarten Plantage fertig machen. Hierdurch erhielt ihre Haushaltung eine nicht unbeschränkte Unterstützung.

Böhner hatte bisher wenig Gelegenheit gehabt, mit seiner Schreinerrey etwas zu verdienen; daher seine gewöhnliche Arbeit in Strumpffstricken bestand.

Nun

Nun war, auffer dem bereits oben erwehnten Jens
 Rasmussen, nur ein einiger Neger auf den drey dän-
 nischen Inseln, der den Mühlenbau verstand. Durch
 aufmerksames Zusehen, als dieser Neger eine schad-
 hafte Mühle ausbesserte, und durch eigenes Nachden-
 ken erworb sich Böhner so viel Kentniß von dieser
 Kunst, daß er den von Ningo auf der carstensschen
 Plantage Perl ihm angetragenen Bau einer neuen
 Mühle übernahm, und in einer Zeit von etwa fünf
 Wochen glücklich ausführte. Die Güte seiner Arbeit,
 die sowol dauerhaft, als auch besonders sauber war,
 verschafte ihm bald Rundschaft, selbst von St. Croix,
 wo er verschiedene Mühlen baute. Da diese Arbeit
 wohl bezahlt wurde, so kam dieser Verdienst der
 Mission sehr zu statten, und erleichterte die äussern
 Umstände der Brüder um vieles. Aber noch weit
 schätzbarer, als diese, war die Erleichterung, welche
 die Mission durch zwey Decrete des Königs von Dän-
 nemark Christian des Sechsten in diesem Jahre er-
 hielt. Bisher hatten zwar die Brüder zu ihrer Ar-
 beit unter den Negern königlichen Schutz und Frey-
 heit genossen; doch mit der Einschränkung, daß nur
 Friedrich Martin als öffentlicher Lehrer der Heiden
 erkant und bestätigt war. Er allein durfte taufen
 und Abendmahl halten; in seiner Abwesenheit mußte
 beides unterbleiben: welches für die Taufcandidaten
 und Abendmahlsgenossen eine sehr schmerzliche Sache
 war, und ins Ganze den Fortgang der Mission
 hemmte. Am meisten hätte dieselbe bey dieser Ein-
 richtung leiden können, wenn Gott diesen seinen
 Diener aus seiner Arbeit in die ewige Ruhe berufen
 hätte. Denn ehe mit königlicher Genehmigung ihm
 ein

ein Nachfolger hätte gesetzt werden können, wäre leicht Jahr und Tag darüber vergangen. Deswegen hatte der Bischof David Nitschmann im Jahr 1742. noch vor seiner Abreise nach Westindien in seinem und Israels Namen, von Newyork aus, ein Bittschreiben an den König abgehen lassen, worinn um die Erlaubniß gebeten wurde, daß Friedrich Martin und Israel, auf den Fall ihres Todes oder nöthiger Abreise, einen ihrer Mitarbeiter an ihre Stelle verordnen könnten; oder daß ein für allemal durch einen königlichen Befehl festgesetzt würde, daß ein mit dem Ordinationschein versehener Bruder, ohne weiteres, als öffentlicher Lehrer der Neger anerkannt werden sollte. Dieses Bittschreiben war mit einem Bericht von dem Zustand der Mission begleitet. Darauf wurde in der königlichen Antwort im August 1743. zwar den Brüdern bey ihrer Mission aufs neue Schutz und Hülfe versprochen; in Absicht der Bitte aber es dabey gelassen, daß die Brüder jedesmal, wenn ein neuer Lehrer verlangt würde, deswegen bey Seiner Majestät Ansuchung zu thun hätten. Der Gouverneur gab also den Missionsarbeitern zu verstehen, daß er es als eine Uebertretung der königlichen Verordnung ansehen und ahnden würde, wenn jemand unter ihnen, ausser Friedrich Martin, kirchliche Handlungen verrichtete.

Da man nun im Frühjahr 1744. in der Brüdergemeine darauf bedacht war, die Mission mit den nöthigen Gehülfen zu unterstützen; so wünschte man zugleich angelegentlich, daß die Bestellung der Lehrer der Neger, und derselben Bestätigung, in die zum Bestehen der Mission nothwendige Ordnung kommen möchte. Es wandten sich daher die damals zur
Missions-

Missionsfache deputirten Brüder, Leonhard Dober, David Nitschmann und Mag. Samuel Lieberkühn unterm 1ten März 1744. mit einem abermaligen Bittschreiben an den König. Sie stellten darinn die Noth vor, in welche die aus den Heiden gesammelte Gemeine gerathen müßte, wenn sie von der Zeit an, da ihr Lehrer stürbe, so lange ohne Bedienung, ohne Taufe und Abendmahl seyn müßte, bis erst ein Schif die Nachricht von diesem Todesfalle aus Westindien nach Europa brächte; bis sich ferner jemand entschlosse, sein Leben aus Liebe zu Christo und den Negern in St. Thomas zu wagen, der darauf erst Seiner Majestät präsentirt, und nach erhaltener Confirmation endlich hingefendet werden könnte. Sie thaten hinzu, daß die Länge der Seereisen sehr zufällig, und dann auch der Lebenslauf eines solchen Mannes in St. Thomas oft sehr kurz sey; daher die vorhin angeführte Noth der Negergemeine sehr oft und sehr bald hinter einander wieder vorkommen könnte. Sie entstände auch ausserdem durch lang anhaltende und oft wiederkommende Anfälle von Krankheiten. Selbst das Leben und die Erhaltung der Gesundheit der Missionarien leide bey der bisherigen Einrichtung; weil sie sich niemals zu ihrer Erholung auf einige Zeit nach dem gesunden Nordamerica begeben könnten, ohne dadurch den Gang der Mission zu hemmen. Sie baten also unterthänigst, daß alle Missionarien, welche nach der Brüder Kirchenverfassung zur Heidenbekehrung erzogen, geprüft und ordinirt wären, auctorisirt werden möchten, wenigstens als Vicarien, und so lange bis der eigentliche Lehrer präsentirt, genehmigt, und hingefandt werden könnte, den Kirchendienst zu verrichten u. s. w.

Dar-

Darauf erfolgte unterm 22ten May 1744. das königliche Rescript an den Präses und die Directoren der westindischen und guineischen Compagnie, darinn den Brüdern ihr Ansuchen allergnädigst zugestanden, und ihnen bewilliget wurde, auffer den ordentlichen vom Könige approbirten Lehrern der Schwarzen, vier bis fünf Vicarien zu ernennen, die im Nothfall die Heiden in ihrer Kirchensache bedienen möchten. Für diese königliche Gnade statteten die vorhin genannten drey Brüder den allerunterthänigsten Dank ab, schlugen zugleich den Bruder Johann Christoph Bratke, bisherigen Vorsteher der ledigen Brüder in Herrnhaag, zum ordentlichen Lehrer der Neger vor, und baten um dessen Bestätigung. Als Vicarien nannten sie die in St. Thomas bereits anwesenden Brüder, Johann Brucker, Johann Böhner, Jakob Tutweiler, und den damals abwesenden Georg Weber. In einem abermaligen königlichen Rescript vom 28ten December eben dieses Jahrs wurde erstgenanter Bratke als Lehrer der Schwarzen confirmirt, und die genannten Vicarien genehmiget. Da es aber den Brüdern schien, als ob einige Stellen in dem letzten königlichen Rescripte mißverstanden werden könnten; so ersuchten sie die westindische Compagnie um eine authentische Erklärung derselben. Es war z. B. nur St. Thomas in dem Rescripte genant worden; das konnte so mißdeutet werden, als ob die königliche Verordnung sich auf St. Croix und St. Jan nicht erstreckte. Ferner wünschte man dem Mißverstande vorzubeugen, als ob keine andere, als die vom Könige bestätigten Personen die Neger lehren und unterrichten dürften; da doch diese Bestimmung nur auf die Verrichtung kirch-

Kirchlicher Handlungen, nicht aber auf den öffentlichen und besondern Unterricht der Neger im Christenthum gemeinet war: als bey welchem letztern nothwendig alle Arbeiter an der Mission gebraucht werden mußten. Noch ein Anliegen war, daß um der oft schnell erfolgenden Sterbefälle willen, (wie dann der als Vicarius genante Tutweiler damals schon todt war) die Vicarien ungenant seyn, und nur von den bestellten Lehrern attestirt werden dürften. Ueberhaupt baten sie sich aus, daß dem Gouvernement empfohlen werden möchte, sich den Brüdern bey ihren schweren Bemühungen um die Errettung der Heiden, günstig zu erzeigen u. d. g.

Darauf wurde dem Gouverneur von der Compagnie gemeldet: es sey den Brüdern, zu Folge der königlichen Erlaubniß, welche sie erhalten, sich der Sclaven anzunehmen, und für das Heil ihrer Seelen zu sorgen, alle Willfährigkeit zu erzeigen; wobey jedoch die königlichen Gesetze und Verordnungen zur Richtschnur dienen müßten. Des Königs Meinung sey dabey nicht, daß die Einwohner in Bearbeitung des Landes einige Hinderung leiden solten. Es komme auch auf einen jeden selbst an, wer aus einer billigen und gottesfürchtigen Neigung und aus frehem Willen seine Sclaven zu den Brüdern gehen, oder sie zu seinen Sclaven kommen lassen wolte, wie es ein jeder demaleinst vor Gott zu verantworten gedächte; es solte aber keiner den Brüdern Gewalt oder Verdruß anthun. Wenn sie gegen die Gesetze und Verordnungen zu des Landes Schaden etwas unternähmen, so komme es der dasigen Obrigkeit zu, dem vorzubeugen. Das alles sey von allen drey Eilanden zu verstehen, und daselbst zu beobachten.

Nach-

Nachdem Bratke am 8ten Februar 1745. die Ordination erhalten hatte, reiste er über Amsterdamm nach St. Thomas ab. Er hatte in seiner Gesellschaft die Brüder Georg Weber und Johann Schur mit ihren Frauen, und die zwey ledigen, Johann Scheerbeek und Johann Friedrich Segner. Webern war die Aufsicht über das ganze Missionswerk gemeinschaftlich mit Friedrich Martin aufgetragen worden. Schurs solten sich insbesondere der schwarzen Kinder annehmen, und die zwey letztern der Mission mit ihrer Hände Arbeit dienen. Sie gingen am 14ten April in Texel an Bord, und kamen, nach einer sechswöchentlichen Seereise, am 2ten Junii glücklich in St. Eustatius, und am 19ten in St. Thomas an. Es war eben Gemeintag auf Posaunenberg, und die versamlete Negergemeine wurde ausnehmend erfreut, als die Neuankommenden in ihre Mitte traten, sie von den Brüdern in Europa grüßten, und sie versicherten, daß man dort mit vieler Liebe an sie gedächte.

Bald nach der Ankunft der neuen Gehülffen aus Europa kam der Bruder Christian Heinrich Rauch am 30ten Julii zur Visitation von Bethlehem an. Er war der erste Missionarius von der Brüderrkirche, der im Jahr 1740. den Wilden in Nordamerica das Evangelium mit Segen verkündiget hat. Da die Mission in St. Thomas, um der Nähe willen, größtentheils unter der Besorgung der Aeltesten der Gemeine in Bethlehem stand; so fanden diese igt nöthig, besagten Bruder aus ihrer Mitte dahin zu senden, um durch ihn eine gründliche und hinlängliche Kenntniß von gedachter Mission zu erhalten. Rauchs Seereise

reise war wegen des damaligen Krieges zwischen England, Frankreich und Spanien sehr gefährlich, und aus andern Ursachen langwierig.

Er machte sich dann, seinem Auftrage gemäß, mit allen Umständen der Mission möglichst bekant. Ueber die Versammlungen der Negergemeine war er sehr vergnügt, und fühlte die mächtige Gnade Gottes, die unter dem schwarzen Volke herrschte. Als er am 3ten August einen Besuch in St. Croix that, um mit Friedrich Martin zu sprechen, gingen die Brüder Böhner und Scheerbeck mit ihm, welche auf dieser Insel zwey Zuckermühlen zu bauen übernommen hatten. Auch bezeugte Rauch seine Freude über das Werk Gottes unter den Negern, und kam am 10ten August mit Friedrich Martin nach St. Thomas zurück. Es wurden sodann in täglichen Conferenzen mit den Missionsarbeitern die äussern und innern Umstände der Mission überlegt, und über jede zur Pflege der Brüder gehörige Seele auf allen drey Inseln geredet, und darauf gedacht, was die Brüder zu ihrem Wachsthum in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi beitragen könnten. In dieser Absicht machte man einige neue Einrichtungen, sowol unter den weissen Arbeitern selbst, als unter den schwarzen Getauften und Abendmahlsgenossen. Ein wichtiger Gegenstand der Ueberlegungen war, wie die Negerkinder Christo zugeführt, und in der an ihnen verspürten Gnade erhalten werden könnten. In Absicht des äussern Durchkommens verbanden sich die Missionsarbeiter, über ihrer bisherigen brüderlichen Gemeinschaft zu halten, dabey jeder in seinem Theil mit seiner Hände Arbeit zum Bestehn der Mission nach Vermögen behülflich seyn sollte.

Nach diesen Verrichtungen besuchte der Bruder Rauch noch die Nordseite, wo er sich mit sämmtlichen erweckten Negern auf der Perl unterredete, und von ihrem Herzenszustande eine nähere Kenntniß erlangte. Nachdem er solchergestalt seinem Auftrage ein Genüge gethan, und noch einem Liebesmahl und Abendmahl der Negergemeine auf Posaunenberg beygewohnt hatte; so reiste er am 15ten September mit seiner Frau, und Bruckern und dessen Söhnlein, nach Bethlehem zurück. Er nahm einen sehr guten Eindruck von den Wirkungen der göttlichen Gnade unter dem schwarzen Volke mit sich, und bezeugte, daß er selbst unbeschreibliche Gnade in der Negergemeine genossen habe.

Unter den Brüdern auf St. Thomas ging abermals eine schwere Krankenzeit an, die bis zu Ende dieses 1745ten Jahres währte, und vielen von ihnen das Leben kostete. Schurs Frau kam am 20ten und 21ten September, nachdem sie wenige Tage vorher einen Blutsturz gehabt hatte, mit zwey Söhnen zu frühzeitig nieder, und folgte beiden im Tode am 23ten eben dieses Monats nach. Scheerbeck kam mit einem starken Anfall des Fiebers und der Ruhr am 4ten October von St. Croix zurück, und erlag schon am 6ten unter der Heftigkeit dieser Zufälle. Durch sein Hinscheiden verlor Böhner, der zu gleicher Zeit an einem hitzigen Fieber lag, seinen Gehülfen beym Mühlenbau. Die Martinin brachte am 20ten October ein Töchterlein glücklich zur Welt; hingegen wurde der Weberin ihre Niederkunft zur Veranlassung, am 20ten November zum Herrn heinzugehen; und ihr Töchterlein folgte ihr am 20ten December nach. Ihre letzten Stunden waren sehr heiter, und

und ihr Herz voll Sehnsucht nach Christo. Von ihrem Manne und den übrigen Brüdern und Schwestern hatte sie sehr zärtlich Abschied genommen. Die Negerinnen, die diesen Verlust aufs schmerzlichste fühlten, weinten im Andenken ihrer Treue und Geschäftigkeit unter ihnen, ihr viele Thränen mit Ehrerbietung und Liebe nach. Ihr Mann drückte sich in einem Schreiben über seinen Verlust so aus: „Es sind nun wenige Tage über sieben Jahre, daß wir in Freude und Leid, Hunger und Blöße, Frost und Hitze, in Gefangenschaft *) und allerhand Gefährlichkeit, und ein grosses Theil mit harten Krankheiten, jedoch so vergnügt und selig mit dem Heilande diese Pilgerschaft zugebracht haben, daß wir uns noch viele solche mit einander gewünscht hätten. Und es war uns, als wenn nur ein Tag vergangen wäre.“

Bratke war nicht sechs Wochen lang auf St. Thomas gesund. Er hatte schon seit dem September 1745. ein heftiges Fieber, wozu im October eine Geschwulst des Unterleibes kam, die im folgenden Monat sehr schmerzlich wurde. Die Brüder thaten alles mögliche, um diesen vom Könige bestätigten Lehrer zu erhalten, und ließen alle dasige Aerzte über seinen Zustand sich berathschlagen. Er ging aber am 6ten December im sechs und vierzigsten Jahre seines Alters zu seinem Herrn in die Ruhe ein.

U n 2

Neun-

*) Sie waren auf der Reise von Nordamerica nach Europa mit dem Schiffe der Brüder, Little Strength oder die Kleine Kraft genant, am 1ten May 1744. von den Spaniern genommen und zu San Sebastian aufgebracht worden. Sie kamen mit Verlust alles des Ihrigen bald wieder in Freyheit.



Neunter Abschnitt.

Nachricht von dem innern Zustande der Mission
auf St. Thomas von 1741. bis 1746.

Ich beschloß im sechsten Abschnitt die Nachrichten von dem Gange der Mission, und dem innern Zustande der Negergemeine, mit der grossen Taufe von neunzig Personen im Februar 1741. Nunmehr will ich die dort abgebrochene Geschichte fortsetzen. Das Feuer, welches am Ende jenes Zeitraums brante, ergrif in eben genantem Jahre noch eine grosse Anzahl Neger. Es verging kein Monat, in welchem nicht verschiedene derselben zum lebendigen Glauben an den Herrn Jesum kamen, und als arme Sünder in seinem Blut und Tode Gnade und Vergebung ihrer Sünden erlangten. Hingegen war im folgenden Jahre 1742. nicht nur keine neue Erweckung unter den Negern; sondern es blieben auch viele aus dem Unterricht der Brüder weg. Selbst einige Getaufte waren von dem geraden Wege des Lebens abgekommen, und dadurch den Ungetauften zum Anstoß worden. Unter diesen befanden sich einige von den allerersten Erweckten von 1732. und 1733. Die Missionsarbeiter gingen diesen Verirrten mit bekümmertem Liebe nach, und hatten in der Folge die Freude, zu sehen, daß viele derselben wieder zu dem guten Hirten umkehrten. Sie hatten auch schon igt den Trost, daß doch eine gute Anzahl

Ne-

Neger in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi eifrig fortgingen. Die Lehre des Evangeliums war ihnen schmachhaft, und die häufigen Thränen, welche bey dem Vortrage desselben vergossen wurden, zeugten von dem Urtheil, den das Herz daran nahm. Valentin verglich, in einem Schreiben vom Monat Merz dieses Jahrs, den innern Zustand der Negergemeine mit dem Zustande eines Wiegenkindes, das man mit Wohlgefallen sieht, das aber beständige Wartung und Pflege nöthig hat. Im letzten Monate dieses Jahrs bezeugte Israel in einem Schreiben an die Brüdergemeine, daß die Gnade, die der Heiland an den Negern beweise, seine Erwartung übersteige. Er schrieb unter andern: „der Heiland ist kräftig und gnädig unter uns. Sein Leiden, sein Tod, und die dadurch gestiftete Veröhnung ist unsere Lehre. Ich mag auch sonst nichts wissen, als daß sein Blut das Lösegeld für uns und alle Welt ist. — Aber der Fürst der Finsterniß ist sehr geschäftig, die Seelen durch Verführungen und Drohungen vom Heilande abzuhalten, und gewinnt auch viele. Ich hoffe aber, der Heiland wird sie aus seinem Rachen reißen. Helft uns darum bitten, und ringen über dem Evangelio. Betet für mich, daß mir der Heiland helfe, seine Gemeine zu führen, daß sie auf ihn, den Eckstein, gegründet, und durch sein Blut vest werde. — Es ist mir nicht darum zu thun, daß nur bald ein großer Haufe werde; sondern daß sie den Heiland lebendig an ihrem Herzen erfahren mögen. Viele denken, es sey genug, wenn sie nur das Wort hören. — Das ist aber gewiß, daß der Heiland eine Gemeine hier hat. — Es gibt Seelen unter den Negern, die

ihn innig lieben, und in Proben Treue beweisen, und die ganze übrige Schaar sehe ich so an, als wären sie auch schon da. Dankt ihm für alle die Segen, und bittet, daß er uns alle zu seinen ganzen Leuten mache!,,

Aus einigen Briefen, welche von Negern in diesem Jahre an die Brüdergemeine geschrieben oder dictirt worden, wird sich von dem damaligen Grade ihrer Erkenntniß, von ihrem Glauben an Jesum Christum, von ihrer Liebe zu ihm, und von dem Gehorsam gegen ihn, urtheilen lassen.

„Ich fühle und sehe, wie verdorben ich bin, aber ich fühle auch die Liebe und Gnade des Heilands, wie groß sie gegen mich armen und unwürdigen Sünder ist. Ich bitte, die Brüder wollen an mich denken in ihrem Gebet, daß ich dem Heiland recht gehorsam werden möge, und recht klein und gebeugt zu seinen Füßen.„ —

Johann, von Posannenberg.

„Ich habe nichts vor den Heiland und die Brüder zu bringen, als Verderben und Elend. Aber ich glaube, daß der Heiland mein Erlöser und Versöhner ist. Ich fühle einen rechten Hunger und Durst nach ihm und seinem Blute. Ich fühle mein Elend von Tag zu Tage, und suche nur vor ihm ein recht armer Sünder zu werden.„

Samuel, von Hans Clas.

„Ich danke dem lieben Heiland für die große Gnade, daß er sein Licht in meinem Herzen hat scheinen lassen, daß ich aus der Finsterniß gekommen bin. Ehe sein Licht mir schien, war ich ganz todt; aber seitdem seine Gnade in mein Herz gekommen ist

fühl

fühle ich Leben, und will nur für ihn leben. — Er ist für meine Sünden gestorben. Ich bitte ihn, daß er mich bey sich behalte, und ich glaube, er wird es thun. — Ich glaube auch, er wird noch viele Seelen zu sich ziehen, die hungrig und durstig werden nach seiner Gnade. — Ich danke ihm, daß ich der Welt habe entsagen können. — Bey ihm will ich bleiben, weil er mir alle meine Sünden vergeben hat. „

Josua, von Hans Clas.

„Ich armes elendes Würmlein möchte den Heiland gern recht lieb haben. Warum? Er hat mir viele Sünden vergeben. Ich war so sehr ungläubig, und konte mir nicht vorstellen, daß der Heiland aus mir etwas würde machen können. Ich fühle aber, daß seine Gnade groß über mir ist. Ich danke ihm, daß er sein Blut für mich vergossen, und es über mein verderbtes Herz hat fließen lassen; wodurch es von Sünden frey geworden ist. — Ich schäme mich, wenn ich an mich gedenke, und an die grosse Gnade, die er an mir gethan hat. Ich will gerne für den Heiland leben, und eine recht arme Sünderin werden. — Sein Blut ist Leben und Kraft in meinem Herzen, und davon will ich auch bey meinem Volke zeugen, so lange ich lebe. „

Maria, Ältestin der schwarzen Schwestern.

„Ich habe den Heiland noch nicht so lieb, als ich gern wolte. Ich danke ihm, daß er mein Herz mit seinem theuren Blute gewaschen hat. — Das macht mich oft betrübt, daß noch so viele von meinem Volke sind, die ihre Herzen an den Heiland nicht übergeben wollen. Ich liege als ein Wurm zu sei-

nen Füßen, und glaube, er wird mich bey sich erhalten.„

Rosina, von Carstens.

Von dem Gange der Negergemeine im Jahr 1743. gab Israel im Monat Merz das Zeugniß: das Wachsthum der Getauften gehe immer weiter; sie lernten die Größe ihres Verderbens erkennen, und suchten ihre Versöhnung im Blute Jesu. — Unter den Ungetauften wären viele hoffnungsvolle Leute, die ihr Herz kennen lernten. — Bey allen gehe es mehr auf Grund. — An den Bettagen komme eine so grosse Menge zusammen, daß das Versammlungshaus die Hälfte nicht fassen könne. — Vielmal werde der öffentliche Vortrag des Evangeliums mit häufigen Thränen der Zuhörer begleitet. — Und wenn gleich die Erweckungen so zahlreich nicht wären, als ehemals; so fehle es doch nicht an Beyspielen, da harte Herzen von der feurigen Kraft des Wortes vom Kreuze zerschmelzten.

Diesem Zeugniß will ich nur einen Brief einer Negerin beyfügen. „Der Heiland hat mir geholfen. Er ist mir groß im Innern meines Herzens. — Ich habe mein Herz gesehen, daß nichts als Verderben darinn ist. Aber der Heiland soll mir von allem Verderben löshelfen. Ich fühle, daß er ein Sünderfreund ist. Er macht mich vom Verderben, von Sünden und bösen Dingen los. Ich kante ihn nicht. Ich war in der Welt, und dachte, ich wäre schön. Ich sahe aber mein Herz, wie finster es war. Ich war der Gnade nicht werth; aber er vergab mir alle meine Sünden.„

Im Jahr 1744. meldete unter andern Brucker in einem Schreiben vom Monat April, daß der Heiland

land fortfahre, seine Barmherzigkeit kräftig an den Schwarzen zu beweisen; daß viele derselben mehr auf ihr Herz, und zu gründlicher Selbsterkenntniß kämen; und andere, mit denen es zwar noch zu keiner Herzensänderung gekommen, doch eine Liebe zu den Brüdern, und eine Neigung hätten, das Evangelium zu hören.

In der Mitte dieses Jahrs war eine neue Gnadenregung unter den Negern auf der ganzen Insel. Es fanden sich so viele neue zur Predigt des Evangeliums herzu, die schon vorher über sich bekümmert waren, und bey den Brüdern Unterricht und Trost suchten, daß es diesen an Zeit und Kräften fehlte, das Anliegen eines jeden anzuhören, und guten Rath zu ertheilen. Sie hatten, wie sie sich ausdrückten, Mangel an Gehülffen, die das Netz ziehen hülffen. Insonderheit war unter die Neger im Dorfe ein feuriger Trieb gekommen, an den Heiland gläubig zu werden, und seine Gnade an ihren Herzen zu erfahren. Selbst einige, welche bisher bittere Feinde des Evangeliums gewesen, und sich best vorgenommen hatten, die Brüder nicht zu hören, kamen izt bekümmert in ihre Predigten, und sahen ein, daß sie sich bisher vom bösen Geiste hätten betrügen und abhalten lassen.

Auf diesen schönen Anschein folgten jedoch die Früchte nicht, welche man hätte erwarten können. Da die Arbeiter an der Mission gewahr wurden, daß manche in ihrem ersten Eifer nachliessen, und daß selbst einige Getaufte wieder unter die Macht der Sünde gerathen waren; so sahen sie selbige mehr für Schuldige an, die Strenge verdienten, als für Kranke, die bey liebevoller Wartung eine gründliche, vielleicht

langsame, nur nöthig hätten. Sie glaubten, es sey igt Zeit, gegen diese Untreuen mehr Ernst zu gebrauchen. Sie fingen also an, oftmalige sehr ernstliche und scharfe Ermahnungen an das Volk zu halten, um die Trägen zu wecken, und die Untreuen zur Rückkehr zu bewegen. Der Erfolg aber zeigte, daß auch bey den Negern ein gesetzlicher Eifer und Ernst nicht die gewünschte Wirkung hatte, und daß bey denselben ein finsternes und niedergeschlagenes Wesen, wo nicht gar Zorn und Verbitterung dadurch erregt ward. Viele verloren darüber gar den Muth. Es erfolgte auch nichts weniger, als ein neuer Eifer im Guten; und man wurde sonderlich in den letzten Monaten dieses Jahrs gewahr, wie wenig bey dieser Methode heraus gekommen sey. Izt waren Erinnerungen nöthig, fleißiger in die Versammlungen zu kommen, zu denen sich die Neger sonst gedrängt hatten. Die herzliche Liebe unter einander nahm ab; und es gab ungewöhnlich viel, bald hie bald da, zu schlichten. Einige Ausgeschlossene wurden zwar wieder angenommen, nachdem eine wahre Veränderung mit ihnen vorgegangen war, und sie demüthig um Vergebung baten; aber man suchte die übrigen Verirrten nicht nach dem Beyspiel des guten Hirten auf, der neun und neunzig Schafe in der Wüste verläßt, um das hundertste aufzusuchen, das sich verlaufen hat.

Der Missionarius Martin, der sich in diesem Jahre meistens in St. Croix aufhielt, wurde durch einige Getaufte, die von St. Thomas dahin kamen, von der grossen Trägheit der Seelen auf letzterer Insel zu seinem nicht geringen Schmerz benachrichtiget. Er that seinen dortigen Mitarbeitern den Vorschlag,
daß

daß alle gefallene Getaufte aufgesucht, und in einer eigenen Versammlung mit herzlichster Liebe wieder angefaßt und ermuntert werden sollten. Es geschah aber für die Zeit nicht.

Im Anfange des Jahrs 1745. welches er ebenfalls meist in St. Croix und St. Jan zubrachte, ließ er sich von neuem sehr angelegen seyn, die lauen Seelen in St. Thomas wieder zur ersten Liebe zurück zu bringen. Er drückte sein Anliegen darüber in einem Liede aus, das er am Heidenfeste den 6ten Januar verfertigte, und nach St. Thomas schickte. In demselben ermunterte er die Getauften überhaupt, sich aufs neue zu treuer Liebe gegen den Heiland zu verbinden; und die sich durch die Sünde hatten betrügen lassen, bittet er aufs beweglichste, sich als reuige Sünder wieder zum Heiland zu wenden, den er ihnen in seiner grossen Liebe, mit seinen Wunden und am Kreuz für sie sterbend vormahlte. Dieses that eine sehr gute Wirkung, und er hatte bald das Vergnügen, zu hören, daß eine grosse Aenderung wahrgenommen werde. Er kam auch selbst von Zeit zu Zeit nach St. Thomas, und gab sich Mühe, die in der Irre gehenden aufzusuchen und auf den rechten Weg zu bringen. Nach der Visitation, welche der Bruder Christian Heinrich Rauch in diesem Jahre in St. Thomas gethan hatte, wurde eine neue Arbeit der Gnade unter den Negern wahrgenommen; auch kamen sie in grosser Anzahl wieder zu den Versammlungen auf Posaunenberg. Rauch selbst bezeugte nach seiner Abreise von St. Thomas, daß ihm die Gnade Gottes an den Negern groß und wichtig sey. Er verkante die Mängel und Gebrechen nicht, die unter ihnen

ihnen waren; fand aber auch nöthig, die Arbeiter zu erinnern, sich nicht etwa nur dabey aufzuhalten, und darüber zu klagen, sondern sich vielmehr angelegen seyn zu lassen, ihre Herzen durch die Liebe Christi anzufassen, und so zu ihrem innern Wachsthum beförderlich zu seyn.

So war der innere Zustand der Negergemeine in den fünf Jahren von 1741. bis 1746. überhaupt beschaffen. Für die weissen Arbeiter waren es in aller Absicht fünf schwere Jahre. Die Arbeit wurde ihnen theils durch ihre geringe Anzahl, theils durch ihre Denkart erschweret. Ihre Lehre war wol rein und gut; sie stellten den gekreuzigten Heiland als die einzige Ursache der Seligkeit, als unsere Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligung und Erlösung vor, und wiesen jedem Sünder den Weg zu ihm durch den Glauben. Sie verbanden sich in ihren Lehrconferenzen, die sie im Jahr 1742. hielten, diese Lehre zum Text ihres Vortrags zu machen, und Gott um immer klärere Einsicht in dieselbe zu bitten. Aber theils entfernten sie sich in der Führung der Seelen oder in der geistlichen Erziehung derselben, von dem sanften Geiste des Evangeliums, wie ich vorhin erzehlt habe; theils schränkten sie den Missionsplan auf eine dem Fortgange des Werks Gottes unter den Negern nachtheilige Weise zu sehr ein. Zu dem letztern waren einige mißverständene Ideen des Grafen von Zinzendorf die unschuldige Veranlassung. Er hatte im Jahre 1742. mit den Missionarien der nordamericanischen Indianer die Abrede genommen, bey der Arbeit unter diesen Heiden, nicht auf einen zahlreichen Haufen, sondern für igt nur auf Erstlinge anzutragen, und an die-

diese alle mögliche Treue zu wenden, um sie zu gründlichen und ganzen Leuten zu erziehen, die nachher mit Segen unter ihrem Volke das Reich Jesu Christi befördern könnten. Er setzte hinzu: das Evangelium sey wol allen ohne Unterschied zu predigen; aber mit der Taufe müsse man sehr behutsam, und mit dem Abendmahl es noch weit mehr seyn. Ohne Zweifel hatte der Graf mit der Idee von Erstlingen nur die Absichten auf Nationalbekehrungen, da man alles ohne Unterschied annimmt, entfernen wollen; als wozu bey den Nordindianern damals ein Anschein war. Die meisten Missionsarbeiter nahmen nach und nach diese Ideen an, und applicirten sie, wo sie nicht hingehörten. Nur bey Friedrich Martin fanden sie nicht Eingang; er war aber theils abwesend, theils konnte er mit seiner Erkenntniß bey seinen Mitarbeitern nicht durchdringen. Indem sie aber nur auf die gründliche Zubereitung oder Erziehung weniger Erstlinge bedacht waren, und darunter vorzüglich ihre Getaufte und Abendmahlsgenossen verstanden, ließ ihr Eifer und ihre Geduld in der treuen und sorgfältigen Pflege der übrigen nach. Sie wurden so bedenklich in Ansehung der Taufe, daß, wenn die Lehrlinge nicht durchaus so waren, wie es ihr Ideal von Erstlingen erforderte, sie das Taufen ganz unterliessen. Daher kam es, daß in diesen fünf Jahren so wenige getauft wurden, ungeachtet die Zahl ihrer Lehrlinge über tausend ging. Außer den im Anfang des Jahrs 1741. getauften neunzig Personen, ist bis in das Jahr 1744. niemand getauft worden. In diesem letzteren Jahre wurden am 7ten Junii zehn, und im Jahr 1745. am 7ten Februar sieben Personen der
hei-

heiligen Taufe theilhaftig. Unter den ersteren war der Neger Gerd, einer der allerersten erweckten, der schon vor zwölf Jahren den Unterricht des Leonhard Dober genossen hatte.

Zum heiligen Abendmahl gelangten in diesen fünf Jahren drey und vierzig Personen. Einige Tage vor der Haltung dieses Gedächtnißmahles des Todes unsers Herrn wurde den Communicanten in einer besondern Versammlung davon Nachricht gegeben, und sie angewiesen, sich selbst zu prüfen, ob sie ein herzliches Verlangen darnach hätten, und in einem solchen Zustande wären, daß sie, bey dem Bewußtseyn ihrer Mängel, doch mit Freudigkeit dasselbe mit halten könnten. Nachher wurde eijem jeden einzeln Gelegenheit gemacht, sich über den Erfolg seiner Prüfung bey seinem Arbeiter offenherzig zu erklären. Diejenigen, die für diesesmal nicht mitgehen konnten, wurden in einer besondern Versammlung ermahnt, sich solches zu näherer Erkentniß ihrer selbst, und zur Gelegenheit dienen zu lassen, ihre Herzen dem Heilande ganz zu ergeben. Kurz vor dem Genusse des heiligen Abendmahls hatten die jedesmaligen Communicanten ein Liebesmahl; und nach dem Abendmahl betete die Abendmahlsgemeine auf dem Angesichte liegend an. Der Bruder Rauch konte in dem Berichte von seiner Visitation die Empfindung, die er bey einem solchen Abendmahle mit der Negergemeine gehabt hatte, nicht genug ausdrücken, und die tiefe Beugung und Innigkeit, womit die Neger dieses heilige Mahl hielten, gab ihm einen ehrfurchtsvollen Eindruck.

Die übrigen Einrichtungen zur Erbauung waren so, daß täglich in einer allgemeinen Versammlung des Abends

Abends über die Loosung geredt wurde. Krankheiten der Arbeiter oder ihre geringe Anzahl waren die Ursache, daß diese täglichen Versammlungen bisweilen auf zwey- oder dreyimal in der Woche eingeschränkt wurden. Sonntags vormittag wurde den Negern Unterricht im Lesen ertheilt, bis ins Jahr 1744. da er eingestellt wurde; weil die wenigen Arbeiter die Menge der Geschäfte nicht mehr bestreiten konnten. Auch die Schule der Kinder, die sie im November 1742. angefangen hatten, konnte nicht lange fortgesetzt werden. Wöchentlich wurde einmal die Conferenz mit den Helfern gehalten, worinn die Nachrichten von allen und jeden kleinen Gesellschaften zusammen kamen, von denen täglich eine oder mehrere gehalten wurden. Am Sonntage nachmittag waren vier verschiedene kurze Versammlungen; der Abendmahlsgenossen, der Getauften in zwey Abtheilungen, und der Candidaten, die zur Taufe vorbereitet wurden. In jede dieser Abtheilungen wurde eine kurze Homilie oder Ermahnung gehalten. Die Gemein- oder Betstage waren gewöhnlich alle vier Wochen. An diesen gesegneten Tagen, dazu sich die Neger sehr zahlreich versammelten, wurden zwey öffentliche Zeugnisse vom Heilande abgelegt, auch wol Nachrichten aus andern Missionen oder aus den europäischen Gemeinen mitgetheilt. Dazwischen wurden an die Neger plantagenweise kurze Reden gehalten. Und weil an solchen Tagen fast jeder noch einzeln mit den weissen Arbeitern sprechen wolte, so kamen diese gewöhnlich erst nach Mitternacht zur Ruhe.

Wenn sich gläubige Neger verheirathen wolten, so meldeten sich die Brüder bey den Ältesten, und
die

die Schwestern bey ihren Arbeiterinnen, die ihnen von der Wichtigkeit des Ehestandes den nöthigen Unterricht ertheilten, und mit ihnen um Gnade zu diesem wichtigen Stande zu Gott beteten. Darauf wurde ihr Vorhaben der Gemeine bekant gemacht, und sie dazu von derselben mit dem Gesange einiger Verse gesegnet. Die Verlobten erklärten sich dabey vor der ganzen Gemeine, daß sie als christliche Eheleute mit einander leben wolten, bis der Tod sie scheide.

Bisher hatten die Missionarien noch Bedenken gehabt, die kleinen Kinder der Neger zu taufen. Obgleich Friedrich Martin sich schon lange vorgenommen hatte, den Kindern gläubiger Eltern die Taufe zu ertheilen; so stand ihnen doch der Umstand immer noch im Wege, daß die Sclavenkinder so frühzeitig der Aufsicht ihrer Eltern entzogen werden, und alsdann ohne Zucht und Vermahnung verwildern. Nur im Jahr 1745. taufte Martin des Aeltesten Abrahams krankes Kind, das bald nach der Taufe verschied. Inzwischen pflegten die Missionsarbeiter neugeborenen Kindern unter Gebet und Handauslegen den Segen zu ertheilen. Die Zahl der also gesegneten Kinder war seit dem Jahr 1738. auf etliche hundert angewachsen. Schur und seine Frau hatten bey ihrer Abreise aus Europa den Auftrag erhalten, sich dieser Kinder vorzüglich anzunehmen. Sie pflegten denselben des Sonntags eine Versammlung zu halten, darinn sie ihnen die Lehre Jesu in vertraulichen Gesprächen bezubringen, und ihr Herz für ihn zu gewinnen suchten. Aufferdem besuchten sie dieselben auf den Plantagen, und alle schwarze Kinder überhaupt waren Gegenstände ihrer Liebe und ihres Un-

ter-

terrichts; und unser Herr segnete diese ihre Arbeit mit vieler Frucht.

Unter den getauften Negern war die Adriana, die im Jahr 1738. getauft worden, die erste, welche im Jahr 1741. selig verschied. In ihrer langen Krankheit wurde es ihr offenbar, daß es ihr noch an der brünstigen Liebe zum Heiland fehle. Mingo fand sie vor ihrem Ende reuig und um Gnade verlegen. Der Heiland ließ ihr dieselbe zu Theil werden, so daß sie getröstet und voll Sehnen nach ihrem Erlöser verschied. Die Naemi, welche am 18ten Julii 1742. aus der Zeit ging, wurde kurz vorher gefragt: ob sie gern aus der Welt zum Heilande ginge? „Mit Freuden, antwortete sie: izt gleich will ich zu ihm gehen;“ und das waren ihre letzten Worte. Die Basmath war am 4ten August eben dieses Jahres so vergnügt entschlafen, daß der Eindruck davon ihrer Leiche deutlich anzusehen war. Die Negerin Beni war in ihrer Krankheit so vergnügt, geduldig und gelassen, daß ihre Herrschaft, von der sie oft besucht wurde, gestand, nie eine solche Zufriedenheit und Ruhe der Seele in solchen Umständen gesehen zu haben. „Gewiß, sagte sie, ist meine Negerin selig gestorben.“ Mehrere dergleichen Beispiele will ich hier nicht anführen, und nur dieses noch sagen, daß denen im Glauben an den Herrn Jesum verschiedenen Negern ein ordentliches Begräbniß gehalten wurde. Sie wurden von Schwarzen und Weissen zu Grabe begleitet; wobey von einem weissen oder schwarzen Arbeiter eine kurze Rede gehalten, und die Leiche unter Gesang eingesenkt wurde. Sehr oft thaten diese Reden unter den zahlreichen Zuhörern eine gesegnete Wirkung.

Die weissen Arbeiter hatten zwar die Besorgung der ganzen Gemeinschaft so, daß jedem sein Geschäft dabey angewiesen war; aber die Negergemeine hatte noch ihre besondere Nationalarbeiter. An der speciellen Seelenarbeit unter dem weiblichen Geschlechte hatten die Frauen der Missionsarbeiter den größten Antheil. Der Graf von Zinzendorf schrieb im Jahr 1745. sehr nachdrücklich an alle Arbeiter bey der Mission, sich unter keinerley Vorwand in einen vertrauten Umgang mit den Negerinnen oder Mulattinnen einzulassen. „Das ist, schrieb er, der Weberin und der Veronica Amt, unter der Aufsicht des Ältesten.“

Die Anzahl der schwarzen Gehülften belief sich auf vierzig Personen beiderley Geschlechts. Es kamen von Zeit zu Zeit neue hinzu. Im November 1742. wurde Abraham zum Ältesten des Petrus erwählt. Beide wurden mit zum öffentlichen Lehrvortrage gebraucht. Ihre Reden waren evangelisch, und die Versöhnung durch Jesu Tod, und die Gnade, die der Sünder in Christo erlangen kan, war ihr Inhalt. Der Character des Petrus zeigte sich in allen seinen Vorträgen, die voll Liebe und sanfter Empfindungen waren, und dadurch einen Zugang zum Herzen der Zuhörer fanden. Abraham hatte mehr Feuer; sein Vortrag war mit einer besondern Stärke verbunden, die den Zuhörer mit sich fortriß. Zu seinen Reden eilten seine schwarzen Landsleute häufig; aber auch viele Weisse kamen, ihn zu hören, und hörten ihn mit Erstaunen. Durch eine Rede, die er bey dem Begräbniß eines Negers im Dorfe im Jahr 1744. hielt, wurde der ganze Haufe der Zuhörer

kräftig gerührt. Er hatte auffer einer vorzüglichen Gabe zu predigen, auch die, welche zur evangelischen Führung der Seelen nöthig sind, nemlich viele Erfahrung, Liebe, Geduld und Weisheit. Vor den weissen Arbeitern hatte er den Vorzug, daß er die Sprache der Neger vollkommen verstand, worinn jene noch immer zurück waren; und daß er mit dem Character, dem Aberglauben, den Gewohnheiten und Sitten der Neger auch bekanter, als sie, war. Da er einer benachbarten Plantage zugehörte, wo er von einem Meisterknecht hart gehalten, und durch seinen Sclavendienst in der Arbeit am Evangelium gehindert wurde; so tauschten ihn die weissen Arbeiter im Jahr 1745. gegen einen zur Handarbeit noch brauchbarern Neger ein. Er wurde dadurch zwar nicht frey; konnte aber nunmehr ungehindert zur Gehülfschaft am Werke Gottes unter seinem Volke gebraucht werden. Er diente derselben nicht nur auf St. Thomas in den öffentlichen und besondern Versammlungen, mit Besuchen u. d. g. sondern auch auf St. Jan, wo er von den Negern hochgeschätzt, geliebt, und mit Vergnügen und Segen gehört wurde. Als der Bruder auch bey seiner Visitation das öffentliche Zeugniß von Jesu Christo angehört hatte, welches Abraham in einem Gemeintage ablegte; so bezeugte er, daß er mit Beschämung und Beugung die Größe der Gnade Gottes bewundere, die sich so mächtig an diesem Sclaven und durch ihn an vielen hundert andern bewiesen habe. Er beschrieb ihn in seinem Berichte als einen lieben Bruder, über den sich sein und seiner Brüder Herz wehe, und als einen treuen Arbeiter, dem das Heil seiner Landsleute recht am Herzen liege. Eben dieses Zeugniß

gab er auch dem Petrus, nur mit dem Unterschied, daß dessen Art, mit Seelen umzugehen, mehr mütterlich sey.

Ausser diesen beiden war Mingo ein sehr gesegneter und wirksamer Arbeiter. Er stand noch als Unterinspector auf Herrn Carstens Plantage; nahm sich aber dabey mit seiner Frau insonderheit der Neger im Dorfe an, und wurde auch zum öffentlichen Vortrag des Evangeliums mit Segen gebraucht. Es hätte dieser verständige und wohlhabende Neger lange schon seine Freyheit von seinem Herrn erhalten können; er hatte aber keine Lust, unter die Freyneger zu gehn. In der That war er so gut, als frey, und hatte in Tappus seine eigene Wohnung und Gewerbe. Auch Stephanus wurde im Februar 1745. zum Gehülffen eingesegnet, und die Benigna zum Diensten bey ihrem Geschlechte angestellt. Diese war, nebst Petrus und Abraham, in den Conferenzen gegenwärtig, welche bey Rauchs Visitation über den innern Zustand der Negergemeine gehalten wurden. Ihr gab Rauch das Zeugniß, daß sie eine treue und gesegnete Schwester sey, die sich der Sache des Herrn unter den Negerinnen von Herzen annähme. An die Stelle der Magdalena, die das Amt einer Ältestin, Alters und anderer Ursachen wegen, nicht mehr verwalteten konnte, wurde bey dem Schluß des Jahres 1741. die Maria eingesegnet. Und da diese im Jahr 1742. nach Pennsylvanien abging, um den Neger Andreas zu heirathen; kam die Christina an ihre Stelle.

Ich füge zu dieser Nachricht von den Nationalarbeitern noch zwey Briefe von Petrus und Mingo. Sie sind vom Jahr 1745.

„Ich danke unserm lieben Heilande Jesu Christo für seine grosse Gnade und Barmherzigkeit, die er an mir gethan hat. Ich fühle mich in meinem Herzen arm und elend vor ihm. Seine Liebe und Gnade ist so groß, daß mein Mund sie nicht genug aussprechen kan. Sein Blut hat mich aus der Finsterniß losgekauft. — Ich habe nun Ruhe für meine Seele. Mir liegt allein an, immer als ein armer Sünder vor ihm zu bleiben. Ich fühle in meinem Herzen ein grosses Verlangen, Seelen zu suchen, und zum lieben Heiland zu bringen; Seelen, die in der Finsterniß sind, wie ich darinn war.“

Petrus.

„ — Die Lehre von Jesu Blut, Wunden und Tod hat auch mein böses Herz getroffen, und mir offenbar gemacht, daß in mir nichts gutes, sondern nur Fluch und Sünde ist. Aber dabey erinnere ich mich, daß er für alle meine Sünden ein Fluch am Kreuz geworden ist, ja für aller Menschen Sünde. Darinn lebt mein Herz, und das ist der Grund allein, darauf ich mich gründe, sein Blut und sein Tod, der mehr als Ueberwindung ist für alle meine Sünden. Mein Herz singt: Blut und Wunden haben uns mit GOTT verbunden. Wir waren vormals von Natur blind und todt; und werden nur durch die Gnade, und die Boten, die zu uns gesendet werden, zum Licht gebracht. Wir danken dem Heiland für diese Gnade, die er in seinem Rath von Ewigkeit beschlossen hat. Der Feind sucht mit grossem Lärm das Werk des Heilands zu hindern; aber wir wissen und glauben, daß der Heiland allein HERR ist.“

Mingo.

Ex 3

Nach:

Nachdem ich bisher von dem innern Gang der Mission in St. Thomas ins Ganze Nachricht gegeben; so habe ich nur noch von den Hindernissen derselben etwas zu melden, und dann von jedem Missionsplatze ins besondere ein und anderes anzuführen.

Öffentliche Gewaltthätigkeiten von der Art, wie sie in den vorigen Jahren vorgekommen waren, hatten zwar seit den erfolgten königlichen Verordnungen meist ganz aufgehört; aber es fehlte doch weder den Missionsarbeitern, noch den Negern, an Hindernissen und Druck um des Evangeliums willen. Einige weiße Einwohner ließen nicht nach, mit ihren Negern hart zu verfahren; wodurch bey manchen das Gute wieder erstickt wurde. Ein gewisser Herr verbot dem Friedrich Martin unter schrecklichen Drohungen allen Umgang mit seinen Negern, und brauchte allerley gewaltsame Methoden, diese von der Schule oder dem Unterricht der Brüder im Christenthum abzuhalten. Einen derselben ließ er so lange an einer Kette liegen und schmachten, bis er versprach, das Christenthum nicht bey den Brüdern zu lernen. Andere Pflanzer verfahren zwar nicht so hart mit ihren Negern; es gab aber doch viele, die weder die Brüder auf ihren Plantagen leiden, noch zugeben wolten, daß ihre Neger in ihren Unterricht gingen. Einer derselben brachte im Jahr 1744. bey dem Gouvernement klagbar an, daß einer seiner Neger in der Brüder Schule zum Narren gemacht worden sey. Die vermeinte Narrheit des Negers bestand aber nur in der Bekümmerniß um seine Seligkeit. Da wiederholte harte Geißelungen diesen armen Neger von der Liebe zum Christenthum und dem Besuch der Versammlungen nicht

nicht abbringen konnten; so wurde er nach Tortola verkauft. Wenn Schiffe von Copenhagen ankamen, so wurden oft ungegründete fürchterliche Gerüchte wegen der Mission verbreitet, die wenigstens unter den Negern manchen Schrecken verursachten. Doch gab es auch in diesen Jahren Beispiele, daß bittere Feinde der Brüder und ihrer Arbeit ihre wahre Freunde wurden, und ihren Negern gern gestatteten, den Unterricht der Brüder zu genießen. Ins Ganze betrachtet war doch dieser Zeitraum weit ruhiger als alle vorigen Jahre, und der Vorurtheile gegen die Mission wurden immer weniger.

Die Bedienung der verschiedenen Missionsplätze auf St. Thomas, ausser Posaunenberg, hing zum Theil von der Anzahl und dem Gesundheitszustande der Missionsarbeiter, hauptsächlich aber von der Gesinnung der Eigenthümer oder der jedesmaligen Aufseher der Plantagen ab. Schon im Jahr 1739. hatten die Brüder mit Genehmigung des Herrn Carstens auf seinen beiden Plantagen Muskitebay und Perl mit seinen Negern eine Schule und den Unterricht im Christenthum angefangen, wozu den benachbarten Negern der Zugang erlaubt war. Nachdem Webers im October 1740. die Perl verlassen hatten, um mit Israel die Mission in St. Croix anzufangen, blieb dieser Posten bis in den Monat April 1741. leer, und die dortigen heilsbegierigen Neger hielten sich bis dahin nach Muskitebay oder dem Posaunenberg. Durch die Abreise der meisten Arbeiter nach Pensylvanien im Jahr 1742. mußte die daselbst wieder mit grossem Segen angefangene Versammlung abermals bis zu ihrer Rückkunft eingestellt werden. Es waren aber

auch alsdann der Arbeiter zu wenige, als daß einer, oder ein Paar verheirathete, sich gewöhnlich da hätte aufhalten können. Wöchentlich ein- oder zweymal wurde diese Plantage von Posaunenberg aus besucht, und die daselbst versamleten Neger gelehrt und gepflegt. Aber im Jahr 1744. schränkte der damalige Aufseher der Plantage die Versammlung bloß auf seine Plantageneger ein, und allen fremden wurde der Zugang dazu verboten. Ob nun gleich zu eben dieser Zeit ein anderer Eigenthümer, Herr Malleville, erlaubte, eine Versammlung auf seiner Plantage zu halten, die nicht weit von der Perl entfernt war; und auch auf Pieter de Wint und auf Hans Clas Plantagen eine dergleichen bisweilen gehalten wurden, so hatte doch auch kein fremder Neger Erlaubniß, dazu zu kommen. Dadurch litten die vielen Neger auf der Nordseite, die sich bisher nach der Perl gehalten hatten; und den Arbeitern an der Mission wurde ihre Arbeit erschwert, indem sie izt ihre bekanten Neger in einem weiten Districte auffuchen mußten, die sie sonst auf jenem Missionsplatze beyammen haben, und mit dem Unterricht bedienen konnten.

Auf Muskitebay war im Jahr 1741. die Anzahl der Neger, die sich da zur Predigt des Evangeliums versamleten, bisweilen so groß, daß sie im Hause nicht Raum hatten, und die Predigt unter freyem Himmel gehalten werden mußte. Doch erfolgte die gewünschte Frucht nicht, und der Platz wurde im October auf eine Zeitlang verlassen. Die Rechtschaffenen hielten sich darauf nach der Perl, wo damals die Versammlungen mit großem Segen gehalten wurden. Inzwischen wurde dieser Platz doch von Zeit zu

zu Zeit von Posaunenberg aus besucht. Aber im Jahr 1743. entstand auf Muskitebay und in dasiger Gegend eine neue grosse Gnadenbewegung unter den Negern. Viele unter ihnen wurden durch den Geist Gottes zur Erkenntniß und zum schmerzlichen Gefühl ihres Sündenelends und ihres ungläubigen Herzens gebracht, und sehten sich mit vielen Thränen nach Gnade. Die zwey Brüder Brucker und Böhner nahmen sich ihrer also aufs neue wechselsweise an. Aber zu Ende des Jahres verbot der Inspector der Plantage die Versammlungen ganz und gar. Es wurden also im Jahr 1744. die Neger in der Gegend einzeln von Haus zu Haus besucht; und sie hielten sich so lange zur Perl, als den fremden Negern der Zugang daselbst gestattet war.

Das Dorf, oder Tappus, war immer ein gesegneter Misionsplatz. Im Jahr 1741. lieffen sich die Brüder Martin und Valentin das Heil der dortigen Seelen sehr angelegen seyn. Im Juni 1744. war der Mitälteste Abraham die Veranlassung zu einer neuen Erweckung daselbst, wie ich schon vorhin angemerkt habe. Es wurde wöchentlich ein- bis zweymal den Dorfnegern eine Versammlung gehalten; und Mingo und seine Frau nahmen sich ihrer treulich an. Im Jahr 1744. wurden von dem neuen Gouverneur, auf Veranlassung widriger Vorstellungen, die Abendversammlungen im Dorfe schlechterdings verboten. Auf wiederholte Gegenvorstellungen erlaubte er dieselben zwar wieder; doch mit der Einschränkung, daß sie nicht länger als bis acht Uhr Abends währen solten. Dieses war aber eine sehr unbequeme Zeit, weil die meisten Neger alsdann ihre Herrschaften zu bedie-

nen hatten; so daß ihrer wenige kommen konnten. Indessen nahmen sich die weissen Arbeiter der Dorfneger desto mehr ausser den Versammlungen an, und besuchten sie einzeln.

Weil überdem die Versammlungen der Neger im Dorfe bey dem Mangel eines eigenen Platzes sehr ungewiß waren; so kaufte sich Mingo eine Stelle daselbst, und baute darauf ein Haus, welches er bewohnte, und zugleich zu den Versammlungen seines Volkes widmete.





Zehnter Abschnitt.

Geschichte der Mission auf S. Croix vom Jahr
1742. bis 1746.

Es ist die Geschichte dieser Mission im siebenten Abschnitte bis zum 11ten Januar 1742. erzählt worden, da dieselbe durch Webers Abreise auf eine Zeitlang einging, bis sie auf einem schicklicheren und der Stadt Christianstadt näheren Plaze wieder angefangen werden konnte. Es verzog sich mit der Ausführung dieses Vorhabens bis in den Monat Januar 1744. weil der Missionarius Friedrich Martin erst im Merz 1743. aus Pensylvanien nach St. Thomas zurückkam, und die geringe Anzahl der dasigen Arbeiter seine Entfernung von da erst im folgenden Jahre zuließ; man auch nicht eher, als am Ende dieses Jahres, zum Kauf eines schicklichen Grundstücks auf S. Croix gelangen konnte.

Unter dessen fand er bey seinen wiederholten Besuchen auf dieser Insel im Jahr 1743. daß die bey dem vorigen Aufenthalt der Brüder daselbst erweckten Neger zum Theil, und besonders die in Christianstadt, in Kaltfinigkeit und Verwirrung gerathen waren. Der dasige reformirte Prediger Henrichsen hatte sie in seine Bearbeitung genommen, und machte ihnen die Brüder und ihre Lehre verdächtig; ja er erklärte die durch sie ertheilte Taufe für ungültig, und war
Wil-

Willens, nach dem Beyspiel des Domine Borm in St. Thomas, die von Friedrich Martin Getauften noch einmal zu taufen. Aber das Gouvernement ließ diese Unordnung nicht zu; und er starb noch in dem Jahre. Unterdessen waren die Neger, die von Martin getauft worden, und ehemals Liebe und Hochachtung für ihn hatten, dergestalt gegen ihn eingenommen, daß sie ihn bey seinem Besuch im August 1743 kaum würdigten, mit ihm zu reden. Er suchte sie mit Mitleiden wieder auf den rechten Weg zu bringen, und erhielt doch bald so viel, daß verschiedene anzufangen einzusehen, wie es ihnen bey aller ihrer vermeinten bessern Erkenntniß, am Leben aus Gott fehle.

Die Neger auf Prinzess oder der Compagnieplantage, welche in St. Thomas getauft, und dahin versetzt worden waren, hatten den Bruder Martin in einem Schreiben ersucht, sie nicht zu verlassen. „Wir sind arm und elend, schrieben sie unter andern; aber wir glauben, daß wir eine kleine Gemeine des Heilands sind. — Wir haben Handleitung nöthig. Wir glauben, daß der Heiland einen Bruder mit Geist und Kraft erwecken werde, uns Handleitung zu thun. Wir halten uns zusammen und erbauen uns, so viel uns der Heiland Gnade gibt. Es sind viele Seelen auf Prinzess, die den Heiland suchen wollen, u. s. w. Friedrich Martin fand bey seinem Besuch, daß sie alle, eine einzige Person ausgenommen, einen dem Evangelium gemäßen Wandel führten. In den Negern auf der plessenschen Plantage, welche Israels und Webers Unterricht am meisten genossen hatten, aber seitdem ganz ohne Pflege gewesen waren, konnte man wenig Merkmaale der ehemaligen

Gna-

Gnadenarbeit wahrnehmen. Friedrich Martin suchte durch die Predigt vom Kreuz wieder Gefühl und Leben unter sie zu bringen, und bey vielen erhielt er bald seinen Zweck in so fern, daß sie versprachen, ihr Herz aufs neue dem Heilande zu ergeben. Auf seinem Rückwege nach St. Thomas samleten sich auf Prinzess schon wieder so viele heilsbegierige Zuhörer, daß er sie theilen mußte, und erst der einen, dann der andern Hälfte in einem Hause eine Rede hielt. Dadurch entstand eine grosse Bewegung unter den schwarzen und weissen Zuhörern; besonders machte ihnen die rührende Abschiedsrede des sterbenden Gottlieb Israels, die er ihnen, nebst einem Briefe, den die Negerin Hanna aus Europa an sie geschrieben hatte, vorlas, einen tiefen Eindruck. Ehe er von Christianstadt am 8ten August wieder nach St. Thomas absegelte, hatte er noch das Vergnügen, daß ihn viele dortige Neger besuchten, in denen ein herzliches Verlangen nach der lebendigen Erkenntniß Jesu Christi durch den Geist Gottes war erregt worden.

Als er im Monat November dieses Jahrs einen abermaligen Besuch dahin that, hatte er den getauften Neger Stephanus bey sich, der hernach im Jahr 1745. zum Nationalarbeiter eingesegnet wurde, und igt eine Zeitlang auf S. Croix sich aufhalten, und zugleich der erweckten Neger annehmen sollte. Er fand auch sogleich Zutrauen und Liebe bey ihnen. Auf Prinzessplantage waren viele nach Gnade verlangende Seelen; und unter denen, die sich zur Sünde hatten verführen lassen, beweinten viele ihren Fall mit bittern Thränen. Auch die in Verwirrung gebrachten fingen an, sich zu besinnen, und auf den
rech=

rechten Weg der wahren Sinnesänderung und des lebendigen Glaubens an Jesum zurück zu kehren.

Bei diesem Besuche war Martin so glücklich, mit Hülfe des Herrn Adrian von Beverhout ein Grundstück zu finden, auf welchem die Missionsanstalt angelegt werden könnte. Es lag eine gute Stunde von der Stadt, und war zweytausend Fuß lang und breit, folglich noch etwas grösser als die Plantage Posauenberg in St. Thomas. Mit Genehmigung seiner Mitarbeiter in St. Thomas brachte er diese Plantage für vierhundert Stück von Achten käuflich an sich, in dem guten Vertrauen, daß die Brüder in Europa diesen zum Bestehen der Mission nöthigen Ankauf genehmigen würden. Der Preis war sehr mäßig; aber die Plantage war wüste, ohne Neger und wohnbare Gebäude.

Martin eilte darauf am 23ten Januar 1744. von St. Thomas, um die zwey Jahre lang unterbrochene Mission in S. Croix wieder anzufangen. Böhner ging mit ihm, um erst das verfallene Haus auf der neugekauften Plantage in den Stand zu setzen, daß er darinn wohnen könnte. Als er so weit war, kam seine Frau am 9ten Februar von St. Thomas nach. Zur äussern Arbeit wurde ihnen ein Neger mit einem Mägdchen von Posauenberg zugeschickt, mit deren Hülfe sie ein Stück Land reinigten, und einige Küchen-gewächse pflanzten. Schon am 23ten Februar war auf der Brüderplantage die erste Sonntagsversammlung der Schwarzen, wozu sich eine sehr grosse Anzahl einfand.

Anfänglich machte Martin in Ansehung der Versammlungen die Einrichtung, daß wöchentlich eine in Christianstadt, eine auf der Brüderplantage, und eine

eine auf Prinzess gehalten wurde; Sonntags aber war die Predigt auf der Brüderplantage für alle und jede, die Lust hatten zu hören. Auch wurde des Sonnabends eine Stunde zum Unterricht im Lesen angewendet. Als er am 3ten Merz in dem geräumlichen Hause des Negers Diem auf Prinzess mit einer grossen Anzahl Neger von dem Wege Gottes redte, jagte der Meisterknecht die Versammlung mit Schlägen auseinander, und drohte dem Missionarius, ihn zu binden, wenn er sich nicht gleich entfernte. Er blieb aber ruhig, in Hoffnung, der Unwille des Menschen würde sich bald legen. Nach einer kleinen Weile samleten sich auch seine zerstreuten Schafe wieder zu ihm, und er fuhr fort, sie zu lehren. Aber der Meisterknecht jagte sie zum zweyten- und drittenmal auseinander; und man mußte die Versammlung daselbst aussetzen. Es starb aber dieser Mensch nach wenigen Wochen, und so wurden sie wieder in Ruhe und Freyheit gehalten. Dieser Vorgang veranlaßte den Mulatten Mingo, einen Compagniesclaven, und nach Negerart vermögenden Mann, ein Haus in Christianstadt zum Dienst der Mission und zum sichern Unterkommen des Missionarius zu bauen. Dahin sollten sich die Prinzessnegers halten, wenn sie allenfalls auf ihrer Plantage keine Freyheit zur Versammlung hätten. Das ersparte ihnen die Hälfte des Weges, den sie sonst nach der Brüderplantage machen mußten.

Am 12ten Julii 1744. taufte Martin die ersten vier Neger in S. Croix, nachdem er vorher ihre Namen dem Herrn Gouverneur Lindemarf übergeben hatte. Es waren: der Mulatte Mingo, von dem ich oben geredt habe, und der Neger Bastian, da-

von jener David, und dieser Nathanael genant wurde; und die Negerinnen Anna und Susanna, jene war Nathanaels Mutter, und bekam den Namen Johanna; diese war Diems Frau, und wurde Priscilla genant. Alle vier waren von der Compagnieplantation oder Prinzess. Ausser einer grossen Anzahl Neger hatten sich der lutherische Prediger, der Vorleser, der Fiscal und andere weisse Einwohner zu dieser feyerlichen Handlung versamlet. Niemand blieb dabey ungerührt. Der ganze Tag zeichnete sich durch viele göttliche Gnadenbeweise an den Herzen aus. Martin hatte auf diese vier ersten in dem bisherigen Todtengarten aufblühende Pflanzen, wie er sich in Rücksicht auf die vielen in S. Croix begrabenen Brüder und Schwestern ausdrückte, ein Lied verfertiget, das nach der Taufe gesungen wurde; darinn er ihnen die Gnade wünschte, hellerscheinende Lichter zu werden, an denen jedermann in S. Croix gewahr werden könnte, was das Blut Jesu Christi aus armen Sündern für selige Gottesmenschen machen könne. Dieser Wunsch ging durch Gottes Gnade in Erfüllung. Die beiden Brüder Nathanael und David sind arbeitsame und gesegnete Nationalhelfer, und letzterer ein begabter Prediger worden. Auch die zwey Schwestern dienten nachher dem Heilande und seiner Gemeinde mit Gnade und Treue.

Bald nachher heirathete David die Tabea, eine in St. Thomas getaufte Negerin, die eine unter ihrem Geschlechte geschäftige und gesegnete Arbeiterin war. Diese erste Heirath bey der Mission in S. Croix machte Martin in der Negergemeine öffentlich bekant, und hatte auch dazu, wie er bey mehreren andern wichtigen

tigen Veranlassungen zu thun pflegte, ein Lied verfertiget, darinn er ihnen den göttlichen Segen zu ihrem Stande wünschte.

Da man besorgte, daß es der Plantage Prinzeß zum Nachtheil gereichen könnte, wenn dreyßig bis vierzig Sclaven des Sonntags von da nach der Brüderplantage gingen, die von jener bey drey Stunden weit entfernt war; so wurde der Missionarius von dem Secretrath ersucht, lieber alle Sonntage nach Prinzeß zu kommen, wo er die Neger Vormittags ungehindert lehren könnte. Es wurde ihm zu dem Ende jedesmal ein Pferd zu senden angeboten, und zugleich versprochen, daß ein geräumliches Versammlungshaus daselbst gebaut werden sollte. Demnach wurde die Hauptpredigt des Evangeliums nach der Compagnieplantage verlegt, wo die meisten der von St. Thomas gekommenen Getauften wohnten, und wo überhaupt das meiste Leben aus Gott unter den Negern zu spüren war; und diese Einrichtung continuirte auch noch in der folgenden Zeit.

Am 24ten October 1744. wurde in S. Croix das heilige Abendmahl mit einer kleinen Anzahl zum erstenmal gehalten. Bey dieser gesegneten Handlung sahen die übrigen Getauften zu, und bekamen davon einen tiefen Eindruck.

Da es die Kräfte und die Zeit des Missionarius nicht zuließen, auf der Insel herum zu kommen, um allen Negern das Evangelium von Christo zu verkündigen; so trug er solches den vier Negerbrüdern, Stephanus, Gideon, David und Christoph, auf. Er hatte ehemals auf St. Thomas eine ähnliche Einrichtung gemacht, und der dazu bestellten Gesellschaft

den Namen der Fischer gegeben; und dieselbe war, so wie dort, auch hier von großem Nutzen.

Die Mittel zum äussern Bestehen des Missionarius lieferte größtentheils die kleine Plantage, die er gekauft hatte. Ungeachtet er nur einen Sklaven und ein Negermädgen hatte; so wurden doch die nöthigen Gewächse darauf gezogen, und von den Baumwollenbäumen, die ohne weitere Wartung auf der Plantage standen, samlete er, mit seiner Frau und seinen zwey Leuten, doch dreyhundert Pfund Baumwolle; woraus die meisten Ausgaben für ihre Haushaltung bestritten werden konnten. Bisweilen verdiente auch seine Frau mit Nähen etwas zur Beyhülfe.

Bisher waren die Hindernisse, die sich der Arbeit der Brüder unter den Negern auf dieser Insel in den Weg legten, von wenigen Folgen gewesen. Aber zu Ende des Jahres 1744. und zu Anfang des folgenden, zeigten sich mehrere Spuren der Widrigkeit verschiedener Einwohner gegen die Mission, und es begegnete dem Missionarius manche unangenehme Umstände. Er fuhr aber dem ungeachtet getrost fort, sein Amt treulich zu verwalten. Er ging fleißig aus, die zerstreuten Neger zu besuchen; wobey er mehrentheils seine Frau, bisweilen auch einen oder zwey von den Nationalarbeitern mit sich nahm. Bey einem dieser Besuche hatte er die Freude, daß Herr Robinson und seine Frau ihn versicherten, daß es ihnen lieb seyn würde, wenn auf ihrer Plantage eine Negerlehre angefangen würde, wie auf Prinzess. Dieser offenen Thüre bediente er sich sogleich, und fand unter ihren Negern sieben erweckte, denen er wöchentlich einen Besuch versprach. Am Heidenfest den 6ten Januar
wur-

wurden von ihm sechs Nationalgehülffen, drey von jedem Geschlecht, zur Mitarbeit und Aufsicht bey den Seelen ernant, und empfangen den Segen dazu. Diese vertraten seine Stelle, wenn er zum Besuch nach St. Thomas ging; und die gewöhnlichen Zusammenkünfte der vierzehn kleinen Gesellschaften, in welche er die erweckten Neger eingetheilt hatte, wurden auch mehrentheils unter der Aufsicht der Nationalhelfer gehalten. In den Conferenzen, die er von Zeit zu Zeit mit ihnen hielt, stätteten sie ihm Nachricht von ihren Verrichtungen ab.

Am 28ten Februar hielt er die zweyte Taufe. Es empfangen dieselbe der Neger Diem und die Negerin Jamba, die beide der Compagnie gehörten; und es wurde jener Aquila, diese Maria Magdalena genannt. Böhner, der von St. Thomas zum Besuch da war, hielt dabey eine Rede über Röm. 6, 3.

Verschiedenemal war Friedrich Martin in diesem Jahre zum Besuch in St. Thomas. In der Zeit der Visitation durch den Bruder Rauch brachte er fast den ganzen Monat Julius daselbst zu. Die Ankunft einiger Gehülffen aus Europa im Junius dieses Jahrs ließ ihn hoffen, daß er ohne Nachtheil der Mission in St. Thomas seinen neuen Posten in S. Croix lange würde bedienen können. Aber da verschiedene der Neuangekommenen schon im October aus der Zeit gingen, auch der Missionarius Bratke schwer darnieder lag, und am 6ten December 1745. starb; so war es nöthig, daß er sich mehr auf St. Thomas aufhielt. Es wurde also die Mission auf S. Croix, vom 16ten November 1745. an, nur durch Besuche von Zeit zu Zeit unterhalten. Unterdessen bedienten die Nationalhelfer das dortige Häuflein der Gläubigen, und Gottes Gnade war mit ihnen.



Elfter Abschnitt.

Geschichte der Mission auf St. Jan von 1741.
bis 1746.

Die Veranlassung zu den Bemühungen der Brüder, das Evangelium unter den Negern auf St. Jan zu verkündigen, gab Jens Rasmus, der im Jahr 1739. den Grafen von Zinzendorf als Bedienter aus Westindien nach Europa begleitet hatte. Derselbe war in Amsterdam von dem Kaufmann Nicolas Tonis zum Aufseher seiner Plantage in St. Jan bestellt worden. Er kam im April 1741. wieder nach St. Thomas zurück, wo er den dortigen Arbeitern an der Mission die Nachricht gab, sein Herr würde es gern sehen, wenn sich seine Neger zum christlichen Glauben bekehrten; er habe ihm befohlen, die Brüder auf seiner Plantage aufzunehmen, und zu ihrer Unternehmung beförderlich zu seyn. Die Anzahl der Brüder auf St. Thomas war damals zu klein, um sogleich jemand hinzusenden; man machte ihm aber Hoffnung, daß es künftig geschehen würde. Jens Rasmus ging nach St. Jan, und übernahm sein Amt, nachdem er sich einige Wochen bey den Brüdern auf Posaunenberg aufgehalten hatte. In der Hoffnung, bald durch einen Bruder unterstützt zu werden, fing er selbst an, seinen Negern das Evangelium zu verkündigen, und in kurzer Zeit kamen auch

Scla:

Slaven von benachbarten Plantagen in seine Versammlungen. Er baute nachher auf einem kleinen Berge ein Haus, sowol zu den Versammlungen der Neger, als zum Unterkommen der Brüder, die er von St. Thomas erwartete. Er machte den Negern, die um nähern Unterrichts willen ihn besonders besuchten, die Hoffnung, daß Brüder zu ihnen kommen, und sie den Weg Gottes lehren würden; und ermahnte sie, Gott zu bitten, daß es bald geschehe. Bey diesen seinen wohlgemeinten Bemühungen blieb er nicht ohne Leiden. Verschiedene Blanke setzten sich dagegen, und wolten seine Versammlungen zerstören. Aber da der dasige Bürgercapitain, Herr Jan de Wint, der Sache gewogen war, so blieb es bey blossen Drohungen.

Noch ehe Jens Rasmus diesen Anfang machte, waren einige gläubige Neger von St. Thomas auf dieses Eiland versetzt worden, welche zum Theil unter ihren Landsleuten als Lichter schienen. Eine getaufte Negerin ließ die Brüder auf St. Thomas im Anfange des Jahrs 1741. unter andern wissen, sie mache auf St. Jan wider ihren Willen ein grosses Aufsehen; viele kämen, bloß um sie als etwas sonderbares zu sehen. Ein christlicher Neger, der seinem Berufe würdiglich wandelte, war zu der Zeit noch eine seltene Erscheinung auf dieser Insel.

Schon am 20ten May dieses Jahres wolte der Missionarius Martin vom Ostende in St. Thomas, von wo die kürzeste Ueberfahrt nach St. Jan ist, auf einem Kanu, das eben zum Abfahren fertig war, einen Besuch daselbst machen. Allein die Eigenthümer des Fahrzeuges scheueten die Gesellschaft dieses

verschrieenen Mannes, und entschuldigten sich, daß sie nicht fahren könnten, weil der Wind zu stark sey; aber kaum hatte der Missionarius sich entfernt, so fuhren sie ab. Nicht lange hernach stürzte ihr Fahrzeug um, und sie retteten mit Verlust aller in demselben befindlichen Güter, auf einer Klippe ihr Leben. Martins erster Besuch auf St. Jan verzog sich nachher noch bis zum 20ten Junii dieses Jahres, und währte nur etliche Tage. Er fand unter den dortigen Negern eine Willigkeit, das Evangelium anzunehmen; aber auch viele Menschenfurcht, weil die meisten Herren dagegen waren. Es verflossen darauf zwey Jahre, ehe er zum zweytenmal da besuchen konnte. Die Ursachen davon liegen in der vorhergehenden Erzählung. *) In dieser Zwischenzeit führte Jens Rasmus die Sache fort, und wurde sowol Sonntags, als auch an den Wochentagen des Abends von vielen Negern besucht, die die Lehre vom Heilande gern hörten. Weil verschiedene Herren auf beiden Inseln, St. Thomas und St. Jan, Plantagen hatten, so kamen von Zeit zu Zeit mehrere gläubige Neger von jener auf diese, welche andern zum guten Exempel und zur Ermunterung dienten. Aber auch von diesen ließen sich einige verführen, daß sie die Welt mit ihrer Lust wieder lieb gewannen.

Auf Jens Rasmussens inständiges Bitten machte der Missionarius Martin mit seiner Frau am 8ten May 1743. seinen zweyten Besuch daselbst, und kam zu Anfang des Julius frank nach St. Thomas zurück. Er wiederholte den Besuch am 21ten August mit seiner Frau, und blieb bis zum 8ten November. Am 30ten

No:

*) Siehe 2. Buch 8. Abschnitt.

November ging er abermals auf wenige Tage dahin; und zum letztenmal in diesem Jahr am 11ten Decem-
ber, da er bis ins folgende Jahr blieb. Er hatte sich
also in allem beynähe die Hälfte des Jahrs daselbst
aufgehalten.

Bev seinem Besuche im May hielt er sich auf
Herrn Tonis Plantage auf, hatte in seinen Predig-
ten viel schwarzes Volk zu Zuhörern, und theilte ge-
gen dreyßig Neger in kleine Gesellschaften ein. Er
hatte manches von der Unruhe zu leiden, welche da-
mals im Lande entstand. Dreyßig Neger, die noch
nicht lange aus Guinea dahin waren gebracht worden,
hatten sich eines zweymastigen Fahrzeugs bemäch-
tigt, und waren entflohen. Das verursachte unter
den weissen Einwohnern ein grosses Schrecken, weil
sie vermutheten, daß solches nur das Vorspiel einer
verabredeten Empörung der Neger seyn möchte. Die
meisten flohen nach andern Inseln, und die übrigen
zogen sich zusammen, um einem Anfall der Empö-
rer desto besser widerstehen zu können. Der größte
Lärm war in den Pfingstfeyertagen im Anfang des
Junius. In dieser unruhigen Zeit konte gar keine
Versammlung gehalten werden; denn kein Neger durf-
te sich auf der Strasse sehen lassen. Martin selbst war
dabey in Gefahr, und wurde einigemal durch Be-
trunkene, die mitten in der Nacht vor seine Wohnung
kamen, sehr beunruhiget; jedoch kam es nicht dazu,
daß sie ihm wirkliches Leid zugesüget hätten. Nach-
dem einige Soldaten und Freyneger von St. Thomas
nach St. Jan gekommen waren, so legte sich diese
Unruhe. Die Versammlungen gingen wieder an, und
es zeigte sich bey sehr vielen Negern eine stärkere Be-

gierde, als vorhin, nach dem Worte Gottes. Die Anzahl der Zuhörer vermehrte sich, und viele derselben eröffneten dem Missionarius mit Thränen das Anliegen ihres Herzens.

Im August kam er mit der Loosung dahin: Werfet euer Vertrauen nicht weg. Hebr. 10, 35. Bis alle Welt den Muth hat aufgegeben, zu widerstreben. Schon zu Anfang des Septembers war die Anzahl der Lehrlinge, die gewöhnlich zu den Versammlungen auf Tonis Plantage kamen, auf hundert und sechs und dreyßig gestiegen. Sie erhielt aber täglich mehr Zuwachs; so daß das Haus sie nicht mehr fassen konnte, und die Versammlung öfters unter dem Dache der Zuckermühle gehalten werden mußte. Freylich wußten viele von diesen Negern noch nicht recht, was sie wolten; denn sie kannten weder ihr Elend und inneres Verderben, noch wie nöthig sie einen Heiland hätten. Nach dem Zeugniß des Missionarius war auch unter diesen unwissenden Heiden mehr eingebilmete Heiligkeit, als man vermuthen sollte. Von seinen zwey letzten Besuchen in diesem Jahre bezeugte er, daß er den Fortgang der Arbeit des heiligen Geistes an vielen dieser armen Leute deutlich wahrgenommen habe, und war sehr vergnügt darüber.

Am 12ten Januar 1744. verließ er wehmüthig seine hundert und sechzig Lehrlinge, und ging nach St. Thomas zurück. Ihre Thränen suchte er mit der Hoffnung zu stillen, daß bald einige Gehülften aus Europa kommen würden, ohne welche es nicht möglich sey, daß sich beständig ein Bruder bey ihnen aufhalten könne. Da er mit dem Anfange dieses Jahrs
das

das grössere Misionzwerk in S. Croix wieder anfang, so ließ ihm die viele dabey vorkommende Arbeit nicht zu, sich oft oder lange auf St. Jan aufzuhalten. Er besuchte die Insel nur drey mal, im Merz, im Junius und November, und zwar die beiden ersten male nur wenige Tage. Beym letzten Besuche im November fügte es sich, daß der Aelteste Abraham mitging, der mit einigen Negern Holz zu einer Zuckermühle zu hauen hatte, wozu eine Zeit von vier Wochen erfordert wurde. Martin ging bey Tage, und Abraham bey Nacht, wenn er seine Arbeit verrichtet hatte, auf der Insel herum, machten vielen Negern den Verführer der Welt bekant, und luden sie zur Theilhaftigkeit an der durch sein Blut erworbenen Seligkeit ein. Abraham fand viel Eingang bey seinen Landsleuten, und bey seiner Rückkunft nach St. Thomas erzählte er seinen dortigen Mitarbeitern mit Freuden, daß er das Evangelium auf der ganzen Insel geprediget habe, und daß die dortigen Neger ein grosses Verlangen hatten, daß ein Bruder mit seiner Frau unter ihnen wohnen, und sie in der Erkenntniß Jesu Christi weiter führen möchte. Von Tutweilers Besuch auf St. Jan, und dessen traurigem Erfolge, habe ich oben im achten Abschnitte geredet.

Auch im Jahr 1745. konte Martin nicht öfter als viermal auf St. Jan besuchen. Im Februar war er mit seiner Frau und dem Neger Abraham acht Tage da. Letztern hatten die Brüder für diese Zeit nur von Hans Clas Plantage entlehnt, und dervellen einen ihrer eigenen Neger zur Arbeit an seine Stelle gegeben. Gleich nach seiner Ankunft ging er aus, die nach Gnade begierigen Neger aufzusuchen,

und kam Abends mit einer groffen Anzahl derselben auf Tonis Plantage, wo ihnen der Miffionarius eine Verfammlung hielt.

Am 14ten Februar taufte Martin die zwey ersten Schwarzen auf dieser Inſel, den Neger Clas von Jan de Wint, und die Negerin Nora von Tonis Plantage. Es ſtellten ſich zu dieſer Handlung ein Deputirter des Gouvernements, verſchiedene andere Herren und über dreyhundert Neger ein. Der Neger Abraham hielt vor derſelben eine Rede von dem Tode und Leiden unſers HErrn, und der uns dadurch erworbenen Gnade, ſo nachdrücklich und rührend, daß weiſſe und ſchwarze Zuhörer häufige Thränen vergoſſen. Die Weiſſen geſtanden, ſie hätten in ihrem Leben nicht ſo nachdrücklich und überzeugend predigen gehört. Darauf erfolgte die Taufe, bey welcher der Bruder den Namen Moſes, und die Schweſter den Namen Eleonora bekam. Jener war ein Greiß, und bezeugte ſeine groſſe Freude darüber, daß er in ſeinem Alter noch in Jeſu Wunden Gnade und Friede gefunden habe. Dieſe war eine Buſſalin, die das Creoliſche noch nicht fertig reden, folglich ſich nicht ganz deutlich erklären konnte; aber ihr ganzes Betragen zeigte, daß ihr Herz voll Liebe zum Heiland war. Sie hatte ſchon vor ihrer Taufe andere Negerinnen mit dringender Liebe, auch wol mit Thränen gebeten, ſich mit ihr zum Heilande zu bekehren, und noch mehr war ſie nach der Taufe andern ihres Geſchlechtes zum Segen. Bey dieſer Gelegenheit kamen auch zwey untreu gewordene Getaufte zur Erkentniß ihrer Vergehungen. Sie bezeugten, daß ſie darüber herzlich betrübt wären, und Gnade in den Wunden Jeſu ſuchen,
und

und mit den Neugetauften ihr Herz dem Heilande ganz ergeben wolten.

Friedrich Martins zweyter Besuch in diesem Jahre geschah im May, und der dritte im November. Es dauerte aber jener nur sieben, und dieser nur zwölf Tage. Beidemale setzte er seine Arbeit unter den Negern sowol mit fleißigen Besuchen, als mit Haltung öffentlicher Versammlungen fort. Er verließ die immer anwachsende Menge der Heilsbegierigen nie ohne Schmerz, weil sie in seiner Abwesenheit nicht gehörig gepflegt werden konten; obwol Jens Rasmus fortfuhr, sich der Sache anzunehmen, und Sonntags Versammlungen zu halten. Zum letztenmal in diesem Jahre war er vom 17ten December bis zum 30ten daselbst; beging die Weihnachtsfeyertage mit den Negern im Segen, und hielt verschiedene öffentliche Reden, zu welchen eine grosse Menge begieriger Zuhörer sich einfand. So viel von dem ersten Zeitraum der Mission in St. Jan bis zum Anfang des Jahres 1746.





Zwölfter Abschnitt.

Geschichte der Missionsarbeiter und des äussern
und innern Ganges der Mission in St. Thomas,
S. Croix und St. Jan, vom Jahr 1746.
bis Anfangs 1749.

Da die Nachrichten, welche den Stoff zur Geschichte
dieses Abschnitts enthalten, sehr mangelhaft
sind; so werde ich alles, was in den drey Jahren
merkwürdiges vorgekommen ist, hier kurz zusammen
vortragen können.

Schon lange hatte sich der Missionarius Friedrich
Martin gesehnt, einen Besuch in den europäischen
Brüdergemeinen zu thun. Seine Absicht dabey war,
sowol sich selbst nach langer und beschwerlicher Arbeit
unter seinen Brüdern zu erholen, als auch über die
Angelegenheiten der Mission mit den Hauptarbeitern
der Brüdergemeine sich gründlich zu besprechen, um
derselben zu einem festen und dauerhaften Zustande
zu verhelfen, und allenfalls auch die dazu dienlichen
Vorstellungen vor den Thron des Königes von Dänne-
mark zu bringen. Dazu kam noch sein Anliegen, sein
Töchterlein in eine Erziehungsanstalt der Brüderge-
meine zu übergeben. Er hatte bisher seinen Posten
ohne Nachtheil der Mission nicht verlassen können.
Entweder mangelte es ihm an solchen Gehülfen, denen
er seine Arbeit hätte übertragen können; oder wenn
er

er auch diese hatte, so fehlte es ihnen bis zum Jahr 1745. an der Erlaubniß, Neger zu taufen, und ihnen das heilige Abendmahl zu halten. Er wolte also lieber sich selbst die so nöthige Erholung versagen, als zugeben, daß durch seine Abwesenheit die Negergemeine einen Abgang leiden, und überhaupt die Mission ins Stecken gerathen solte. Die königlichen Verordnungen vom Jahr 1744. die oben im achten Abschnitt angeführt worden, hatten ihm einigermaßen Luft gemacht; und die Ankunft neuer Gehülften würde seine Reise nach Europa erleichtert haben, wenn sie nicht so früh gestorben wären. Durch letzteres war er sogar genöthiget worden, seine gesegnete Arbeit in S. Croix und St. Jan liegen zu lassen, um der Mission in St. Thomas zu Hülfe zu kommen. Izt kam un erwartet Abraham Meining, ein ordinirter Bruder, mit seiner Frau von Bethlehem am 22ten September 1746. in St. Thomas an. Er konte die Stelle der mit Tode abgegangenen Gehülften in der Arbeit unter den Negern ersetzen; und seine Frau eine Gehülfin bey ihrem Geschlechte seyn. Dadurch wurde es möglich, daß Martin mit seiner Frau und Kinder die längst gewünschte Reise nach Europa antreten konte. Nachdem er also am 24ten September des oben genannten Jahres von allen Dienern und Dienstmägden am Werke des HErrn in St Thomas, am 25ten von der versamleten Gemeine, und darauf noch besonders von den Ungetauften, bey einem Liebesmahl herzlichen Abschied genommen, sie alle der Gnade Gottes empfohlen, und zur Treue und Beständigkeit ermahnt hatte; so reisete er, von ihrer Liebe und Fürbitte begleitet, am 27ten September ab;

kam

kam im December glücklich nach Amsterdam, und von da nach Herruhaag und Marienborn in der Wetterau.

In St. Thomas waren noch fünf Brüder: Weber, Böhner, Meining, Segner und Schur, und die Schwestern Böhnerin und Meiningin. Die zwey erstern waren vom Könige bestätigte Vicarien des Missionarius, und besorgten in seiner Abwesenheit die öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen. In der übrigen innern Arbeit hatten sie, ausser den weissen Brüdern, an den schwarzen, Abraham, Stephanus, Petrus und Mingo, treue Gehülften. In der Arbeit unter den Negerinnen hatten die weissen Schwestern die Rosina und Benigna zu Gehülffinnen.

Zu dieser Gesellschaft von Arbeitern kam am 27ten Junii 1747. der Witwer Heinrich Keller von Herruhaag. Er hatte, ob er gleich schon über funfzig Jahre alt war, einen feurigen Trieb, bey dem Werke Gottes unter den Negern in St. Thomas zu dienen. Nach seiner Ankunft wolte Böhner seine Reise, die er schon im vorigen Jahre zu thun Willens gewesen, um seine zwey Söhne nach Bethlehem in die dortige Erziehungsanstalt zu bringen, und sich nach langer Arbeit in der Gemeine wieder zu erquicken, nicht länger verschieben. Er reiste am 21ten Julii mit seiner Frau, zwey Söhnen und dem Bruder Segner von St. Thomas ab. Ihre Reise war glücklich, und sie entkamen, in der damaligen Kriegszeit, den französischen und spanischen Kapern, von denen sie einige mal verfolgt wurden.

Die Zahl brauchbarer Arbeiter wurde auf diese Weise abermals vermindert. Sonderlich fehlte es unter den Negerinnen; denn die Meiningin, welche nach

nach der Böhnerin Abreise die einzige weisse Helferin war, verstand die creolische Sprache noch nicht. Ueberdis wurde auch der Witwer Keller, der bisher gesund gewesen, schon am 18ten August 1747. durch einen Schlagfluß seinen Brüdern entrissen.

Da die Aeltesten der Gemeinde in Bethlehem Friedrich Martins Abreise von St. Thomas wußten, und Böhners Reise vermutheten; so fertigten sie den Bruder Joseph Schaw (Scha) mit seiner Frau, unter der Begleitung des Bruders Johann Michael Huber, der seine Frau in Bethlehem zurück ließ, nach St. Thomas ab. Ersterer hatte bereits als Missionarius unter den Nordindianern in Chekomeko gedient. Sie waren mit einem englischen Fahrzeug von Newyork zu eben der Zeit abgegangen, da Böhners von St. Thomas unter Segel gingen. Aber erst im October dieses Jahres erhielten die Brüder in St. Thomas Nachricht von ihrer Abreise. Da sie nun in der langen Zeit nichts von ihnen gesehen noch gehört hatten; so schlossen sie, sie müßten entweder von einem Raper genommen worden, oder untergegangen seyn. Ein englischer Capitain gab ihnen bald nachher die sichere Nachricht, er sey mit ihnen zugleich aus dem Hafen von Newyork ausgelaufen; aber durch den grossen Orcan, in welchem St. Eustatius sehr litte, und viele Schiffe verunglückten, wären sie auf dem halben Wege getrennt worden, und seit der Zeit habe er von jenem Schiffe weiter nichts erfahren. Er selbst habe damals seine Masten verloren, und sey dem Untergang sehr nahe gewesen. Man konte also zuverlässig glauben, daß diese Gesellschaft von zwey Brüdern und einer Schwester in dem Orcane Schiffbruch

bruch gelitten, und ihr Leben in der See gelassen habe.

Die kleine Anzahl Arbeiter in St. Thomas, die bey weitem nicht hinreichte, den weitläufigen Plan gehörig zu bedienen, nahm noch mehr ab, als Mingo, einer der wirksamsten Nationalarbeiter, im May 1748. eine Reise nach Copenhagen thun mußte. Herr Carstens, der treue Beförderer der Sache Gottes unter den Negern in St. Thomas, hatte im Jahr 1747. seinen Gang durch diese Zeit geendiget, und ging hin, die Gnadenbelohnung von Jesu Christo zu empfangen, welche er denen verheissen hat, die sich freundschaftlich und wohlthätig gegen die Seinigen erwiesen. Seine Witwe fuhr auch nach seinem Ableben in ihrer guten Gesinnung fort, und die Brüder behielten die Erlaubniß, die Arbeit unter ihren Negern auf der Perl und Muskitebay fortzusetzen. Und nun reiste Mingo, der Unteraufseher auf ihren beiden Plantagen nach Copenhagen, ihr die nöthigen Nachrichten davon mündlich zu ertheilen. Die weisen Arbeiter, die ihn sehr vermiften, hätten gern gesehen, daß er bey Gelegenheit dieser Reise eine europäische Brüdergemeine hätte besuchen können; die Umstände lieffen es aber nicht zu.

Friedrich Martin kam am 6ten August 1748. nach einer Abwesenheit von beynabe zwey Jahren glücklich nach St. Thomas zurück. In seiner Gesellschaft waren, ausser seiner Frau, die drey Brüder, Johann Michael Wäckler, Samuel Isles (Eils) und Nicolaus Schneider. Ersterer war ein schon bejahrter Witwer; die zwey letztern aber noch jung und unverheirathet. Alle drey hatten die Bestimmung,

mung, der Mission mit ihren Professionen zu dienen, und in der innern Arbeit zu helfen, wo man sie brauchen könnte. Sie hatten auf der Herreise den unangenehmen Zufall, daß ihr Schiff von einem französischen Raper nahe bey den caraimischen Inseln am 11ten Julii 1748. genommen, und nach Martinike gebracht wurde. Doch da die Franzosen in Martinike aus Martins Paß erfahen, daß er ein vom Könige in Dännemark bestellter Missionarius sey; so hatten sie so viele Achtung für seinen Character, daß sie ihn und seine Gesellschaft nicht als Gefangene behandelten, und ihnen ihre Reisekisten ließen. Sie büßten also nur dasjenige ein, was ihnen in der ersten Plünderung war genommen worden. Nach etlichen Tagen wurden sie in Freyheit gesetzt, und kamen am 17ten Julii mit einem holländischen Fahrzeug, welches Gefangene abholte, nach Guadeloupe, wo deren mehrere eingenommen wurden. Nachdem die gefangenen Engländer am 23ten auf St. Christoph ans Land gesetzt worden, kamen sie mit ihrem Fahrzeug an eben dem Tage nach St. Eustatius. Hier mußten sie bis zum 6ten August auf eine Gelegenheit nach St. Thomas warten, welches ihnen bey dem hohen Preise der Lebensmittel grosse Unkosten verursachte. Zu ihrer und der weissen und schwarzen Brüder unbeschreiblichen Freude, kamen sie an besagtem Tage nach St. Thomas.

Dagegen reisten am 27ten August die zwey Brüder Weber und Schur nach Pensylvanien ab. Sie waren Witwer, und hatten bey ihrem Dienste unter den Negern Gehülffinnen nöthig. Diese solten sie nach der Abrede, welche Friedrich Martin mit dem Bischofe Johannes von Watteville in Europa ge-

nommen hatte, in Pensylvanien erhalten, wohin er, bald nach Friedrich Martins Abreise aus Europa, zur Visitation abging. Auf diese Weise sollten die Negerinnen eine hinlängliche Anzahl weisser Arbeiterinnen bekommen. Die zwey Brüder wagten die Reise in der Drcanzzeit, in welcher voriges Jahr Joseph Schaw mit seiner Gesellschaft verloren gegangen war. Aber sie kamen am 14ten September glücklich nach Newyork, wo sie den oben genannten Bischof mit seiner Gemahlin und übrigen Gesellschaft antrafen, die nur einige Stunden vor ihnen aus Europa angekommen waren. Mit ihnen machten sie von da die Reise nach Bethlehem.

Von den drey Gehülffen, welche Martin aus Europa mitgebracht hatte, verschied Johann Michael Wäckler schon am 1ten Januar 1749. nach einer nur zweytägigen Krankheit. Er hatte noch nicht völlig fünf Monate auf St. Thomas zugebracht. Und so kam die Anzahl der weissen Brüder daselbst wieder auf vier herunter: Friedrich Martin, Abraham Meining, Samuel Isles, und Nicolaus Schneider.

Diese Brüder waren, neben dem, was sie in der Missionsfache zu thun hatten, in ihren äussern Geschäften fleißig; und ein jeder war willig, anzugreifen, wo man Hülfe nöthig hatte. Im Jahr 1746. machten sie Anstalt zum Bau einer geräumlicheren Negerkirche und anderer Gebäude; und im Jahr 1747. zu einer Zuckermühle und Kochhause, welche im folgenden Jahre fertig wurde.

Im Jahre 1747. ging im Gouvernement auf den drey Inseln eine Veränderung vor. In St. Thomas wurde Herr Christian Suhm, ein würdiger und

den

dem Werke Gottes unter den Negern gewogener Herr, an Herrn Schweders Stelle Gouverneur, und Herr Jens Hansen, der diese Stelle in S. Croix erhielt, war auch sehr freundschaftlich gegen die Brüder und ihre Arbeit gesinnet. Die Gesinnungen dieser Herren kamen zwar aus eigener Ueberzeugung von dem Nutzen der Missionsache, aber die Instruction, welche sie von der westindischen Handlungs-gesellschaft erhielten, machte sie ihnen auch zur Pflicht. In diesem Zeitraum kam auch die zum Bestehen der Mission nöthige Einrichtung wegen der Bestellung der Heidenlehrer auf den dänischen westindischen Inseln zu Stande.

Nachdem Friedrich Martin nach Europa gekommen war; so stellten der Bischof David Nitschmann und er, in einem unterthänigsten Bittschreiben unter dem 30ten April 1747, dem Könige vor, daß Friedrich Martin nun seit zwölf Jahren mit allergnädigster königlicher Erlaubniß sich bemühet habe, das Christenthum unter den Heiden in den dänischen westindischen Inseln durch Gottes Gnade einzuführen; und nach seinem in Deutschland abgelegten Besuche bereit sey, dahin zurückzugehen, um sein Amt, als vom Könige bestätigter Heidenlehrer, fortzusetzen. Weil aber in Absicht der Gehülfen bey der Mission bisher viele Schwierigkeiten gewesen wären, so bäten sie allerunterthänigst, der König möchte ihnen die Gnade erzeigen, nicht nur die Octroy vom Monat August 1739. zu bestätigen, sondern auch ihnen die Freyheit zu ertheilen, daß auf ihres jedesmaligen octroyirten Aufsehers und ersten Lehrers Attestat und Benennung an das Gouvernement, sowol der auf den Fall der Heimberufung des ordentlichen Lehrers, ad-

jungirte Ordinarius, als auch die Diaconen, admittirt werden, und die Zahl der übrigen Gehülffen, welche nicht ordinirt, und nur zur Unterstützung der Lehren da wären, dem jedesmaligen Befinden der Brüder anheimgestellt werden möchte; solange sie der Colonie auf keine Weise lästig und zu Kosten fielen. Sie versprachen dabey, die von Zeit zu Zeit vorgehenden Veränderungen unterthänigst einzuberichten.

In einem Schreiben an die westindische Compagnie geschah von eben diesen zwey Brüdern gleichmäßige Vorstellung und Ansuchen, wie in der Bittschrift an den König.

Es erfolgte darauf unterm 18ten August 1747. das allergnädigste Rescript vom Könige Friedrich dem fünften an den Präses und die Directoren der westindischen und guineischen Compagnie, des Inhalts „Wir geben euch hiedurch zu erkennen, daß wir nach dem allerunterthänigsten Ansuchen David Nitschmanns und Friedrich Martins, nicht allein unser geliebten Herrn Vaters glormwürdigsten Andenkens an 7ten August 1739. an Euch ergangenes Rescript, nach welchem erlaubt worden, daß Albin Theodor Feder zugleich mit obgedachtem Friedrich Martin, unan der Neger Befehrung zum christlichen Glauben auf St. Thomas zu arbeiten, daselbst sowol als an den übrigen unter unsrer Souveränität stehenden Colonien, tolerirt würden; wie auch, daß Ihr da Gouvernement auf St. Thomas dahin anzuhalten hättet, sie gegen alle und jede zu beschirmen, solange sie die ihnen vorgesezten Grenzen nicht überschritten, nebst mehrerm Inhalt solches allergnädigsten Rescripts, allergnädigst confirmirt haben: sondern w

haben überdis und zugleich allergnädigst bewilligt, daß wenn der erste auctorisirte Lehrer von den mäh-ischen Brüdern auf St. Thomas durch Attest beym Gouvernement es anmeldet, sowol der Ordinarius Adjunctus, welcher bey Heimberufung des ordentlichen Lehrers gleich in seine Stelle treten muß, als auch die Diaconen zur Befehrung der Heiden angenommen werden sollen, und daß die Zahl der übrigen Gehül-ten, welche nicht ordinirt, oder erforderlich sind, kirchliche Handlungen zu verrichten, sondern nur den Lehrern zu Hülfe zu kommen, nach der Brüder die-erwegen gegebenen Bedenken, vermehrt werden könne, wie sie es mehr oder weniger für nöthig erachten, so-ange sie der Colonie nicht zu Kosten fallen. Dahin-egen wollen wir allergnädigst, daß sie die von Zeit zu Zeit mit den Diaconen vorgefallenen Veränderun-gen allerunterthänigst einberichten sollen, auf daß, falls gegen ein oder andern etwas zu erinnern wäre, solches zu remediren nicht versäumt werde. —

Durch diese königliche Verordnung wurden nicht nur die Hindernisse aus dem Wege geräumt, welche der Mission gemacht werden könnten; sondern izt ge-lossen die Arbeiter an der Mission den Schutz und die Bewogenheit ihrer Obrigkeit. Der Herr Gouverneur Suhm gab sogar den Brüdern zu verstehen, daß es ihm angenehm seyn würde, wenn sie auf seiner Plan-ze, die in der Nähe der Perl lag, eine Einrichtung um Unterricht seiner Neger machten. Doch das konnte damals noch nicht geschehen.

Nachdem bisher die Geschichte der Missionsarbei-er und der zum Aeuffern der Mission gehörigen Um-stände erzehlt worden; so ist nur noch von dem innern

Gänge derselben in den vorhin genannten Jahren 1746. bis Anfangs 1749. Nachricht zu geben.

Ueberhaupt handelten die daselbst anwesenden weissen Arbeiter auch in diesen Jahren nach eben den Grundsätzen, welche sie in den vorigen seit 1743. befolgt hatten. Die Idee, daß igt die rechte Zeit zur Befehrung der Heiden noch nicht sey, und daß es für igt nur auf die gründliche Zubereitung einiger Erstlinge anzutragen sey, hatte noch immer einen sehr starken und gewissermassen nachtheiligen Einfluß auf ihre Arbeit an den Negern. Sie sahen an dem armen äusserst verdorbenen Volke so viel schlechtes, daß sie, sonderlich nach Friedrich Martins Abreise nach Europa, beynahe den Muth ganz aufgaben, und es fast für unmöglich hielten, daß eine wahre christliche Gemeine aus ihnen werden könnte. Jedoch wurden die Gemeintage noch wie gewöhnlich gehalten; waren auch noch immer gesegnet, und dienten den Negern zu neuer Auffassung; wie sie sich dann sehr zahlreich dazu versamleten. An denselben legten nicht nur die weissen, sondern auch die schwarzen Arbeiter manches gesalbte Zeugniß ab; und bey allen unleugbaren Mängeln der Negergemeine, bekante sich der sünderbene Heiland sehr gnädig zu derselben. In den gewöhnlichen Versammlungen an den Sonntagen und in der Woche fehlte es auch nicht an begierigen Zuhörern. Aber die ehemalige Einrichtung des Stundengebets und der Gesellschaften wurde eingestellt. In Absicht des erstern wurde einem jeden überlassen, sich nach seiner Bequemlichkeit eine Zeit zum Gebet und zur Fürbitte zu erwehlen; und den Abgang der andern sollten die fleißigen Besuche der Nationalhelfer ersetzen.

Eine

Eine Veranlassung zu dieser Veränderung war, daß der Sklavenstand der Neger ihnen nicht wohl erlaube, dergleichen festgesetzte Zeiten zu beobachten. Aber noch auffallender war es, daß in diesen drey Jahren selbst das heilige Abendmahl sehr selten gehalten, und der Negergemeine diese kräftige Nahrung des innern Menschen nur sparsam zu Theil wurde. Die weissen Arbeiter führten zur Ursache dieser Art von Zucht an, daß die Neger den Character einer wahren Gemeine Gottes nicht hätten, und ihr Wandel demselben nicht gemäß sey. Die Arbeiter an der Mission nahmen die europäischen Brüdergemeinen zum Muster, nach welchem sie die Negergemeine durchaus bilden wolten. Und da dieses nicht so leicht zu erhalten war, so verloren sie den Muth, an derselben zu arbeiten, und schränkten ihre Aufmerksamkeit nur auf wenige Seelen ein, die sie, nach ihrer Denkweise, für Kinder Gottes und für Glieder am Leibe Christi hielten; und überliessen die übrigen beynahe ganz sich selbst. Das hatte die Folge, daß die Verirrten, um die man sich kaum mehr bekümmerte, auf ihren eigenen Wegen immer tiefer ins Verderben geriethen, und andere Kranke und Schwache ohne weitere Pflege und Nahrung hingingen. Der Heiland aber bewies auch in diesen Umständen seine beharrliche Treue und Gnade an den armen Seelen, und ging ihnen auf ihren Irrwegen nach. Er ließ doch keinen von ihnen ganz einschlafen, und erschütterte von Zeit zu Zeit den muthlosen und trägen Sinn, bis eine neue Zeit der Heimsuchung und Erquickung kam.

Unterdessen nahmen sich insonderheit die Nationalarbeiter Petrus und Abraham ihres Volkes mit

standhafter und treuer Liebe an. Um einmal mit den Abendmahlsgegnossen gründlich zu sprechen, sie zu rechter Erkenntniß ihrer Mängel und Gebrechen zu leiten, und sie zur Lauterkeit und Wahrheit in Christo zu erwecken, stellten sie am 19ten Februar 1746. eine besondere Versammlung derselben an; und am folgenden Tage nahmen sie die wieder in Sünden gefallenem Abendmahlsgegnossen zusammen; stellten ihnen die Größe ihres Falles, und den unglücklichen Zustand, in dem sie wären, nachdrücklich und mitleidig vor; und ermunterten sie, mit dem verlorenen Sohne umzukehren, und bey dem Heilande aufs neue Gnade und Vergebung zu suchen. Dabey war eine solche Bewegung der Herzen, daß sich keines der Thränen erwehren konnte. Weber, der dabey nur Zuhörer war, wurde von der in der Versammlung waltenden Gnade so übernommen, daß er erstaunte, und milde Thränen vergoß. Eben so wurden die Getauften, die noch nicht zum Abendmahl gekommen waren, am 6ten März 1746. von ihnen liebevoll ermahnt, und ihr Muth aufgerichtet.

An den Negern auf der Nordseite hatten die Arbeiter besondere Freude, so daß einige von ihnen glaubten, daß die Gnade Gottes wenigstens unter diesen eine bleibende Frucht geschafft habe. Es war ihnen wichtig, daß sich treue und geschäftige Diener des Heilands unter diesem kleinen Häuflein befanden. In dieser Gegend war auch Schur unter den Kindern besonders geschäftig. Die liebliche Beschreibung, die er ihnen vom Heilande und seiner Liebe zu den Kindern machte, fand nicht nur Eingang in ihre zarten Herzen, sondern gewann auch das Herz mancher Eltern,

tern, unter welchen viele durch die zärtliche Liebe, die ihre Kinder zum Heilande hatten, beschämt wurden. Er ließ es auch an Unterricht und Ermahnung der Eltern nicht fehlen, daß sie dieselben für den Heiland erziehen, und ihnen mit ihrem Wandel vorleuchten sollten. Seine liebevolle Art erwarb ihm bey Alten und Jungen eine durchgängige Liebe.

Unter allen damaligen Missionsarbeitern war keiner über den vorhin angeführten Gang weniger getrübt, als Friedrich Martin. Seine Bemühungen gingen beständig dahin, nicht nur die armen Neger zu Jesu Christo zu führen, sondern auch über einer jeden Seele solange zu halten, als er nur einige Anfassung an dieselbe hatte. Dabey war er auf die Ausbreitung des Reiches Jesu auf den andern beiden Inseln, S. Croix und St. Jan, bedacht. Seine Mitarbeiter hingegen machten es, wie gesagt, zu ihrem Haupt- ja fast einzigen Geschäfte, sich der Erstlinge aus den Heiden, wie sie sich ausdrückten, treulich anzunehmen. Ob sie nun gleich auch über manche, welche sie unter diese Zahl rechneten, bey dem überhandnehmenden Verfall vielen Kummer und Schmerz hatten; so ist doch auch nicht unangemerkt zu lassen, daß ihre Arbeit in dem Theil nicht vergeblich gewesen, und in diesem Zeitraum Brüder und Schwestern zugezogen worden, die bey der nachher erfolgten neuen Gnadenregung brauchbare Mitarbeiter worden sind. Nur hätte man eines thun, und das andere nicht lassen sollen.

Bey Friedrich Martins Reise nach Europa war seine Hauptabsicht mit, daß er über die Verschiedenheit in der Denkweise, zwischen ihm und den andern

Arbeitern in St. Thomas, sich mit den Hauptarbeitern der Brüdergemeine gründlich besprechen, und von ihnen Auskunft erhalten möchte. Er erreichte auch diese Absicht völlig; denn auf dem im Jahr 1747. zu Herrnhaag gehaltenen Synodo wurde von der Arbeit der Brüder unter den Heiden ausführlich gesprochen; die bisherige Verschiedenheit der Denkungsart, wegen Behandlung der von der Gnade Gottes ergriffenen Heiden, untersucht; und der künftige Plan, das Werk des Herrn unter ihnen zu treiben, festgesetzt. Dem Bischof Johannes von Watteville wurde in diesem Synodo aufgetragen, eine Visitation, sowol in den Inseln St. Thomas, S. Croix und St. Jan, als in Nordamerica, zu halten, und zugleich alles in den vom Synodo approbirten Gang einzuleiten.

Er gedachte Anfangs mit Friedrich Martin und seiner Gesellschaft von Holland aus nach St. Thomas zu reisen; weil aber der Aufenthalt in Holland, wegen damaliger Kriegsumstände, und anderer Ursachen halber, länger währte, als er vermuthet hatte; so entschloß er sich, zuerst über England nach Nordamerica zu gehen, und von da aus nach St. Thomas zu kommen. Friedrich Martin reisete also allein mit seiner Gesellschaft nach St. Thomas; nachdem er über alle seine Anliegen im Synodo Auskunft erhalten, auch mit dem Bischof Johannes von Watteville Abrede genommen hatte, was nach seiner Ankunft in St. Thomas, bis zu der Visitation, zur Vorbereitung der neuen Einrichtung geschehen sollte.

Friedrich Martin und die Gehülfen, die mit ihm aus Europa hinkamen, brachten gleichsam ein
neu-

neues Leben in die Mission. Sein Besuch hatte ihm gar sehr zur Ermunterung gedient, und er kam mit einem freudigen evangelischen Geiste auf seinen Arbeitsplatz zurück. Er ließ sich sogleich mit neuem Eifer angelegen seyn, die Zerstreueten wieder zu sammeln, die Muthlosen zu ermuntern, und alle mit der Hoffnung einer bevorstehenden neuen Gnadenzeit zu trösten. Da in den drey Jahren kein Getaufster zum Genuß des Abendmahls zugelassen worden, und außer etlichen Sterbenden, auch niemand von den Negern die Gnade der Taufe erlangt hatte; so war die natürliche Folge davon, daß sie größtentheils aufhörten, nach einem Ziel zu laufen, das sie nicht zu erreichen gedachten. Nunmehr aber faßten sie wieder Muth, weil Friedrich Martin sie versicherte, daß bey der bevorstehenden Visitation diejenigen getauft werden würden, die von Herzen nach der Gnade Gottes in Jesu Christo verlangten. Er und die übrigen Missionsarbeiter suchten auch, nach der mit dem Bruder Johannes von Watteville genommenen Abrede, aus den sämtlichen Lehrlingen diejenigen aus, die sie für würdige Candidaten zur heiligen Taufe hielten; und fingen mit denselben eine wöchentliche Versammlung an, in welcher sie einen nähern Unterricht empfingen. Es erregte dieses eine allgemeine Freude und Gnadenbewegung unter dem ganzen Volk. Und da Martin, mit seinem treuen Gehülfen Samuel Isles, die Freundlichkeit und Leutseligkeit Gottes unsers Heilandes gegen alle arme Sünder mit neuer Kraft und Freudigkeit in den öffentlichen Versammlungen vortrug; so wurden diese nicht nur wieder sehr zahlreich besucht, sondern es ging durch-

gän-

gänglich der ehemalige Gnadengang von neuem an, da sich das Volk begierig herzubrang, das tröstliche Evangelium zu hören, und es anzunehmen. Diese selige Veränderung erfolgte nicht nur auf St. Thomas, sondern auch auf S. Croix. Friedrich Martin hatte im Jahr 1746. vom 21ten Januar bis 7ten Februar den letzten Besuch auf S. Croix vor seiner europäischen Reise gethan, und daselbst das Abendmahl mit neun Personen gehalten. Er hatte damals die Freude, an dem alten Abraham, der mit seiner Schwester Anna in St. Thomas der erste war, dem der Missionarius Leonhard Dober im Jahr 1732. das Evangelium verkündigt hatte, izeit eine neue Gnadenarbeit zu bemerken. Er war schon lange in ein eigenes Wirken gerathen, und es hielt schwer, ihn von dem Vertrauen abzubringen, das er auf seine vermeinte Frömmigkeit setzte. Nun aber erkante er mit demüthigem Dank die Gnade, die der Heiland ihm erzeigt hatte, und es war mehr als jemals Hoffnung zu seinem Gedeihen. Seit dieser Zeit kam, während der Abwesenheit Friedrich Martins, nur selten ein Bruder nach S. Croix. Böhner hielt sich vom 18ten May bis 2ten Julii 1746. bey Gelegenheit eines Baues einer Mühle da auf, und nahm sich zugleich der zur Pflege der Brüder gehörigen Neger an. Auch Weber und Meining thaten am 28ten October eben desselben Jahres einen Besuch dahin. Ersterer erinnerte die Neger auf der plessenschen Plantage an das Wort Gottes, das er ihnen vor fünf Jahren unter vielen Mühseligkeiten verkündigt hatte. Im Jahr 1747. wurde die Insel von den Brüdern gar nicht besucht. Es fehlte aber den dortigen Negern nicht an

an erfahrenen und gründlichen Arbeitern aus ihrem Mittel, welche sich ihrer treulich annahmen. Nachdem aber Friedrich Martin im August 1748. aus Europa zurückgekommen war, that er am 2ten November mit seiner Frau einen Besuch in S. Croix; blieb da bis ins folgende Jahr, und war dem Häuflein der christlichen Neger zum Trost und zur Ermunterung. Er machte auch daselbst eben die Einrichtung in Ansehung der Candidaten zur heiligen Taufe, wie in St. Thomas, mit gleicher guten Wirkung auf die Herzen des ganzen Volks.

In St. Jan war Friedrich Martin im Jahr 1746. zweymal gewesen, einmal im Monat Merz, den er fast ganz da zubrachte, und dann im May, da er das Pfingstfest feyerte. Bey ersterem Besuche kam eine grosse Menge begieriger Zuhörer in seine sonntägliche Versammlungen auf Tonis Plantage. Die vier Getauften ermunterte er zur Treue gegen den Heiland, und einem ihrem göttlichen Berufe anständigen und andern erbaulichen Wandel. Sie selbst verbanden sich unter einander zu diesem Zwecke; und baten den Friedrich Martin, dazu behülflich zu seyn, daß ein verheiratheter Arbeiter auf St. Jan wohnen möchte. Unter diesen vier Getauften zeichnete sich die Buffalin Eleonora vorzüglich aus. Man konte die Wirkungen der Gnade in ihrem ganzen Betragen deutlich gewahr werden. Sie wuchs in der Erkenntniß und Liebe Jesu Christi, und war auch andern ihres Geschlechts durch Worte und Wandel zum Segen. Jens Rasmus that damals den Vorschlag, auf seiner eigenen kleinen Plantage, Tinnegoot, zum Dienste der Mission ein Haus zu bauen, in welchem ein

ein paar Arbeiter, die sich auf St. Jan niederliessen, ihr Unterkommen finden könnten. Die Lage dieser Plantage, und die gute Gesinnung des Besizers, machten, daß sich Martin den Vorschlag gefallen ließ; derselbe wurde auch mit der Zeit ausgeführt. Der zweyte Besuch währte vom 25ten May bis 1ten Junius. Nach dieser Zeit kam er nicht wieder dahin, bis ins Jahr 1749. Hingegen brachten die Brüder Weber und Böhner fast den ganzen Monat Junius, und letzterer auch den August 1746. auf der Insel zu, und nahm sich bey seiner äussern Arbeit auch der Seelen der Neger an. Aeußere Geschäfte waren die Veranlassung, daß die Brüder Böhner und Meining sich auch im Junius 1747. daselbst aufhielten, und den verlassenen Negern zum Trost waren, die eine lange Zeit keine andere Auffassung zur Förderung im Christenthum gehabt hatten, als in so fern sie einander selbst erbaueten. Von da an war diese Mission bis ins Jahr 1749. ganz verlassen; und in der Zeit litt diese Saat, die schon einen sehr guten Anschein zum Wachsthum hatte, grossen Schaden. Nur die wenigen Getauften und unter ihnen vorzüglich die Eleonora, nahmen sich noch der übrigen Erweckten an. Auch ein noch ungetaufter Neger, Namens Galant, welcher Bomba auf Wildhagens Plantage war, pries den andern Negern das Heil in Christo an, und ermunterte sie durch seine Gespräche wenigstens so weit, daß nicht alles wieder einschlies.



Viertes Buch.

Vierter Zeitraum der Misionsgeschichte. Von der Visitation durch den Bischof Johannes von Watteville im Jahr 1749. bis zu Ende des Jahrs 1757.



Erster Abschnitt.

Geschichte der Visitation der Missionen auf den drey Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jan durch den Bischof Johannes von Watteville vom 26ten April bis 9ten Junius 1749.

Der Bischof Johannes von Watteville reifete zur Visitation der Missionen in den dänischen westindischen Inseln in Gesellschaft der Brüder, Georg Webers, Johann Böhners, Johann Schurs und ihrer Frauen, und der zwey Brüder, Johann Westmanns und Christian Frölichs am 8ten April 1749. von Neuyork ab. Am 25ten bekamen sie die Inseln S. Martin, S. Bartholomäus 2c. und am 26ten Spanishtown, Torto:
187

la, S. Jan und auch S. Thomas zu Gesichte. Als sie Abends in den Hafen dieser Insel einlaufen wolten, blieb das Schif auf der Robertsflippe vest sitzen; nach drey Viertelstunden aber machte ein erwünschter starker Wind dasselbe wieder flott. Wenige Minuten hernach kamen sie im Hafen vor Anker, und der größte Theil der Gesellschaft ging sogleich an Land.

Sobald sie ins Dorf kamen, samlete sich eine grosse Anzahl schwarzer Brüder und Schwestern um sie herum, und bewillkomnte sie mit grosser Freude. Auf eben die Weise wurden sie auf dem Wege nach der Brüderplantage von vielen Schwarzen, die eben aus der Abendversammlung kamen, empfangen. Es gab der Gesellschaft einen lieblichen Eindruck, daß sie kaum zwanzig bis dreyßig Schritte gehen konte, ohne einem oder mehreren schwarzen Brüdern und Schwestern zu begegnen.

Am ersten Tage nach des Visitators Ankunft, nemlich den 27ten April, der ein Sonntag war, wohnte er der ersten Negerversammlung bey, in welcher Georg Weber die Predigt hielt. Nach derselben wurde der Gemeine die Ankunft der Brüder und Schwestern bekant gemacht, und die Grüsse von den andern Gemeinen, besonders von den Gläubigen unter den braunen Nordindianern ausgerichtet; worüber die Neger ihre Freude und Dankbarkeit laut bezeugten. Darauf hielt der Bruder Johannes von Watteville seine erste Rede, und zwar an die sämtlichen Abendmahlsgenossen; in welcher er ihnen auch bekant machte, daß künftigen Sonnabend das heilige Abendmahl wieder gehalten werden würde, und daß sich alle Communicanten, auch die, welche zeither ausgeschlossen ge-

gewesen, die nächste Woche bey den Missionarien einfinden möchten, damit gründlich mit ihnen über ihren Herzenszustand gesprochen werden könne. Ungeachtet er nur unterwegs auf der See etwas von der creolischen Sprache von Georg Webern gelernt hatte, und dieselbe nur gebrochen redete; so wurde er doch von den Negern verstanden. In der darauf folgenden Versammlung der Taufcandidaten sahe und hörte er, wie sie ihr sehnliches Verlangen nach der Taufe unter häufigen Thränen zu erkennen gaben. Zwischen den verschiedenen Versammlungen dieses Tages unterhielt er sich mit den Negern, welche in grosser Anzahl zu ihm kamen; und fand sie fast durchgehends besser, als er sich nach den Beschreibungen vorgestellt hatte.

Bey dem ersten Besuch, den er am folgenden Tage bey dem Gouverneur Suhm abstattete, erfreute er sich, diesen Herrn gegen die Brüder und ihre Mission so geneigt zu finden. Er übergab demselben, zu seinem grossen Vergnügen, eine Abschrift von dem in vorigen Abschnitte erwähnten königlichen Rescript, welches noch nicht aus Copenhagen angekommen war. Dem Herrn Limberg wurde er liebevoll genöthigt, wenn er im Dorfe sich aufhielte, sein Quartier bey ihm in eben dem Zimmer zu nehmen, welches sein Schwiegervater, der Graf von Zinzendorf, vor zehn Jahren bewohnt hatte.

Am 29ten April fing er an, die Verzeichnisse der Communicanten, Getauften, Taufcandidaten und sämtlicher unter der Brüder Besorgung stehenden Seelen auf S. Thomas durchzugehen, und das Kirchenbuch in eine bessere Ordnung zu bringen. Zu dieser Arbeitwendete er seine von andern Geschäften übrige Zeit an.

An eben genantem Tage kam des Missionarius Friedrich Martins Frau mit einem Töchterlein nieder, welches Abends von Bruder Johannes von Watteville in einer zahlreichen Versammlung der Negergemeine getauft wurde; wobey er zugleich bekant machte, daß künftig auch alle Kindlein der getauften schwarzen Mütter getauft werden solten. Diese Nachricht erregte eine unbeschreibliche Freude unter den Anwesenden, und hernach unter allen Schwarzen auf der ganzen Insel.

Am 30ten April fing er eine Conferenz mit den sämtlichen Missionsarbeitern an, und erklärte sich zuerst ausführlich über die ganze Missionsfache und den Plan der Arbeit unter den Negern. Die ganze Absicht der Missionen der Brüder unter den Heiden sey, daß der Gehorsam des Glaubens unter ihnen aufgerichtet, und sie zur Erkenntniß des Heils in Jesu Christo gebracht werden; und wenn sie den Herrn Jesum angenommen haben, und getauft worden sind, bey ihm bleiben, dem Evangelium gemäß wandeln, und das Ende ihres Glaubens, der Seelen Seligkeit, erlangen. Da sey nun das erste Anliegen eines Missionarius unter den Negern, daß sie durch das Evangelium ein wahres Leben aus Gott, und einen lebendigen Eindruck von dem im Fleisch geoffenbarten, am Kreuze für sie verwundeten und sterbenden Heilande in ihr Herz bekommen. Wenn man nun an einem Neger die Arbeit des heiligen Geistes, ein Verlangen nach der Vergebung der Sünden in Jesu Blute, und den Sinn, dem Evangelium gehorsam zu seyn, und sich seinem Erlöser zum Eigenthum zu übergeben, wahrnehme; so sey er ein Candidat zur heis

heiligen Taufe, dessen sich ein Missionarius mit aller Treue anzunehmen habe. In der heiligen Taufe würden sie von ihren Sünden abgewaschen und Christo einverleibet. Wenn dann auch ein Getaufter wieder auf Abwege, und in Verwirrung gerathe; so finde der heilige Geist doch immer einen Zugang zu seinem Herzen, und etwas, dabey er ihn anfassen könne. Auch die Arbeiter könnten ihn alsdann getrost an die erfahrene Gnade, und insonderheit an seine Taufe, erinnern. Nie aber dürfe man eine solche Seele, an der sich die Kraft des Evangeliums einmal bewiesen habe, ganz aufgeben; sondern müsse ihr solange nachgehen, bis sie sich wieder zurecht finde. Es wäre sicher darauf zu rechnen, daß ein Neger, der einmal wahrhaftig vom Geiste Gottes erweckt, und im Namen des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geistes getauft worden, den Eindruck davon nie ganz verliere; und auf Gottes Seite stünde allezeit der Bund vest, den auch der Menschen Untreue nicht aufhebe. Er führte dabey das Beyspiel der getauften Nordindianer an, und was Gott an denen, die in die Irre gerathen, und in der Wildniß zerstreut gewesen, gethan habe; und tröstete sie mit der Hoffnung, daß dieses auch an denen Negern, die in gleichen Umständen wären, durch eine liebliche evangelische Behandlung durch Gottes Gnade geschehen würde. Gesetzliche harte Behandlungen, eine übertriebene Kirchenzucht, oder wenn man die in der Taufe ihnen wiederfahrne Gnade denselben absprecken, und sie wieder wie andere Heiden ansehen wolte, oder sie wenigstens nicht immer auf ihre Taufe zurück führte, wäre gewiß nicht die rechte Methode, etwas fruchtbares bey ihnen

auszurichten. Dadurch wäre es geschehen, daß solche arme Menschen noch schüchterner worden, alle Hoffnung zum Gesehen aufgegeben, sich von den Brüdern aus Scheu immer weiter entfernt hätten, und von der Liebe zu Christo noch mehr abgekommen wären. Es solle daher eine Hauptangelegenheit der Missionsarbeiter seyn, alle Verirrte wieder aufzusuchen, sie mit herzlicher Liebe anzufassen, das Vertrauen zum Heiland und zu den Missionarien wieder zu erwecken, und alle diejenigen aufs neue in ihre Pflege anzunehmen, denen damit gedient wäre.

Es erklärte sich darauf ein jeder gegenwärtiger Arbeiter bey der Mission über seine bisherige Denk- und Handelweise. Sie erkanteten, wo sie es versehen hatten, und versprachen neue Treue und Gehorsamkeit im Dienste ihres guten und gnädigen HErrn, deren auch ihre Herzen mit neuem Trost und Hoffnungen erfüllte.

Nach diesen ernsthaften Unterredungen, darinnen der Grund zu dem nachherigen seligen Fortgange der Mission gelegt wurde, ging man die verschiedenem Methoden durch, die von einigen unter ihnen in vorigen Jahren befolgt worden. Insonderheit wurde deutlich gezeiget, daß die Idee, nach welcher man es seit mehreren Jahren nur auf wenige Erstlinge aus den Heiden habe antragen wollen, keinen Grund in der heiligen Schrift habe, und daher falsch und schädlich sey. Der Befehl des Heilands sey allgemein, das Evangelium allen Völkern zu predigen, und alle die zu taufen, welche es annehmen. Die getauften Gläubigen aber müßten auch ohne Ausnahme sorgfältig bedient, gepflegt und gelehret werden, allen

zu halten, was Jesus seinen Jüngern befohlen hat. Es wurde beklagt, daß in den vorigen Jahren der Besuch der Neger auf den Plantagen fast gänzlich unterlassen, die Erweckung unter den Negern nicht gehörig bearbeitet, so viele um ihr Heil verlegene Seelen ohne Pflege gelassen, und der Umgang der Missionarien auf eine kleine Anzahl, und meistens nur auf die Mitarbeiter aus der Nation eingeschränkt worden sey. Man bemerkte als ein Wunder der Gnade, und als einen deutlichen Beweis, wie der Heiland selbst über seinem Volke unter den Negern gehalten habe, daß bey alle dem doch vier- bis fünf- hundert derselben gewöhnlich zu den Bettagen gekommen wären. Seit Friedrich Martins Wiederkunft habe nun zwar die Mission durch des HErrn Gnade eine ganz andere Gestalt gewonnen; aber es sey zu hoffen, daß es damit noch viel weiter gehen, und der Heiland in diesen Inseln noch viele hundert ja tausend Neger selig machen werde.

In diesen Conferenzen wurde auch vestgesetzt, daß der Negerbettaf oder Gemeintag, der den Negern im ganzen Lande groß und wichtig war, in der bisherigen Ordnung und an den dazu bestimmten Sonntagen gehalten, und nie ausgesetzt werden sollte; auch wurde Abrede genommen, wie es mit der nun einzuführenden Taufe der neugeborenen Kinder gläubiger Mütter zu halten sey.

Weil viele Neger im Dorfe in die allgemeine Sonntagsabendversammlung auf der Brüderplantage nicht kommen konten; so faßte man den Entschluß, darauf anzutragen, daß daselbst alle Sonntage eine öffentliche Predigt gehalten würde.

Zum Schluß wurde noch wegen einer nächstens zu haltenden Negertaufe, wegen eines Besuchs auf der Nordseite und auf S. Croix, und wie diese Insel künftig besorgt werden könnte, das nöthige gesprochen.

In einer andern Conferenz, die über das bevorstehende Abendmahl gehalten wurde, waren auch die Nationalarbeiter Petrus, Abraham, Stephanus und Benigna gegenwärtig, und gaben von allen schwarzen Communicanten, die Person für Person durchgegangen wurden, die erforderliche Nachricht.

Am 1ten May machte der Visitator mit Friedrich Martin und Georg Weber einen Besuch auf der Perl, wo ein junger von der Gnade ergriffener Mann, Namens Schemes, Meistertknecht war. Von da besuchten erstere beide den Herrn Gouverneur, dessen Plantage in der Nähe lag. Er bezeigte bey dieser Gelegenheit seine Freude über den gesegneten Fortgang des Werks Gottes unter den Negern. Man habe auch nicht von einer einzigen Seele unter ihnen gewußt, die eine wahre Erkenntniß Gottes, und ein Verlangen nach Christo gehabt hätte, ehe die Brüder ihre Mission unter ihnen anfingen; igt aber wären nicht nur etliche hundert derselben von den Brüdern, sondern auch eine gute Anzahl durch die dänischen und reformirten Prediger getauft worden. Da ihm die Brüder von der auf den nächsten Sonntag bevorstehenden Negertaufe Nachricht gaben, erklärte er, daß diese Anzeige, wie auch die Anwesenheit eines Deputirten vom Gouvernement bey der Taufhandlung, von nun an nicht mehr nöthig sey; denn die Ursache dieser Einrichtungen habe aufgehört. Nur erinnerte er, daß das Kirchenbuch richtig geführt, und sowol die
alten

alten als neuen Namen der Täuflinge, nebst den Namen ihrer Herren, in dasselbe jederzeit eingetragen werden möchten, damit kein Zweifel über ihre Taufe übrig bleiben könne. Ein solches Verzeichniß hat er sich auch für sich bey allen künftigen Taufen aus. Auch bezeugte er abermals, daß es ihm lieb seyn würde, wenn die Brüder auf seiner eigenen Plantage eine Predigt anfangen, und sich seiner Neger mehr annehmen wolten. Dabey gab er den vier Getauften unter denselben ein gutes Zeugniß, und wünschte, daß alle übrige ihnen ähnlich werden möchten.

Alsdann unterhielten sich die Brüder mit den siebenzig bis achtzig auf der Perl versammelten Negern, wobey viele Thränen vergossen wurden. Hernach redeten sie noch besonders mit den Communicanten, Getauften und Taufcandidaten, welches am folgenden Tage auch auf Muskitebay geschah, wohin sich die obgedachten Brüder mit Schemes begeben hatten. Auf dem Rückwege sahen sie auf dem Gottesacker bey dem Dorfe die Grabstätte der vielen daselbst ruhenden Gebeine von Brüdern und Schwestern, die im Dienste des Heilands unter den Negern ihr Leben geendigt hatten; und weinten ihnen Thränen der Liebe nach.

Nach ihrer Rückkunft auf der Brüderplantage wurde den am nächsten Sonntag zu taufenden Candidaten die Nachricht von der ihnen bevorstehenden Gnade zu ihrer grossen Freude gegeben.

Den Tag vor der Taufe übergab Friedrich Martin dem Gouverneur sein Attest, oder die schriftliche Anzeige, daß Georg Weber Viceordinarius, und Johann Böhner, Johann Westmann und Abra-

ham Meinung die dormaligen Diaconen bey der Miffion feyn. Er fügte die Bitte hinzu, diese feine Schrift, dem letzten königlichen Rescripte zu Folge (von dem er eine Abschrift beylegte) nach Copenhagen zu schicken. Der Gouverneur nahm es wohl auf, und hatte auch nichts dabey zu erinnern, daß bey der bevorstehenden Taufe nicht nur Friedrich Martin, sondern mehrere Brüder zugleich mit ihm die Taufhandlung verrichteten.

Der zur Taufe bestimmte Sonntag am 4ten May war für die Negergemeine ein merkwürdiger Gnadenstag. Wegen der Menge des Volks mußte die Taufe vor dem Versammlungshause unter freyem Himmel gehalten werden. Der Bruder von Watteville stand vor einem grossen mit Wasser angefüllten und mit einem weissen Tuch bedeckten Gefäß, um welches die vierzehn ganz weiß gekleideten Täuflinge, die meistens vor Alter graue Haare hatten, in einem halben Kreise saßen. Hinter ihnen war die Schaar der übrigen Taufcandidaten ebenfalls weiß gekleidet; nach welchen die Getauften und Abendmahlsgenossen, und zuletzt die Ungetauften folgten. Nachdem der Liturgus mit vieler Gnade und Wärme die Predigt gehalten hatte, geschah an die Täuflinge eine kurze Anrede, und es wurden ihnen einige ihren Glauben an den HErrn Jesum, und ihr Verlangen nach der Taufe betreffende Fragen vorgelegt, die sie mit einem freudigen Ja beantworteten. Darauf legte er, Friedrich Martin, Georg Weber und Johann Westmann ihnen die Hände auf, und er betete, daß der Heiland allen Kräften des Satans und Mächten der Finsterniß von diesen seinen Erlösten zu weichen ge-

bie-

bieten, sie in seinem Blute von ihren Sünden abwaschen, in seine Gemeinschaft aufnehmen, und darinn ewig erhalten wolle; worauf die Täuflinge, die um das Taufgefäß auf den Knien lagen, drey mal, im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, überströmt wurden. Die Negergemeine vergoß unter dieser ehrwürdigen Handlung, bey welcher man der Gegenwart Gottes auf eine sehr selige Weise inne ward, unzählige Thränen. Der Bruder Johannes von Watteville verrichtete die Taufe an fünfen, Friedrich Martin an dreyen, Johann Westmann an zweyen, und Georg Weber an vier Personen. Die Täuflinge wurden darauf von weissen und schwarzen Arbeitern unter Ertheilung des Friedenskusses aufgerichtet, und zum Umkleiden ins Haus geführt. Der erste, den der Bruder Johannes von Watteville taufte, war Johann Abraham, der Anna Bruder, der unter dem Namen Abraham schon im ersten Anfange der Missionsgeschichte vorkommt. Dieser hatte noch am 26ten April durch einige schwarze Schwestern, die von S. Thomas nach S. Croix fuhren, und auf der See der ankommenden Gesellschaft begegnet waren, die Nachricht von ihrer Ankunft vernommen. Und noch in derselben Nacht eilte der alte Mann, der seines hohen Alters wegen freygegeben worden, nach S. Thomas, in der Hoffnung, daß nächstens eine Taufe seyn würde, und mit dem sehnlichsten Verlangen, derselben auch noch vor seinem Ende theilhaftig zu werden. Am 27ten ganz früh war er schon auf der Brüderplantage, kam in das Schlafzimmer des Bruders Johannes von Watteville, und fiel bey seinem Bette auf die Knie.

Dieser erwachte, und wurde angenehm übernommen, als er den eisgrauen Neger in der Stellung erblickte, und unter häufigen Thränen um die Taufe bitten hörte.

Nach eben erwehnter Taufhandlung hielt Friedrich Martin erst an die sämtlichen Taufcandidaten eine Lehrrede, und dann versamleten sich alle Getaufte, deren gegen hundert und zwanzig waren. Diese erfreute Johannes von Watteville mit der gläubigen Versicherung, daß sich der Heiland seiner hiesigen schwarzen Gemeinde von nun an mit neuer Gnade annehmen, und sich auch an ihr als Haupt und Ältester beweisen werde, wie er es an den andern europäischen und americanischen Gemeinen thue. Sie solten daher das Vertrauen zum Heilande fassen, daß er ihnen alle vorige Abweichungen und Untreuen gnädig zu vergeben bereit sey. Auch die Missionsarbeiter wolten hiemit alle Getaufte von neuem ihrer Liebe versichern, und alle diejenigen wieder annehmen, und als ihre Brüder und Schwestern ansehen, denen es um ein treues und von Jesu Liebe warmes Herz zu thun sey, und die den Sinn fasten, nicht mehr der Sünde zu dienen, sondern dem zu leben, der für sie gestorben und auferstanden ist. Darauf fiel die Versammlung auf die Knie, und unter einem inbrünstigen Gebete zum Heilande, um seine Gnade und Vergeltung, entstand eine durchgängige mächtige Bewegung der Herzen, und der Friede Gottes ließ sich auf eine tröstliche Weise in der Gemeinde fühlen. Diese Gesellschaft kam darauf zu einem Liebesmahl zusammen, bey welchem sie auf eine angenehme Weise mit Nachrichten von den Brüdergemeinen in Europa und

Ames-

America, und besonders von der Indianergemeine, auch von dem Grafen von Zinzendorf, den viele unter ihnen sahen, u. d. g. unterhalten wurde. Zum Schluß derselben wurde der Anfang der Negerkinder-taufe gemacht, indem das vierwöchige Töchterlein der Negerin Agnes, die eine von den vierzehn Personen war, welche etliche Stunden vorher die Taufe empfangen hatten, getauft wurde. Endlich wurde noch gemeldet, daß künftig alle Sonntage, nach den gewöhnlichen Versammlungen, noch eine besondere für die sämtlichen Getauften seyn würde.

Sodann war das heilige Abendmahl, das auf eben diesen Sonntag verlegt worden. Unter den siebenzig Communicanten waren funfzehn weisse. Die Negerin Veronica, welche zum erstenmal dazu gelangte, war am letzten Gemeintage dazu confirmirt worden. Diese Weise, die Getauften vor ihrer ersten Communion zu confirmiren, wurde von da an beybehalten. Etliche und sechzig Getaufte sahen bey der Communion als Candidaten zu.

Am 7ten May ging der Visitator mit Friedrich Martin, Georg Weber und Johann Westmann nach S. Croix, um auch bey der Mission daselbst seinen Auftrag zu befolgen. Vor seiner Abreise dahin hatte er mit den Arbeitern in S. Thomas die Abrede genommen, daß in dieser Woche alle Getaufte besucht werden solten, welche an dem gesegneten 4ten May nicht zu den Versammlungen gekommen, sonderlich aber diejenigen, die durch Krankheiten daran waren gehindert worden. Wegen des contrairen Windes landeten die Reisenden an dem Westende von S. Croix. Am Tage nach ihrer Ankunft besuchten sie

sie Siedlers Plantage, der im December 1748. aus
 der Zeit gegangen war, und seine Plantage halb
 seiner Witwe, und halb der Miffion im Testamente
 vermacht hatte; in der Absicht, daß sie zum Miffions-
 platz dienen sollte. Allein die Brüder traten durch
 einen Vergleich ihr Recht an dessen Witwe ab. Der
 Herr Gouverneur Hansen, der am 9ten May von
 ihnen besucht wurde, gab ihnen deutliche Beweise
 seiner Zuneigung. Auch andere Herren in der Stadt,
 darunter der Byevogt Schuster und Adrian Bever-
 hout vorzüglich zu nennen sind, bezeigten ihnen viele
 Freundschaft. Uebrigens wurden die ersten Tage
 des Aufenthalts in S. Croix mit Unterredungen mit
 schwarzen Brüdern und Schwestern, und mit Confe-
 renzen mit den dasigen schwarzen Helfern und Hel-
 ferinnen zugebracht, welche dem Bischof Johannes
 von Watteville zu besonderer Freude und Trost wa-
 ren, weil Gott ihren Dienst so gesegnet hatte, daß,
 ungeachtet keine weisse Arbeiter für beständig da ge-
 wesen, das Werk des Herrn unter den Negern doch
 ununterbrochen fortgegangen war.

Der Sonntag am 11ten May war für die Ne-
 gergemeine in S. Croix ein solcher Gnadentag, wie
 der 4te May für die in S. Thomas gewesen war.
 Nachdem Tags vorher sieben Personen zur Taufe aus-
 gemacht, und dem Gouverneur Nachricht von diesem
 Vorhaben gegeben worden, so wurde Nachmittags
 auf Prinzeß Anstalt dazu gemacht. Die äussere Ein-
 richtung war wie bey der Taufe in S. Thomas.
 Eine grosse Menge weisser Zuschauer aus Christian-
 stadt hatte sich zu dieser Kirchenhandlung eingefunden,
 und der Predigt, welche über den Befehl des Hei-
 lands

lands gehalten wurde: Gehet hin in alle Welt, und lehret alle Völker, und taufet sie, aufmerksam zugehört. Nach derselben geschah die Taufe der gedachten sieben Personen. Alle anwesende Weiße und Schwarze wurden dabey sehr gerührt. Nachher war, so wie in S. Thomas, eine Versammlung für die Kinder, und dann eine für die Getauften. Letztere verbanden sich, bey einem gleich darauf folgenden Liebesmahl, zu neuer Treue und Gehorsam gegen den Heiland und zur Bruderliebe untereinander. Darauf hatten noch die Communicanten das heilige Abendmahl. Unter dreyzehn Schwarzen, die dasselbe mitgenossen, war auch der vor acht Tagen getaufte Johann Abraham.

Am 12ten May machte der Bischof Johannes von Watteville noch verschiedene Besuche, auch einige neue Bekantschaften; und bezeugte sowol dem Gouverneur als andern Herren seine Dankbarkeit für die Gewogenheit und Freundschaft, die sie ihm und seinen Brüdern, die an der Bekehrung der Heiden arbeiteten, erwiesen. Er hatte dabey das Vergnügen, gar viele Merckmaale von der guten Gesinnung dieser Herren in Absicht der Negerbekehrung wahrzunehmen.

Er ging am 13ten nach S. Thomas zurück, und wurde bey seiner Ankunft mit angenehmen Nachrichten von der neuen grossen Gnadenbewegung unter den Negern auf dieser Insel erfreut. Und am folgenden Tage benachrichtigte ihn der Gouverneur, daß der sämtliche secreete Rath das Ansuchen der Brüder, wegen einer öffentlichen Versammlung der Neger im Dorfe, genehmigt habe.

Am

Am Himmelfahrtstage den 15ten wurde in einer Conferenz der Arbeiter beschloffen, am bevorstehenden Negerbetteage abermals neunzehn Personen zu taufen, unter welchen acht von der Brüderplantage waren. Das gab dem Bruder von Watteville Gelegenheit, sich mit den sämtlichen zu derselben gehörigen Negern ausführlich zu unterreden.

Nachmittags wurde der dänische Prediger, wie auch der Gouverneur, besucht, und mit letzterem über einen schicklichen Platz zur Versammlung der Neger im Dorfe gesprochen. Abends wurden die am nächsten Gemeintag zu taufenden mit der Nachricht von der ihnen bevorstehenden Gnade so erfreut, daß sie sich der Thränen nicht erwehren konnten.

Sie erhielten dieselbe am Sonntag den 18ten May, auf welchen der Negerbetteage fiel. Es hatte sich dazu eine grosse Menge Volks versamlet, welcher der Bischof Johannes von Watteville Vormittags unter freyem Himmel das Evangelium predigte. Darauf ging die Taufe auf die gewöhnliche Weise vor sich. Nachher wurde die neue Einrichtung der öffentlichen und besondern Versammlungen der Gemeine bekant gemacht. Es gereichte dabey derselben zur Freude, daß alle Abtheilungen, die Communicanten, Getauften, Taufcandidaten, Kinder, und Ungetauften, eine besondere Versammlung haben solten. Man hatte dabey die Absicht, den Arbeitern Gelegenheit zu verschaffen, sich mit den in ihre Pflege gehörigen Negern ohne viel Zeitverlust öfter zu unterreden, sie näher kennen zu lernen, und eine gegenseitige Liebe und Vertraulichkeit zu erwecken und zu unterhalten. Diese kurzen Versammlungen der verschiedenen Abtheilungen nante man

man Classen; und man fand, daß sie einen viel größern Nutzen gewährten, als die ehemaligen kleineren Gesellschaften, welche viel Zeit erforderten, und mit manchen Schwierigkeiten verknüpft waren.

Den sämtlichen Ungetauften wurde nach ihrer Versammlung, in welcher Abraham mit ihnen gebetet, und eine Rede an sie gehalten hatte, gemeldet, daß die Missionsarbeiter nöthig fänden, die Namen derjenigen aufzuschreiben, welche ein aufrichtiges Verlangen nach der Gnade Gottes in Jesu Christo, und der Abwaschung von Sünden mit seinem Blute hätten, und als Lehrlinge von ihnen angesehen und bedient zu werden begehrt. Sogleich meldeten sich über dreyhundert Personen, welche mit grosser Augenlegenheit bezeugten, ein solches Verlangen zu haben. Am Ende dieser Woche waren schon dreyhundert und achtzig Personen aufgeschrieben worden.

In der Versammlung der Getauften, deren hundert und sieben und sechzig waren, hielt der Bruder Johannes von Watteville eine kurze Rede, und meldete das am Pfingstfeste zu haltende Abendmahl; ein und zwanzig Personen wurden zu dessen erstem Genusse confirmirt, und zuletzt der Negerin Cilla Tochterlein getauft, das die Mutter selbst zur Taufe brachte. Zwischen den Nachmittagsversammlungen hatten die Brüder einen etlichstündigen angenehmen Besuch von dem Herrn Gouverneur, Herrn Bonnet, Capitain Lerch und Secretair Hollenberg.

Am 19ten May wurden Abends nach der gewöhnlichen Versammlung die Classen der verschiedenen Abtheilungen der Gemeinde zum erstenmal gehalten. Die Arbeiter sahen sich dabey die Anwesenden Person für
Verz

Person an, redeten mit ihnen, erinnerten, was nöthig war, und schlossen mit einer kurzen Anrede an jede Classe, und mit dem Gesang eines Verses.

Am 20ten May war eine Conferenz über den Bau einer neuen Negerkirche auf der Brüderplantage und eines Versammlungshauses im Dorfe.

Auf der Perl, wohin Johann Westmann und Samuel Isles am 22ten May gingen, versammelten sich ungeachtet der schlechten Witterung über fünfzig Personen, denen sie nach der Versammlung die erwünschte Nachricht gaben, daß auch auf Muskitebay die ehemals gewöhnlichen Versammlungen wieder würden angefangen werden, und daß der Bischof Johannes von Watteville am folgenden Tage den Anfang damit machen würde. Dieser fand am 23ten etliche hundert Neger da versamlet, denen er, weil sie im Hause nicht Raum hatten, eine Rede unter freyem Himmel hielt, und sie hernach classenweise sahe und näher kennen lernte.

Am 24ten wurde in einer Conferenz der Arbeiter beschloffen, am Pfingstfeste abermals eine Anzahl Neger zu taufen. Man gab davon dem Gouverneur Nachricht, und meldete ihm zugleich, daß künftighin auf seiner Plantage alle vierzehn Tage an den zwey Sonntagen, die zwischen die beiden zum Abendmahl und zum Gemeintage bestimmten fielen, eine Versammlung gehalten werden sollte; welches ihm sehr angenehm war.

Am ersten Pfingsttage den 25ten May versammelten sich Vormittags über sechshundert Neger zur Predigt, welche der Visitator hielt. Nach der Versammlung der Ungetauften, in welcher viele ihr Verlangen nach

Gna-

Gnade beweglich zu erkennen gaben, lieffen sich wieder neunzig Personen unter die Lehrlinge aufschreiben. In die Classe der Taufcandidaten wurden etliche neue aufgenommen, und siebenzehn Personen aus derselben vernahmen mit unbeschreiblicher Freude, daß sie am folgenden Tage ihres Verlangens nach der Taufe gewährt werden solten. Sechs Getaufte wurden in der nachher gehaltenen Gemeinstunde zum erstmaligen Genuß des heiligen Abendmahls confirmirt. Darauf sprachen die Misionsarbeiter noch mit den Communicanten in kleinen Abtheilungen, in Absicht auf das bevorstehende Abendmahl, wobey sich diese alle so erklärten, daß jene kein Bedenken hatten, ihnen allein zu erlauben, dasselbe am folgenden Tage mitzugenießen. Schemes, der Abends von der Perl genommen war, um den Festversammlungen des morgenden Tages beyzuwohnen, beschrieb die Bewegung unter den Negern auf der carstensschen Plantage als außerordentlich groß. Unter andern habe ein Bussal, den man wegen seiner Größe und Stärke Goliath nennete, den andern Negern erzehlet: daß, was der Baas von dem Tode und den Wunden des Heilands gepredigt habe, sey ihm so zu Herzen gegangen, daß er darüber geweint habe, als wenn sein Vater oder eine Mutter in Guinea gestorben wäre. Noch andre hätten sehr nachdrückliche Redensarten und Gleichnisse gebraucht, um das Gefühl auszudrücken, das sie bey dem Zusehen bey der letzten Taufe in ihrem Herzen gehabt hätten.

Zur Feyer des Pfingstmontags den 26ten May versamleten sich sieben- bis achthundert Neger. Der Bischof Johannes von Watteville hielt ihnen Nach-

mittags die Predigt, und führte aus der Geschichte des ersten Pfingsttags an, daß an demselben dreystausend Seelen durch die Predigt Petri an den gekreuzigten Heiland gläubig geworden, und die heilige Taufe empfangen hätten. Es solte auch igt eine Anzahl Neger getauft werden. Siebenzehn Personen wurden darauf dieser Gnade auf die gewöhnliche Weise theilhaftig.

Nach der Versammlung der Ungetauften lieffen abermals achtzig neue Lehrlinge ihre Namen aufschreiben. Nachher hatten alle Getauften ein Liebesmahl, dabey sie mit einigen ins creolische übersetzten neuen Liederversen, und mit erbaulichen Gesprächen unterhalten, und etliche derselben zum bevorstehenden Abendmahl confirmirt wurden. Diese heilige Handlung machte den Schluß dieses gesegneten Tages. Unter den neun und zwanzig erstmaligen Mitgenossen war die alte Anna, der zu Liebe die ersten Brüder nach S. Thomas gekommen waren. Die ganze Anzahl der Communicanten belief sich auf hundert und drey Personen.

Am 28ten fuhr der Visitator mit Friedrich Martin und dem Neger Abraham nach S. Jan ab, und sie kamen Abends auf Tonis Plantage an, wo sie von Herrn Zimmermann liebreich aufgenommen wurden. Johannes von Watteville merkte bald und mit Behmuth, den grossen Unterschied zwischen den Missionen auf S. Thomas und S. Croix und der auf S. Jan. In den zwey Jahren, da die Wenigkeit der Missionsarbeiter auf S. Thomas ihnen nicht zuließ, sich ihrer getauften und ungetauften Neger auf S. Jan gehörig anzunehmen, war die

Anzahl von diesen so geschmolzen, daß sich izzt nur funfzehn derselben zur Predigt einfanden, da man sonst über hundert begierige Zuhörer dabey gehabt hatte. Er sahe bald, daß für diese Zeit nicht viel daselbst zu thun sey, bis ein Arbeiter zur Bedienung der dasigen Neger hinkäme. Den wenigen, die sich am folgenden Abend versamleten, hielt er eine Rede, und tröstete sie mit der Hoffnung, daß sie bald mit Arbeitern versorgt werden solten. Obgleich der Mission auf S. Jan mehr Schwierigkeiten im Wege lagen, als der in S. Thomas, theils, weil die Neger wegen des Andenkens der Empörung im Jahr 1733. strenger gehalten wurden, theils auch die Gesinnungen der Blanken der Mission noch nicht so günstig waren, wie izzt in S. Thomas; so hoffte er doch, daß das Evangelium daselbst nicht weniger Eingang finden würde als auf jener Insel, wenn nur erst eine ordentliche Missionsanstalt daselbst eingerichtet würde. Nachdem er noch einige mit den Brüdern bekante Herren besucht hatte, ging er am 3oten May mit seiner Gesellschaft wieder nach S. Thomas zurück.

Daselbst wurden am 4ten Junii zwanzig Personen getauft und siebenzig neue Lehrlinge aufgeschrieben. izzt stunden schon achthundert und dreyßig Namen von Negern auf dem Verzeichniß, welche alle bezeugt hatten, durch den Glauben an den HErrn Jesum selig werden zu wollen. Alle ehemals erweckte, die in der Zeit der Verwirrung wieder eingeschlafen waren, wachten izzt wieder auf, und viele neue kamen dazu. Es war dabey sonderlich erbaulich, wenn steinalte Leute, die kaum mehr kriechen konten, und einen halben oder ganzen Tag brauchten, um die Brüderplan-

tage zu erreichen, sich einfanden, in der Hoffnung, noch vor ihrem Ende getauft zu werden.

Zwey von römischcatholischen Priestern getaufte Neger wurden an eben dem Tage in die Gemeine aufgenommen. Auch hat der Neger Makulu, von dem einige muthmaßten, daß er schon getauft sey, der sich aber dessen ganz und gar nicht bewußt war, um die Taufe. Nach reifer Ueberlegung fanden die Brüder für gut, ihm seine Bitte zu gewähren. Friedrich Martin taufte ihn zu seiner unbeschreiblichen Freude, und nannte ihn Anton.

Am 2ten Junius statteten die Brüder von Watteville und Friedrich Martin abermals bey einigen Herren im Dorfe einen Besuch ab; wie dann ersterer es sich zu einem besondern Gegenstande seiner Visitation gemacht hatte, mit sämtlichen Herren und Frauen, auf deren Plantagen sich getaufte Neger befanden, zu sprechen, und von ihnen zu vernehmen, wie sich dieselben in ihrem Wandel betrügen, und was sie etwa sonst bey ihnen zu erinnern hätten. Er hörte mit Vergnügen das gute Zeugniß, welches den getauften Negern von ihren Herrschaften fast durchgängig gegeben wurde; und den Wunsch, daß doch recht viele derselben bey den Brüdern in die Lehre gehen möchten.

Da nunmehr des Bischofs Rückreise nach Nordamerica in wenig Tagen erfolgen sollte, so nahm er mit den weissen Arbeitern Abrede, wie sie sich künftig in die Arbeit zu theilen hätten, so daß auch S. Croix und S. Jan besorgt würden; dabey unter andern für gut befunden wurde, daß der Neger Abraham künftig den Missionarius Friedrich Martin auf seinen Rei-

Reisen von einer Insel zur andern begleiten, und ihm bey der Misionsarbeit zur Hand seyn sollte. Georg Weber und seine Frau erhielten den Auftrag, sich der Eheleute besonders anzunehmen, und daß er denselben alle vier Wochen eine Lehrrede halten sollte. Wegen der Negeren, darüber die Einsichten der Misionsarbeiter bisher verschieden gewesen waren, wurde als eine bey der Mission beständig zu beobachtende Regel festgesetzt, daß kein getaufter Neger mehr als ein Weib nehmen sollte; ein Neger aber, der vor seiner Taufe mehr als ein Weib gehabt hätte, dieselben auch nach seiner Taufe behalten, und sich von keiner derselben scheiden sollte, die sich nicht selbst von ihm scheidet. Wer aber nach seiner Taufe noch eine Frau zu der vorigen nehme, solle nicht mehr für ein Glied der Negergemeine gehalten, und von derselben ausgeschlossen werden.

Wey einem abermaligen Besuch des Gouverneurs hat sich dieser Herr ein Verzeichniß aller von den Brüdern vom Anfang ihrer Mission auf den drey Inseln getauften aus, um es gelegentlich an die Compagnie nach Copenhagen zu schicken; welches ihm auch in einigen Tagen eingehändigt wurde.

Zu den Versammlungen am Sonntag den 8ten Junii, fanden sich mehrere Weiße ein, als jemals. Sie hörten mit einer grossen Schaar Neger die Abschiedsrede des Bischofs über die Worte Pauli: Ich hielt mich nicht dafür, daß ich etwas unter euch püßte, ohne allein Jesum Christum den gekreuzigten, 1 Cor. 2, 2. mit vieler Aufmerksamkeit an. Nach derselben wurden drey und zwanzig Personen durch die Taufe in die Gemeinschaft Jesu

Christi und seiner Kirche aufgenommen. Auch bey der Rede, welche der Neger Abraham an die Ungetauften hielt, hörten die Weissen mit Erstaunen zu; denn sie war voll Kraft und Salbung. Nach derselben lieffen abermals vier und siebenzig neue Leute sich unter die Lehrlinge aufschreiben. Bey dem Liebesmahl, das man Abends mit den Getauften hielt, wurde ein creolischer Aufsatz von der Geschichte Jesu, der zum Unterricht der Kinder aufgesetzt worden, und einige ins Creolische seit kurzem übersezte Liederverse verlesen. Zum Schluß des Tages hielt der Bischof Johannes von Watteville noch mit den Communicanten das heilige Abendmahl, und nahm von ihnen, so wie es vorher bey den Getauften geschehen war, Abschied; wobey die Schwarzen sich sehr zärtlich und liebhabend äusserten.

Der 9te Junii war der Tag seiner Abreise. Nachdem er früh noch von den Negern auf der Bräders-plantage herzlichen Abschied genommen hatte, wurde noch in der letzten Versammlung, die er daselbst hielt, der Bruder Samuel Isles zu einem Diaconus der Bräderkirche ordiniert. Im Dorfe nahm er sowol von dem Herrn Gouverneur als andern obrigkeitlichen Personen Abschied, welche ihn sämtlich versicherten, die Arbeit der Bräder unter den Negern auch künftighin nach Vermögen zu fördern. Nachmittag ging er in Begleitung der sämtlichen weissen Bräder an Bord der Brigantine, mit der er angekommen war. Das Scheiden von der Negergemeine war ihm sehr empfindlich, und er bezeugte mehrmalen, daß er mit Freuden seine Tage unter diesem Volke zubringen würde, wenn solches sein Beruf wäre. Auf seiner Rück-

Rückreise nach Neuyork, die er in Begleitung des Bruders Christian Frölichs that, kam das Fahrzeug am 22ten Junii wegen einer dem Schiffe sehr nahe kommenden Wasserhose *) in Gefahr, der es aber glücklich entging, weil dieselbe noch zu rechter Zeit niederfiel, davon jedoch die Bewegung im Meere noch das Schif erreichte. Am 30ten Junii lief dasselbe in einer Entfernung von nur dreyzehn englischen Meilen von Neuyork, durch das Versehen des Lootsmanns, auf eine Sandbank, und kam erst am dritten Tage wieder los; da sich unterdessen die zwey Brüder auf einem Lootsboot nach Neuyork bringen lieffen, und am 4ten Julii in Bethlehem wieder ankamen.

*) Siehe I. Th. 1. Buch 5. Abschnitt S. 53.





Zweyter Abschnitt.

Allgemeine äussere und innere Geschichte der Missionen auf S. Thomas, S. Croix und S. Jan vom Junio 1749. bis zu des Missionarius Friedrich Martins Eingang in seines HErrn Freude am 1ten Februar 1750.

Da bey der eben beschriebenen Visitation nicht nur die wahren Grundsätze bey der Arbeit unter den Negern aufs neue vestgesetzt, sondern auch dieselben mit dem besten Erfolge in Ausübung gebracht worden; so war zum glücklichen Fortgange der Mission nur nöthig, daß die Arbeiter auf demselben Wege gerade fortgingen. Ihre Anzahl war vermehrt worden; auch hatten sie bisher eine gute Gesundheit genossen, und ihren Antheil an dem Segen gehabt, den die Gnade des Heilands so reichlich über die ihnen anvertraute Negergemeine ausgegossen hatte. Zu ihrer eigenen Erbauung, zur Nahrung des Glaubens, und Ermunterung zur Treue im Dienste Jesu Christi hielten sie, nach der bey der Visitation gemachten Einrichtung, früh eine Hausversammlung, in welcher sie die täglichen biblischen Texte betrachteten, und Gott um seinen Beystand in ihren Geschäften anfleheten. Eben so beschlossen sie gewöhnlich die Arbeit eines jeden Tages. Auf die Neger, die zu ihrer eignen Plantage gehörten, wendeten sie eine besondere Sorgfalt,

falt, um ihren Wachsthum in der empfangenen Gnade zu befördern. Sie hielten den Getauften unter denselben täglich eine kurze Frühversammlung, darauf diese, durch Gebet und Unterricht gestärkt und ermuntert, an ihre Arbeit gingen, und dieselbe mit willigem Herzen verrichteten. Da die Anzahl der Neger, die die Missionsarbeiter zu bedienen hatten, sehr angewachsen war, und noch immerfort zunahm; so wurde dadurch ihre Arbeit ebenfalls weitläufiger. Sie wählten daher im Junius dieses Jahres zu den sechs schwarzen Helfern, dem Petrus, Abraham und Stephanus, und der Benigna, Rosina und Johanna, welche bisher mit aller Treue und Segen gearbeitet hatten, noch sechzehn Gehülften, nemlich die elf Brüder, Zacharias, Samuel, Alexander, Timotheus, Matthäus, Adam den blinden, Absalom, Jonathan, Thomas, Asarias, und Aaron, und die fünf Schwestern, Bilha, Maecha, Apollonia, Veronica, und die alte Susanna. Sie nahmen allerseits den Antrag zu ihrem neuen Amte mit Demuth und Willigkeit an. Er bestand darinn, daß sie sich der Neger, die in ihrer Nähe wohnten, annehmen, sie nach ihrem innern Zustande kennen lernen, ihrer im Gebete vor Gott fleißig gedenken, und den weissen Arbeitern Nachricht von denselben ertheilen solten. Jeden Mittwoch Abends wolten diese mit ihnen eine Unterredung halten, worinn sie ihre Berichte abstatten, und die nöthigen Anweisungen erhalten könnten. Dabey wurde ihnen insonderheit empfohlen, mit einem exemplarischen Wandel den andern Negern vorzuleuchten, und sich dadurch um so mehr Eingang bey ihrem Volke zu verschaffen. Man

that hinzu, daß nichts dem Zweck ihres Auftrags mehr entgegen seyn würde, als wenn sie sich einbilden wolten, daß sie einen Vorzug vor andern hätten. Durch Demuth und herzliche Liebe würde ihre Arbeit an andern gesegnet werden.

Da auch die äussern Einrichtungen bey den gottesdienstlichen Versammlungen mehrere geschäftige Hände erforderten, so wurde im Monat August die Anzahl der Diener und Dienerinnen aus der Nation vermehrt.

Die Anzahl der Taufcandidaten war am 12ten Junii auf sechs und achtzig gestiegen; und über tausend Namen von Lehrlingen standen in der Mitte des Monats Julius auf dem Verzeichniß. Die Erweckung war unter den Negern so allgemein, daß es oft das Ansehen hatte, als ob das ganze Volk ein Eigenthum Jesu Christi werden wolte. Keine Predigt oder allgemeine Versammlung konnte mehr in dem bisherigen Versammlungshause gehalten werden: selbst an den Wochentagen fand die Hälfte der Zuhörer darinn nicht Raum. Unter den Ungetauften war fast durchgängig ein grosses Verlangen nach der Taufe wahrzunehmen. Die grosse Veränderung der Neger fiel auch den Blanken deutlich in die Augen. Sie bemerkten mit vieler Zufriedenheit, daß oft durch wenige Neger, die der Brüder Unterricht genossen, die übrigen auf der Plantage in gute Ordnung gebracht, und alle Arbeiten mit Treue und Fleiß gethan wurden. Auch der Gedanke, daß die Sicherheit der Blanken am zuverlässigsten bevestigt würde, wenn eine Menge bekehrter Neger auf den Inseln vorhanden wären, faßte nun tiefere Wurzel, und wurde allgemeiner als Wahrheit erkant. Von Zeit zu Zeit kamen mehrere Blanke zu den gottesdienstlichen Ver-

Versammlungen der Neger, und wohnten denselben mit Andacht und Ehrerbietung bey. Kurz, die Negergemeine hatte mit ihren Arbeitern eine Zeit der Ruhe, und bauete sich unter dem Schutze einer weisen Obrigkeit.

Es ging kein Gemeintag in diesem Jahre vorbey, an dem nicht einige Erwachsene getauft wurden. Auch in der Zwischenzeit wurde diese Gnade verschiedenen, sonderlich Kranken und Kindern, zu Theil. In allem belief sich die Zahl der in diesem Jahre Getauften auf zweyhundert Personen, unter welchen dreyzehn Kinder und einige Kranke waren, die die Taufe auf ihrem Siechbette empfangen. Besonders muß ich der zwey alten Blinden, des Negers Jantje und der Negerin Margrita gedenken, die am 20ten Julius ihres sehnlichen Verlangens nach der Taufe gewährt wurden. Vor Alter blind, und kaum mehr fähig ihre Gliedmassen zu bewegen, hatten sie sich nach der Brüderplantage führen lassen, in der Hoffnung, daß ihnen Gott die Gnade der Taufe vor ihrem nahe bevorstehenden Ende daselbst würde wiederfahren lassen. Da die Misionsarbeiter deutliche Merkmaale ihres Glaubens an den Herrn Jesum gewahr wurden, so ertheilten sie ihnen dieselbe an besagtem Tage in einer Versammlung der Getauften. Vor Alter konnten sie sich nicht mehr auf die Knie niederlassen, wie andre Täuflinge zu thun pflegen, und wurden daher sitzend getauft. Der Bussal Goliath, dessen im vorigen Abschnitt gedacht worden, war einer von den vier Schwarzen, die am letzten November getauft wurden. Er bekam den Namen Jonathan.

Das heilige Abendmahl wurde gewöhnlich alle vier Wochen gehalten, und hundert und ein und zwanzig

Ge-

Getaufte gelangten in diesem Jahre zum erstmaligen Genusse desselben. Aber eben durch diese grosse Anzahl Communicanten wurde die Arbeit der Brüder sehr weitläufig. Denn da die Prüfung eine nothwendige Erforderniß zum Genusse des heiligen Abendmahls ist, so war es eine Pflicht ihres Amtes, vor dem Abendmahle mit jedem Communicanten einzeln zu sprechen, um von ihm den Erfolg seiner Prüfung zu vernehmen, und seine Gesinnung in Absicht auf das Abendmahl zu erfahren.

Von Zeit zu Zeit wurden Personen, die von römisch-catholischen Priestern getauft worden, sich aber der Unterweisung der Brüder bedient hatten, auf ihr Begehren in die Gemeine aufgenommen. Dergleichen waren der freye Mulatte Abraham, und die freye Negerin Louise, die am 9ten August zu Gliedern der Gemeine angenommen wurden. Die Anzahl solcher aufgenommenen belief sich in diesem Jahr auf neun Personen.

Die verschiedenen Missionsplätze, das Dorf, die Perl, Muskitebay, und Suhms Plantage, wurden, solange es der Gesundheitszustand der Missionsarbeiter zuließ, fleißig besucht. Auf der Perl waren gewöhnlich zwey- bis dreyhundert schwarze Zuhörer. Der Anfang zu den Versammlungen der Neger auf des Herrn Gouverneur Suhms Plantage wurde im Monat Junius durch Georg Weber gemacht. Er hatte über dreyhundert schwarze Zuhörer; und diese Predigt ging nachher im Segen fort, und es gab für die Missionsarbeiter da nicht viel weniger zu thun, als auf der Perl. Wöchentlich wurde auch Muskitabay einmal besucht, wo es nie an einer grossen An-

2. A. S. Croix u. S. Jan. 1749. u. 50. 765

Anzahl heilsbegieriger Zuhörer fehlte, und wo Schemes die Sache Gottes nach Vermögen beförderte. Ausser den genannten Missionsplätzen wurden noch viele andere Plantagen, sonderlich der Kranken und Gebrechlichen wegen, sowol von den Brüdern als den Schwestern fleißig besucht.

Auf Johann Schurs Arbeit unter den Kindern ruhete ein eigener Segen, und er setzte dieselbe bis gegen das Ende des Jahrs unermüdet fort. Sehr oft samleten sich zu dem Unterricht, den er hin und wieder den Kindern ertheilte, dabey er ihnen die Geschichte Jesu erzählte, und seine grosse Liebe zu den Menschen, und insonderheit zu den Kindern, beschrieb, etliche hundert Erwachsene. Insonderheit machten sich die Alten, Kränklichen, Krüppel und Lahmen, seine Besuche zu Nutze. Kinder, die das Vieh hüteten, und selten oder gar nicht in den Kinderunterricht kommen konnten, suchte er auf, und verkündigte ihnen das Evangelium. Er pflegte von einer Plantage zur andern zu gehen, und fand überall begierige Zuhörer und liebhabende Kinder.

Im äussern fehlte es den Brüdern auch nicht an Arbeit. Johann Böhner und Abraham Meining waren lange Zeit mit Zimmerarbeit im Dorfe beschäftigt, und die übrigen Brüder halfen auf der Plantage, soviel sie konnten. Den Bau einer neuen Negerkirche unternahmen sie im Anfang des Augusts. Er wurde sowol wegen des engen Raums in dem alten Versammlungshause, als wegen dessen Baufälligkeit nöthig. Die neue Negerkirche sollte von Holz auf einer festen Grundmauer sechzig Fuß lang, und ein und zwanzig tief werden. Die alte wurde am 5ten August abge-
br

brochen, und bis die neue fertig wurde, diente ein Gebäude, das zur Töpferey bestimmt war, zu solchen gottesdienstlichen Versammlungen, die nicht wohl unter freyem Himmel gehalten werden können; wie z. B. das Abendmahl. In diesem engen Raume verursachte die grosse Menge Volks eine fast unausstehliche Hitze. Es war also allen sehr daran gelegen, daß der neue Bau bald fertig werden möchte. Jeder Neger, der zur Versammlung kam, pflegte einen Stein dazu mitzubringen, und der Herr Jan de Wint, der auf seiner Plantage in S. Jan viel Busch hatte, erlaubte den Brüdern, das nöthige Bauholz daselbst zu schlagen. Der Grundstein wurde am 29ten August gelegt.

Allein die ausserordentliche Hitze und Dürre, da es fast drey Monate lang nicht regnete, erschwerte den Fortgang der Arbeit gar sehr. Die Plantagen litten in dieser Zeit grossen Schaden, indem das Zuckerrohr größtentheils verbrante; und durch das Vertrocknen der Gartengewächse geriethen die Neger in Mangel der Nahrung; um so mehr, da die Pflanzzeit des kleinen Manz, der ihre beste Kost ist, in diese grosse Dürre fiel. Dieselbe hielt bis zum 14ten September an, da sich endlich der längstgewünschte Regen einstellte.

Vermuthlich waren die Krankheiten, welche unter den Miffionsarbeitern gegen das Ende des Septembers so allgemein herrschten, daß keiner derselben verschont wurde, etliche aber darüber ihr Leben einbüßten, eine Folge von dieser Beschaffenheit der Witterung. Sie bestanden meistens in hitzigen Fiebern, womit erst Johann Westmann, und bald darauf

2. N. S. Croix u. S. Jan. 1749. u. 50. 767

Johann Böhner befallen wurden. Als diese beide genasen, mußten sich Samuel Isles, Nicolaus Schneider, und Abraham Meining legen, und Johann Böhner bekam ein Recidiv, und zu gleicher Zeit seine Frau das Fieber. Da sich die Gesundheitsumstände dieser fünf Personen verschlimmerten, und sie bey Tag und Nacht viele Wartung und Hülfe nöthig hatten, wurde auch Johann Schur, der sie bisher mit grosser Treue bedient hatte, vom Fieber ergriffen. Am 28ten October ging Georg Webers Frau aus der Zeit. Von ihrem Begräbniß am folgenden Tage, kam auch Westmann, der dabey die Liturgie gehalten hatte, krank zurück; so daß izt nur der einige Böhner noch gesund war. In Meining sahe man auch, daß er seinem Ende entgegen eilte. Mit vergnügtem Herzen und heiterem Blick versicherte er selbst, daß sein Heimgang zu seinem Heilande Jesu Christo nicht mehr ferne sey; und derselbe erfolgte am 30ten October. Mit dem Anfange des Novembers fingen die übrigen Kranken an, sich zu erholen.

Daß in dieser Krankenzeit die äussere und innere Arbeit bey der Mission größtentheils liegen blieb, läßt sich leicht denken. Doch wurden die öffentlichen gottesdienstlichen Versamlungen auf der Brüderplantage nicht unterlassen; denn gewöhnlich war doch einer von den weissen Arbeitern im Stande, sie zu halten, und die entfernten Missionsplätze wurden von den schwarzen Gehülfen nach Möglichkeit bedient. Die Negergemeine nahm an den schweren Umständen ihrer Arbeiter zärtlichen Antheil, und schickte viele heisse Seufzer zu Gott, um die Wiederherstellung ihrer Gesund-

sundheit. Als Johann Westmann am Sonntag den 2ten November in der Gemeinversamlung der bisherigen Krankenzeit von fünf Wochen, und des Todes der zwey vorhin genannten Personen gedachte, entstand ein solches allgemeines Weinen, daß er abbrechen mußte. Da sich die Kranken nach und nach erholten, kam auch die Mifionsarbeit wieder in Gang. Als aber nach der grossen Dürre der Regen zwey Monate fast ununterbrochen und sehr stark angehalten hatte, so wurde dadurch abermals der Grund zu häufigen Krankheiten gelegt, die mit dem Ende des Jahrs noch nicht aufhörten. Selbst die Neger litten in eben dieser Zeit viel von Krankheiten.

Unter allen diesen Beschwerlichkeiten wurde dennoch an der neuen Kirche fortgebaut, und sie wurde gegen Weihnachten so weit fertig, daß sie eingeweiht werden konnte. Dieses geschah in der Christnacht am 24ten December. Alle Neger, die sich zu dieser Feyerlichkeit versamlet hatten, fanden in der Kirche Platz. Denn es konnten darinn vierhundert Personen geräumlich sitzen; dabey noch viel Raum zum Stehen übrig blieb. In der ersten Versammlung kniete die ganze Gemeine vor Gott ehrerbietig nieder, dankte ihm für dieses Versamlungshaus, und für alle bey dessen Bau erzeigte Hülfe und Bewahrung, und bat ihn, seine gnädige Gegenwart in demselben bey den darinn vorzunehmenden heiligen Handlungen zu offenbaren, und die Predigt des Evangeliums mit solcher Kraft zu begleiten, daß keine Seele, die dasselbe hören würde, ungesegnet aus diesem Hause herausginge. Nach diesem Gebet war die Predigt über die Festmarterie von der Offenbarung Gottes im Fleisch, und
der

2. A. S. Croix u. S. Jan. 1749. u. 50. 769

der dem menschlichen Geschlecht dadurch erworbenen Seligkeit. Sowol bey dieser Rede, als dem Gebet, wurde die ganze Gemeine mit göttlichem Trost und Frieden erfüllt. Unter den Agapen, welche die Getauften nachher hatten, erinnerte man sich dankbarlich aller der Wohlthaten und Gnaden, welche der Heiland seiner schwarzen Gemeine sonderlich in diesem Jahre erzeigt hatte. Zum Schlusse des Liebesmahls wurde einem Kinde die heilige Taufe ertheilt, und mit dem heiligen Abendmahl dieser Segenstag beschloffen.

Am ersten Weihnachtstage waren gegen achthundert Neger, und am zweyten eine noch weit grössere Anzahl in der Predigt, nach welcher vierzehn Personen durch die Taufe der Kirche Christi einverleibt wurden; so wie am nächsten Sonntag auf des Gouverneurs Plantage zwey alten Negern eben diese Gnade wiederfuhr.

Friedrich Martin hatte sich, zu Folge der bey der Visitation genommenen Abrede, vom 25ten Julius bis gegen Ende Decembers dieses Jahrs auf S. Jan aufgehalten. Er nahm daselbst seine Wohnung wieder auf Tonis Plantage, und fing gleich an, seine ehemaligen Zuhörer, deren er im Jahr 1745. über dreyhundert hatte, aufzusuchen, und das unter der Asche liegende Feuer wieder aufzublasen.

Nach dem ersten Zeugnisse von Jesu Christo, welches er am Tage nach seiner Ankunft ablegte, meldeten sich gleich dreyßig Personen, die des erworbenen Heils durch den Glauben theilhaftig werden wolten, und Martin schrieb ihre Namen, wie es auf S. Thomas gewöhnlich war, auf. Ausser dem Helder Abraham, den er mit sich hingenommen hatte,

E c c

war

war auch Stephanus einige Zeit in S. Jan, wo er Geschäfte für die Compagnie hatte. Sie waren Martins treue Gehülffen; so wie es die Eleonora bey ihrem Geschlechte war. Der zweyte Sonntag im Monat August war für die dasige Miffion ein besonderer Gnadentag, an welchem unter den zahlreichen Zuhörern bey der Verkündigung des Evangeliums die Wirkungen des heiligen Geistes sehr merklich zu spüren waren. Bey sehr vielen fand die Lehre von Jesu Eingang, und der Geschmack daran wurde allgemeiner. Am 13ten August wurde das heilige Abendmahl mit einer kleinen Gesellschaft von dreyzehn Personen zum erstenmal gehalten; und von da an rechnete Friedrich Martin eine neue Gnadenperiode in dieser Miffion. Die Versammlungen wurden immer zahlreicher, wie dann zum Bettage am 7ten September sich über dritthalbhundert Neger einfanden; und das Evangelium wurde von vielen begierig angenommen. Die erste Kindertaufe allhier geschah am 18ten August.

Die Miffionsarbeit in S. Thomas hatte sich indessen sehr vermehrt, und die dortigen Arbeiter vermiften dabey die Hülffe Friedrich Martins. Sie schickten die zwey Brüder Meining und Samuel Isles am 3ten October mit dem Auftrag nach S. Jan, ihn zu bitten, nach S. Thomas zurückzukommen. Allein er glaubte, daß bey der Gnadenarbeit, die an so viel hundert Negern in S. Jan igt zu spüren sey, er diese Insel nicht eher verlassen könne, als bis ein paar andre Arbeiter an seine Stelle getreten wären. Selbst die Neger, die von jenem Auftrage etwas vernommen hatten, baten ihn außs dringendste,

2. N. S. Croix u. S. Jan. 1749. u. 50. 771

sie ja nicht allein zu lassen, damit sie nicht in den elenden Zustand zurück versielen, in welchem sie aus Mangel eines Lehrers seit mehreren Jahren gewesen wären.

Er setzte also seine Arbeit mit Segen, aber unter grossen Mühseligkeiten fort; machte auch öftere, zum Theil sehr beschwerliche Besuche im Lande. Er merkt in seinem Tagebuch an, daß er bey einem derselben viermal in Lebensgefahr gewesen sey, daraus ihn nur die Wunderhand Gottes errettet habe.

Da es auf eine beständige Mission in S. Jan angetragen war, so dachte man auch auf den Ankauf eines Grundstücks, auf welchem die nöthigen Anstalten dazu gemacht werden könnten. Zu dem Ende hatten die Brüder im Monat Junius von Jens Rasmus eine kleine Plantage nahe an Großerupbay käuflich übernommen, die nachher Bethanien genennt worden. Ist war sie noch wüste, und ohne ordentliche Wohngebäude. Im November fing Friedrich Martin an, auf Bethanien einige Einrichtung zu den gottesdienstlichen Versammlungen für die vielen dort herum wohnenden Erweckten zu machen. Er bediente sich dazu eines Negerhauses, das zwar die gewöhnliche Grösse solcher Gebäude übertraf; aber die Menge der Zuhörer lange nicht fassen konnte. Er fing daher mit dem Neger Abraham an, eine Laubhütte an dasselbe anzubauen, um seinen Zuhörern wenigstens einigen Schutz vor den brennenden Sonnenstrahlen zu verschaffen. Hier hielt er am 23ten November die erste Predigt, dankte Gott auf den Knien für diesen Platz, und weihte ihn der Predigt des Evangeliums. Seit der Zeit predigte er des Sonntags

tags wechselfe auf Tonis Plantage und Bethanien; der Betttag aber wurde immer an letzterem Orte gehalten. Am Gemeintag den 30ten November ertheilte er sieben Erwachsenen die heilige Taufe. Der erste derselben war der Neger Galant, der unter seinem Volk das Werk Gottes einigermaßen fortgeführt hatte, als sie ohne einen weissen Lehrer waren. Die Gnade der Taufe war ihm auch schon lange zugedacht; aber erst igt konnte sie ihm ertheilt werden. Bey fünfhundert Neger wohnten dieser begnadigten Handlung bey, hörten nachher noch ein gesalbtes Zeugniß von dem Neger Abraham, und gingen voll Dankbarkeit nach Hause.

Auf Friedrich Martins Verlangen kam Georg Weber am 5ten December von S. Thomas herüber, mit dem er die Besorgung der neugekauften Plantage, und seine Ablösung durch Johann Schur verabredete. Auf Webers Rückreise nach S. Thomas stieß das Boot auf eine blinde Klippe, blieb sitzen, und verlor das Ruder. Zugleich drang das Wasser so häufig hinein, daß Pumpen und Schöpfen nichts half, und alle Passagiers, darunter der Herr Landvogt Koch und seine Frau waren, sich den Untergang als unvermeidlich vorstellten. Nachdem diese Gefahr, in welcher sich Weber mit gläubigem Gebet zu Gott wendete, eine halbe Stunde gewähret hatte, wurde das Boot wieder flott, worauf es noch mit genauer Noth gegen den Wall gesteuert wurde und strandete. Hier wurden zwar alle Personen gerettet; aber, es war eine finstre Nacht, der Ort, wo sie strandeten, war ihnen unbekant, das Ufer steil und felsigt, und niemand wußte, wo er sich hinwenden sollte.

We:

2. N. S. Croix u. S. Jan. 1749. u. 50. 773

Weber, der noch am besten da bekant war, kletterte mit Mühe über das hohe Ufer durch dickes stachlichtes Gesträuch durch, fand den Weg zu einer Plantage, wo einige christliche Neger waren; von denen er sogleich einen nach der Brüderplantage schickte, daß die Brüder den Verunglückten mit Pferden und Laternen zu Hülfe eilen sollten. So wurde die ganze Gesellschaft noch vor Tage in Sicherheit und unter Dach gebracht.

Friedrich Martin setzte seine Arbeit in S. Jan noch solange fort, bis Johann Schur mit seiner Frau ankam, ihn auf einige Zeit abzulösen. Am 19ten machte er seine bevorstehende Abreise der Gemeinde bekant, und ertheilte noch am 21ten December, nachdem Johann Schur seine erste Rede gehalten hatte, vier Schwarzen die heilige Taufe. Sodann verließ er diesen seinen gesegneten Misionsplan am 24ten December mit dankbarem und getröstetem Herzen, und langte mit seiner Familie am folgenden Tage in S. Thomas an.

Sein Vicarius, der gesegnete Kinderlehrer Johann Schur, hatte kaum seine Arbeit unter den Negern in S. Jan angefangen, als er von einem hitzigen Fieber überfallen wurde, daran er schon am 5ten Januar 1750. verschied. Seine Leiche war das erste Korn, daß von der Brüdergemeinde auf S. Jan ausgesäet worden. Die weissen Arbeiter empfanden diesen Verlust eines sehr brauchbaren Gehülfsen, bey der weitläufigen Arbeit, sehr schmerzlich; und die Neger in S. Jan, die eine besondere Liebe und Zutrauen zu ihm hatten, schickten ihm viele Thränen nach, und baten sehr dringend, daß seine Stelle aufs baldeste

wieder besetzt werden möchte. So sehr die Miffionsarbeiter von der Nothwendigkeit dieser Besetzung überzeugt waren, wenn das daselbst von neuem angezündete Feuer nicht verlöschen sollte; so war sie doch wegen der vielen Arbeit auf S. Thomas, und der unter den Arbeitern noch herrschenden Krankheiten, izt nicht wohl möglich. Friedrich Martin hielt für nöthiger, daß er nach S. Croix ginge, von wo aus er in S. Jan von Zeit zu Zeit zu besuchen gedachte, bis diese Insel wieder eigne Arbeiter bekommen könnte.

Unter den Miffionsarbeitern auf S. Thomas, die noch vom vorigen Jahre her am Fieber krank waren, starb Nicolaus Schneider am 7ten Januar 1750. So waren in einer Zeit von zwey Monaten vier Personen zur obern Gemeine abgerufen worden, deren Verlust bey der weitläufigen Arbeit den Brüdern sehr empfindlich war.

Ein noch grösserer stand ihnen bald bevor, durch den Abruf des ältesten Miffionarius, des ehrwürdigen Friedrich Martins, in seines HErrn Freude. Er verließ S. Thomas am 10ten Januar 1750. und kam mit seiner Frau und kleinen Tochter am 12ten nach Bassin auf S. Croix.

Seit dem Besuche des Bischofs Johannes von Watteville, der sich am 13ten May 1749. endigte, hatte S. Croix von weissen Arbeitern nur wenig besucht werden können. Indessen war dieser Mangel lange nicht von so nachtheiligen Folgen, als auf S. Jan, wo es an zuverlässigen Gehülffen aus der Nation fehlte. Auf S. Croix konnte man diese schon eine Weile allein fortarbeiten lassen. Unter denselben nahm sich der Mulatte David seines Volkes sonderlich

lich auf Prinzess an, wo er am Sonntag und an den
 Wochentagen die allgemeine und bisweilen auch den
 besondern Abtheilungen Versammlungen hielt. Seine
 Gabe zum Vortrage, seine Erfahrung, und die Eigen-
 schaften seines Herzens, hatten ihm eine durchgän-
 gige Liebe, Achtung und Vertrauen erworben. Fried-
 rich Martin machte im Junius den Negern auf
 S. Croix mit seinem Besuche, der vom 19ten bis
 25ten währte, eine kurze Freude. Er predigte auf
 Prinzess, taufte zwey erwachsene Personen und ein
 Kind, hielt das heilige Abendmahl, und tröstete die
 vielen nach der Taufe verlangenden Candidaten mit
 der Hoffnung, daß sie ihres Wunsches bald gewährt
 werden sollten.

Den letzten Besuch im Jahr 1749. hatten die
 Neger auf S. Croix im August von dem Bruder
 Abraham Meining und seiner Frau; er währte vom
 23ten August bis 4ten September, zu einer Zeit, da
 die Pocken im Lande grassirten, an welchen David
 und andre Neger auf Prinzess darnieder lagen; aber
 alle glücklich durchkamen. In der Zeit ihres kurzen
 Aufenthalts hielt er die gewöhnlichen Versammlungen
 und das heilige Abendmahl, und taufte ein krankes
 Kind. Elf Personen, darunter zwey Kinder, waren
 in diesem Jahre getauft, und vier zum heiligen Abend-
 mahl genommen worden.

Als Friedrich Martin am 12ten Januar 1750.
 wie eben gesagt worden, in S. Croix ankam, wurde
 er mit größter Liebe und mit der lebhaftesten Freude
 gleich am Strande von einigen schwarzen Brüdern
 empfangen. Sie brachten ihn nach dem neuen Hause
 in Bassin, welches der Maurermeister David, und

einige andre Neger aus eigenem Triebe zu seinem Unterkommen auf dem Compagniegrunde erbauet hatten. Nachdem er den ganzen Tag vielen Besuch von dem schwarzen Volke gehabt hatte, hielt er Abends in seinem Hause eine Rede an eine zahlreiche Versammlung, davon nur der geringste Theil im Hause Raum fand. Den 13ten that er eben dieses auf Prinzess; ließ sich nachher durch die Nationalarbeiter von dem Zustande der Gemeine, und dem Werke Gottes unter den Negern dieser Insel, Nachricht geben; und nahm mit ihnen die nöthige Abrede. Den 15ten wartete er dem Herrn Gouverneur Hansen auf, dankte ihm besonders für seine bey dem Bau des neuen Hauses bewiesene Geneigtheit, und erhielt von ihm die Versicherung, daß er alles mögliche zur Unterstützung der Mission beyzutragen willig sey. Ungeachtet Friedrich Martin an diesem Tage einen Anfall vom Fieber hatte, so ging er doch Abends nach Prinzess, wo er mit den Communicanten wegen des bevorstehenden Abendmahls einzeln sprach. Dasselbe sollte den 17ten auf Prinzess gehalten, und zugleich das neue Haus des Aquila eingeweihet werden, welches er zum Behuf der Versammlungen noch einmal so groß gebaut hatte, als ein gewöhnliches Negerhaus ist. Friedrich Martin ließ sich durch einen starken Fieberparoxysmus nicht abhalten, dahin zu gehen. Da er aber vor Schwachheit nicht im Stande war, an das versamlete Volk eine Rede zu halten; so trug er sie dem Helfer David auf, und that zum Schlusse derselben ein gesalbtes Gebet. Nachdem er mit den Arbeitern eine Conferenz gehalten, mit verschiedenen Personen einzeln gesprochen, und neun Personen zum

erst-

2. A. S. Croix u. S. Jan. 1749. u. 50. 777

erstmaligen Genusse des heiligen Abendmahls confirmirt hatte, hielt er dasselbe mit der Gemeine, unter einem mächtigen Gefühl der göttlichen Gnade. Eine besondere Freude hatte er dabey, daß er den Gideon, der sechs Jahr wie ein verlornes Schaf in der Irre gewesen war, und sich izzt in die Arme des guten Hirten wieder gefunden hatte, zum Genuß dieses hohen Gutes wieder mitnehmen konnte. Nach dieser seligen Handlung war er zwar sehr matt, aber über alles Gute, das Gott ihm und dem schwarzen Volke that, sehr vergnügt, und brachte ihm dafür auf den Knien mit der Gemeine das schuldige Dankopfer; wobey er zugleich das neue Versamlungshaus seinem Segen empfahl.

Sonntag den 18ten predigte er Vormittag in seinem Hause und Nachmittag auf Prinzeß. Hier hielt er seine letzte öffentliche Rede, die von der Seligkeit eines gläubigen Herzens in Jesu Christo, dem verwundeten und gekreuzigten Heilande, handelte. Nach derselben sahe er noch, bey einer Umwandlung vom Fieber und grosser Mattigkeit, die verschiedenen Abtheilungen der Gemeine classenweise, und machte damit den Schluß seiner gesegneten Misionsarbeit. Als er von Prinzeß nach Hause ging, wurde er vom Regen überfallen, und dabey so matt, daß er nur mit Noth nach Hause kommen konnte. Am folgenden Tage wurde sein Fieber heftiger, und am 24ten war er so entkräftet, daß er nicht mehr ausser dem Bette seyn konnte. Er fing nun an zu glauben, daß diese Krankheit die Veranlassung zu seiner Auflösung seyn werde, und gab solches seiner Frau mit vieler Zärtlichkeit zu erkennen. „Ich werde wol zu meinem

lieben Herrn scheiden, sagte er zu ihr; laß dich dadurch in deiner Seligkeit nicht stören. Mir ist unaussprechlich wohl in den Wunden Jesu. Wenn meine Seele zu ihm wird hingeflogen seyn, so bitte den Herrn Gouverneur um die Erlaubniß, daß meine Gebeine bey dem Versammlungshause der Neger auf Prinzeß ihre Ruhestätte haben mögen., Nachdem er acht Tage und Nächte schlaflos zugebracht hatte, bat er seine Frau nochmals sehr liebevoll, sich in ihrem Schmerz zu mäßigen. „Doch kan ich dir wol nicht übel nehmen, daß du weinst,“ sagte er: „denn ich werde nun bald zu unserm liebsten Heilande gehen, da du noch hier bleiben mußt.“ Er ließ sich von ihr noch die Loosung des Tages vorlesen: Ich denke der alten Zeit, der vorigen Jahre Ps. 77. 6. Ach grosser König, groß zu allen Zeiten! dann waren seine letzten Worte zu ihr: „Izt magst du immer auf mich Acht haben; denn nun werde ich bald den letzten Fuß vom Heilande bekommen, und so wird meine Seele weg, und bey ihm seyn. Grüsse alles von mir in S. Thomas und wo du hinkomst.“ So nahm er von seiner treuen Gehülfin Abschied, lag stille, war ganz heiter, und entschlief sanft Vormittag um zehn Uhr in seinem sieben und vierzigsten Jahre.

Der Herr Gouverneur, dem sein Abschied gleich durch den Helfer David gemeldet worden, gewährte ihm nicht nur seine Bitte wegen des Orts seines Begräbnisses; sondern gab auch den Negern, die seinen Sarg machen wolten, die nöthigen Materialien dazu. Nachdem seine Leiche weiß angekleidet, und von vielen Schwarzen und Weissen gesehen worden, wurde
sie

sie Nachmittag um vier Uhr von den getauften Brüdern nach Prinzess getragen. Sie nahmen es als das letzte Merkmaal seiner Liebe zu ihnen an, daß er unter ihnen, und zunächst an ihrem Versammlungshause hatte begraben seyn wollen, und waren dadurch auß zärtlichste gerührt. Den 2ten Februar früh um fünf Uhr senkten sie seinen Sarg ein, nachdem der Helfer David eine Rede an die Versammlung gehalten hatte, deren Empfindungen dabey sich leichter gedanken, als beschreiben lassen. Mit einigen Schichten Mauersteinen, die über dem Grabe als eine niedrige abgekürzte Pyramide aufgesetzt wurden, machen die dankbaren Neger das Grab ihres unvergeßlichen Lehrers kennbar. Unter den Misionsarbeitern in S. Thomas verursachte die Nachricht von diesem Todesfalle eine grosse Bestürzung; und als sie der versamleten Negergemeine daselbst bekant gemacht wurde; entstand darüber ein tiefer Schmerz, der in ein allgemeines Weinen ausbrach.

Die bisher erzählte Geschichte macht es überflüssig, etwas weiter zum Lobe dieses Knechtes des HErrn zu sagen. Sein Andenken wird bey allen Liebhabern Jesu Christi und seines Gnadenreichs ehrwürdig bleiben. Er hat die Mision auf den drey dänischwestindischen Inseln gegründet; er hat da den Thron des Fürsten der Finsterniß durch die Kraft des Kreuzes Christi erschüttert; vierzehn Jahre hat er mit apostolischem Muth und Glauben vielen tausend Negern Jesum Christum als die einzige Ursache ihrer ewigen Seligkeit bekant gemacht, auf jeder der drey Inseln Jesu Christo eine Gemeine aus den Heiden gesamt, und dritthalbhundert haben durch ihn die heilige

Tauf-

Laufe empfangen. Er hat einen guten Kampf gekämpft; er hat überwunden durch das Blut des Lammes, durch das Wort seines Zeugnisses, und daß er sein Leben nicht geliebet bis an den Tod; er hat über dem Glauben gehalten; hinfort ist ihm beygelegt die Krone der Gerechtigkeit, die ihm der Herr, der gerechte Richter, an jenem Tage geben wird, so wie allen denen, die seine Erscheinung lieb haben.



Dritter Abschnitt.

Geschichte der Mission in S. Thomas vom Februar
1750. bis zur Visitation durch Nathanael
Seidel im Junius 1753.

Georg Weber trat nunmehr an die Stelle des
seligen Friedrich Martins als der ordentliche
Lehrer der Neger. Es waren nicht nur der Mis-
sionsarbeiter weniger worden; sondern es wurden
auch die wenigen, die noch da waren, durch an-
haltende Krankheiten gehindert, ihrem Berufe ein
Genüge zu thun. Die Anzahl der Arbeiter auf S.
Thomas bestand aus vier Brüdern und eben soviel
Schwestern; hingegen waren die zu ihrer Pflege ge-
hörigen Personen auf tausend zweyhundert und zwey
und zwanzig gestiegen. Darunter waren nach einem
zu Ende des Februars 1750. gefertigten Verzeichniß
hundert und fünf und siebenzig Abendmahlsgenossen,
hundert und ein und funfzig getaufte Erwachsene und
neunzehn getaufte Kinder, hundert und sechs und sech-
zig Candidaten zur Taufe, und siebenhundert und elf
Schülerlinge. In undenklich vielen Jahren war die An-
zahl der Kranken auf S. Thomas nicht so groß ge-
wesen, als sie in den letzten Monaten des Jahrs 1749.
und dem ersten von 1750. war. Wenige Personen von
Weissen und Schwarzen entgingen den schädlichen Wir-
kungen der Witterung, die mit der grossen Regenzeit des
Jahrs

Jahrs 1749. angefangen hatte. Am meisten hatten die Missionsarbeiter im Januar 1750. davon auszustecken; da fast keiner unter ihnen völlig gesund war. Die Folgen davon währten bis in den Monat Februar; und kaum hatten sie sich erholt, so litten sie von epidemischen Krankheiten im April verschiedene Anfälle, die jedoch nicht von langer Dauer waren. Unter den Schwarzen herrschten in dieser Zeit die Blattern, daran jedoch nur wenige starben.

Die Ältestenconferenz der Gemeinde in Bethlehem war, bald nach der Nachricht von dem Ableben der im vorigen Abschnitt genannten Personen, darauf bedacht, ihre Stellen wieder zu besetzen. Es verzog sich aber mit der Ausführung bis in den August 1750. Die neuen Gehülfen, die am 29ten dieses Monats in S. Thomas ankamen, waren Johann Friedrich Segner, der schon einmal hier gewesen war, und izt verheirathet zurückkam; und Reinhard Konner mit seiner Frau. In ihrer Gesellschaft war der Bruder Christian Frölich, der den Auftrag hatte, die drey Witwen Martinin, Schurin, und Meiningin abzuholen, und mit der nächsten Schiffsgelegenheit nach Bethlehem zu begleiten. Da aber unter den übrigen weissen Arbeiterinnen keine die creolische Sprache verstand, und mit den Negerinnen reden konnte, ausser Johann Böhners Frau; so wurde ihre Abreise solange verschoben, bis die neuangekommenen die Sprache gelernt hätten. Dagegen gingen die zwey Brüder Samuel Isles und Johann Westmann am 10ten September mit Christian Frölich nach Bethlehem.

Reinhard Konner war bestimmt, des seligen Kinderlehrers Johann Schurs Arbeit an der Ne-

ger:

gerjugend fortzusehen. Er machte sehr bald damit den Anfang, und gewann auch in kurzem die Liebe der Negerkinder. Segner verstand schon ziemlich das Creolische, und konnte daher sowol zum öffentlichen Vortrag, als zum Privatbesuch gebraucht werden. Die meiste Misionsarbeit fiel jedoch auf die zwey Brüder Georg Weber und Johann Böhner. Letzterer trieb zugleich die Mühlenbaukunst; igt aber erforderte es die Noth, daß er fast täglich nach der Arbeit entweder nach der Brüderplantage oder einem andern Misionsplatze ging, um die Versammlungen zu halten. Man hatte zwar zwey und zwanzig schwarze Helfer, die die Besorgung des weitläufigen Plans sehr erleichterten; aber nur wenige derselben konnten zum Vortrag des Evangeliums gebraucht werden. Abraham nahm sich unter ihnen noch immer durch seine vorzügliche Gaben aus. Mingo, der alte treue Diener, war am 5ten Januar 1750. glücklich aus Copenhagen zurückgekommen, und leistete den weissen Arbeitern sehr reale Hülfe. Auch dem Stephanus wurde bisweilen aufgetragen, eine auswärtige Versammlung der Kinder oder einer besondern Abtheilung der Erwachsenen zu halten. Petrus aber, der Älteste der Negergemeine, ging am 27ten September 1750. in seines Herrn Freude ein. Weisse und Schwarze, denen der Verlust dieses gesegneten Arbeiters schmerzlich war, versamleten sich sehr zahlreich zu seinem Begräbnisse.

Am 4ten December kam wieder eine Verstärkung aus Bethlehem mit Samuel Isles auf S. Thomas an. Sein Reisegefährte Johann Westmann blieb in Pensylvanien zurück; hingegen kamen in seiner
Ge-

Gesellschaft zwey verheirathete Brüder, Johann Georg Zantsch und Georg Ohneberg, mit ihren Frauen, ein Witwer, Johann Michler, und zwey ledige Brüder, Heinrich Paulsen und Johann Georg Seldhausen. Sie kamen zu einer Zeit, da man ihre Hülfe sehr nöthig hatte. Samuel Isles fonte sogleich des Bruder Georg Webers Stelle vertreten, der zu der Zeit am Fieber lag, welches ihn in etlichen Wochen sehr entkräftet hatte.

In Johann Georg Seldhausen bekam Johann Böhner einen Gehülfen bey dem Mühlenbau; und die übrigen richteten sich ebenfalls theils auf die Ausübung ihrer erlernten Handwerke, theils auf andre Arbeiten ein.

Nunmehr fonte auch die kleine Plantage Krummbay mit ein paar Arbeitern besetzt werden, die neben der Aufsicht über die Wirthschaft, dabey nur etliche wenige Neger angestellt waren, sich der Erweckten in dasiger Gegend annehmen solten. Es liegt dieser Platz nur eine halbe Stunde vom Dorfe, eben soweit von Muskitebay, aber anderthalb Stunden von der ersten Brüderplantage; und war ein bequemer Sammelplatz für die auf der Nordseite und dem Westende. Als Schemes im Jahr 1752. nach Bethlehem abreiste, um bey der dortigen Brüdergemeine zu bleiben, überließ er die Plantage Krummbay käuflich an die Brüder. Segner und seine Frau zogen am 28ten December 1750. dahin; sie hatten den Neger Abraham bey sich, der sowol mit Handarbeit der Plantage, als bey den Versammlungen mit seinem Vortrage diente.

Im April 1751. ging Georg Ohneberg mit seiner Frau nach S. Croix, um die dasige Mission fort-

fortzusetzen, die seit Friedrich Martins Tod ohne einen weissen Arbeiter gewesen war. Die Geschichte derselben wird in einem eigenen Abschnitte folgen.

Am 23ten May kam der Bruder John Wade (Wad) von Bethlehem auf S. Thomas an. Er hatte den Auftrag, den gegenwärtigen Zustand der Mission sich anzusehen, und die drey Witwen, die schon im vorigen Jahre mit dem Bruder Frölich nach Bethlehem gehen sollten, dahin zu bringen. In den vier Wochen seines Aufenthalts erkundigte er sich nicht nur in den Conferenzen mit den Arbeitern nach dem ganzen Zustande der Mission; sondern besuchte auch die verschiedenen Predigtplätze auf S. Thomas, desgleichen S. Croix, und diente mit bey der öffentlichen Verkündigung des Evangelii. Sowol die grosse Menge der Schwarzen, die sich zur Predigt einfanden, als auch der innere Gnadengang der Negergemeine, war ihm zu besonderer Freude. Am 22ten Junii reifete er nebst Reinhard Konnern und den mehrerwehnten drey Witwen nach Bethlehem ab.

Zu Anfang des Augusts 1751. hatten die Missionsarbeiter wieder harte Anfälle von Krankheiten. Heinrich Paulsen, der erst im December vorigen Jahrs nach S. Thomas gekommen war, verschied am 20ten August an einem hitzigen Fieber in einem Alter von vierzig Jahren.

Reinhard Konner kam am 10ten December eben dieses Jahrs nach S. Thomas zurück, und mit ihm kamen der Bruder Joachim Busse und dessen Frau, als Gehülffen bey der Mission. Sie brachten sieben und zwanzig Tage zwischen Neuyork und S. Thomas zu, und hatten in der Zeit fast beständig Sturm.

Ihr Fahrzeug ward leck, das Ruder zerbrach, und sie waren in beständiger Gefahr des Untergangs bis zum 2ten December, da sich das Wetter änderte. Von da an hatten sie guten Wind, mit dem sie glücklich in S. Thomas ankamen.

Joachim Busse und seine Frau hatten bald im Anfang des Jahrs 1752. schwere Anfälle von Fiebern, womit er insonderheit über drey Monate zu thun hatte. Er übernahm darauf mit Johann Böhner die Direction der Missionsanstalt, als Georg Weber am 4ten Junius dieses Jahrs auf erhaltenen Ruf nach Bethlehem abreiste. Johann Böhner aber trat als ordentlicher Lehrer der Neger in Webers Stelle.

Joachim Busse wurde aber schon am 9ten Februar 1753. mit einem hitzigen Fieber befallen, welches am 17ten seinem Leben in einem Alter von neun und vierzig Jahren ein Ende machte, nachdem er nur vierzehn Monate bey der Mission gedient hatte. Er war im Jahr 1743. mit seiner Familie aus Reval zur Brüdergemeine in Herrnhut gekommen, hatte nachher die Brüdergemeine in Berlin sechs Jahre lang bedient, und im Jahr 1751. den Ruf nach S. Thomas erhalten, wo er in der kurzen Zeit seines Dienstes manches gesalbte Zeugniß von dem durch Jesum Christum erworbenen Heil abgelegt, und ein und vierzig Heiden getauft hat.

Seine Leiche war die erste, die auf dem eigenen Begräbnißplatze der Brüder, den ihnen der Herr Gouverneur auf seine Bitte gestattet hatte, begraben wurde. Denn da im October vorigen Jahrs der Gottesacker der Blanken weiter vom Dorf wegverlegt

wur:

wurde; so sahe dieser Herr wohl ein, daß die Vorstellung, welche ihm der Bruder Buisse wegen der zu grossen Entfernung dieses Begräbnißplatzes von der Brüderplantage machte, Grund habe; und er gestattete, daß die Brüder ihre Leichen auf ihrem eigenen Grunde begraben könnten. Buisse's Beerdigung geschah an dem gewöhnlichen Gemeintage; und neunzehn Neger wurden an demselben der heiligen Taufe theilhaftig.

Das waren die Veränderungen, welche unter den Misionsarbeitern in diesem Zeitraum vorkamen. Sie genossen in demselben die unveränderliche Gewogenheit des Gouverneurs und vieler anderer Herren. Das gute Vertrauen, welches der Gouverneur zu den Brüdern und ihrer Arbeit an den Negern hatte, zeigte sich unter andern im Monat Junius 1750. da der Befehl erneuert wurde, daß kein Neger nach zehn Uhr Abends durchs Dorf gehen, oder sich auf der Gasse finden lassen sollte. Die Veranlassung dazu war die nach S. Thomas gekommene Nachricht von der Empörung der Neger in der holländischen Colonie Surinam. Da es nun nicht immer möglich war, die gottesdienstlichen Versammlungen so einzurichten, daß die Dorf-eger und andere, deren Weg durchs Dorf ging, vor einer bestimmten Zeit zu Hause seyn konnten, so verordnete der Gouverneur, daß diejenigen Neger, welche mit einem von einem Misionsarbeiter unterschriebenen Zettel versehen wären, von der Wache frey durchlassen werden sollten. Man ließ also die Neger, die nach zehn Uhr aus den Versammlungen ins Dorf oder durch dasselbe gehen mußten, zusammen in einem Haufen gehen, und gab einem derselben, der die übr-

gen anführte, den Zettel, auf dessen Vorweisung die Wache sie ungehindert ihren Weg gehen ließ. Diese Gewohnheit ist nachher bey ähnlichen Gelegenheiten beybehalten worden.

Aber bey aller der Legitimation, welche der Brüder Arbeit bey den meisten Einwohnern der Insel hatte, gab es doch hin und wieder noch Uebelgesinnte, die ihre Neger darum hart und grausam behandelten, weil sie sich zu den Brüdern hielten. Ich führe davon nur ein Beyspiel an. Einen Neger, der im Januar 1750. getauft worden, und ein treuer und fleißiger Slave war, ließ sein Herr auch in seiner letzten Krankheit noch die Wirkungen seines feindseligen Gemüths empfinden; schnitt ihm alle Hülfe und Pflege ab, und verbot, ihm einen Trunk Wasser zu geben; und als die Frau des Sterbenden es gleichwol that, versetzte er ihr mit dem Degen einen Hieb über den Kopf. Auch nachdem der Tod dem Elend dieses christlichen Negers ein Ende gemacht hatte, hörte er noch nicht auf, ihn zu verfolgen. Er versagte ihm das Begräbniß, und wolte ihn in seiner Hütte verfaulen lassen. Allein zwey Missionsarbeiter ließen in der Stille einen Sarg und ein Grab machen, und wagten es, den Leichnam ordentlich zur Erde zu bestatten; welches, gegen ihr Vermuthen, ohne Widerstand bewerkstelligt wurde. Auch fanden sich Leute in Europa, welche sich der Streitschriften gegen den Grafen von Zinzendorf und die Brüdergemeine bedienen wolten, um der Brüder Arbeit unter den Negern in Westindien zu stören; aber die Brüder hatten sich daselbst in den achtzehn Jahren ihrer Mission, hinlänglich als Diener und Jünger Jesu legitimirt, und der Segen ihrer

ihrer Arbeit war zu offenbar. Solche Schriften hatten also weiter keine Wirkung, als daß von einigen Unwissenden auf eine kurze Zeit allerley ungereimte Urtheile gefällt wurden, die sich selbst widerlegten.

Der Unterhalt der Misionsarbeiter wurde theils durch ihre Professionen verdient, theils aus der Plantage genommen; weil aber beides doch nicht hinreichte, alle bey dem weitläufigen Werke nöthige Ausgaben zu bestreiten, so trug die Misionsdiaconie der Brüdergemeine die Unkosten der Reisen neuer Gehülften aus Europa oder America, so wie sie auch das übrige von ihren Bedürfnissen von Zeit zu Zeit nach Nothdurft besorgte.

Von dem innern Zustande der Mision merke ich erst überhaupt an, daß der gesegnete Gang derselben in diesen drey Jahren durch Gottes Gnade fortwährte. Die Misionsarbeiter befolgten die Grundsätze, welche bey der Visitation im Jahr 1749. waren festgesetzt worden. Sie wußten in ihren öffentlichen Vorträgen an die Heiden nichts, als Jesum Christum den Gekreuzigten, den sie als die einzige Ursache der Seligkeit und Heiligung vorstellten, und alle arme Sünder einluden, durch den Glauben zu Jesu zu kommen, und die Vergebung ihrer Sünden, und das Leben aus Gott von ihm zu empfangen. Die Gläubigen wiesen sie an, so in ihm zu wandeln, wie sie ihn angenommen hatten. Mit mütterlicher Geduld und herzlichem Mitleiden trugen sie die Schwachen, und suchten den Verirrten zurecht zu helfen. Sie hatten durchgängig einen getrosten Muth, und aus Drang der Liebe zu Christo und den mit seinem Blute erkauften Seelen der Schwarzen suchten

sie diese zu gewinnen. Sie ergaben sich dabey willig in alle die Beschwerlichkeiten, womit ihre Arbeit verbunden war, und hielten sich für hinlänglich belohnt, wenn nur viele Neger Jesum Christum als ihren Gott und Heiland mit einem für seine unaussprechliche Liebe dankbaren und zu seinem Gehorsam ganz ergebenen Herzen anbeteten, liebten und bekanteten.

Die öffentlichen gottesdienstlichen Versammlungen wurden von den Negern auf allen Missionsplätzen sehr zahlreich besucht; sonderlich an den grossen Festtagen, Ostern, Pfingsten und Weihnachten, und den Gemeintagen, die monatlich gehalten wurden. Die neue Kirche auf der Brüderplantage war viel zu klein, die Menge der versamleten Neger zu fassen; und der größte Theil mußte auffer derselben stehen, und durch die ofnen Thüren und Fenster hören. Es wird als etwas erfreuliches angemerkt, daß sich zu der Pfingstfeyer 1750. viele Freyneger einfanden; und von der Zeit an finden sich verschiedene Beyspiele ihrer Bekehrung.

Da auf der ganzen Insel die Erweckung fortging, so meldeten sich an manchen Gemeintagen zwanzig bis dreyßig neue Leute, die darum baten, daß man ihre Namen aufschreiben sollte; wobey sie mehrentheils, wenn die Brüder sie wegen der dabey habenden Absicht befragten, ihr Verlangen, den Heiland als ihren Erlöser kennen zu lernen, auf eine solche Weise bezeugten, daß man nicht Ursache hatte, an der Aufrichtigkeit ihrer Aussage zu zweifeln.

Auch in diesen drey Jahren wurden fast an jedem Gemeintage einige Neger getauft. Die Anzahl der Erwachsenen und Kinder, welchen diese Gnade zu Theil

Theil ward, belief sich im Jahr 1750. auf hundert und vierzig; im Jahr 1751. auf hundert und drey, und im Jahr 1752. auf hundert und sieben und dreyßig; also in den drey Jahren auf dreyhundert und achtzig Personen. Den Taufcandidaten wurde die Lehre von der Taufe fleißig vorgetragen, und die Wichtigkeit dieser göttlichen Wohlthat gezeigt. Ehe sie derselben theilhaftig wurden, machte man ihnen durch vorgelegte Fragen Gelegenheit, ihren Glauben, und ihre Liebe zu Jesu Christo öffentlich vor der Gemeinde zu bezeugen. Unter den im Jahr 1750. Getauften war die hundertjährige Luschia, welche vor ihrem nahem Ende sehulich verlangte, der Gnade Gottes in Jesu Christo durch die Taufe noch versichert zu werden. Nachdem sie diese erhalten hatte, war sie voll lebhafter Freude, und brachte ihre noch übrige Lebenszeit im Umgange mit Gott ihrem Heilande vergnügt zu. Ich merke noch den alten kranken Thomas an, der die Brüder sehr angelegentlich um ihren Besuch und um die Taufe bitten ließ, mit dem Ausdruck, daß er unmöglich sterben könne, ehe er durch die Taufe von Sünden abgewaschen wäre. Nachdem er getauft worden, sagte er: „Nun will ich mit Freuden zu meinem Heilande heimfahren;“, und wenige Tage darauf verschied er unter dem Gesange geistlicher Lieder, womit einige schwarze Brüder ihn bis zum letzten Othemzuge unterhielten. Unter den Negern, die im Januar 1751. die Taufe empfingen, verdient der lahme Barbados angemerkt zu werden. Mit einem Beine und zwey Krücken war er bis auf das nahe Krumbay gekommen. Als ihn Georg Weber veranlaßte, sein Herz über die ihm

zugesagte Taufgnade auszudrücken, antwortete er, es fehle ihm dazu an Worten; er zittere aber nach dieser Gnade, dazu er gar kein Recht habe. In seinen elenden Umständen wünsche er nichts, als durch das Blut Jesu Christi selig, und seines ewigen Heils versichert zu werden. Nach erhaltener Taufe, war sein Herz voll Freude und Dankbarkeit, und floss vom Lobe Gottes über. Im Monat Merz wiederfuhr diese Gnade dem Freyneger Quamina in seinem Hause. Von Jugend auf war er voller Wunden, hatte kein gesundes Glied an seinem Leibe, und verlor dabey auch das Gehör. In diesem Zustande fiel ihm einmal ein, in die Sonntagsversammlung der Brüder zu gehen, und er ließ sich die peinliche Mühe, die ihn diese Bewegung kostete, nicht abhalten. Ueber den sonderbaren Einfall, daß ein Tauber zur Anhörung der Predigt ginge, wunderte sich seine Mutter sehr; ihre Verwunderung aber wurde noch weit grösser, als er bey seiner Wiederkunft nicht Worte genug finden konnte, alles das Gute zu beschreiben, das er gehört, und in seinem Herzen gefühlt habe. Er behielt von der Zeit an sein Gehör; und da der Same des göttlichen Wortes in seinem Herzen einen guten Boden fand, brachte er seine Frucht. Auf sein sehnliches Verlangen wurde er durch die Taufe seines Antheils an dem durch Jesu Leiden und Tod erworbenen Gnade und Vergebung der Sünden theilhaftig, und bekam den Namen Lazarus. Zwey Kranke, die im Monat Julius 1752. zu Hause getauft werden sollten, wünschten doch lieber diese Gnade in der Versammlung der Gemeinde, und unter deren Gebet zu erhalten, und ließen sich von einigen Negern auf den Schultern zur Kirche tragen.

Zum

Zum Gemeintag im October kam eine Candidatin weiß gekleidet, da sie doch zur Taufe nicht bestellt war. Den Arbeiterinnen, die sich darüber wunderten, gab sie zur Ursache an, sie habe eine Ahndung in ihrem Herzen gehabt, daß sie heute würde getauft werden. Als ihr diese den Irrthum benehmen wolten, und jene Ahndung auf eine andere bald bevorstehende Zeit deuteten, fing sie bitterlich an zu weinen, und bestand darauf, daß Gott ihr die Gnade der Taufe heute zgedacht habe. Als die Brüder das innige Anliegen dieser Person bemerkten, erfüllten sie ihr Verlangen. Sie erhielt also mit den übrigen Tauflingen die heilige Taufe, zu ihrer unbeschreiblichen Freude. Nach dieser Handlung fielen die zurückgebliebenen Taufcandidaten den Neugetauften um den Hals; bezeigten ihre Freude über die ihnen wiederfahrne Gnade; und da sie izt aus ihrer Classe schieden, nahmen sie unter milden Thränen Abschied von ihnen. Ein Neger des Herrn Gardes, der in der Taufe den Namen Abraham erhalten hatte, kam nach seiner Taufe zu seinem Herrn; erzählte ihm die grosse Gnade, die ihm wiederfahren sey, dankte ihm sehr demüthig für die Erlaubniß, die er bisher gehabt habe, in die Versammlungen zu gehen, und bat sich dieselbe ferner aus. Dabey legte er von der göttlichen Gnadenarbeit an seinem Herzen, und der dadurch in ihm gewirkten Veränderung ein so gefühlvolles Zeugniß ab, daß seine Herrschaft davon auß lebhafteste gerührt wurde, und ihm seine Bitte gern gewährte.

Ungeachtet in diesen drey Jahren gegen vierhundert Neger getauft worden; so war doch diese Anzahl im Verhältniß mit den Taufcandidaten gering. Denn

bisweilen kamen hundert Personen von neuem in diese Classe, wenn sie durch zehn oder zwanzig Getaufte vermindert wurde.

Die Anzahl der Communicanten wurde in den drey Jahren von 1750. bis Ende 1752. mit zweyhundert Personen vermehrt. Als im Jahr 1752. einigen Getauften die fröhliche Nachricht gegeben wurde, daß sie nächstens zum heiligen Abendmahl confirmirt werden sollten; so bezeugte unter andern eine alte Negerin, sie habe sich diese Gnade vom Heilande mit vielen heißen Thränen erbeten. Oft habe sie einsam in ihrer Hütte gesessen, und zum Heiland gesagt: „O dürfte ich nur einmal die Gnade haben, mit den andern Brüdern und Schwestern das Abendmahl zu genieffen! o wie groß und wichtig würde mir das seyn.“ Gewöhnlich wurde das Abendmahl alle vier Wochen gehalten, nachdem sich die Missionsarbeiter vorher den innern Zustand eines jeden Communicanten durch vertrauliche Unterredung bekant gemacht hatten. Nur einmal glaubten sie im Jahr 1752. Ursache zu haben, dasselbe auszusetzen. Als an dessen statt eine Rede über die Worte Pauli: Der Mensch prüfe sich selbst, an die Communicanten gehalten wurde, erfolgte eine durchgängige herzliche Betrübniß der Gemeine, und die Entschliessung zu neuer Treue in einem der Gnade Gottes würdigen Wandel. Sonst war es gewöhnlich, das bevorstehende Abendmahl der Gemeine acht Tage voraus zu melden, und bey der Gelegenheit von der Natur und Wichtigkeit dieses Sacraments, und der Beschaffenheit eines würdigen Communicanten zu reden.

Die Missionsarbeiter lieffen sich auch mehr angelegen seyn, die Liturgie zu verbessern; und da sie bis

hei

her mehrentheils holländische Gesänge bey dem Gottesdienst gebraucht hatten, die doch nicht durchgängig von den Negern verstanden wurden; so übersetzten sie igt verschiedene schöne Kirchenlieder ins creolische; z. B. Allein Gott in der Höh sey Ehr 2c. O Welt, sieh hier dein Leben am Stamm des Kreuzes schweben 2c. O Jesu Christ, mein schönstes Licht 2c. auch die Kirchenlitaney wurde übersetzt, und 1752. am 19ten Merz zum erstenmal öffentlich gebetet. Seit der Zeit kamen die holländischen Lieder nach und nach auffer Gebrauch. Es diente den Negern zur besondern Freude und Segen, daß sie igt Lieder in ihrer eigenen Sprache hatten, die sie ganz verstehen konten. Doch, da diese Sprache so arm, und wenig bearbeitet ist; so war an den übersetzten Liedern noch viel unvollkommenes, das von Zeit zu Zeit gebessert wurde.

Die Missionsarbeiter wurden zwar von den Negern fleißig besucht; es waren aber doch unter diesen sehr viele, die durch Krankheiten oder andere Ursachen daran gehindert wurden. Soviel es also die Geschäfte und die Gesundheitsumstände der Missionsarbeiter erlaubten, besuchten sie die Kranken und Krüppel auf ihren Plantagen. Dagegen kamen ihnen, in ihren Krankheiten, die Neger mit nächtlichen Wachen und Bedienung wieder zu Hülfe; welches ihnen sonderlich in den Zeiten, da keiner oder sehr wenige unter ihnen gesund waren, sehr zu statten kam. Im Jahr 1750. setzten die zwey Brüder Samuel Isles und Westmann ihre Besuche über die ganze Insel ort bis zum äußersten West- und Ostende. Je selte-
 rer dergleichen Besuche am Westende gewesen waren,
 weil

weil der Weg dahin nicht nur sehr lang, sondern auch sehr beschwerlich war; desto mehr Freude erweckten sie unter den Negern. Und die Brüder konnten sich ihrerseits über viele derselben von Herzen freuen; z. B. über eine zahlreiche Negerfamilie auf der Plantage Fransmannsbay, die aus vier Generationen bestand, und sich zu Jesu Christo als ihrem Herrn und Gott bekante.

Von den Besuchen und dem Unterricht der Negerkinder, davon Reinhard Konner im Jahr 1752. ein eignes Tagebuch führte, will ich hier das wesentliche erzählen. Er merkt an, daß sich die Zahl der Negerkinder, welche von ihm besucht zu werden, und in die Kinderversammlungen zu kommen pflegten, über fünfshundert belief. Bey seinen Besuchen ließ er sich besonders angelegen seyn, die Jugend mit der Geschichte des Lebens, Leidens und Sterbens Jesu Christi bekant zu machen. Er stellte ihnen die grosse Liebe vor, die ihn getrieben hat, für die Sünden der Menschen zu sterben, und nach welcher er igt bereit ist, alle diejenigen mit seinem Blute von Sünden zu waschen, und zu vergnügten seligen Menschen zu machen, die mit ihrem Sündenelend zu ihm kommen, und ihn gern in ihr Herz aufnehmen. Dabey pries er ihnen sonderlich die grosse Kinderliebe des Heilands an, und reizte sie dadurch zur Liebe und zum Vertrauen zu ihm. Diese liebenswürdigen und tröstlichen Wahrheiten fanden in den jugendlichen Herzen vielen Eingang, und die Anzahl derer, die den Herrn Jesum zärtlich liebten, und was ihm zuwider ist, verabscheuten, war nicht gering. Ihr Verlangen, Worte vom Heilande zu hören, war sehr groß. Wenn Konner

ner und seine Frau auf eine Plantage kamen, so liefen ihnen die Kinder freudenvoll entgegen. Denn sie warteten begierig auf den Tag, da der Baas kommen, und ihre Versammlung halten sollte. Unter derselben verwandten sie die Augen nicht von ihm, und nahmen ihm gleichsam jedes Wort aus dem Munde. Fiel aber die Versammlung, des Wetters oder anderer Ursachen wegen, aus, so hatten ihre Eltern viel an ihnen zu trösten.

Gewöhnlich war des Sonntags eine Kinderversammlung auf der Brüderplantage, und an den Wochentagen auf der Perl und verschiedenen andern Plantagen. Am 24ten December 1752. wurde der erste Gemeintag für die Kinder gehalten, wozu sich eine Anzahl von dreyhundert versamlet hatte. Es war ein rechter Freudentag für Junge und Alte. Von Letzteren hatten sich sehr viele eingefunden, um an diesem Kinderfeste Antheil zu nehmen. Die Geburt des Heilands, die die Materie des Festes war, erfüllte die ganze Versammlung mit besonderem Trost und Freude, die sich auf allen Gesichtern deutlich zeigte.

Reinhard Ronners gewöhnliche erste Frage bey dem Besuche der Kinder war, ob sie den Heiland lieb hätten? und die wurde gemeiniglich mit einem freudigen Ja beantwortet. Wer das nicht von Herzen sagen konnte, schwieg stille. Auf die Frage, warum sie den Heiland lieb hätten? erfolgten oft sehr erfreuliche Erklärungen. „Darum haben wir ihn lieb, sagten sie, weil er für unsre Sünden gestorben ist, weil er uns mit seinem Blute erlöst und selig gemacht hat.“ Das gab dann Gelegenheit, ihnen weitläufiger vorzustellen, wie sehr der Heiland ver-

die:

diene, von ihnen und allen Menschen geliebt zu werden. Dabey pflegte Konner die schwarzen christlichen Eltern fleißig zu unterrichten, wie sie ihre Kinder für den Heiland zu erziehen hätten.

In einer Versammlung der Jugend war einmal nur ein Mägdchen von etwa vierzehn Jahren, das auf die Frage, ob sie den Heiland lieb hätte? stille war. Als die Konnerin sie nachher einzeln fragte, ob sie dann den Heiland nicht lieb habe? antwortete sie unter vielen Thränen mit Nein. „Denn, sagte sie, ich habe ein so böses und stautes, das ist, eigenwilliges und ungehorsames Herz, und betrübe den Heiland damit, welches mir selbst sehr wehe thut.“ Diese und ähnliche Klagen kamen bey der Negerjugend, die zu den Jünglingsjahren heranwuchs, sehr oft vor, und waren ein deutlicher Beweis von der Gnadenarbeit des heiligen Geistes; dabey die Treue ihrer Lehrer genug zu thun hatte, das kindliche Vertrauen zum Heilande und dessen unfehlbarer Hülfe bey ihnen zu erhalten. Einmal klagte die Tochter eines Nationalhelfers der Konnerin, sie habe bisher keine Lust gehabt, sich zu bekehren, sey auch deswegen in keine Versammlungen gekommen; und wenn ihre Mutter sie dazu ermahnt, oder aus andern Ursachen erinnert habe, sey sie bitterböse auf dieselbe geworden. Ist wolte sie sich gern bekehren, wenn sie nur nicht so ungehorsam und so eigenwillig wäre, daß sie gar keine Ermahnung vertragen könnte. Sie sey über ihren kläglichen Zustand herzlich betrübt. Die Konnerin, welche die Gnadenarbeit an ihr erkante, wies sie zu dem Arzt und Helfer aller unter ihrem Sündenelend seufzenden Seelen.

Die

Die herzliche Freude der Misionsarbeiter über dergleichen Beweise von der Kraft und Frucht des Evangeliums, sowol an Kindern als Erwachsenen, wurde freylich auch noch immer von Zeit zu Zeit durch schmerzliche Vorfälle gemäßiget. Sie hatten über manche Getaufte, die sich wieder zur Sünde verleiten ließen, Leid zu tragen. Je weniger von diesen Verirrten zurück blieben; desto grösser und vollständiger war die Freude darüber. Ich finde in dem Tagebuch vom Jahr 1752. angemerkt, daß fast keine von den am ihrer Vergehungen willen von der Gemeinde ausgeschlossenen Personen zurückblieb, die nicht renig und mit Thränen Vergebung gesucht und erhalten hätte. Ein anmerkliches Beyspiel kam in eben dem Jahre mit einer Negerin vor, die vor vier Jahren war getauft, und nachher auch des heiligen Abendmahls heilhaftig worden. Sie wurde gegen die ihr wiederfahrne Gnade nach und nach gleichgültig, blieb aus den Versammlungen, kam in ihre vorige heidnische Lebensart zurück, entließ ihrer Herrschaft, und hielt sich drey Jahre im wilden Busche auf. Sie wurde endlich dieses Aufenthalts müde, und kehrte zu ihrer Herrschaft um. Ihre fortgesetzte ärgerliche Lebensart aber machte es nöthig, daß an einem Gemeintage öffentlich bekant gemacht wurde, daß sie nicht mehr für ein Glied der Gemeinde zu halten sey. Diese Nachricht rührte ihr Herz, das gegen so viele göttliche und menschliche Erinnerungen unempfindlich geblieben war. Sie kam zu ihren Arbeiterinnen, und schüttete unter den bittersten Thränen das Bekenntniß ihrer Untreue bey ihnen aus. „Der Heiland hat mir die Befahr gezeigt,“ sagte sie, „in welcher ich bin,“
ver-

verloren zu gehen. Mein Herz hat mich getrieben, zu euch zu kommen, meine Sünden zu bekennen, und um Wiederannahme zu bitten. Wenn mir die Götter meine vergeben will, so glaube ich, daß mir auch der Heiland Gnade erzeigen, und mich den Frieden im Herzen wieder finden lassen wird.,, Sie wurde darauf wieder angenommen; und widmete ihre übrige Lebenszeit dem Heiland, der einen solchen Reichthum der Gnade an ihr bewiesen hatte.

Der innere Gnadengang der Negergemeine in S. Thomas läßt sich auch aus den Briefen erkennen, welche von verschiedenen Gliedern derselben im Jahr 1752. geschrieben wurden. Ich will nur einige derselben hier einrücken.

Cornelius, dessen ganze Familie gläubig war, schrieb folgendes: „Ich bin ein armer Staub zu den blutigen Füßen meines Heilandes, und fühle die Größe der Liebe, welche mein Gott und Heiland zu mir hat. Ich kan es nicht aussprechen; aber es bückt mich vor ihm nieder, als ein Würmlein. Die Sache des Heilands liegt mir immer sehr nahe. Gedenken unserer fleißig in deinem Gebet zum Heilande, daß er uns bey sich erhalte; denn wir sind ein armes schwarzes Volk. Wir waren verlornе Schafe; aber er hat uns gefunden. Nun wollen wir sonst von nichts wissen, als von seinem Tod und Leiden, davon haben wir ein Gefühl in unsern Herzen, und glauben daran.,,

Abel. „Ich bin alt, alt. Ich habe keine Hände zum Schreiben, und keine Füße, in die Gemeine zu gehen. Also schicke ich mein Herz auf dem Papier. Ich war ein Knecht der Sünde; aber nun bin ich
gan

ganz in Jesu Christo, und in meinem Herzen vergnügt. „

Gehasi, ein Nationalhelfer: „Des Heilands Tod und Leiden und seine Wunden sind unser einziges und höchstes Gut. Sonst sind wir ein armes Volk. Wenn uns der Heiland nicht bewahrte, so wüßten wir nicht, was wir anfangen solten. Gedenkt unserer fleißig in eurem Gebet. „

Benigna, die Mutter des Helfers Cornelius. „Mir ist nichts wichtiger, als mein Gott und Heiland; und meinen Töchtern ist es auch so. Wir sind ein armes Volk; aber die Gnade unsers Gottes und Heilandes ist sehr groß über uns. Ich anerkenne die Liebe, die der Heiland zu uns Schwarzen hat. Wir wissen sonst keine Hülfe und keinen Trost, als in den Wunden unsers Heilandes. „

Viele Beyspiele des seligen Abscheidens aus dieser Zeit kommen in diesen Jahren vor; davon ich aber die mehresten überschlagen muß, um nicht zu weitläufig zu werden. Ueberhaupt sahen die gläubigen Neger den Tod als einen seligen Uebergang zu ihrem Erlöser Jesu Christo an, nach welchem sie ewig bey ihm seyn, und seines Anschauens genießten würden. Da sie sich diesen Aufenthalt bey Jesu Christo unendlich besser und seliger vorstellten, als alles, was sie bey ihres Lebens von ihm gehört und erfahren hatten; so wurde man gewöhnlich in ihren Krankheiten ein einziges Verlangen gewahr, bald zu ihm abzuscheyden. Auch für die Ueberlebenden war das Abscheiden ihrer Brüder und Schwestern nichts furchtbares. Sie unterhielten die Sterbenden mit vergnügten Vorstellungen ihres künftigen seligen Zustandes, und mit

lieblichen Gesängen. Der Besuch und Zuspruch der
Missionsarbeiter war den Kranken und Sterbenden
sehr angenehm; und sie bezeugten denselben ihre Zu-
versicht zum Heiland und die Gewißheit ihrer Hoff-
nung. Unter den in diesen Jahren entschlafenen war,
außer dem Ältesten Petrus, dessen ich schon gedacht
habe, auch der Nationalhelfer Zacharias, der an
einem Tage mit dem Missionarius Joachim Busse
verschied; und der Helfer David, ein durchgängig
geliebter und nützlicher Arbeiter. Der alte stockblinde
Johannes, der im Jahr 1749. getauft worden,
erreichte im Anfang des Jahrs 1753. das Ende aller
Noth. Er machte den Missionsarbeitern, von denen
er in seinem elenden Zustande fleißig besucht wurde,
durch die Aeußerungen von der Seligkeit seines Her-
zens, und von seinem sehnlichen Verlangen, bald bey
Christo daheim zu seyn, viele Freude. Zwey sehr
alte Negerinnen Cäcilia und Benigna, die ebenfalls
im Jahr 1749. getauft worden, gaben beide noch
in ihrer letzten Krankheit eine unbeschreibliche Freude
darüber zu erkennen, daß sie in ihrem hohen Alter zur
Erkenntniß Jesu Christi ihres Heilandes gelangt, und
der Abwaschung von Sünden in seinem Blute theil-
haftig worden; und in der Empfindung dieser Freude
schieden sie zu ihm. Die Benigna war über hundert
Jahr alt, und deswegen frey. Wenn sie ihr Verlan-
gen bey Christo zu seyn ausdrückte, pflegte sie sich
gemeiniglich der innigen Vereinigung mit demselben
im heiligen Abendmahl zu erinnern. „Er gab mir
sein Fleisch zu essen,“ sagte sie, „und sein Blut zu
trinken.“



Vierter Abschnitt.

Fortsetzung der Misionsgeschichte auf S. Thomas,
von der Visitation durch Nathanael Seidel im
Junius 1753. bis zu Ende des Jahrs
1757.

Eine abermalige Visitation des Misionswerks auf
den dänischen caraischen Inseln wurde dem
Bruder Nathanael Seidel aufgetragen. Er kam
aus Europa über Pensylvanien am 1ten Junius 1753.
nach S. Thomas, und hatte Georg Webern und
seine Frau, und die zwey ledigen Matthäus Krem-
ser und Johann Georg Masner in seiner Gesell-
schaft. Die beiden letztern waren neue Gehülffen;
Weber aber war als Witwer im Junius 1752. auf
erhaltenen Ruf nach Bethlehem gegangen, und kam
izt verheirathet zurück, um sein Amt als erster Lehrer
der Neger fortzusetzen.

Nathanael Seidel wendete zehn Wochen auf das
ihm anbefohne Geschäfte auf den drey Inseln. Er
erwarb sich eine zuverlässige Kenntniß von dem innern
und äussern Zustande der Mission auf S. Thomas,
theils durch den täglichen Umgang mit den Arbeitern,
und die mit ihnen gehaltenen Conferenzen; theils durch
die einzelnen Unterredungen mit den Gliedern der
Negergemeine. Er besuchte die verschiedenen Predigt-
plätze, Muskitebay, Perl, Suhms Plantage
E e e 2 und

und Tappus, und lernte auch die dortigen Neger kennen. Er ließ sich auch von verschiedenen Herrschaften und Meisterknechten Zeugnisse von dem Betragen ihrer getauften Neger geben, und fand dabey viele Ursache, sich über die gesegneten Wirkungen des Evangeliums zu freuen. Ein und dreyßig Personen wurden bey seinem Daseyn am ersten Pfingsttage den Ioten Junius, der heiligen Taufe theilhaftig; und am folgenden Tage hatte er mit dreyhundert und drey Personen das heilige Abendmahl; dabey aber beynah noch hundert Communicanten fehlten, die durch Krankheiten oder andre Ursachen abgehalten worden. Vom 27ten Junius bis 7ten Julius war er in S. Jan, um sich auch mit dem Zustand der dortigen Mission bekant zu machen. S. Croix hatte er besucht, ehe er nach S. Thomas kam. Ich verspare die weitere Nachricht von seinen Verrichtungen auf diesen zwey Inseln, in die besondere Geschichte der dortigen Missionen. In der Zeit seines Aufenthalts in S. Jan reiste Johann Friedrich Segner mit seiner Frau, der Witwe Bussin und Johann Böhners Töchterlein nach Bethlehem ab.

Er sahe aus der Ausbreitung der Mission die Nothwendigkeit ein, mehrere Nationalhelfer anzustellen, die den weissen Arbeitern bey der weitläuftigen Arbeit zur Hand gingen. Verschiedene derselben waren in ihre Ruhe eingegangen; daher es in einigen Gegenden der Insel daran fehlte. Es wurden daher noch elf Personen aus beiden Geschlechtern zu der Gesellschaft der Helfer hinzugethan, so daß sie izt aus vier und zwanzig Personen bestand. Man nahm bey ihrer Wahl mit auf den Ort ihres Aufenthalts Bedacht,

damit keine Gegend der Insel ihrer Aufsicht und Hülfe entbehren dürfte, und folglich auch die Misionsarbeiter durch sie Nachricht von dem Zustande der Neger aus allen Gegenden erhalten könnten. In letzterer Absicht wurde verabredet, daß jeden Sonntag eine Zusammenkunft der Nationalhelfer mit den weissen Arbeitern seyn sollte. Als bey dieser Vermehrung der eigentliche Zweck dieser Einrichtung der ganzen Gesellschaft ausführlich dargelegt, und deutlich gemacht wurde, worinn ihr Auftrag bestehe, und was auf ihrer Seite dazu erfordert werde; bezeigten sie durchgängig ihre Willigkeit zu diesem Dienste; verbanden sich unter einander zur Treue in demselben, und erbaten sich auf den Knien die dazu nöthige Gnade.

Aus Nathanael Seidels Bericht von seiner Visitation ist zu ersehen, daß er den Zustand der Mission überhaupt so gefunden hat, daß er Gott dafür dankte. Er hielt Krumbay zu der Absicht, die man damit hatte, für sehr bequem, und wünschte, daß daselbst ein Versamlungshaus erbaut würde.

In Absicht des innern Ganges der Mission merkte er an, daß die monatlichen Gemeintage, zu denen sich gewöhnlich gegen tausend Neger versamleten, einen besondern Segen hatten, und das heilige Abendmahl den Communicanten eine sehr grosse und ehrwürdige Handlung war. Er empfahl dabey nur den Misionsarbeitern, mit der Zulassung zu diesem Sacramente vorsichtig zu seyn, und keinen Getauften eher dazu zu nehmen, als bis er einen hinlänglichen Verstand davon, und ein anhaltendes Verlangen darnach hätte. Die Anzahl der Getauften belief sich auf achthundert, davon schon mehr als hundert zur ewigen Ruhe ein-

gegangen waren. Der Candidaten zur Taufe waren zweyhundert und zwanzig, und der Lehrlinge, die gewöhnlich zur Predigt kamen, vierhundert, die Menge der Kinder ungerechnet. Die Abendversammlungen auf Muskitebay und der Perl wurden gewöhnlich einmal in der Woche mit Segen gehalten. Auf der Plantage des Herrn Gouverneur Suhms wurde alle vierzehen Tage einmal des Sonntags gepredigt. Nicht nur dieser Herr war ein Freund und Beförderer der Mission; sondern die meisten weissen Einwohner sahen igt die Bemühungen der Brüder zur Bekehrung ihrer Slaven mit Wohlgefallen.

Ueber seinen Besuch drückte sich Nathanael Seidel überhaupt so aus: „Es ist gewiß ein grosses Werk des Heilandes auf diesen Eilanden, und der Dienst der Brüder unter dem armen schwarzen Volke gereicht tausenden zu ihrem ewigen Heil. Mir hat mein Herz gelebt, als ich dieses Werk mit Augen gesehen habe. Herzlich habe ich dem Heiland gedankt, daß ich das Glück gehabt, zehn Wochen unter ihnen zu seyn. Zehn Jahre solten mir nicht lange unter ihnen deuchten. Der Heiland hat mich die ganze Zeit meines Daseyns nicht nur gesund erhalten, sondern ich kan sagen, recht stark gemacht. Ich habe mit unsern Brüdern und Schwestern einen seligen Verlaß gemacht, und sie alle ganz getrost, wohl und gesund verlassen. Ich werde es nicht vergessen, daß ich in S. Thomas gewesen bin.“ Er reiste am 28ten Julius nach Bethlehem ab. Johann Georg Feldhausen, der vor etlichen Jahren, als Gehülfe im äussern, von daher gekommen war, hatte seinen Sinn geändert, und noch vor Nathanael Seidels Abreise

reise seinen Posten verlassen, und sich in Neuyork gesetzt.

Samuel Isles, der in Nathanael Seidels Gesellschaft abreiste, kam im May 1754. verheirathet zurück. Mit ihm langte der verheirathete Johann Brucker, nach einer Abwesenheit von neun Jahren, und ein neuer lediger Gehülfe Christian Friedrich Töllner an. Dagegen ging Johann Böhner und seine Frau im Julius zur Erholung auf einige Zeit nach Bethlehem, wohin sie Georg Ohnebergs Söhulein in die Erziehungsanstalt mitnahmen. Während ihrer Abwesenheit, die bis zum 10ten May 1755. währte, waren die übrigen Misionsarbeiter nur wenigen Krankheiten unterworfen. Mit Böhners kam an besagtem Tage der Bruder Christian Heinrich Rauch mit seiner Frau und zwey ledigen Personen, Samuel Hunt und die Anna Margareta Roseenin. Diese wurde acht Tage nach ihrer Ankunft mit dem Witwer Johann Michler getraut; und jener ging schon am 21ten Julius in die ewige Ruhe ein. Christian Heinrich Rauch, der schon einmal im Jahr 1745. von Bethlehem aus auf den dänischen caraischen Inseln zum Besuch gewesen, war diesesmal eine Zeit von elf Wochen daselbst, in welcher er auch S. Croix und S. Jan besuchte, und überall mit Rath und That behülflich war.

In der Zeit seines Aufenthalts auf S. Thomas kam der erste königliche Generalgouverneur der drey Inseln, der Freyherr von Pröck, am 28ten Julius daselbst an. Nachdem der König Friedrich der fünfte 1754. die westindischguineische Handlungsgesellschaft, wegen ihrer Rechte an diese Inseln

befriedigt hatte, vereinigte er dieselben mit seinen Domainen, setzte einen Generalgouverneur über dieselben, und gab die Handlung dahin allen seinen Unterthanen frey. Es kamen also die bisherigen Plantagen der Compagnie an die Krone, und wurden königliche Plantagen genennet. Als die Brüder Rauch, Weber und Böhner von dem Herrn Suhm, der izt königlicher Generalcommendant war, dem Generalgouverneur vorgestellt wurden, um demselben ihre Freude über seine glückliche Ankunft, und ihre Ehrerbietung zu bezeigen, und zugleich für die Mission seine Gewogenheit und Schutz auszubitten; so versicherte er sie in den gütigsten Ausdrücken, daß sie noch mehr als jemals allen obrigkeitlichen Schutz, Fürsorge und Geneigtheit zu genießen haben würden; auch auf seine und des Herrn Generalcommendants Gewogenheit und Freundschaft sichere Rechnung machen könnten.

So reiste Christian Heinrich Rauch am 31ten Julius mit dem angenehmsten Eindruck von dem gesegneten Gange der Mission, dem lautern Sinne, dem standhaften Muthe und der Treue der Arbeiter, und der geneigten Gesinnung ihrer Obrigkeit für sie und ihre Arbeit nach Pensylvanien zurück.

Die acht Brüder und fünf Schwestern, welche die äusseren und inneren Geschäfte bey der Mission in S. Thomas zu besorgen hatten, wurden nach der ungewöhnlich heissen Witterung im September 1755. von hitzigen Fiebern angefallen, welche unter einigen Abwechselungen, da sich bald dieser bald jener wieder erholte, bis gegen das Ende des Jahrs anhielten. Doch konnte das nöthigste dabey größtentheils verrichtet werden.

Dem

Dem Bruder Georg Weber, der die Aufsicht ins Ganze hatte, wurde sein beschwerliches Amt dadurch erleichtert, daß die Brüder Johann Böhner und Christian Friedrich Töllner ihm die Besorgung des Aeußern abnahmen. Diese zwey Brüder, nebst Matthäus Kremser, trugen mit ihrer Zimmerarbeit zum äussern Durchkommen der Misionsarbeiter das meiste bey. Mit herzlichem Dank gegen den Vater im Himmel wurde auch die heurige reiche Zuckerernte angenommen, und sowol die weissen Brüder und Schwestern, als ihre Neger, waren dabey mit vielem Vergnügen geschäftig.

In der eben genannten Zeit wurde der bisher gesegnete Arbeiter Samuel Isles zur Mission auf der englischen caraischen Insel Antigo abgegeben. Schon seit mehreren Jahren war es ein Anliegen der Brüdergemeine, auch den vielen tausend Negern auf dieser Insel zur Erkenntniß Gottes in Jesu Christo behülflich zu seyn. Izt hatte Samuel Isles mit seiner Frau den Ruf, die Mission daselbst anzufangen, willig angenommen, und reiste am 7ten Januar 1756. von S. Thomas über S. Croix dahin ab; mußte aber bis zum 18ten Merz in S. Croix auf eine Schiffsgelegenheit nach Antigo warten. Es hatte dieser Bruder bey der Mission in S. Thomas seit dem Jahr 1748. gedienet, und in diesen acht Jahren undert und neunzehn, theils Erwachsene, theils Kinder getauft. Sein Anfang in Antigo war schwer. Da lagen noch alle die Hindernisse im Wege, welche bey der Mission in S. Thomas in den vier und zwanzig Jahren seit ihrem ersten Anfange, durch Gottes Gnade unter vielfältigem Leiden und Geduld

der Missionarien glücklich gehoben worden. Er mußte sich Anfangs begnügen, den Samen des Evangeliums durch Privatunterredungen in das Herz einzelner Neger auszustreuen; und der Eingang, den er bey ihnen fand, machte ihm Hoffnung, daß mehrere dem Glauben gehorsam werden würden, wenn er erst Gelegenheit haben würde, sie öffentlich zu lehren. Durch Krankheiten, womit er und seine Frau in der Mitte dieses Jahrs überfallen wurden, und durch Mangel an den nöthigen Bedürfnissen wurde ihr Muth zwar nicht niedergeschlagen, aber ihre Geschäftigkeit eine Zeitlang gehemmt. Ihrem Mangel hatten die Misionsarbeiter in S. Thomas durch einen Wechsel zuvorkommen wollen, den sie ihnen über S. Croix zuschickten; aber das Schif, mit dem sie ihn erhalten sollten, wurde von einem französischen Kaper genommen. Doch Gott ließ ihnen seine Hülfe auf eine andre Weise wiederfahren, und stärkte ihren Muth, daß sie bey ihrer Thränenfaat einer künftigen reichen Ernte getrost entgegen sahen. So war der erste Anfang dieser Mission, die nachher eine der gesegnetesten wurde, und noch in dem blühendsten Zustande ist.

In S. Thomas hatten die dortigen Misionsarbeiter auch im Jahr 1756. viel von Krankheiten auszustehen. Im Januar herrschten allerley epidemische Zufälle, daran sonderlich viele Neger starben. In dieser Zeit war bisweilen keiner von den weissen Arbeitern gesund; daher die auswärtigen Versammlungen von dem Nationalhelfern besorgt werden mußten. Es hatte in fünf Monaten vom December 1755. bis zu Ende des Aprils 1756. fast gar nicht geregnet; daher nicht nur die Erdgewächse für Menschen und Vieh sehr selten wurden,

den,

den, sondern auch das Trinkwasser fehlte. Etliche Monate lang hatten die Missionsarbeiter kein anderes als Brakwasser zu trinken. Dagegen regnete es im October so heftig, daß der Ueberfluß an Wasser sehr grossen Schaden that. Im Dorfe mußten sich die Weissen am 10ten October der Bötte bedienen, um aus der Kirche sich nach Hause zu begeben. Die Wege wurden durch die reissenden Ströme, die von den Bergen herabschossen, zerrissen, und viele Pflanzen und Vieh in die See geschwenmt.

Johann Michlers Frau, mit der er im May voriges Jahr getraut worden, starb schon am 10ten May dieses Jahrs an einem hitzigen Fieber, nachdem sie am 4ten April ein Töchterlein geboren hatte. Sie bezeigte in ihrer Krankheit ein anhaltendes Verlangen, bey Christo ihrem Heilande dabey zu seyn; und bey der grossen Hitze, die sie ausstand, war sie in ihren Gedanken mit den schwarzen Kindern beschäftigt, deren Besorgung ihr und ihrem Manne nach Reinhard Konners Abreise nach America war aufgetragen worden. „Seht doch,“ sagte sie unter andern, „die Menge der Heiden, die noch nichts vom Heilande wissen! o wenn sie doch wüßten, was er für sie gethan hat!“, Gegen eine Schwester drückte sie am letzten Tage ihres Lebens ihre Liebe zu Christo auf die zärtlichste Weise aus, und fragte sie darauf, ob sie nicht auch glaube, daß es für sie das beste wäre, wenn sie zu ihm gehen könnte? „Es ist wol recht schön,“ antwortete diese, „daß du gern beym Heilande seyn willst; aber, er könnte dich doch in der Welt brauchen, und dich wieder gesund machen.“ „Ach nein,“ versetzte die Kranke, „ich denke doch, ich gehe
zu

zu ihm. Wirds dann noch lange währen? Sie freute sich insonderheit, die vielen schwarzen Kinder beym Heilande anzutreffen, welche ihn lieb gehabt, und aus der Zeit gegangen waren.

Von den übrigen Brüdern und Schwestern war um die Zeit niemand recht gesund, und es lagen oft etliche zugleich am Fieber.

Recht erwünscht kamen in eben diesem Monat die zwey verheiratheten Brüder, Abraham Büninger, und Johann Christoph Höpfner von Bethlehem mit ihren Ehefrauen an. Aber auch diese wurden von den Krankheiten bald angegriffen.

Eine andere äufferere Noth betraf sie im Jahr 1757. Der Krieg zwischen Frankreich und Großbritannien hemmte die Handlung und die Zufuhr der Lebensmittel aus Nordamerica nach den westindischen Inseln. Es fehlte nicht nur den Professionisten an den nöthigen Materialien zur Arbeit, und folglich an Verdienst; sondern es riß auch der Brodmangel ein, zumal da in der letzten Hälfte dieses Jahres die Zufuhr der Lebensmittel aus den nordamericanischen Colonien bloß auf das englische Westindien eingeschränkt wurde. Ein englischer Schifscapitain kam mit einer Ladung von fünfhundert Tonnen Mehl im Hafen von S. Thomas an; aber, er verkaufte nicht eine, obgleich die Einwohner sehr gern, und für einen sehr hohen Preis gekauft hätten. Es wurde daher der Mangel an Brod und andern ausländischen Lebensmitteln in kurzer Zeit auf allen drey dänischen Inseln außerordentlich groß. Die Missionsarbeiter in S. Thomas hörten schon gegen das Ende des Junius auf, Brod zu essen. Sie theilten den geringen Vorrath

rath von Mehl mit den Missionarien in S. Croix und S. Jan, damit wenigstens für die Kranken im Nothfall etwas vorhanden seyn möchte; und behalfen sich mit dem gewöhnlichen Brode der Neger aus der Cassabiwurzel. Uebrigens war die Bitterung sehr fruchtbar; der Regen fiel zur rechten Zeit, so daß die Pflanzen sehr gut fortkamen, und niemand nöthig hatte, Hunger zu leiden, der sich mit westindischer Kost begnügen konnte. Die Zuckerernte fiel auf der Brüderplantage, die in diesem Jahre den Namen Neuherrnhut bekam, weit besser aus, als man vermuthet hatte. Doch reichte weder das aus dem Zucker gelbste Geld, noch was die Professionen, sonderlich der Mühlenbau, eintrugen, hin, die bey der Mission nöthigen Ausgaben, worunter die zum Bau der in S. Croix und S. Jan angefangenen Negerkirchen die beträchtlichsten waren, zu bestreiten. Dieser Bau ging also nur langsam von statten. Hingegen wurde ein Wunsch erfüllt, den die Missionsarbeiter schon lange gehabt hatten. Sie erhielten durch den Ningo ein Stückchen Land im Dorfe, auf welchem sie im Junius anfangen ein Haus zu banen. Da so viele Alte und Kranke, Getaufte und Kinder im Dorfe wohnten, die theils gar nicht, theils sehr selten nach Neuherrnhut kommen konnten; so war ein solches Gebäude nöthig, wo sich die Missionsarbeiter mit ersteren ungestört unterreden, und ihnen das Krankenabendmahl halten konnten. Auch zu den Versammlungen der Negerkinder war ein solches Plätzchen unentbehrlich. Den dortigen Negern war dieses Unternehmen sehr lieb, und sie waren von selbst willig, wöchentlich einige Stunden lang an diesem Bau zu helfen. Auch bey der

Er-

Erweiterung des Gottesackers bey Neuherrnhut, der in diesem Jahre wie ein lieblicher Garten eingerichtet wurde, waren sie bisweilen behülflich.

Von den Missionsarbeitern reifete Johann Georg Hantsch mit seiner Frau im August dieses Jahres nach Bethlehem, wohin sie Johann Michlers kleine Tochter in die Erziehungsanstalt mitnahmen. Der Bruder Johann Georg Masner, der am 5ten October krank von S. Croix zurück gekommen war, ging am 15ten November in die Ewigkeit, in einem Alter von zwey und vierzig Jahren. Er hatte seit dem Jahr 1743. in den Brüdergemeinen in der Wetterau und Pensylvanien gewohnt, und seit 1753. war er ein treuer Gehülfe bey der Mission. Sein Tod war ein grosser Verlust für die Negerjünglinge, deren er sich besonders angenommen hatte; und sie weinten ihm viele Thränen nach.

Sonst waren die Anfälle von Krankheiten, welche die Missionsarbeiter in diesem Jahre anzustehen hatten, gegen andre Jahre gering. Soviel war von der Geschichte der Missionarien in S. Thomas und ihren äussern Umständen in den fünfsehalb Jahren zu sagen.

Von dem innern Gang der Mission in diesem Zeitraum ist überhaupt in Absicht der Lehre anzumerken, daß das Augenmerk der Missionarien bey ihrer Arbeit unter den Negern war, den armen Slaven die Evangeliumswahrheiten beyzubringen. Vorzüglich ließen sie sich angelegen seyn, ihnen Jesum Christum und seinen versöhnenden Tod ins Herz zu predigen. Ein lange Erfahrung lehrte sie, daß diejenigen, welche sich als Sünder erkanteten, und um ihre Seligkeit verlegten

legen waren, dieses Evangelium gern annahmen; und daß, wo wahrer Glaube an den Versöhner unserer Sünde ist, da auch Liebe zu ihm sey, in welcher der Grund aller christlichen Tugend liegt. Den stärksten Beweggrund zum gottseligen Wandel fanden sie in der Liebe zu dem gekreuzigten Heiland: — „Den sollte ich durch etwas betrüben, der aus Liebe für mich verlorenen Menschen in den Tod gegangen ist? dem ich unendlichen Dank und Gehorsam schuldig bin?“, Sie glaubten, solange dieser Eindruck von der Liebe Gottes in Christo Jesu lebhaft sey; so sey nicht nur das Herz des Gläubigen vergnügt, sondern er wandle auch mit Freuden auf dem Wege, den uns der Heiland vorgezeichnet hat. Mit der Lehre von Jesu Versöhnung und allgenugsamen Verdienste, verbunden die Missionarien, wie man aus ihren Tagebüchern ausführlicher siehet, die Lehre vom natürlichen Verderben, vom Sündenfalle der ersten Menschen, von der Schöpfung, vom Vater unsers Herrn Jesu Christi, vom heiligen Geiste, von der Allmacht, Weisheit, Gerechtigkeit, und andern Eigenschaften Gottes; von der Versöhnung, vom zukünftigen Leben, von der Auferstehung des Leibes, u. s. w. Ihre Sonn- und Festtagspredigten wurden gemeiniglich über die gewöhnlichen Evangelien gehalten. Bey andern öffentlichen Reden wurden die biblischen Texte zum Grunde gelegt, welche in den Brüdergemeinen auf jeden Tag des Jahrs angelegt sind. Bey den Begräbnissen verstorbener Gläubigen wurde gewöhnlich eine Leichenrede gehalten, darinn, um der vielen fremden Zuhörer willen, dasjenige kurz vorgetragen wurde, was ein jeder wissen muß, der selig leben

und

und sterben will. Von der Taufe und dem heiligen Abendmahl wurde den Candidaten der nöthige Unterricht ertheilt; und vor dem jedesmaligen Genuß des letztern die Prüfung empfohlen, und deswegen mit den Communicanten einzeln gesprochen. Die schwarzen Helfer Abraham und Cornelius wurden als Lehrer gebraucht, und hielten öfters Reden an die Lehrlinge und die Taufcandidaten, auch in den Abendversammlungen an den Wochentagen, und bey Leichenbegängnissen. Ihr freymüthiges Zeugniß hatte eine grosse Wirkung auf die Zuhörer, so daß bisweilen ein lautes Weinen unter ihnen entstand.

Die Versammlungen wurden in eben der Ordnung gehalten, wie es in den vorigen Abschnitten schon beschrieben worden. Auch in diesem Zeitraum übersetzten die Missionsarbeiter mehrere Lieder ins Creolische.

Ausser den Sonn- und grossen Festtagen, Weihnachten, Ostern und Pfingsten, welche die Slaven frey hatten, wurde jährlich am 21ten August das Andenken des ersten Anfangs der Brüdermission auf S. Thomas in den gewöhnlichen Versammlungen erneuert; wobey sowol die Neger, als ihre Arbeiter, Ursach fanden, Gott von Herzen zu danken. Beym Schluß des Jahrs wurde immer der merkwürdigsten Wohlthaten, die der Gemeine in dem verflossenen Jahr von Gott erzeugt worden, dankbarlich gedacht, und Gott dafür gelobt und angebetet.

Der vornehmste Versammlungsort war auf der Brüderplantage, die igt Neuherrnhut heist. Ausserdem wurde alle vierzehn Tage einmal des Sonntags eine Predigt auf des Generalcommendanten Herrn Suhms Plantage gehalten. Da aber der grösste Theil

Theil der Zuhörer dabey unter freyem Himmel stehen mußte, indem die wenigern mit dem Prediger unter dem Dache der Zuckermühle standen; so wurde die Versammlung oft durch den Regen zerstreut, und die Predigt unterbrochen. Daher waren die zu diesem Predigtplatze gehörigen gläubigen Neger ernstlich darauf bedacht, ein zu ihren Versammlungen bequemes Haus zu erbauen, und sungen im October 1757. an, einen Theil des Sonntags zu dieser Arbeit anzuwenden. Auf Muskitebay und der Perl gingen die Abendversammlungen, einmal in der Woche, im Segen und ungestört fort. Krumbay war zwar kein eigentlicher Predigtplatz; aber die von Neuherrnhut entfernten Communicanten pflegten vor dem heiligen Abendmahl sich da einzufinden, um mit ihren Arbeitern über den Zustand ihres Herzens zu sprechen. Gemeiniglich hielten sich da ein paar weisse Arbeiter auf, bey welchen die Neger von der Nordseite fleißig einsprachen. Wenn aber auch kein weisser Arbeiter da war, so nahm sich der Helfer Abraham, der die äussere Besorgung dieser Plantage hatte, der da zusprechenden Neger mit aller Treue an; hielt ihnen bisweilen eine Versammlung, und that von da aus in die herumliegende Gegend Besuche. So war auch das Haus, welches die Brüder im Jahr 1757. im Dorfe erbauten, nicht zur öffentlichen Predigt eingerichtet; wohl aber zu Privatunterredungen und den Abendmahlen der dortigen Kranken bequem.

Das andere, welches hier angemerkt zu werden verdient, ist, daß Gott dem Laufe des Evangeliums eine freyere Bahn gemacht, und die meisten äussern Hindernisse aus dem Wege geräumt hat, welche dessen

Fortgang in den vorigen Jahren mehr oder weniger aufgehalten hatten. Derjenigen Eigenthümer der Neger, die es ihnen schwer oder unmöglich zu machen suchten, der von Gott ihnen durchs Evangelium zugedachten Gnaden und Wohlthaten theilhaftig zu werden, waren nur wenige; aber doch fehlte es nicht gänzlich daran. Das Tagebuch der Mission nennt etliche Plantagen, deren Neger nicht in die Versammlungen gehen durften, und überhaupt unter schwerem Druck standen. Bisweilen unterstand sich auch ein Meisterknecht, ohne Vorwissen seiner Herrschaft, die Neger durch ein solches Verbot einzuschränken. Wenn die Missionsarbeiter auf ihren Besuchen, die sie von Zeit zu Zeit auf dem Lande herum thaten, diese gedrückten Neger bey ihrer Arbeit auf dem Felde antrafen; so schütteten diese ihre Noth und Kummer in ihren Schooß unter vielen Thränen aus. Ihr größter Schmerz war, daß sie des göttlichen Trostes und der Stärkung durch den Genuß des heiligen Abendmahls entbehren mußten. Auf einer Plantage hatten die Neger, theils aus leiblicher Schwachheit, theils durch die Härte ihres Dienstes gehindert, innerhalb zwey Jahren weder in eine gottesdienstliche Versammlung, noch zum Abendmahl kommen können. Gleichwol wurden sie bey dem Besuch so vergnügt, und in einem so nahen Umgange mit dem Heilande gefunden, daß man über die Größe der göttlichen Gnade erstaunte, und mit ihnen Freudenthränen weinte. Es gab, auffer dem ausdrücklichen Verbot in die Versammlungen zu gehen, noch ein Mittel, sie davon abzuhalten, nemlich eine übertriebene Anstrengung zur Arbeit, wenn man ihnen z. B. nicht einmal den Sonntag frey ließ. Eben dieses Schicksal

beträf zum Theil auch die Negerkinder. Einige konnten aus Mangel der nöthigen Kleidung nicht in die Kinderversammlung kommen; andern war es ausdrücklich verboten; die sich doch bisweilen unter Furcht und Angst davonschlichen, um die süsse Lehre von dem grossen Freunde der Kinder Jesu Christo zu hören. Zwey Knaben behalfen sich mit einem Kleide, und wechselten damit so ab, daß es immer einer um den andern anzog, und in die Versammlung ging. Die Misionsarbeiter kleideten zwar manchen Nackten; aber ihr geringes Vermögen setzte ihrer wohlthätigen Gesinnung sehr enge Schranken.

Ueberdem betrafen Mißwachs und Hungersnoth, die in diesen Jahren oft vorkamen, die armen Neger immer am härtesten. Verständige Herren waren wol in solchen Umständen auf die Erhaltung ihrer Sklaven bedacht, und hielten daher immer einigen Vorrath von Lebensmitteln für dieselben; andere aber wolten oder konten das nicht thun.

Es war überhaupt zum Wunder, wie dieses arme Volk, und unter demselben die Elendesten doch mit ihrem Zustand zufrieden und vergnügt waren. Diese Anmerkung machte Georg Weber, als er mit seiner Frau bey einem Besuche an einem Tage bey hundert alte und arme Krüppel in ihren Hütten liegend antraf, die schon lange in keine Versammlung mehr hatten kommen können; aber dabey mit herzlichster Liebe und Vertrauen an Jesu Christo ihrem Heilande hingen, und ihr Wohlseyn im Umgang mit ihm halb mit Worten und halb mit Thränen bezeugten.

Sehr schmerzlich war es für die christlichen Neger, wenn sie von der Insel weg verkauft oder vertauscht

wurden. Wenn ihre Versetzung nur nach S. Croix oder S. Jan ging, so hatten sie noch den Trost, daß sie auch daselbst die Pflege der Brüder genießen, und den christlichen Gottesdienst halten könnten. Es wurden in diesem Zeitraum viele Neger von S. Thomas nach S. Croix versetzt. Hingegen war eine getaufte Negerin, die mit ihren zwey Kindern an einen Spanier nach Portoric verkauft wurde, fast untröstlich, weil sie auf diese Weise aus aller Verbindung mit der Gemeinde kam, zu der sie gehörte. Die Mühe, welche sich die Brüder gaben, eine Aenderung dieses Vorhabens auszuwirken, war vergeblich. Im Jahr 1757. kamen abermals verschiedene Trennungen schwarzer christlicher Eheleute bey dem Verkauf der Plantagen oder bey Theilungen der Erbschaften vor. Die wehmüthigen Klagen der Personen, die dieses Schicksal betraf, erfüllten die Brüder mit herzlichem Mitleiden, ohne daß sie ihnen helfen konnten. Eine alte getaufte Negerin, Philippina, hatte ein besonderes Schicksal. Vor zwanzig Jahren war sie von ihrem Manne in S. Kitts getrennt, und nach S. Thomas verkauft worden, wo sie verschiedenen Herren gedient hat. Vor ein paar Jahren kam sie käuflich an den Gouverneur von Tortola, der sie jedoch auf Tagelohn in S. Thomas ließ. Im Jahr 1756. kam der Mann dieser Negerin, dem sie die zwanzig Jahre lang unveränderlich treu geblieben war, kaufte sie ihrem Herrn ab, der eben in S. Thomas war, und nahm sie mit sich nach S. Kitts zurück. Die nunmehr freye Philippina fühlte dabey Freude und Schmerz zugleich. Denn so sehr sie über die treue Liebe ihres Ehegatten vergnügt war; so that es ihr doch

doch sehr wehe, die Negergemeine in S. Thomas zu verlassen, und nach jener englischen Insel zu gehen, wo den Negern das Licht des Evangeliums noch nicht aufgegangen ist. Die Brüder gaben ihr den Trost, daß man dort den Heiland so nahe haben könne, als in S. Thomas; und wenn sie ihm treu bliebe, sie auch andern zur Gelegenheit werden könne, durch seine Erkenntniß selig zu werden.

Unter den Herrschaften, welche sich das Heil ihrer Neger und die möglichste Erleichterung ihres äusseren Zustandes am Herzen liegen ließen, will ich hier insonderheit der Frau Segret gedenken. Sie bewies durch die That, daß es möglich sey, seine Slaven mit elterlicher Liebe zu behandeln, und von ihnen kindlich geehrt und geliebt zu werden. Sie genoß dafür unter ihnen ein sehr vergnügtes und ruhiges Leben, und sie konnte darauf rechnen, daß ihnen ihr eigen Leben nicht lieber als die Erhaltung ihrer liebevollen Frau war. Sie wendeten gern alle ihre Leibeskräfte zum Dienst ihrer Eigenthümerin an; und diese ließ selbige in keiner äusserlichen Noth stecken. Da ihr die Bekehrung aller ihrer Neger sehr angelegen war, und sie alles dabey that, was in ihrem Vermögen stand; so erfüllte Gott ihr Verlangen dergestalt, daß ihre Neger unter die zuverlässigsten Christen gerechnet werden konnten.

Mehrere Herren, die in dem Tagebuch der Mission mit Namen genennt sind, waren Gönner und Beförderer der Mission; und nach und nach lernten auch viele andere den Werth ihrer getauften Neger schätzen. Denn sie konnten sich nicht nur auf ihre Treue sicher verlassen; sondern sahen auch den guten Einfluß ein,

den ihr Beyspiel auf die übrigen Slaven hatte. Wenn es schien, daß sie durch den Tod einen Slaven von dieser Art verlieren würden; so waren sie darüber, als über den Verlust eines Kleinodes, verlegen. Bisweilen hatte man der Treue eines solchen Slaven die Erhaltung mehrerer anderer zu verdanken. So entdeckte den Brüdern einer ihrer Neger im Jahr 1754. die Abrede, welche acht bis zehn Neger von verschiedenen Plantagen genommen hatten, ihren Herren zu entlaufen und nach Portoric überzugehen. Die Brüder gaben sogleich gehörigen Orts Nachricht davon, so daß die Ausführung des sträflichen Vorhabens verhindert wurde.

Ueberhaupt kan man, nur mit sehr wenigen Ausnahmen, sagen, daß izz alle Neger, die sich bekehren wolten, es ungehindert thun durften. Es wuchs auch von Zeit zu Zeit die Anzahl derer, die das Wort Gottes hörten, und sich in die Pflege der Brüder begaben. Einmal traf der Missionarius Weber einen neuen Lehrling auf dem Plaze vor der Kirche an, und erkundigte sich nach der Ursache, warum er gekommen wäre. „Ich glaube,“ sagte dieser, „daß der Herr vom Himmel auch für mich gestorben ist, und darum bin ich gekommen, seine Worte zu hören.“ Ein anderer sagte: „Ich bin ein armer Guineaneger, und habe noch nie etwas von meinem Schöpfer und Seligmacher gehört; ich bitte also um Erlaubniß, in die Schule (Kirche) zu kommen: denn ich möchte meinen Schöpfer auch gern kennen lernen.“ Andre kamen in der größten Verlegenheit, und fragten, ob es wol noch möglich sey, daß sie selig werden könnten, weil sie soviel böses gethan hätten? Einmal

mal brachte eine Mutter ihren Sohn von vierzehn Jahren zu einem Missionarius, und als ihn dieser fragte, was sein Anliegen sey, antwortete er: „Ich habe den Heiland nöthig.“ Wer hat dir das gesagt? „Mein eigen Herz,“ antwortete er. Als die Mutter sahe, daß dieser ihr Sohn liebevoll aufgenommen wurde, brachte sie auch den andern, und bat, daß ihre Namen aufgeschrieben werden möchten, damit sie künftig ohne Bedenken zu ihren Lehrern kommen könnten. Einmal ließ sich eine ganze Familie aufschreiben, die aus vier Generationen bestand, von denen allen man gute Hoffnung haben konnte. Ein in Guinea getaufter Neger bat sehr angelegentlich, daß er unter die Lehrlinge möchte aufgenommen werden. „Ich bin wol getauft,“ sagte er; „aber ich kenne den Heiland nicht, und jenes kan mir nichts helfen, solange mir dieses fehlt.“

In den fünf Jahren von 1753. bis 1757. wurden in allem dreyhundert und drey und neunzig Personen, darunter hundert und fünf und dreyßig Kinder waren, der heiligen Taufe theilhaftig. Man konnte es oft nicht ohne Bewegung ansehen, wie sehr es vielen, sonderlich alten und kranken Negern, anlag, der Gnade Gottes, und der Vergebung der Sünden durch die Taufe noch theilhaftig zu werden. Kein Weg war ihnen zu weit, und kein Wetter zu schlecht; und wenn sie nicht gehen konnten, so krochen sie auf Händen und Füßen, um sich bey den Missionsarbeitern deswegen ins Andenken zu bringen. So kam im November 1754 ein alter MaFronneger einen weiten Weg her, und brachte seine Bitte bey dem Bruder Johann Georg Hantsch auf Krumbay an. „Daas,

sagte er, da ich heute aus meinem Hüttchen kroch, wurde ich gewahr, daß der kleine Mayz anfang einen Bauch zu bekommen. *) Da fühlte ich eine grosse Verlegenheit, weil ich noch nicht mit dem Blute Jesu Christi von Sünden abgewaschen bin. Mein Herz ließ mir keine Ruhe, ich mußte über die Berge gehen, um mit Baas darüber zu sprechen. Ich bitte also an mich zu gedenken, und mich nicht zu vergessen. Der Neger Jantje von Muskitebay, der über hundert Jahr alt war, bezeugte in seiner Krankheit, er könne nicht eher sterben, als bis er durch die heilige Taufe von Sünden gewaschen sey. Nachdem er seines Wunsches gewährt worden, wolte er nun gern und mit Freuden zu seinem Erlöser scheiden; er erholte sich aber dergestalt, daß dieses erst nach Jahr und Tag erfolgte. Ein kranker Neger hatte sehr um Besuch von einem Missionarius und um die Taufe gebeten, um nicht nur über die Seligkeit seiner Seele beruhigt, sondern auch davon versichert zu werden, daß sein Leib von den Gläubigen würde zur Erde bestattet werden. Der Missionarius Georg Weber fand ihn so, daß er beschloß, ihn nächstens seiner Bitte zu gewähren. Als er nach acht Tagen in dieser Absicht seinen Besuch wiederholte, verwunderte er sich nicht wenig, als er den Kranken weiß angezogen, sein Haus rein und aufgeräumt, und ein Gefäß mit Wasser zur Taufe in Bereitschaft fand; da er doch den Kranken von seiner bevorstehenden Taufe nichts hatte wissen lassen.

Desto

*) Wenn die Kolbe dieses Gewächses merklich dick wird, so geht die eigentliche Krankenszeit an, in welcher die meisten sterben. Der Alte stellte sich vor, er könnte einer von dieser Anzahl seyn.

Desto mehr freute sich dieser, daß seine gläubige Vermuthung zutrif; und erklärte sich nach der Taufe mit einem sehr dankbaren Herzen, daß er dem Herrn Christo leben und sterben wolle. Gemeiniglich waren die Aeußerungen der Neger nach der Taufhandlung voll Gefühl. Eine Negerin sagte: sie könne das unaussprechliche Gefühl, das sie unter dieser Handlung gehabt habe, nie vergessen, und nie ohne Thränen daran denken. Seit der Zeit sey sie unverrückt im Umgange mit dem Heilande geblieben, der ihr auch bisher viele Gnade habe wiederfahren lassen. Bey den zwey ersten Taufen im Jahr 1756. waren Neger aus zehn verschiedenen Nationen, nemlich ein Mandinga, ein Mangree, ein Sante, ein Utja, zwey Kassenti oder Tjamba, zwey Amina, drey Watje, drey Loango, und neun Creolen.

An den Communicanten zeigten sich auch in diesen fünf Jahren deutliche Merkmale des Lebens aus Gott und ihres Wachsthums in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi. Ihre Anzahl war zwischen vier und fünfhundert. Bey den vor dem Abendmahle gewöhnlichen einzelnen Unterhaltungen mit den Communicanten hatten die Misionsarbeiter gemeiniglich viel Vergnügen über ihren Fortgang in der göttlichen Gnade. Bey einer solchen Gelegenheit sagte ein alter Neger, es würde zwar viel schönes von der Freundlichkeit des Heilands gegen arme Sünder geredt; aber alle Beschreibungen blieben doch weit hinter der Erfahrung zurück. Von sich sagte er, sein Herz lebe im Blute Jesu Christi, wie der Fisch im Wasser. Dabey beugte ihn die Erinnerung an seinen ehemaligen unseligen Zustand tief vor dem Heilande.

habe kein Leben in mir,, sagte ein anderer, „als was ich als ein Geschenk vom Heiland bekomme. Er erlaubt mir aber täglich den Zugang zu ihm, und wenn ich mich durstig, matt und kraftlos fühle, so gehe ich zu der Quelle der Wunden Jesu, und trinke. Da wird mein Durst gelöscht, und mein armes Herz erquickt und gestärkt.,, Andre bezeugten, daß sie sich so sehr nach dem Genusse des heiligen Abendmahls sehnten, daß sie alle Stunden bis dahin zählten. Ein andermal drückten sie sich so aus: sie hätten nach nichts mehr ein Verlangen, als nach dem Heiland; keinen Hunger, als nach dem Fleische und Blute desselben. Vor Verlangen darnach könnten sie kaum schlafen. Sie lebten allein dem Heilande. Gegen die Dinge dieser Welt wären sie blind und ohne Gefühl. Der heilige Geist wohne in ihren Herzen, und erinnere sie stündlich an den Heiland und sein Leiden; daher wären sie immer getrost und fröhlich. Bisweilen traf es sich, daß sie in der Zuckerernte bis zur Zeit des Abendmahls in der Arbeit standen; daß sie dann, ohne viel Zeit auf ihre Erholung zu wenden, nur eilten, um zu diesem so wichtigen Genusse noch zurecht zu kommen.

Im Jahr 1753. wurde im Namen aller Mitglieder der Negergemeine in S. Thomas folgender Brief an die Gemeinen in Bethlehem und Nazareth von dem Neger Mingo geschrieben, und von allen schwarzen Helfern und Dienern beider Geschlechter unterschrieben:

„Hiemit grüssen wir alle weisse und braune Brüder und Schwestern. Wir hoffen, daß ihr unsere niemals vergessen werdet: denn wir sind arm, und

es ist nöthig, daß ihr oft an uns gedenket. Wir wollen auch den Heiland bitten, weil er sein theures Blut für uns vergossen hat, daß er uns nicht verlasse. Denn so arm wir sind, so sind wir doch seine. Er hat uns verdient. Darum bitten wir euch, fleißig an uns zu gedenken, und den Heiland zu bitten, daß er uns als sein Eigenthum ferner behalten wolle. Das ist unsers Herzens Wunsch, und alles, was wir uns von ihm und euch ausbitten können.,,

So sehr sich aber die Misionsarbeiter ins Ganze über den Gnadengang der Negergemeine freuen konnten; so machten ihnen doch die Abweichungen und Lutrenen verschiedener einzelner Mitglieder derselben, manchen Kummer. Da das arme Slavenvolk unzähligen Verführungen von aller Art ausgesetzt ist; so hatte man sich zu verwundern, daß nicht mehrere Zergehungen vorkamen. Die, welche in die Sünden fielen, machten doch immer nur eine unbeträchtliche Zahl gegen diejenigen aus, welche der Lehre Jesu würdiglich wandelten. Aber nothwendig mußte von den Arbeitern über der Disciplin gehalten, und diejenigen vom Abendmahl ausgeschlossen werden, deren Wandel dem Evangelium nicht gemäß war. Sie achteten jedoch mitleidig an dieselben, solange sie in der Irre herumliefen, und nahmen einen jeden mit Freuden wieder auf, der, seiner eigenen Wege müde, zu Jesu Christo, dem barmherzigen Hohenpriester, zurückkehrte, und die Gemeinschaft seiner Gläubigen wieder suchte. Gemeiniglich waren die Abbitten dieser verirrtten Schafe mit solchen Merkmaalen der aufrichtigsten Reue begleitet, daß man aufs lebhafteste davon rührt werden mußte. Unter Vergießung vieler bitterer

terer Thränen hat ein alter getaufter Neger, der lange ausser der Gemeinschaft der Gläubigen unselig gelebt hatte, um Vergebung und Wiederannahme. „O mücht es doch,“ sagte er, „dem Heiland und seiner Gemeine gegen mich elenden so seyn, wie es einem Vater gegen sein ungezogenes Kind ist, das er aus seinem Hause und von seinem Tische entfernen, und ihm seine Pflege entziehen mußte, und den doch bald der armen Kindes jammert, daß er es wieder an seinem Tische essen, und seiner Pflege genießen läßt.“ Gemeiniglich gestanden dergleichen Personen, daß sie eine schwere Zeit gehabt hätten, und von aller Ruhe und Frieden der Seele entfernt gewesen wären, so lange sie ausser der seligen Gemeinschaft Jesu Christi und seiner Gemeine im Dienste der Sünde gelebt hätten. Manchen that die Ausschliessung vom Abendmahl so wehe, daß sie es nicht ausstehen konnten. Einige sagten, sie bäten den Heiland Tag und Nacht, daß er ihnen den Genuß dieses hohen Gutes wieder erlauben möchte; sie wären zwar es nicht würdig, aber eher könnten sie nicht beruhigt werden. „Tag und Nacht will ich zu den Füßen Jesu weinen,“ sagt ein anderer, „bis er mir ein neues Herz schenckt.“ Einer konnte sich nicht damit befriedigen, daß er seine Vergebung den weissen Arbeitern bekant, und abgebeten hatte. „Auch die Helfer habe ich durch meine Untreue betrübt, auch sie will ich gern um Vergebung bitten,“ sagte er, und verlangte daher, daß diese zusammen bestellt werden möchten, welches man auch zu seiner Beruhigung that.

Unter andern Negern entliefen im Jahr 1751 auch drey Getaufte von ihrer Plantage. Ob nun

gleich

gleich die grausame Behandlung ihres Meisterknechts an dem Verbrechen dieser Slaven Schuld war, so hielten die Missionsarbeiter doch für nöthig, am nächsten Gemeintage, da die Versammlungen des Volks am zahlreichsten zu seyn pflegen, desfalls eine öffentliche Erinnerung zu thun. Es wurde dabey die Stelle 1 Petr. 2, 18. Ihr Knechte, seyd unterthan mit aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen, zum Grunde gelegt, und es allen denen, die sich zur Lehre Jesu bekennen, zur Pflicht gemacht, in allen Arten der Leiden geduldig auszuhalten, und keine andre Mittel zu deren Erleichterung zu brauchen, als das Gebet zu Gott, und die Treue gegen ihre Herren. Diejenigen, welche sich durch Entlaufen selbst schuldig machten, sündigten nicht nur gegen jene göttliche Vorschrift, sondern brächten auch eine Schmach auf die ganze Gemeine.

Zur Förderung des innern Guadenganges wurde, nach dem Beyspiel der europäischen Brüdergemeinen, darauf angetragen, die Negergemeine nach dem Unterschied des Geschlechts, Alters, und Standes auf eine jeder Abtheilung angemessene Weise noch mehr zu bedienen; und dasjenige, was in der Lehre Jesu jeder derselben insonderheit, heilsam und nützlich ist, in ihren besondern Versammlungen vorzutragen. Schon bey Nathanael Seidels Visitation im Jahr 1753. wurde solches festgesetzt, und nachher 1755. am Vettage den 19ten Januar wurden die Knaben, die über das Kinderalter hinaus waren, in zwölf bis funfzehn Jahren, und die Jünglinge in funfzehn bis achtzehn Jahren, von der übrigen

Jugend abgesondert, und hiessen das Knabenchor; hingegen machten die Jünglinge, die das männliche Alter erreicht hatten, das Chor der ledigen Brüder aus. Die drey weissen ledigen Brüder, Matthäus Kremser, Johann Georg Masner, und Christian Friedrich Töllner, nahmen sich derselben besonders an, legten ihnen den Zweck dieser Einrichtung deutlich dar, und hielten ihnen, von der Zeit an des Sonntags eine besondere Versammlung, in welcher durch vertrauliche Gespräche diesen jungen Leuten dasjenige, was zunächst zur Förderung ihres Gutes und danges dienlich war, beygebracht wurde.

Eben diese Einrichtung wurde auch bey dem andern Geschlechte gemacht, und die grossen Mägde und Jungfrauen in besondre Chöre abgetheilt. Sie wurden von den verheiratheten weissen Arbeiterinnen bedient; die Witwen aber hatten aus ihrer Nation die Helferin Benigna von der Königsplantage zu Arbeiterin. Jedem dieser Chöre, so wie den verheiratheten, wurde von Zeit zu Zeit von einem verehrlichen Missionarius eine Rede gehalten, darinn sie auf die Erfahrung der in Jesu Menschheit, Blut und Tod liegenden Kraft gegen das innere Verderben und zur Heiligung Leibes und der Seele, gewiesen wurden. Schon im Jahr 1756. bestand das Chor der ledigen Brüder aus mehr als funfzig; das Chor der ledigen Schwestern aber war mehr als zweymal so stark.

Der Unterricht und die Pflege der Kinder war immer ein wichtiger und gesegneteter Gegenstand bey der Mission. Reinhard Konner und seine Freunde hatten diesen Auftrag, und besorgten ihn bis in die

Monat Junius 1755. da sie nach America gingen. An ihre Stelle traten Johann Michler und seine Frau, die sich sehr bald die Liebe der Negerjugend erwarben. Sie ging aber, wie schon vorhin ange- merkt worden, im Jahr 1756. aus der Zeit; wodurch er in der Verrichtung seines Amtes nicht wenig ge- hindert wurde. Die Nachrichten, welche sie von ihren gesegneten Verrichtungen, und von den Wir- kungen der göttlichen Gnade an den zarten Herzen der Jugend gegeben haben, erwecken um soviel größ- sere Verwunderung, da die Negerkinder größtentheils ohne Aufsicht sind, und täglich viel Böses sehen und hören; auch viele derselben nur selten in die Versam- lungen kommen konnten. Letzteres hatte entweder ein ausdrückliches Verbot zur Ursache, oder es kam von der Art ihrer nothwendigen Beschäftigung her. Als Reinhard Konner einmal einen Knaben fragte, ob er wisse, daß ein Heiland sey, der ihn liebe, und für seine Sünden gestorben sey; so antwortete dieser: „Nein Baas, das weiß ich nicht. Ich bin wol schlecht, und habe ein böses Herz, und brauchte wol einen Heiland, der mir hülfe; aber mein Meister will nicht haben, daß ich in die Schule gehen soll, wie kan ich was vom Heilande wissen?“, Ein solches Verbot that sonderlich denen sehr wehe, in welchen vorher schon durch den Unterricht in den Kinderver- sammlungen eine Liebe zu Jesu Christo entstanden war. Wenn diese dann bisweilen so glücklich waren, einen Kinderbaas, wie sie ihre Arbeiter zu nennen pfleg- ten, gelegentlich auf der Strasse anzutreffen; so freu- ten sie sich ungemein, klagten ihm ihre Noth, und baten ihn um Worte vom Heilande. Ueberhaupt war

war eine zärtliche Liebe zwischen den Kindern und ihrem Lehrer, und wo jene diesen erblickten, liefen sie ihm von fern mit Freuden entgegen, oder sie eilten, den übrigen Kindern auf der Plantage die frohe Botschaft zu bringen, daß er zu ihnen komme. Als Konner einmal vor einer Plantage vorbeiging, liefen ihm ein Dutzend Kinder nach, baten ihn, nicht vorbeizugehen, und ließen sich nicht eher befriedigen, als bis er ihnen etwas vom Heilande und seiner Liebe gesagt hatte. Auf diese Weise wurden oftmals kleine Versammlungen der Kinder auf der Strasse oder auf dem Felde gehalten. Ein andermal wurde Konner von einem getauften Knaben ins Haus gebeten, und als jener fragte, was er da sollte? so antwortete dieser: willst du uns dann nicht Worte vom Heilande sagen? Er that's; denn auf die Veranstaltung des Knaben hatten sich mehrere Kinder in dem Hause schon versamlet.

Ich will nur einige wenige Beispiele erzählen, aus welchen die Wirkungen der göttlichen Gnade bey der Negerjungend auch in diesem Zeitraum können ersehen werden.

Ein Mägdchen Christina war in ihrer Krankheit sehr heiter und vergnügt. Als sie im Anfang derselben ihre Großmutter um eine Gefälligkeit gebeten, wodurch sie glaubte, daß ihre Schmerzen würden gelindert werden, sagte diese: „Das will ich gern thun; aber das ist mir schmerzlich, daß ich dich nie zum Heiland beten sehe, der dir doch alleine helfen kan.“ Das Kind antwortete: „Ihr seht mich wohl nicht beten, aber in meinem Herzen bete ich viel zu ihm; da fühle ich ihn, und weiß gewiß, daß ich
seine

seine bin, und daß ich zu ihm gehe.,, Ueberhaupt konnten sich ihre Angehörigen, und wer sie in der Krankheit besuchte, nicht genug über die zärtlichen Aeußerungen ihrer Liebe zum Heiland verwundern. Als ihr von ihrem Oheim, dem Helfer Cornelius, in den letzten Stunden der Vers gesungen wurde: Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist dein Schmuck und Ehrenkleid u. s. w. sagte sie, daß ihr das sehr süß und angenehm sey. Nachdem sie sich noch etwas zu trinken ausgebeten, und von dem Wasser des Lebens geredt hatte, das ihr der Heiland geben würde, sagte sie nur noch, igt wolle sie mit Freuden zu ihm scheiden, und entschlief.

Ein anderes Mägdchen von zwölf Jahren ließ in ihrer Krankheit die Helferin Benigna zu sich bitten, und sagte ihr, der Heiland habe ihr gerufen, und wolle sie zu sich nehmen; sie gehe auch recht sehr gern zu ihm, weil sie ihn von Herzen lieb habe, und in der Welt nichts sey, das ihr gefalle. Als sie von Reinhard Konner besucht, und gefragt wurde, ob sie glaube, daß der Heiland alles, was er gelitten hat, auch für sie gelitten habe; bejahte sie es sehr freudig, und bezeugte, versichert zu seyn, daß ihr der Heiland nicht nur völlige Vergebung ihrer Sünden geschenkt habe, sondern, daß sie auch bald zu ihm gehen werde. Sie verschied wenige Stunden nachher.

Ein Knabe, den Konner auf dem Felde antraf, und um sein Befinden fragte, gab ihm die erfreuliche Antwort, er fühle in seinem Herzen, daß ihn der Heiland sehr lieb haben müsse: denn es werde ihm unbeschreiblich wohl, wenn er an ihn denke.

Ein Mägdchen, das wegen seines Dienstes sehr selten in die Versammlungen kommen konnte, freute sich ungemein, als sie einmal die Erlaubniß erhielt, mit ihrer Mutter dahin zu gehen. „Heute, sagte sie, ist mein Verlangen gestillt, da ich wieder Worte vom Heilande hören kan; sie sind mir gar zu süß, und ich habe schon lange grossen Hunger darnach gehabt.“ Als sie die Konnerin besuchte, bezeugte sie, daß sie den Heiland von Herzen lieb habe, zu Hause viel mit ihm umgehe, und sich dessen erinnere, was sie von ihm in der Versammlung gehört habe. Dieses, und andere Kinder, die selten abkommen konnten, unterhielten doch die Bekantschaft mit den Missionsarbeitern, durch ihre Eltern oder andre vertraute Personen, durch welche sie sich ihrem Andenken empfahlen, und von ihrem Befinden Nachricht gaben.

Als Reinhard Konner die Kinderversammlung auf einer Plantage mit dem Vers anfang: O Welt, sieh hier dein Leben am Stamm des Kreuzes schweben u. s. w. weinte ein Kind von Anfang bis ans Ende, und gab nachher zur Ursache an, daß ihm der Heiland so grosse Liebe bewiesen habe, und es liebe ihn noch so wenig; es habe ein böses Herz, und betrübe ihn noch vielfältig. Ein Knabe, den Konner auf der Strasse antraf, und fragte, ob er den Heiland lieb habe, sagte mit einer sehr betrübten Miene, „Nein, er habe ihn nicht lieb; denn er würde oft sehr zornig über seinen Vater und seine Mutter, und zankte mit seinen Geschwistern. Dabey sey er aber so unruhig, daß er sich nicht zu lassen wisse.“ Konnern gefiel seine Aufrichtigkeit, und er ermahnte ihn liebevoll, sich, so wie er wäre, zum Heiland

land zu wenden; bey dem würde er Hülfe und Ruhe finden. Ein andrer Knabe bezeugte zwar gegen den Bruder Konner, daß er den Heiland lieb habe; aber er fühle auch, daß sein Herz verderbt sey, und er oft noch in schlechte Dinge gerathe. Alsdaun werde ihm sein Herz schwer; aber er schreye so lange zum Heiland um Gnade und Vergebung, bis ihm wieder wohl ums Herz werde. Von seinen ungläubigen Eltern hatte dieser arme Knabe, um seiner Liebe willen zu Christo, viele Schläge zu leiden. Zwey Knaben von einer Plantage waren immer vergnügt, und dabey in ihrer Arbeit fleißig und geschickt. Als einer derselben den Bruder Konner von ferne sahe, lief er ihm mit grosser Freude entgegen, und auf die Frage, ob er fleißig daran gedächte, was der Heiland für ihn gethan und gelitten habe, ob er ihn lieb habe, und ihm sein ganzes Herz ergeben wolle, antwortete er mit einem sehr heitern Gesicht: „O ja, ich denke immer an den Heiland, und habe ihn sehr lieb; sonst könnte ich nicht so vergnügt seyn; und weil er mich so lieb hat, so will ich ihm auch mein ganzes Herz ergeben.“ Einmal hörte Konner im Busche den Vers singen: Christi Blut und Gerechtigkeit, das ist mein Schmuck und Ehrenkleid u. s. w. er ging der Stimme nach, und fand bey dem Knaben, der ihn sang, eine zärtliche und dankbare Liebe zu Christo.

Ein dreyzehnjähriges Mägdchen erzählte der Konnerin, ihr böses Herz habe sie neulich sehr geplagt, und ihr zugemuthet, sie solte ihrem Vater sein Essen heimlich wegnehmen; ihr gutes Herz aber habe ihr dagegen gesagt, sie solte es nicht thun, weil sie da-

durch den Heiland betrüben würde. Endlich habe sie doch ihrem guten Herzen gefolgt, um den Heiland nicht zu betrüben, der sie so sehr geliebt habe. Oft sey ihr böses Herz so stark, daß sie sich dessen kaum erwehren könne. In dieser Noth schreye sie zum Heiland; da bekomme sie wieder Ruhe, und die bösen Gedanken vergingen. Wenn sie aber ungehorsam oder hartnäckig sey, so würde ihr Herz sehr unruhig. Sie bedauerte dabey sehr, daß sie selten in die Versammlungen kommen könnte. Die Konnerin machte ihr einen richtigen Begriff von dem von Natur verderbten Herzen, und von den Wirkungen der göttlichen Gnade; und wies sie an, ihr ganzes Herz dem Heilande hinzugeben, daß er es mit seinem Blute von Sünden rein wasche und frey mache, daß sie den bösen Gedanken, die daraus herkämen, nicht mehr folgen müsse.

Ein Kind ging nie schlafen, und stand nie auf, ohne den Heiland zu bitten, daß er es vor Schaden an seinem Herzen und vor dem Leichtsinne bewahren wolle. Auch für seine Eltern pflegte es zu beten, wenn sie hart mit einander redten. Die Kinder auf der Perl- und im Dorfe hielten oft aus eigenem Triebe Versammlungen; setzten sich zusammen, sangen Verse, und redten nachher in der Stille mit einander von ihrem Herzen. In Krumbay nahm der kleine Joseph, des Helfers Abraham Sohn, oft die Kinder zusammen, sang mit ihnen, und hielt wol auch eine Rede an sie.

Wenn Unarten, Leichtsinne, Ungehorsam, vorgekommen waren, so wurde das gemeiniglich nach den Kinderversammlungen gerügt, da die Kinder sich um
ihren

ihren Lehrer herum zu stellen pflegten, daß er sich noch jedes besonders ansehen konnte; da sie dann mit Liebe und Ernst zurecht gewiesen wurden. Wer es zu arg machte, wurde aus der Versammlung ausgeschlossen. Dieses wiederfuhr einem Mägdchen, das durch leichtsinniges Tanzen auch andre verführt hatte, und es wurde erst wieder angenommen, als es sehr angelegentlich um Vergebung bat, und Besserung versprach. Selten war es nöthig, so ernstlich zu verfahren, weil die Schuldigen gemeiniglich sich selbst über ihre Fehler verklagten, und ihre Betrübniß und Mißfallen darüber bezeugten.

Im Februar 1756. wurde auch der lange Wunsch der Missionarien, daß in Tappus eine Anstalt zu einer ordentlichen Kinderversammlung werden möchte, erfüllt. Johann Michler hielt am 19ten besagten Monats die erste Kinderversammlung daselbst. Der Kinder am Westende der Insel, die fast gar nicht zur Versammlung kommen konnten, nahm sich der blinde Helfer Philippus sehr treulich an, und brachte sie bey den Missionarien ins Andenken. Für alle Kinder war die Christnacht jederzeit ein sehr fröhliches Fest, zu welchem sie möglichst von allen Orten her nach Neuherrnhut sich versamleten, bey einem Liebesmahl sich der Geburt ihres Schöpfers und Heilandes freuten, und ihn mit Lobgesängen und Anbeten verehrten. Gewöhnlich kamen ihrer nicht weniger als vierhundert zu diesem Feste zusammen.

Wie sich die Kraft des Evangeliums im Leben gläubiger Neger durch ihre Sinnesänderung und ganzen Wandel offenbarte: so wurde man insonderheit bey ihrem Absterben gewahr, daß der Glaube an den

gekrenzigten Heiland auch alsdann das Herz mit Trost erfüllet, und die Schrecken des Todes in gläubige Zuversicht und Hoffnung verwandelt. Ich will aus einer grossen Anzahl von Beyspielen, die dieses bestätigen, nur etliche anführen.

Die hundertjährige Louise von der Perl, die im Jahr 1753. aus der Zeit ging, und drey Jahre vorher auf ihrem Lager war getauft worden, freute sich immer über den Besuch der weissen Arbeiterinnen wie ein Kind, und unterhielt sie auf die angenehmste Weise mit ihrer zärtlichen Liebe zum Heiland, und dem Verlangen, bald bey ihm daheim zu seyn. Sie war nur einmal in ihrem Leben in der Negerkirche in Neuherrnhut gewesen, und hatte drey Tage auf dem Hin- und Herwege zugebracht.

Die selige Gemüthsstellung einer andern Negerin Christina gab auch ihrer Herrschaft, von der sie noch in ihren letzten Stunden besucht wurde, einen tiefen Eindruck.

Im Jahre 1754. ging die Mirjam in einem Alter von fast hundert Jahren zu ihrem Erlöser. Sie war im Jahr 1749. sowol der heiligen Taufe, als des heiligen Abendmahls theilhaftig geworden, und ging in der damals empfangenen Gnade bis an ihr seliges Ende fort. Ihre letzten Jahre waren eine stille Ruhezeit, in welcher sie sich bloß mit ihrem Erlöser beschäftigte. Kurz vor ihrem Ende ermahnte sie ihre Kinder und Enkel, sich dem Heilande von Herzen zu ergeben, damit sie so selig würden, als sie sey.

Der Neger Cornelius endigte sein mühseliges Leben im Jahr 1755. im Lazareth, wo er bey seiner sehr schmerzhaften Krankheit seinen Mitpatienten durch

durch seine Geduld und fröhlichen Muth, den er oft durch Gesänge äusserte, zu grosser Erbauung und Ermunterung gewesen war.

Justus, der im Jahr 1749. getauft worden, und seit 1753. das Amt eines Gemeindieners verwaltet hatte, entschlief im September 1755, indem er betete: Herr Jesu, nimm meinen Geist auf!

Joas, von der Nation der Mandongo, bey welcher das Menschenfressen gewöhnlich ist, wurde 1750. der heiligen Taufe, und das Jahr hernach des heiligen Abendmahls mit der Gemeine theilhaftig. Die Gnade hatte aus ihm einen sanften Menschen gemacht, der sein größtes Vergnügen im Umgang mit seinem Erlöser fand, dem er es nicht genug verdanken konnte, daß er ihn aus der Finsterniß zu seinem göttlichen Lichte gebracht hatte. In seiner auszehrenden Krankheit war das Andenken an den Tod des Heilands, den er am Kreuze für ihn ausgestanden, seine einzige Beschäftigung, die ihn mit Freudigkeit und Trost erfüllte. Sein sehnliches Verlangen nach Christo wurde im November 1755. durch eine selige Auflösung erfüllt.

Ihm folgte der Erstling von der Nation der Sida, Cornelius, ein Greis von mehr als hundert Jahren, in eben diesem Monate nach. Er war noch zu Friedrich Martins Zeit beider Sacramente theilhaftig geworden, und in der Liebe zu Christo bis an sein Ende geblieben.

An der Susanna, die im Jahr 1755. verschied, hatte die göttliche Gnade bewiesen, wie groß und wie selig ihre Wirkungen auf das verderbteste Menschenherz seyn können. Ehe sie durch die Kraft des

Evangeliums aus der Gewalt des Satans zu Gott in Christo gebracht worden, war sie auf der Insel als eine ausnehmend lasterhafte und ruchlose Person bekannt; wurde aber durch den Glauben an Jesum so geändert, daß man sich darüber nicht genug verwundern konnte. Auf ihrem Krankenlager hatte sie kein größeres Anliegen, als bey ihrem Versöhner daheim zu seyn. Eben das ist von der Cäcilia, einer Creolin, zu sagen, deren Verlangen, in die ewige Freude zu Christo überzugehen, im Monat März erfüllt wurde. Die Naemi, die im Jahr 1753. getauft worden, und am 21ten Julius 1755. im Glauben an ihren Erlöser verschied, war der Erstling der Nation der Dampago. Die Helena, welche im September eben dieses Jahres aus der Zeit ging, wurde 1749. getauft, und gelangte das Jahr hernach zum Genuß des heiligen Abendmahls. Zwey Jahre vor ihrem Tode wurde sie blind, und Alters und Schwachheit halber konnte sie nicht mehr in die Versammlungen kommen. Gegen die weissen Arbeiterinnen, von denen sie von Zeit zu Zeit besucht wurde, drückte sie sich also aus: „Ihr sehet, daß ich keine Füße habe zum gehen, und keine Augen, den Weg zu sehen. Alle Kräfte meines Leibes sind vergangen; ich kan nicht mehr zu dem grossen Mahl kommen. Aber der Heiland hat mich versichert, daß er selbst mein Theil seyn will. Daran habe ich genug, und es fehlt mir nichts. Ihn kan ich mit den andern Augen sehen, die er mir gegeben hat; ich weiß wohl, wie er aussiehet.“ Die Rachel, welche im Jahr 1740. getauft worden, hatte das Unglück, daß sie durch eine Verletzung des Kopfs Schaden am Ver-

stans

stande nahm, und bisweilen ganz verrückt war. In den heitern Zwischenzeiten gab sie ihre treue Liebe zu ihrem Versöhner, und zu den Gläubigen, mit Worten und Geberden zu erkennen; welches sonderlich in ihren letzten Stunden geschah, da sie ein sehnliches Verlangen nach ihrer Auflösung bezeigte.

Christian starb im Jahr 1756. im Spital. Er kam erst in seiner Krankheit zur Erkenntniß seiner Untreue, und suchte nicht nur Vergebung beym Heiland, sondern bat auch seiner beleidigten Frau unter vielen Thränen ab; und ermahnte sie, sich sein Beyspiel zur Warnung dienen zu lassen. Am letzten Abend seines Lebens verlangte er allein gelassen zu werden, damit er sein Herz vor dem Gnadenthron ganz und ungehindert ausschütten könnte. Des Morgens sagte er nur noch zu den Umstehenden: „Der Heiland ist mir gnädig; ich sterbe im Vertrauen auf sein Verdienst und sonst nichts.“ Unmittelbar darauf verschied er. Als Noah, der im April 1756. die Taufe empfing, und im Junius starb, in seiner Krankheit von dem Missionarius Weber besucht wurde, sagte er diesem, er wolle von nichts mehr wissen, als vom Heilande, der ihm so viele Wohlthaten erzeigt habe, daß er seine Dankbarkeit gegen ihn nicht genug zu bezeigen wisse. Er hoffe, daß er ihn nun bald zu sich nehmen, und sein Verlangen erfüllen werde. Hingegen wurde die Timna, die sonst mit ihrer Demuth, Einfalt, und treuer Ergebenheit an den Heiland, den Arbeitern viele Freude gemacht hatte, in ihrer langen und schmerzlichen Krankheit, abey sie auch vom Mangel an Lebensmitteln gedrückt wurde, ungeduldig, und litte an dem kindlichen Ver-

trauen und der Liebe zum Heiland einigen Abgang. Sie erkante dieses vor ihrem Ende mit vieler Reue, und der Heiland schenkte ihr seinen Frieden wieder, in welchem sie verschied. Die Dorothea, eine alte Negerin, von der Nation der Loango, war anfänglich, da sie mit der Plantage im Jahr 1738. ein Eigenthum der Brüder wurde, sehr widrig gegen sie. Aber nach und nach fand das Evangelium Eingang bey ihr, und 1740. wurde sie von Friedrich Martin getauft, und gelangte das Jahr darauf zum Genusse des heiligen Abendmahls. Seit der Zeit, und insonderheit etliche Jahre vor ihrem Tode, war sie sehr liebhabend, dachte klein und demüthig von sich, und war bis an ihr Ende vergnügt, welches am 19ten Julius 1756. erfolgte. Die Maria, von der Königsplantage, war sowol in gesunden Tagen, als in ihrer Krankheit, durch ihre zärtliche Liebe zum Heiland und allen Gläubigen, jedermann zur Erbauung. Sie wurde von ihrem langwierigen Krankenlager im Spital endlich im August 1756. durch einen seligen Tod erlöset, und hinterließ denen, die sie gekant hatten, ein gutes Beyspiel zur Nachfolge. Bald darauf ging auch das lange Elend der Maria Magdalena durch eine selige Auflösung zu Ende. Sie war seit 1751. ein Mitgenosß des heiligen Abendmahls. Von ihrem Meister, einem Freyneger, wurde sie immer sehr hart gehalten, und da sie in eine schwere Krankheit fiel, ihrer langen treuen Dienste ungeachtet, gar verstoßen. Mingo aber nahm sich ihrer an, und schafte ihr auf Muskitebay ein Unterkommen, wo sie bis an ihr Ende die nöthige Ruhe und Pflege genoß. In allen ihren armseligen und schmerzhaften Umständen

der

den betrug sie sich geduldig und erbaulich, und verbrachte ihre Krankenzeit im Umgang mit ihrem Erbsen.

Ein Neger in Tappus, der zwar einigemal in der Versammlung gewesen war, aber noch nicht darauf gedacht hatte, sich zu bekehren, ließ in seiner Krankheit den Missionarius Weber zu sich rufen, und in grosser Bekümmerniß um seine Seligkeit, bat er ihn um guten Rath und um seine Fürbitte. Dieser wies ihn zu Jesu Christo, der alle mühselige und beladene zu sich rufe, und keinen hinaus stosse, der auch noch in der letzten Stunde zu ihm komme. Um sein Vertrauen zu erwecken, erzählte er ihm das Beyspiel des Schwächers, den der Heiland mit sich ins Paradies nahm. An demselben Abend ließ der Kranke den Helfer Mingo, der ihn vorhin mit Webern besucht hatte, wieder zu sich bitten, und erzählte ihm mit Freuden, er habe bey dem Heiland Gnade gefunden, und nun sey sein Herz leicht und vergnügt. Wenige Minuten darauf verschied er. Eben so ließ ein den Missionarier unbekannter Knabe den Helfer Mingo in seiner Krankheit zu sich bitten, um ihm nur zu sagen, er würde igt sterben, es sey ihm aber dabey sehr wohl in seinem Herzen: denn er wisse gewiß, der Heiland sey auch für ihn gestorben; und er freue sich, ihm zu kommen.

Eine Negerin, die im Jahr 1749. der heiligen Taufe und des heiligen Abendmahls theilhaftig worden war, ging im Jahr 1757. aus der Zeit. Als sie erweckt, und um ihre Seligkeit bekümmert wurde, kam sie an einem Abend zu den zwey Brüdern Johann Böhner und Abraham Meining, die auf
ih-

ihres Herrn Plantage an einer Mühle arbeiteten; fiel auf ihre Knie nieder, und bat sie, ihr einen Unterricht im Lesen und in der Erkenntniß Gottes zu geben. Sie brachte zugleich ein Büchlein mit, in welchem sie glaubte, daß der Weg zur Seligkeit beschrieben wäre. Die Brüder wiesen sie zu dem gekreuzigten Heiland, der für alle arme Sünder gestorben ist. Diese Nachricht war ihr sehr erwünscht, und sie nahm dieselbe mit vieler Begierde gläubig an. Von der Zeit an besuchte sie die Predigten der Brüder fleißig, und nahm in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi zu. Sie hatte darauf schwere Proben auszustehen, da sie sich weigerte, ferner in die sündlichen Zumuthungen ihres Herrn zu willigen. Mit grosser Standhaftigkeit litt sie lieber alle Arten von Plagen, als daß sie an Christo ihrem Heilande eine Untreue begangen hätte. Ihr heroischer Muth war auch nach wiederholten Geißelungen heiter, und sie freute sich, daß sie gewürdigt worden, um Christi und der Gerechtigkeit willen etwas zu leiden. Endlich wurde ihr Meister, sowohl durch ihr standhaftes Betragen, als durch den Umgang mit den weissen Brüdern, die oft auf seiner Plantage Geschäfte hatten, so geändert, daß er weder sie, noch seine übrigen Neger hinderte, sich zu bekehren und als Christen zu leben. Ihr Abschied aus der Zeit war so vergnügt und selig, als es ihr Leben seit ihrer Begnadigung gewesen war, und hinterließ bei allen Anwesenden einen lieblichen Eindruck. In eben dem Jahre entschlief auch der Neger Sebastian, der in Congo getauft, und 1756. in die Negergemeinde aufgenommen worden. Durch die Predigt des Evangeliums, das er von den Brüdern hörte, wurde

er überzeugt, daß das wahre Christenthum in mehr als blosser Erkenntniß und äußerlichen Uebungen bestehe. Bey diesen konnte er sich nun nicht mehr beruhigen, und die Hoffnung seiner Seligkeit nicht darauf bauen. Er redete mit den Misionsarbeitern oft und freymützig über den Zustand seines Herzens, und wurde von ihnen zu Jesu Christo gewiesen, als der einzigen Ursach der Seligkeit. Er befolgte ihren Rath, wurde an den Heiland gläubig, und nachdem er der Gnade in seinem Blute theilhaftig geworden, war sein Herz lebenslang mit dankbarer Liebe gegen ihn erfüllt. Nach der Vergebung seiner Sünden mußte er keine grössere göttliche Wohlthat, als die, in der schwarzen Brüdergemeine zu gehören. Wenige Tage vor seinem Hinscheiden, besuchte er den Misionarius Weber, und erfreute ihn mit der Nachricht von seinem vergnügten Herzen und dem genauen Umgange, in welchem er mit seinem Erlöser stand.

Die Freynegerin Seriana, die ebenfalls im Jahr 1757. aus der Zeit ging, war eine unter ihrem Volke beliebte und geehrte Person, die sich nach langen Überlegungen im Jahr 1750. an die Brüdergemeine anschloß, und durch die Aufnahme derselben einberufen wurde. Sie blieb bis ans Ende dem Heilande und seinem Evangelium getreu, und sah ihrer Auslösung freudig entgegen.



Fünfter Abschnitt.

Geschichte der Mission auf S. Croix von Friedrich Martins Tod im Februar 1750. bis zu Ende des Jahrs 1755.

Nachdem sich Friedrich Martins gesegnete Arbeit unter den Negern auf S. Croix im Februar 1750. durch dessen Absterben geendiget hatte, blieb seine Stelle bis ins folgende Jahr unbesezt. Die Anzahl derer, die sich auf dieser Insel seinen Diensten am Evangelium zu Nuze gemacht hatten, belief sich auf dreyhundert und funfzig Personen. Das Werk Gottes ging unter ihnen in dieser Zwischenzeit ungehindert fort, indem der Helfer David und seine Mitarbeiter dabey behülflich waren, und die Missionarier von S. Thomas von Zeit zu Zeit herüberkamen, Taufe und Abendmahl zu halten.

Der Missionarius Georg Ohneberg ging im Jahr 1751. am 6ten April mit seiner Frau, in Begleitung der Brüder Weber und Hantsch, von S. Thomas dahin ab. Sie wurden mit vielen Freuden von den gläubigen Negern aufgenommen, und nahmen, mit Genehmigung des Herrn Gouverneurs Hansen, ihre Wohnung auf Prinzess: denn einem eignen Grundstück und Wohnung fehlte es noch damals der Mission auf dieser Insel. Die Plantagen in Ostendequartier, welche der selige Friedrich M.

tin gekauft hatte, und die schon seit 1745. verlassen war, schien zur Mission nicht recht bequem zu seyn, und wurde kurz vor Ohnebergs Ankunft wieder veräußert; und das Haus, welches der Helfer David für die weissen Arbeiter auf dem Compagniegrunde nahe bey der Stadt Bassin erbaut hatte, war zu klein, als daß es zur Wohnung und Versammlung zugleich hätte dienen können. Ohneberg und seine Frau wohnten also vorerst im Versammlungshause auf Prinzess, darunter man sich ein Gebäude vorstellen muß, das die größte Aehnlichkeit mit einer Scheuer hat, ohne einige Abtheilung. Die Neger sahen die Unschicklichkeit davon bald ein, und machten am 2ten May den Anfang, nicht weit vom Schulhause ein eigenes Wohnhaus für sie zu erbauen; bey welchen man sich jedoch weiter nichts, als eine gute und geräumliche Negerhütte vorstellen muß, darinn sich allenfalls zwey Familien behelfen konten. Es hatte aber der Missionarius mit seiner Frau diese neuerbaute Wohnung kaum bezogen, so kamen sie mit derselben in eine lange und drückende Noth; indem vom Julius bis in den September dieses Jahrs einmal übers andere Feuer an die Dächer der benachbarten Negerhäuser gelegt wurde. Man konte keine andere Ursache dieser boshaften Unternehmung vermuthen, als den Unwillen einiger heidnischen Neger über die Bekehrung ihrer Landsleute; und keine andere Absicht, als, die zu diesem Behuf erbauten Häuser mit den andern durchs Feuer zu zerstören. Ohnebergs so- wol, als die Neger, mußten in der langen Zeit jede Nacht befürchten, daß ihnen ihr Haus über dem Kopf zusammen brennte. Verschiedenemale war das ange-
legte

legte Feuer entdeckt worden, ehe es Schaden thun konnte. Aber am 22ten Julius gerieth das Dach an des Neger Abrahams Haus just zur Mittagszeit plötzlich in Brand; welcher jedoch bald gelöscht wurde, weil die Neger eben von der Arbeit zu Hause kamen. Zum Glück hatte ein vor wenigen Tagen gefallener Regen dem bisherigen Wassermangel abgeholfen. Am 7ten August wurden unter der Abendversammlung zwey Feuerbrände auf ein anderes Negerhaus geworfen. Zwey Kinder sahen, daß ein Neger der Urheber dieses Frevels war; aber da er nach der That schnell davon lief, konnten sie ihn nicht erkennen. Sie machten die Gefahr sogleich bekant, und dieselbe wurde ohne viel Aufsehen abgewendet. Hingegen gerieth am 18ten eben genannten Monats das Dach an Abrahams Haus abermals in volle Flammen. Der Wind wehete stark, und der Vorrath von Wasser war gering, und doch brante nur das einige Dach weg. Kaum war es wieder hergestellt, als von neuem Feuer an dasselbe gelegt, aber beyzeiten entdeckt wurde. Dagegen geriethen die zwey Häuser eben dieses Negers am 26ten August zugleich so stark in Brand, daß es schien, als ob diesmal alle Negerhäuser auf Prinzeß, mit dem Schulhaus und Ohnebergs Wohnung, im Rauch aufgehen müßten. Noch sieben Häuser wurden vor der Flamme ergriffen, und da der Wind sehr stark war, gaben die Neger den Muth auf, über das Feuer Meister zu werden, und ein jeder suchte nur sein geringes Vermögen in Sicherheit zu bringen. Abraham und seine Frau waren abwesend, und ihr Söhnlein schlief noch im Hause, als es schon lichterloh brante. Ein Neger, der aus andern Ursachen hin ein

einging, wurde dasselbe gewahrt und rettete es. Die göttliche Hülfe in dieser Noth zeigte sich darinn, daß der Wind sich plößlich legte, worauf die Heftigkeit der Flamme nachließ. Tzt fuhren die Neger mit ihren Anstalten zum Löschen fort, so daß nur die beiden zuerst angezündeten Häuser ganz niederbrannten; die übrigen aber mit einiger Beschädigung gerettet wurden. Als diese Noth vorüber war, entstand bey den gläubigen Negern der kummerhafte Gedanke, ihr lieber Lehrer Ohneberg würde, um der beständigen Feuersnoth zu entgehen, die wahrscheinlich um seinetwillen entstand, von Prinzess wegziehen. Allein, er gab ihnen die Versicherung, daß auch der Verlust Alles des Seinigen ihn nicht bewegen würde, sie zu verlassen. Es schien dieser Verlust fast unvermeidlich zu seyn, als am 4ten September das seiner Wohnung zunächst gelegene Haus angezündet, und die Flamme durch einen starken Wind auf dasselbe zugetrieben wurde. Die meisten Neger waren auf dem Felde, und es fehlte an hinlänglichem Vorrath an Wasser. Das Negerhaus brante ganz nieder, Ohnebergs Wohnung aber wurde abermals gerettet; nur das Küchengebäude litte einigen Schaden. Am folgenden Tage wurden glühende Kohlen im Zuckerstroh des nächsten Dachs am Schulhause durch einige Kinder entdeckt, und die böse Absicht des Thäters zu rechter Zeit vertelt; welcher aber nie ist entdeckt worden. Die gläubigen Neger, die nicht zweifelten, daß damit die Zerstörung des Schulhauses und der Wohnung des Missionarius gemeint gewesen, erklärten sich, daß wenn es auch dem Frevler gelingen sollte, das Schulhaus wegzubrennen, sie ein neues erbauen, und

h h h des:

deswegen in ihrem Eifer im Christenthum nicht nachlassen wolten. Zwey Jahre nachher am 14ten August 1753. brante Ohnebergs Haus mit zehu andern Negerhäusern ab; wobey das Schulhaus abermals gerettet wurde. Nur zwey Brüder verloren dabey nebst ihren Häusern alle ihre Lebensmittel. Da in dem Hause, das zuerst brante, gar kein Feuer gewesen war; so war es mehr als wahrscheinlich, daß es von aussen angelegt worden. Ohnebergs fanden nicht nur gleich, nachdem sie abgebrant waren, wieder ein Unterkommen, indem ihnen ein gläubiger Neger ein kleines Haus einräumte; sondern sie bekamen auch alle ihre Sachen wieder, welche die gläubigen Neger gerettet, und hie und da in ihren Häusern verwahrt hatten.

Ein ähnliches Unglück betraf in eben dem Jahr am 30ten August die Häuser der Neger auf Lagrande, welche alle bis auf eines wegbranten, womit zugleich fast alle ihre Lebensmittel und Habseligkeiten im Feuer aufgingen. Die gläubigen Neger bewiesen dabey viele Standhaftigkeit, und trauten dem Vater im Himmel zu, daß er sie auch bey dem Verlust ihrer Vorräthe gnädig ernähren würde. Das Schmerzlichste für sie war, daß sie izt kein Haus zu ihren Versammlungen hatten, und es auch nicht rathsam war, dieselben unter freyem Himmel zu halten. Im folgenden Jahre 1754. verzehrte ein abermaliger Brand, den die Unvorsichtigkeit verursacht hatte, innerhalb zwey Stunden acht und vierzig Negerhäuser auf Prinzess, wobey viele gläubige Familien auch ihren Vorrath an Lebensmitteln einbüßten. Einig Monate vorher hatte ein Feuer auf Kleinprinzess

vierzehn Negerhäuser eingeäschert, wobey auch drey gläubige Negerfamilien mit ihren Häusern Haab und Gut verloren. Ich habe diese Feueergeschichten hinter einander erzehlen wollen, und komme izt auf den Missionarius und seine Arbeit zurück.

Georg Ohneberg trat in die Fußstapfen des seligen Friedrich Martins. Durch sein liebreiches Betragen gewann er bald das völlige Zutrauen der Neger, und führte mit dem besten Erfolge die Mission fort. Er richtete sich in seine Arbeit so ein, daß er jeden Sonntag Nachmittag auf Prinzeß predigte, und darauf die Kinderversammlung hielt, oder sie durch einen von den Helfern halten ließ. Auch an den Wochentagen hielt er fast jeden Abend daselbst eine Rede; Dienstags und Donnerstags aber ging er nach Bassin, wo er den dortigen Negern, in dem von dem Helfer David für die Mission erbauten Hause, des Abends eine Versammlung hielt. Dazwischen besuchte er, bisweilen zugleich mit David oder Stephanus, die Alten, Kranken und Schwachen auf verschiedenen Plantagen.

Unter den Negern auf Prinzeß fand das Evangelium bey sehr vielen Alten und Jungen Eingang. Unter mehr als hundert Negerhäusern, die daselbst beyammen standen, und wie ein Städtchen ansahen, waren nur wenige, die nicht gläubige und erweckte Einwohner hatten. Auch auf der plessenschen Plantage, die izt dem Herrn Buchhalter Kragh zugehörte, waren verschiedene Gläubige, die man als einen Segen der Bemühungen der ersten Brüder auf S. Croix ansehen konnte. Viele Erweckte wohnten auf Lagrande am Westende; die aber, weil sie von

dem Missionsplatz auf Prinzeß weit entfernt waren, weder oft da besuchen, noch von da aus besucht werden konnten. In Bassin oder Christianstadt war auch eine beträchtliche Anzahl Neger, die die Predigten der Brüder entweder auf Prinzeß, oder in dem Hause der Brüder in Bassin besuchten. Ich habe vorhin schon angemerkt, daß Ohneberg wöchentlich zweymal dahin ging, und eine Versammlung hielt; wobey oft mehr Zuhörer auffer dem Hause, als in demselben waren. Das waren die vier Plätze, die der Missionarius zu bedienen hatte.

Schon lange war es ein Anliegen der Brüder gewesen, ein zur Missionsarbeit bequemes Grundstück in S. Croix zu erkaufen. Sie kamen durch die Bemühungen des Herrn Stadtrichter Schusters, der einer ihrer zuverlässigsten Freunde war, zu Ende des Monats Julius 1751. durch einen freyen Handkauf zum Besiz eines Gartengrundes, der nur eine Viertelstunde von Bassin am Wege nach Prinzeß, und eine Stunde von dieser Plantage entfernt lag, und folglich zu ihrer Absicht nicht besser liegen konnte. Seine Länge betrug neunhundert Fuß, und die Breite zweyhundert und zwanzig; die eine Hälfte war noch wüste, da die andre ein wohlangelegter Baumgarten war. Er bekam den Namen Friedensthal, und wurde mit der Zeit der gesegnete Predigtplatz, wo seitdem vielen tausend Negern das durch Jesum Christum erworbene Heil von den Brüdern ist verkündigt worden. Ohnebergs behielten aber noch verschiedene Jahre ihre Wohnung auf Prinzeß, wo die größere Anzahl gläubiger Neger war, und die Missionsarbeit unter dem Schutze der günstigen Obrigkeit un-

gestört fortging. Nur ließ er sich unterdessen die Bearbeitung des erkauften Gartengrundes und dessen Einrichtung angelegen seyn, und wies den dazu bestellten Negern nicht nur die Arbeit an; sondern war selbst ein fleißiger Gärtner, der aus dem wilden Stück Land mit der Zeit einen der nützlichsten Gärten bereitete.

Vom 26ten November 1751. bis zum 15ten März 1752. hielt sich Georg Ohneberg mit seiner Frau in S. Thomas auf, wo sie mit einem Töchterlein niederkam. In seiner Abwesenheit hatte der Helfer David seine Stelle vertreten. Weil das in Bassin auf dem Grunde der Compagnie erbaute Haus, wo bisher die Brüder ihre Versammlungen gehabt, zum Lazareth gemacht wurde; so mußten die dortigen Versammlungen solange eingestellt werden, bis die Brüder ein anderes Haus auf ihrem eigenen Grunde dazu bauen konnten. Inzwischen bot ihnen der Neger Thomas ein kleines Haus an, welches sie auch wegen seiner bequemen Lage gern annahmen, ob es gleich kaum wohnbar war. Dieses Haus trachtete ein Bösewicht im folgenden Jahr in Brand zu setzen; und die Brüder wurden dadurch um so mehr veranlaßt, auf die baldige Erbauung eines Hauses auf ihrem eigenen Grunde bedacht zu seyn. Der Predigtplatz in Bassin verdiente grosse Aufmerksamkeit; denn der Zulauf von Blanken und Negern war bisher sehr stark gewesen. Obgleich ihre Absichten und Betragen sehr verschieden waren; so diente doch das eigene Sehen und Hören vielen Blanken zur Berichtigung ihrer Begriffe von der Lehre und dem Gottesdienste der Brüder.

Schon im Monat Merz 1752. wurden die zwey Helfer David und Aquila mit andern Maurern und Handlangern nach Lagrande am Westende versetzt, um bey der neuanzulegenden Friedrichsstadt ein Fort zu erbauen. Der Missionarius vermischte diese brauchbaren Gehülffen ungern; hingegen waren sie den Erweckten in jener Gegend sehr willkommen. Johann Böhner hatte sich im vorigen Jahre, als er eine Zuckermühle auf Lagrande bauete, derselben treulich angenommen. Ihre Anzahl nahm zu, als im September mehrere getaufte Neger von Prinzeß, die das Zimmerhandwerk verstanden, dahin versetzt wurden. Desto mehr erforderte ihre anwachsende Menge die Aufsicht und Pflege des Missionarius, der sie doch nur selten besuchen konte. Hingegen kamen die beyden Helfer David und Aquila oft an ihren freyen Tagen nach Prinzeß, gaben von dem Befinden der Neger in jener Gegend Nachricht, und waren dem Missionarius in Bedienung der besondern Versammlungen behülflich.

Auf dem Grunde der Friedrichsstadt kauften die Brüder im Jahr 1754. zwey Lots oder Bauplätze, um mit der Zeit auch da einen Predigtplatz anzulegen, und die grosse Menge gläubiger Neger daselbst mit dem Evangelium und den heiligen Sacramenten zu bedienen. Unterdessen baute der Helfer David in der neuen Stadt ein kleines Haus, in welchem für diese Zeit die Versammlungen der Brüder gehalten wurden. Georg Ohneberg hielt in demselben am 19ten September 1754. die erste Predigt, und David und Aquila hielten nachher zweymal in der Woche daselbst eine Erbauungsstunde.

Die Prinzeßplantage war, wie gesagt, der eigentliche Misionsplatz, wo die weissen Arbeiter wohnten, wo das Versamlungshaus war, und wo des Sonntags die öffentliche Predigt, die besondern Versamlungen der verschiedenen Abtheilungen der Negergemeine, Taufe und Abendmahl gehalten wurden. Gewöhnlich versamleten sich des Sonntags drey- bis sechshundert Neger daselbst zur Predigt. Ihre immer zunehmende Anzahl machte es nothwendig, auf ein geräumlicheres Gebäude zur Predigt zu denken. Als Nathanael Seidel im May 1753. mit Georg Weber die Mission auf S. Croix besuchte, kam es darüber zum Entschluß; und nachdem sie vom Gouverneur die Erlaubniß dazu erhalten hatten, steckten sie den Grund dazu ab, fünfzig Fuß lang und sechs und zwanzig breit. Der Gouverneur erbot sich von freyen Stücken, das dazu nöthige Holz von seinem Lande herzugeben; und die gläubigen Neger bezeigten sich willig, soviel es ihre wenige freye Zeit zulassen würde, daran zu arbeiten. Manche, die nicht selbst Hand anlegen konnten, versorgten diejenigen, die es thaten, mit Speise. Als im folgenden Jahr 1754. nach Aufhebung der westindischen Compagnie, die Besitzungen derselben in Westindien königliche Domainen wurden, und es ungewiß war, ob die bisherigen Compagnieplantagen für königliche Rechnung verwaltet werden, oder in andre Hände kommen würden; so nahmen die Brüder wegen des ferneren Baues der Negerkirche auf Prinzeß Anstand. Und da es möglich war, daß ein künftiger Besitzer dieser Plantage die Lehrfreyheit der Brüder daselbst einschränken oder aufheben konnte; so hielten sie für sicherer, die Kirche

auf ihrem eigenen Grunde in Friedensthal zu erbauen. Die Zimmerleute waren just mit dem Abbinden des Holzwerks so weit fertig, daß sie das Haus nächstens zu richten gedachten. Der Gouverneur hatte gegen diese Versetzung nur dieses einzuwenden, daß sie zum Nachtheil der Prinzessneger gereichen würde, denen nicht erlaubt wäre, sich so weit von ihrer Plantage zu entfernen, daß sie den gottesdienstlichen Versammlungen in Friedensthal beywohnen könnten. Da sich aber die Brüder erklärten, daß sie auch die Versammlungen auf Prinzess solange fortzusetzen gedächten, als ihnen die Freyheit dazu gelassen würde; so gab er zu ihrem Vorhaben seine völlige Einwilligung.

Die neue Kirche wurde im Julius dieses Jahres gerichtet, und in der Mitte des Merz 1755. ganz fertig, nachdem bey nahe zwey Jahre daran gearbeitet worden. Zu der feyerlichen Einweihung derselben, am Osterfeste, war der Missionarius Georg Weber von S. Thomas herüber gekommen, und die Neger versammelten sich dazu in ungewöhnlich grosser Anzahl. In der ersten Versammlung dankte Georg Weber mit der ganzen Gemeine Gott für die glückliche Vollendung dieses zur Beförderung der Erkenntniß Gottes und Jesu Christi bestimmten Gebäudes, und empfahl die ganze Missionsanstalt dem Schutz des Vaters im Himmel, der Gnade Jesu Christi, und den seligen Wirkungen des heiligen Geistes. Darauf hielt er die Predigt, nach welcher die Kirchenlitaney gebetet wurde. In der folgenden Versammlung ertheilten die Brüder Weber und Ohneberg vier und zwanzig Personen die heilige Taufe. Unter diesen Täuflingen waren vier Creolen, sieben Amina, zwey Kassenti, eben

so viele Karabari, und die neun übrigen waren aus eben so vielen besondern Nationen, nemlich der Watje, Papaa, Wawu, Mangree, Mokka, Mandongo, Kongo, Solungo, und Gouba. Nachher wurden noch zwey Kinder getauft. Nachdem den Lehrlingen oder Ungetauften, den Candidaten zur Taufe, den Getauften, und den Abendmahlsgenossen, in besondern Versammlungen kurze Reden gehalten worden, wurde die Feyer dieses gesegneten Tages mit Loben und Danken fröhlich beschloffen. Am folgenden Tage war abermals Predigt, in welcher Georg Ohneberg von dem Feuer redete, das in dem Herzen der Jünger Jesu entbrante, als er nach seiner Auferstehung mit ihnen von seinem Leiden und Sterben redete, und die Nothwendigkeit desselben aus der Schrift darlegte. Darauf wurde mit den Communicanten ein Liebesmahl, und zuletzt das heilige Abendmahl gehalten.

Georg Ohneberg war mit seiner Frau schon vor Ostern 1755. von Prinzess in das auf Friedensthal für sie erbaute Wohnhaus gezogen, und lieffen sich angelegen seyn, die kleine Plantage zu bearbeiten und nutzbar zu machen. Die Neger legten einen Weg von der Strasse zur Kirche an, und machten den Grund um dieselbe rein und eben. Der Gottesacker wurde auf eben dem Grunde nicht weit von der Kirche angelegt, und letztere mit einer Glocke versehen.

Da ich bisher von den verschiedenen Predigtplätzen auf S. Croix Nachricht gegeben habe, so ist nur noch anzumerken, daß auch auf Lucas Uytendaals-Plantage von dem Helfer Stephanus, der

da wohnte, wöchentlich einmal des Abends eine Erbauungsstunde gehalten wurde. Die Neger dieser Plantage, die nur Sonntags nach Prinzess gehen konnten, hatten ihn darum ersucht; und bald fanden sich auch von benachbarten Plantagen mehrere begierige Zuhörer dazu.

Der Segen Gottes begleitete die Bemühungen des Missionarius Ohneberg und seiner Gehülfen, und die Kraft des Evangeliums bewies sich an den Herzen der Neger auf eine sehr merkliche Weise. Sie wuchsen in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi, und ihre Anzahl vermehrte sich. Einmal kam es vor, daß einige Neger mehr um der dringenden Vermahnung ihrer Herrschaft willen, als aus eigenem Trieb des Herzens, sich bey dem Missionarius als Lehrlinge des Christenthums meldeten. Er nahm sie jedoch ohne Schwierigkeit an, in Hoffnung, daß Gott die gute Absicht der Herrschaft segnen würde; und hatte in der Folge die Freude, daß verschiedene derselben aus Geschmack an der Lehre Jesu, sich dazu bekannten. Seine Willfährigkeit, alle Arten von Leuten anzunehmen, veranlaßte eine blanke Frau, ihre getaufte Negerin zu fragen, ob dann der Missionarius ohne Unterschied Gute und Böse annehme? „Er macht keinen Unterschied, antwortete diese; wer sich nur aus seinem Verderben will helfen lassen, der ist ihm willkommen. Wenn er aussuchen, und nur die Guten annehmen wolte, so dürften wenige kommen; auch ich hätte nicht gedurft; denn ich war eine der schlechtesten. Aber der Heiland hat mich angenommen, und mir Barmherzigkeit erzeigt.“ Im Jahr 1753. entstand eine Erweckung unter den Negern ei.

einer Plantage, die bisher als sehr böse Leute bekant gewesen waren, die sich um Gott und ihre Seele nicht bekümmert hatten, auch nicht zur Predigt gekommen waren, ob sie gleich in der Nähe wohnten. Aber unvermuthet schlugen sie in sich, und wurden aufmerksame Zuhörer bey der Predigt des Evangelinns. Sie meldeten sich als willige Schüler bey dem Missionarius, und gaben ein wahres Verlangen zu erkennen, durch die Erkentniß Gottes ihres Heilandes selig zu werden; und er nahm sie liebeich an. Einem Neger hingegen, der noch durch die ersten Brüder auf S. Croix das Evangelium gehört, aber sich mit der blossen Wissenschaft davon begnügt hatte, und sie izt bey dem Missionarius mit einem gefühllosen Herzen auskramte, gab er, nachdem er ihm lange zugehört hatte, zur Antwort: „Ich weiß dir weiter nichts zu sagen; denn du weißt genug: ich bedaure dich nur, daß du bey aller deiner Erkentniß todt bist.“ Das fuhr dem armen Menschen ins Herz, und brachte ihn zum Nachdenken.

Eine Freynegerin wurde durch ihren Sohn und ihre Tochter, welche beide unter den Nationalhelfern waren, aus dem Gefängniß losgekauft, in dem sie Schulden halber saß. Diese Treue ihrer Kinder gegen sie, und das Beyspiel des christlichen Wandels derselben, wurden die Gelegenheit, daß sie sich auch von Herzen angelegen seyn ließ, Gott ihren Heiland kennen zu lernen, und sich zu ihm zu bekehren.

In diesen fünf Jahren von 1751. bis 1755. wurden in S. Croix dreyhundert und fünf Personen getauft, darunter drey und vierzig Kinder waren. In dem ersten Jahr wurden drey grosse Taufen gehalten.

halten, in den folgenden nur zwey. Gemeiniglich kam einer oder zwey Arbeiter von S. Thomas herüber, um bey diesen kirchlichen Handlungen behülflich zu seyn, welche an den grossen Festtagen, oder bey andern Feyerlichkeiten, dergleichen z. B. die Einweihung der Kirche in Friedensthal war, verrichtet wurden.

Das heilige Abendmahl, welches man bis ins Jahr 1753. jährlich nur zwey- bis drey mal hielt, wurde seit der Visitation durch Nathanael Seidel, so wie auf S. Thomas, ordinair alle vier Wochen gehalten. Ein und achtzig Getaufte gelangten in den fünf Jahren zum erstmaligen Genuss desselben. Von diesem Theile der Negergemeine erwartete der Missionarius vorzüglich, daß ihr ganzes Betragen dem Evangelium gemäß seyn sollte. In der That bewiesen sich die meisten derselben als treue Liebhaber und gehorsame Schüler Jesu Christi. Es war ihnen groß und wichtig, daß sich der Sohn Gottes ein so niedriges und schlechtes Volk zum Gegenstand seiner Gnade und Liebe ersehen habe. Diesen Gedanken äusserten sie mehrmalen in den vertraulichen Gesprächen mit ihren Lehrern. „Mein Herz zerfließt mir oft, sagte eine gläubige Negerin; und ich weine viele Thränen über der grossen Erbarmung und Liebe Gottes gegen mich und mein ganzes Volk. Denn wir sind ja das schlechteste Volk unter der Sonne.“ Einige thaten hinzu, sie sähen den Verlust ihrer Freyheit als eine göttliche Wohlthat an, und hielten sich in ihrem gegenwärtigen Zustande für viel glücklicher, als sie in Guinea gewesen. Dort wären sie wegen der beständigen Kriege und des Menschenraubes keinen
Tag

Tag sicher, und dabey ohne Erkentniß des Heilandes, und ohne Trost gewesen. Zu ihrem wahren Glück wären sie auf die dänischcaraimischen Inseln zu Sclaven verkauft worden; denn da hätten sie Gott ihren Heiland zu ihrer ewigen Seligkeit kennen gelernt.

Diese dankbaren Empfindungen sind auch aus dem Briefe zu ersehen, welchen der Helfer David eigenhändig an die westindische Compagnie schrieb, und ihn dem Gouverneur, Herrn Hansen, bey seiner Abreise nach Copenhagen übergab. Er lautet in der Uebersetzung also:

Hochlöbliche Compagnie!

Wir armen Schwarzen und Sclaven danken von Herzen für die grosse Barmherzigkeit, die Sie uns armen Schwarzen bewiesen haben, daß Sie uns die Gelegenheit, zur Erkentniß Jesu Christi unsers Gottes zu kommen, nicht verwehren, sondern uns dieselbe gern vergönnen, und uns die grosse Seligkeit geniessen lassen, die er uns unwürdigem schwarzen Volke durch sein Blut, Leiden und Tod am Kreuzesbolze verdient hat. Wir bitten die hochlöbliche Compagnie, uns diese Gnade allezeit angedeihen zu lassen. Wir können unserm lieben Meister, dem Gouverneur Hansen, nicht genug danken, daß er in der Zeit, da er Gouverneur war, gegen uns arme Schwarze wie ein Vater gewesen ist. Wir haben gesehen, daß er gern wolte, daß wir mit vielen andern schwarzen Sclaven zur Erkentniß unsers Herrn Jesu Christi kommen möchten, und wir sind gar sehr betrübt, daß wir ihn verlieren. Wir waren in der Blindheit; aber nun danken wir unserm lieben Herrn und Gott, der uns mit seinem Blute, das er am Kreuze vergos-

fen,

sen, hat taufen lassen. Denn sein Blut ist das Lösegeld für die Sünden der ganzen Welt; und das hat er uns fühlen lassen in unsern Herzen. Und wir danken der hochlöblichen Compagnie tausendmal, daß sie uns Schwarzen die Gnade haben lassen, zur Erkenntniß Jesu Christi zu kommen. Wir Schwarzen insgesamt grüssen, und bleiben von ganzem Herzen unserer Meister, der hochlöblichen Compagnie, getreue Diener: David, Aquila, Mäurer der hochlöblichen Compagnie; Nathanael, Küfer der hochlöblichen Compagnie; Stephanus von Meister Lucas Uytendaal: im Namen der ganzen Gemeinde auf S. Croix.

Man kan mit Wahrheit sagen, daß die Betrachtung der grossen Leiden und des bittern Todes, wodurch Gott ihre Seligkeit erworben, die Neger mit Trost und Frieden erfüllte, und auch Lust und Kraft die Lehre Jesu thätig zu befolgen, in ihnen wirkte. Eine Negerin sagte, sie sey immer vergnügt; denn wo sie gehe und stehe, sey es ihr so, als sähe sie ihren für sie leidenden und sterbenden Heiland vor sich. Ein anderer Neger drückte sich so darüber aus: „Wenn ich daran denke, wie mein Heiland blutigen Schweiss für mich geschwitzet, sein Blut für mich vergossen und sein Leben am Kreuze für mich dahin gegeben hat so macht mich das so klein, daß ich mich vor meinem Gott und Heiland nicht genug schämen und beugen kan.“ Der alte Johann Abraham dachte oft und vielmal daran, wie grosse Schmerzen der Heiland für ihn ausgestanden habe. „Sein Leiden und Sterben sagte er, ist mir so eindrücklich, als obs erst heut geschehen wäre.“

Ihr christliches Betragen äusserte sich auch insonderheit in den verschiedenen Leiden, welche sie auszustehen hatten. Als einige Negerinnen der Ohnebergin erzählten, daß sie igt, da sie an den Heiland gläubig wären, weit härter als vorher gehalten würden; thaten sie hinzu, sie würden es nicht aushalten, und unfehlbar entlaufen, wenn sie noch in ihrer Blindheit wären. Es war sonst um die Zeit das Davonlaufen der Neger sehr gewöhnlich, sonderlich auf einigen englischen Plantagen, wo das Evangelium noch keinen Eingang gefunden hatte. Viel dergleichen Neger hatten sich auf einem Berge zusammen gerottet, wo ihnen schwerlich beizukommen war. Zwey dieser sogenannten Maronläufer, die im Jahr 1752. wieder ergriffen worden, und von welchen der eine über sechs Jahre sich im wilden Busche aufgehalten hatte, besuchten nachher die Predigt des Missionarius, bekamen Geschmack am Evangelium, und versprachen, ihr Lebenlang nicht mehr davon zu laufen. Noch immer gab es einige Herren, die ihren Negern unter harter Strafe verboten, in die Predigten des Missionarius zu gehen, und diesem, auf ihre Plantage zu kommen. Die Neger aber litten oft lieber die ihnen gedrohte Strafe, als daß sie der Anweisung zu ihrer Seligkeit entbehrten. Doch gestanden die gläubigen Neger selbst, daß sie überhaupt von den Weißen nicht mehr so hart behandelt würden, als ehedem, da sie von Christo und seiner Lehre nichts wußten.

Eine alte gläubige Negerin, die ohne ihr Verschulden etliche Wochen im Fort gefangen saß, fertigte einen Heiden, der ihr von der Hülfe vor-

schwarz-

schwazte, die sie durch die Zauberer erhalten könnte, mit der Antwort ab: „sie danke ihrem Gott und Heilande, daß er sie von der Sünde und des Teufels Gewalt erlöset, und sie mit seinem Blute gewaschen habe; und traue es ihm zu, daß er ihr auch helfen würde. Als die Ohnebergin sich einmal mit einer grossen Gesellschaft von Negerinnen unterhielt, fragte sie eine unvermögende Granni, oder alte Negerin, ob sie auch was zu leben habe? „O ja, sagte diese, mein Vater droben sorgt für mich. Gestern hatte ich nichts zu essen, da gab er mir einen gewissen Ort in den Sinn, wo ich Krabben finden würde. Ich ging hin, und fand viele Krabben.“ Der getaufte Zacharias wurde über der Ernte seines Mayz krank, und war anfänglich sehr bekümmert, es möchte ihm sein Vorrath, den er in seinem Wachtause aufgehoben hatte, gestohlen werden. Ein schwarzer Bruder, dem er bey dem Besuch seinen Kummer geklagt hatte, sorgte sogleich dafür, daß der Vorrath in Sicherheit gebracht wurde. Als aber der Kranke noch immer nicht darüber beruhiget war, redte ihn dieser also an: „Ist nicht so, mein Bruder, du bist getauft? und nun bist du krank, und denkst allzuviel an dein bißchen zeitliches Gut. Das kan dich ja nicht von deiner Krankheit losmachen; und wenn du stirbst, kanst du auch nichts davon mitnehmen. Du wirst besser thun, wenn du fleißig an den Heiland und seine Wunden gedenkst, die der größte Trost im Leben und im Sterben sind.“ Sein Zuspruch fand bey dem Kranken Eingang, und von der Stunde an, bis zum letzten Momente seines Lebens, war das Andenken an den für ihn verwundenen und sterbenden Heiland seine einzige Beschäftigung.

Für seine Herrschaft war sein Tod ein grosser Verlust; denn sie kannte seine Treue, und schätzte ihn hoch.

Die Offenherzigkeit der Neger, und die Einfalt, mit welcher sie ihre erkantten Mängel und Fehler ihrem Lehrer darlegten, konnte man nicht anders als eine Wirkung der göttlichen Gnade ansehen, weil es das Gegentheil ihrer natürlichen Neigung war. Wenn sie sich auch keine wirklichen Vergehungen vorzuwerfen hatten; so waren sie doch mit sich unzufrieden, wenn sie fühlten, daß sie noch in der Liebe zu Christo zurück wären, und von seinem Leiden und Sterben noch nicht den Eindruck hätten, den die Wichtigkeit der Sache erforderte.

Der Missionarius gab seiner schwarzen Gemeinde im Jahr 1755. das Zeugniß, sie nähme in der Erkenntniß Jesu Christi, in dem Genuß seiner Liebe, und im Gefühl der Kraft seines Todes zu; und wenn von seinem Leiden und Sterben geredt werde, so breche die Empfindung ihrer Herzen sehr leicht in häufige Thränen aus.

Einige untrene Leute, die zur Schmach der Lehre Jesu wieder ins Sündethun verfielen, machten ihm grossen Schmerz. Dergleichen kam im Jahr 1751. mit zwey Getauften in Bassin vor, die nicht nur selbst die Sünde wieder lieb gewonnen, sondern auch andre dazu zu verführen suchten. Im folgenden Jahr 1752. geschähe es nur einmal, daß ein Getaufter wegen seines anstößigen Wandels von der Gemeinde ausgeschlossen werden mußte. Er kam aber nach einer kurzen Zeit mit herzlicher Reue und Leid wieder, bat emüthig um Vergebung, und erhielt sie; welches ihm und der ganzen Gemeinde zum Segen gereichte.

In eben dem Jahr brachte die Hirtentreue Jesu ein verirrtes Schaf, das schon Jahr und Tag sich der Gemeinschaft der Gläubigen entzogen hatte, wieder zur Herde, von welcher es mit Freuden wieder aufgenommen wurde.

Zwey Negerinnen, die unter den Taufcandidaten waren, wolten sich von ihren Männern scheiden, weil weder sie noch ihre Kinder von ihnen versorgt würden. Als ihnen aber der Missionarius vorstellte, daß dieses Verfahren der Lehre Jesu entgegen sey, und sie daher ermahnte, bey ihren Männern zu bleiben, liessen sie ihren Vorsatz fahren, und lernten sich mit Geduld auch in diese Art von Leiden schicken. Unter den heidnischen Negern kosten die Ehescheidungen nicht viel Ueberlegung; aber diejenigen, die sich zur Mission hielten, wurden von der Gemeine ausgeschlossen, wenn sie sich darüber nicht bedeuten liessen.

Eine grosse Betrübnis verursachte dem Missionarius Ohneberg, und allen Arbeitern an der Mission in S. Thomas, der Sündenfall eines schwarzen Helfers im Jahr 1755. und das daraus entstandene Aergernis. Es war das erste Beyspiel von der Art, und darum desto schmerzlicher. Der schuldige klagte sich selbst unter bitteren Thränen an, und die Angst des Herzens ließ ihm Tag und Nacht keine Ruhe. Seine Mitarbeiter verbargen ihm zwar die Grösse seiner Schuld und ihrer Betrübnis nicht; wiesen ihn aber zu dem treuen und barmherzigen Heiland, der gegen reuige Abtrünnige sein Herz nicht verschliesse. Die Helfer wurden bey der Gelegenheit ermahnt, ihren gefallenen Bruder, wenn er schon nicht mehr zu ihrer Gesellschaft gehöre, mit herzlicher und mit-

leidiger Liebe anzufassen, und seiner im Gebet fleißig zu gedenken. Sie erneuerten unter Gebet und Thränen ihren Bund miteinander, Christo bis in den Tod getreu zu seyn.

Eine Negerin, die ein Mitgenosß am heiligen Abendmahl gewesen, aber nachher in Vergehungen gerathen war, wurde, da sie reuig um Vergebung und die Wiederannahme in die Gemeine bat, in eben dem Jahr wieder angenommen. Es wird nicht undienlich seyn, von dieser Handlung, die am 22ten Julius 1755. erfolgte, hier einen etwas ausführlichern Bericht zu geben. In der Abendversammlung gab das Andenken an die Maria Magdalena, das auf den Tag fiel, dem Missionarius Anlaß, erst daran zu erinnern, wie hoch diese grosse Sünderin vom Heilande begnadigt worden, und wie zärtlich sie ihn nachher geliebt habe. Darauf redete er ausführlich über die arme Sünderschaft, und den Begriff, den man mit diesem Ausdruck zu verbinden habe. Es sey nemlich darunter die gründliche Erkenntniß unsers eignen Verderbens zu verstehen; dabey man gänzlich verzeuget sey, man sey nichts besser, als der gottloseste Mensch unter der Sonne; gesetzt auch, daß man sich wenig oder keine böse Thaten vorzuwerfen hätte. Man könne ein armer Sünder, wenn er auch Lebenslang in keine groben Ausbrüche der Sünde gerathen wäre, groß von sich denken; denn er sehe seine Bekehrung als eine unverdiente Gnade Gottes an. Ohne diese gründliche Kenntniß seines Elendes, und ohne das Bewußtseyn der darüber erhaltenen göttlichen Begnadigung, könne man den Heiland nicht recht dankbar haben. Wem viel vergeben ist, sagt er selbst,

der liebt viel. Man könne auch auf die ausharrend Treue-derjenigen nicht rechnen, denen es noch an dem nothwendigen Selbsterkenntniß fehle. Solche traueten sich noch etwas zu; verliessen sich auf ihre eigenen Kräfte, und könnten bey diesem falschen Vertrauen leicht in die schlechtesten Dinge verfallen. Ein arme Sünder aber traue sich keinen Augenblick, ohne den Heiland durchzukommen, und lebe bloß aus dieser Gnade im Glauben an sein Verdienst. Dabey sey er selig, und vor der Sünde bewahrt. Er halte die schlechtesten Menschen nicht weniger für Gegenstände der göttlichen Gnade, als sich; er wünsche von Herzen daß sie die Liebe Gottes in Jesu Christo auch erkennen und an sich erfahren möchten, und sey ihnen ger dazu beförderlich u. s. w. Darauf versammelten sich die Helfer und Helferinnen besonders, und eine dieser Lettern brachte die obgedachte Negerin herein, welche der Missionarius folgendermassen anredete: — „Mein liebe Schwester! du bist auch eine grosse Sünderin und hast deinem treuen Heiland und uns durch deine Untreue viele Betrübniß gemacht. Wir haben dich eine lange Zeit mit grossem Schmerz müssen so dahin gehen sehen, weil nichts mit dir zu machen war. Aber des Heilands Treue wurde durch deine Untreue nicht aufgehoben. Er hat kaum gesehen, daß es dich anfang zu reuen, und daß du gern wieder bey ihm deinem guten Heilande, seyn woltest; so kam er dir mit offenen Armen entgegen. Und nun will er dir alles vergeben, und dich von den Stricken des Satar losmachen, an welchen dich derselbe nach seinem Willen gefangen geführet hat. Laß dich durch die große Gnade deines Heilands tief beugen, und sündi-

hinfort nicht mehr, auf daß dir nicht etwas ärgeres widerfahre u. s. w.,, Darauf betete er über sie, verkündigte ihr im Namen Jesu Christi die Absolution, und die Freyheit von des Satans Macht, und empfahl sie der Gnade Gottes und der Pflege des heiligen Geistes. Darauf wurde ihr von den Helfeinnen der Ruß des Friedens ertheilt, und sie in die Gemeinschaft der Gläubigen also wieder aufgenommen.

Ich habe hiemit zugleich eine Probe des Vortrags des Missionarius gegeben, und will nur noch den kurzen Inhalt einiger seiner öffentlichen Reden mittheilen. Das Gleichniß des Heilands von guten und bösen Bäumen, Matth. 12, 34. erklärte er so, daß wir alle von Natur, bösen Bäumen gleich, zum Guten untüchtig, hingegen zu allem Bösen geneigt seyen, und daher nichts als Zorn und Strafe verdienen. Der Heiland aber habe lieber das schwerste Leiden übernehmen, und sein Blut vergießen, als seine Gehörpfe dem Verderben überlassen wollen. Wer nun eines Blutes durch den Glauben theilhaftig werde, er werde einem guten Baume gleich, der gute Früchte trage. Es solle also das Anliegen einer jeden Seele seyn, zum Genuß Jesu und seines Blutes zu gelangen, und dadurch Saft, Kraft und Leben zu bekommen. Einmal stellte er den Heiland als den Arzt vor, durch dessen Wunden wir von dem innern Verderben geheilt würden; und zeigte, daß diese Cur nicht nur gründlich, sondern auch die einzige mögliche sey. Die Worte der Samariter Joh. 4, 42: Wir glauben nun fort nicht um deiner Rede willen u. s. gaben ihm Anlaß, seine Zuhörer anzuweisen,

sich nicht bey dem Zeugniß der Diener Jesu zu beruhigen, sondern zu Jesu Christo selbst zu kommen, und durch eigene Erfahrung von der Wahrheit des angenommenen Zeugnisses sich zu versichern. Wenn dem Namen Christi, der andre Adam, erzählte er die Geschichte des Falles, durch welchen sich Adam mit seinen Nachkommen ins äusserste Verderben gestürzt habe. Dann zeigte er die vollkommene Vergütung der Folgen des Falls durch Christum, den andern Adam, der nicht nur unsere Strafen erduldet, sondern uns auch eine vollkommene Seligkeit wieder erworben habe. Diese werde igt durch die Predigt des Evangeliums allen Menschen angeboten. Wenn nun doch verloren gehe, habe die Schuld nicht dem ersten Adam zuzuschreiben, sondern seinem eigenem Unglauben, und daß er die Finsterniß und die Sünde lieber habe, als das Licht und die Freyheit der Kinder Gottes. Ein andermal ermunterte er seine schwarzen Zuhörer, bey Gelegenheit des Namens Christi, Licht der Heiden, zu herzlicher Dankbarkeit, daß auch ihnen dieses Licht erschienen sey, und schon viel von ihnen erleuchtet habe. Ihr Anliegen müsse dabey seyn, diesem Lichte noch näher zu kommen, in demselben zu wandeln, und zu wünschen, daß es immer weiter ausgebreitet werde. Da er Jesum Christum als das Leben der Gläubigen vorstellte, zeigte er ihnen, daß sie ihm, als dem Schöpfer aller Dinge, nicht nur das natürliche Leben zu danken hätten, sondern daß er ihnen auch das geistliche und ewige Leben durch seinen Tod erworben habe, und keine Mühe spare, sie dessen theilhaftig zu machen. Viele andern ihnen habe er schon aus dem Tode zum Leben erweckt

und

und es sey zu hoffen, daß diese Gnade noch mehrern wiederfahren werde. Das Evangelium von den zehn Aussätzigen, die von Jesu geheilt worden, gab ihm Anlaß, das Blut Jesu Christi als das kräftigste und einzige Mittel gegen die Leib und Seele verderbende Sünde anzupreisen. Es komme allen denjenigen Elenden zu statten, welche im Gefühl ihrer Noth mit gläubigem Vertrauen ihre Zuflucht zu Jesu nahmen. Ein andermal stellte er Jesum als den Gnadenstuhl vor, zu dem alle Menschen ohne Unterschied gewiesen wären, und von dem kein gnadebedürftiger ungetröstet weggewiesen werde. Bey den Worten Ezech. 36, 26. 27. Ich will euch ein neu Herz geben u. s. w. die er am Pfingstfest zum Text seiner Predigt nahm, bezeugte er seinen zahlreichen Zuhörern, daß, seitdem Jesus Christus sein Blut zum Heil der Menschen vergossen habe, kein Menschenherz zu hart und zu kalt sey, das nicht durch das Blut Jesu weich, selig und voll Friede und Freude im heiligen Geist werden könnte. Das Evangelium am zweyten Pfingsttage Joh. 3. 16. u. f. gab ihm Gelegenheit, sein Herz über die unbeschreibliche Liebe Gottes in Jesu Christo auszuschütten. Außer Jesu stelle sich der strafwürdige Sünder Gott als einen strengen Richter vor, an den er nur mit Furcht und Schrecken gedente. Aber in Christo habe sich Gott der Welt als ihren liebeichsten Vater geoffenbart, der seinen einigen Sohn darum in Noth und Tod gab, daß alle Menschen selig werden könnten, die ein zutrauliches Herz zu ihm hätten. Als er über die Worte Tit. 2, 11. Es ist erschienen die heilsame Gnade Gottes u. s. w. predigte, zeigte er sehr nachdrücklich, daß derjenige, der der göttlichen Gnade

theilhaftig worden, nicht zugleich der Sünde dienen könne. Es finde derselbe auch in der Sünde das nicht mehr, was er in seinem natürlichen Zustande darinn zu finden glaubte. Es sey ihm eine Gnade, züchtig, gerecht und gottselig zu leben. Beym Evangelium am Sonntag Cantate Joh. 16, 5. u. f. stellte er den Unglauben, der mit Gleichgültigkeit gegen die unendliche Liebe Gottes in Jesu Christo verbunden ist, als die größte Sünde, und die Quelle der Sünden vor. Darum gehe die Bemühung des heiligen Geistes dahin, alle Menschen, und auch alle Neger auf S. Croix, davon zu überzeugen, und sie zu ihrem Erlöser Jesu Christo zu leiten. Bey dem Namen des Heilands: Aller Heiden Trost, aus Hagg. 2, 8. machte er den Negern Muth, sich mit voller Zuversicht zu Jesu zu wenden, und von ihm alles Gute zu erwarten. Kein Heide, auch nicht der schlechteste, habe nöthig, an Hülfe zu verzagen. Ihnen zum Trost und zur Errettung sey der Sohn Gottes selbst erschienen. Die evangelische Geschichte, da der Heiland nach seiner Auferstehung seinen Jüngern seine verwundeten Hände und Füße zeigte, leitete ihn auf die Wahrheit, daß uns nichts von der Menschenliebe, Gnade und Barmherzigkeit des Heilands kräftiger überzeugen könne, als seine Wunden. Daher kein zuverlässigeres Mittel gegen den Unglauben seyn könne, als die andächtige Betrachtung derselben. Ein andermal stellte er Jesum als unsern Bruder vor, und zeigte, daß wenn uns seine Gottheit mit tiefer Ehrfurcht erfülle, so mache uns seine Menschheit voll Zutrauen zu ihm. Sein ganzes menschliches Leben sey dahin gemeint, dieses Vertrauen zu ihm zu gründen.

den. In einer andern öffentlichen Rede handelte er von Jesu, der uns von Gott zur Weisheit gemacht worden, und zeigte, daß er uns den Rath Gottes von unsrer Seligkeit geoffenbaret habe, und daß wir durch ihn Gott und uns recht kennen lernten. Die höchste Weisheit, wozu ein Mensch gelangen könne, sey die klare Einsicht in die Erlösung durch Jesu Blut. Den allwissenden und alles durchschauenden Verstand des Heilandes, mit welchem er Herzen und Nieren erforschet Offenb. 2, 23. stellte er als dem Heuchler fürchtbar, dem treuen Liebhaber Jesu aber tröstlich vor. Dieser habe den Heiland sein Herz, zwar voll Elend und Verderben, aber doch ganz und ohne Ausnahme ergeben, und dürfe sich daher nicht fürchten, wenn der Heiland auch die tiefsten Winkel desselben durchforsche. Denn er wolle nichts vor ihm geheim haben, und gern von aller Untugend durch Jesu Blut gereinigt werden, u. s. w.

In einzelnen Unterredungen, oder bey besondern Versammlungen der verschiedenen Abtheilungen der Gemeinde, empfahl er ihnen oftmals die Prüfung ihrer selbst, ob sie in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi u. oder abnähmen; und ermahnte sie, dabey mit sich selbst ehrlich umzugehen. Wenn auch jemand seinen Bund mit dem Heilande gebrochen habe, so bleibe er doch auf Seiten des Heilands vest; wenn er dem zu Füßen falle, und um neue Gnade bitte, so werde er sie erhalten. Aber weit besser und seliger sey es, ihm treu zu bleiben, und den Warnungen des heiligen Geistes Gehör zu geben. Ein Getaufter, der den Heiland nicht von Herzen liebe, und der Sünde wieder diene, sey eine der allerelendesten Creaturen, und

schlechter als der Heide, der noch in der Unwissenheit, und von Christo entfernt ist. Alles was dem Heilande mißfalle, müsse auch den Gläubigen mißfallen. Der Hauptbewegungsgrund zur Treue gegen den Heiland sey, daß er uns zuerst geliebet, und sein Leben für uns dahin gegeben hat. Nichts sey daher billiger, als daß wir ihn von ganzem Herzen liebten, und ihm zur Ehre und Freude lebten. Den Abendmahlsgenossen stellte er vor, daß der Heiland von einer Seele, die er zu Gnaden annehme, weiter nichts verlange, als daß ihr mit seiner Hülfe und Gnade gedient sey. Aber, wer zum Abendmahl des HErrn mitgehe, dem komme es zu, in der nächsten Gemeinschaft mit Jesu Christo zu stehen, der Sünde abgestorben zu seyn, und der Gerechtigkeit zu leben. Ohne das Leben aus Gott, und das Gefühl von Jesu Tod und Leiden im Herzen zu haben, sey es nicht möglich, dieses Sacrament recht zu begehen. Daß einer ein stilles, ordentliches Leben führe, mache ihn noch nicht zum würdigen Communicanten. Ein von Jesu Liebe entzündetes oder nach seiner Gnade hungriges Herz gehöre nothwendig dazu. u. s. w.

Zwey Visitationen der Mission kamen in diesem Zeitraum vor. Die erste verrichtete Nathanael Seidel im Jahr 1753, und die andre Christian Heinrich Rauch im Jahr 1755. Bey des ersteren Daseyn auf S. Croix, vom 18ten May bis 1ten Junius, wurde, wie ich schon angemerkt habe, der Bau einer neuen Negerkirche beschlossen. Neun Personen wurden am 27ten May getauft, und das Abendmahl mit achtzig Communicanten gehalten. Bey einem Liebesmahl mit allen Getauften, wozu ein Bruder aus Newyork ein

ein Fäßchen Zwieback geschenkt hatte, richtete er die Grüße von der Gemeine in Bethlehem, und der Nordindianergemeine an die Neger aus, und las ein ins Creolische übersetztes an sie gerichtetes Schreiben des Bruder Spangenberg vor, womit er sonderlich bey denen eine grosse Freude erweckte, die den Verfasser, der im Jahr 1736. die Insel besucht, persönlich kanten. Die Neger waren für diesen Besuch überaus dankbar, insonderheit, da ihr alter Lehrer Georg Weber mitgekommen war. Es wurden alle Misionsplätze auf der Insel besucht, und auf den meisten ein Zeugniß des Evangeliums abgelegt.

Nathanael Seidel war über den Erfolg seiner Visitation sehr vergnügt. Nach seinem Ausdruck war S. Croix ein schöner Garten des Herrn, und er äusserte die Hoffnung, daß aus der daselbst ausgestreuten Saat eine reiche Ernte erfolgen werde. Diese Hoffnung erstreckte sich auch auf die englischen Neger, deren Zahl sehr angewachsen war. Auf Prinzeß gefiel es ihm vorzüglich. Am Westende brante ein neues Gnadenfeuer, und er hielt es für nöthig, daß bald ein paar Arbeiter zur Bedienung der dortigen Seelen dahin zögen. Indessen nahm sich der Nationalhelfer David derselben an.

Der Visitator fand an den Arbeitern und Arbeiterinnen aus den Negern, wahre und gesegnete Gehülfen der Mission, denen das Heil ihres Volkes nahe am Herzen lag, und die unter sich in brüderlicher Liebe und Harmonie lebten. Einige derselben waren sehr redende Beyspiele von der Wunderkraft des Blutes Jesu, das aus den verdorbensten Sündern selige Gottesmenschen machen kan.

Zum

Zum Schluß der Nachricht von dieser Visitation, will ich zwey Briefe hier einrücken, welche dem Visitator bey seiner Abreise von zwey gläubigen Negerinnen an die Schwestern in Bethlehem, und an die Nordindianerinnen in Gnadenhütten mitgegeben wurden.

Die Maria Magdalena von der Compagnie-plantage, eine der gesegnetesten Helferinnen unter ihrem Geschlechte, schrieb:

„Ich grüsse und küsse euch recht sehr. Es war mir angenehm, etwas von euch zu hören; denn ich habe euch lieb. Was ich euch von mir melden kan, besteht darinn: ich fühle den Heiland und die Kraft seines Blutes in meinem Herzen. Ich habe ihn lieb, das fühle ich; und will ihm gern mein ganzes Herz überlassen, und allein für ihn leben. O ich war eine grosse Sünderin; und dennoch hat mich der Heiland zu Gnaden angenommen; und ich fühle mich nun selig, und kenne meinen Heiland, der mich geliebet, und von den Sünden mit seinem Blute gewaschen hat. Ich danke auch dem Heiland, daß er uns Schwestern gibt, mit welchen ich von meinem Herzen reden kan. Ich grüsse besonders die Schwester Maria Martinin, die ich recht sehr liebe, und die mir vieles vom Lamme Gottes gesagt hat. Da sie wegging, dachte ich wol: wir armen Schwestern! nun werden wir wol keine so liebhabende Schwester mehr bekommen! aber der Heiland hat mich recht beschämt, da er uns die Schwester Ohnebergin geschickt hat, die uns so lieb hat, als eine Mutter ihre Kinder, und die ich wieder recht sehr liebe, sie oft besuche, viel mit ihr rede, und dem Heiland für sie danke.“

Die Helferin Priscilla, des Helfers Aquila Frau, schrieb:

„Ich grüße euch alle von ganzem Herzen. Es war mir sehr wichtig, durch den Bruder Nathanael etwas von euch zu hören. Ich bin etwas sehr armes; und doch hat der Heiland sich meiner angenommen. Ich wünsche Lebenslang keinen andern Sinn zu haben, als, meines Gottes und Heilands Eigenthum zu seyn und zu bleiben in alle Ewigkeit. Ich liebe ihn; aber noch nicht genug. Ich trachte darnach, in seiner Liebe zu wachsen. Ohnebergs habe ich sehr lieb, und sie haben auch mich sehr lieb. Wir wohnen nahe bey= sammen, und sie sagen mir vieles vom Heilande.“

Die andre Visitation durch den Bruder Christian Heinrich Rauch im Jahr 1755. währte vom 18ten Junius bis 3ten Julius. Da bey derselben nichts vorgefallen, das man sich nicht aus dem vorhergehenden vorstellen könnte; so will ich mich bey ihrer Geschichte nicht aufhalten.

Die Mission hatte in diesen Jahren fast durchgängig Ruhe und Friede von aussen. Die trüben Wolken, welche sich in den ersten Monaten des Jahrs 1754. über die Missionsgemeine zusammenzogen, zertheilten sich, ohne einigen Schaden zu thun. Es fehlte nicht an Beyspielen solcher Herren, die ehemals ihren Negern verboten hatten, den Gottesdienst bey der Mission zu besuchen; igt aber sie dazu anhielten, oder wenigstens ihre ehemalige Widrigkeit fahren liefsen. Die Obrigkeit war dem Missionarius und seiner Arbeit gewogen. Vorzüglich war es der erste königliche Generalgouverneur, der Freyherr von Pröck, der am 6ten August 1755. nach S. Croix kam, und
in

in Christianstadt seinen Wohnsitz nahm. Der Missionarius machte noch an eben dem Tage seine Aufwartung bey demselben, und wurde seiner Gewogenheit auf die liebreichste Art versichert. Bey dieser Gelegenheit stattete er auch dem vorigen Gouverneur, Herrn Clausen, für die unter ihm bisher genossene Ruhe und Freyheit den verbindlichsten Dank ab. Auch andere Herren von der Regierung, die mit dem Generalgouverneur angekommen waren, bezeigten ein grosses Vergnügen über die Bemühungen der Brüder zur Befehrung der Neger; aus denen sie zu ihrer Bedienung vorzüglich solche wählten, die von den Brüdern getauft waren.

Die Landplagen, welche in diesen Jahren die Insel drückten, trafen den Missionarius und die Negergemeine mehr oder weniger mit.

Im Frühjahr 1752. entstand bey der lange anhaltenden Dürre ein grosser Mangel an süßem Wasser, den die Neger am meisten empfanden. Mancher derselben hatte bey der grossen Hitze und schweren Arbeit den ganzen Tag nicht einen Trunk Wasser. Auch der Missionarius und seine Frau mußten sich eine ziemlich lange Zeit mit sehr salzigem Brackwasser behelfen; bis am 7ten May ein starker Regen dieser Noth ein Ende machte, auch das Erdreich und dessen Gewächse wieder erquickte. Hingegen that der Ueberfluß des Regens im August und September eben dieses Jahrs grossen Schaden. Viele Häuser in Bassin wurden unter Wasser gesetzt, die Strassen zerrissen, und sogar einige Särge aus den Gräbern weggespült. Es kam dabey vieles Vieh, und verschiedene Menschen, ums Leben. Auch der Brüdergarten, Friedens-

densthal, litt viel von den heftigen Regengüssen und den von den Bergen herabstürzenden Strömen. In die Wohnung des Missionarius drang das Wasser von einer Seite so stark ein, daß er auf der andern eine Oefnung machen mußte, um demselben einen Ausgang zu verschaffen. Auf diese Witterung folgten im November epidemische Krankheiten, die unter Schwarzen und Weissen grosse Verwüstung anrichteten. Von letzteren wurden in Bassin oft bis sieben an einem Tage begraben. Der Missionarius und seine Frau lagen zugleich über vierzehn Tage lang am hitzigen Fieber. Sie erfuhren aber dabey die werththätige Liebe der Neger, von denen sie bey Tag und Nacht mit sorgfältigster Treue bedient wurden.

Im folgenden Jahr 1753. war abermals eine regenlose Zeit von fünf Monaten, so daß der Preis des süßen Wassers sehr hoch stieg. Im December des Jahrs 1754. thaten etliche Stürme mit Donner und heftigem Regen grossen Schaden an den Gewächsen der Erde. Der November dieses Jahrs war ausserordentlich ungesund. Es war keine Plantage, auf welcher nicht mehrere Neger an schweren Krankheiten darniederlagen; aber auch viele Blanke wurden damit befallen, und eine Zeitlang täglich drey bis vier derselben beerdigt. Der Missionarius und seine Frau lagen abermals beide zugleich hart darnieder, so daß ihre Arbeit an der Mission eine Weile unterbrochen wurde. Auch im August bis in den October 1755. raften epidemische Krankheiten eine grosse Anzahl weisser Einwohner oft sehr schnell weg. Es be-
 anden sich unter denselben viele Engländer, auch verschiedene Officiers und Herren von der Regierung.

Sech-



Sechster Abschnitt.

Fortsetzung der Missionsgeschichte von S. Croix,
vom Anfang des Jahrs 1756. bis zu Ende
1757.

Den größten Theil des Jahrs 1756. verbrachte der Missionarius Ohneberg und seine Frau unter lange anhaltenden und oft wiederkommenden Fiebern. Sie hatten diese Noth mit den andern Missionsarbeitern und den meisten Einwohnern der drey Inseln gemein. Von den Helfern aus dem Negern war im October nur die Hälfte gesund. Doch ließ sich der Missionarius nur selten durch die Krankheit an seinen Geschäften hindern. In den ersten zwey Monaten des Jahrs genoß er des Beystandes der Brüder Johann Böhners und Samuel Isles, und am 8ten Julius kamen die Brüder Höpfner und Büniger mit ihren Frauen von Bethlehem bey ihm an. Letzterer blieb bis zum 10ten November zu seiner Unterstützung bey ihm.

Die grosse Dürre, welche vom Januar bis zu Ende des Aprils hier und auch auf den andern Inseln anhielt, machte das Trinkwasser um Friedensthal herum wieder so selten, daß es für Geld nicht mehr zu haben war. Selbst das Wasser zum Kochen mußte weit hergeholt werden, und just zu dieser Zeit lag Ohnebergs einziger Neger krank. Aber einige ge-
taufte

taufte Neger ergriffen mit Freuden diese Gelegenheit, ihrem Lehrer behülflich zu seyn; so daß er dabey wenig Noth litt.

Er genoß übrigens immerfort bey seiner Misionsarbeit die vorzügliche Geneigtheit des königlichen Generalgouverneurs, und hatte Frieden bey allen Menschen. Gedachter Herr ließ sich im Jahr 1756. ein Verzeichniß aller vom Anfange der Mission auf S. Croix getauften Neger, wie auch der gegenwärtigen Lehrlinge geben. Die Anzahl von jenen belief sich auf dreyhundert und drey Erwachsene und vier und sechzig Kinder; und dieser waren siebenhundert Personen. Er freute sich über den Segen, womit Gott die Bemühungen der Brüder bisher begleitet hatte; und da er hörte, daß die meisten Neger auf Prinzess getauft wären, so äusserte er den Wunsch, daß auf dem schon vor einigen Jahren auf dieser Plantage gelegten Grund eine Negerkirche erbaut werden möchte; und versprach, deswegen an den König zu schreiben.

Im Jahr 1757. verlor der Missionarius durch die Abreise des Stadtrichters, Herrn Schusters, einen sehr treuen Freund und Beförderer der Mission. Er war seit dem ersten Anbau von S. Croix mit den Brüdern bekant, und setzte die in den damaligen harten Umständen mit ihnen gemachte Freundschaft fort, auch da er durch seine Verdienste zu wichtigen Aemtern auf der Insel gelangt war. Doch fehlte es nicht an andern guten Freunden. Die Lage von Friedenshal, das nur eine Viertelstunde von der Stadt entfernt war, zog viele Blanke dahin, die theils dem Gottesdienst beywohnten, theils sich mit dem Missionarius freundschaftlich unterhielten. Dergleichen Be-

suche hatten gemeinlich den Erfolg, daß der Brüder Lehre und Einrichtungen Beyfall fanden, manche Vorurtheile wegfielen, und den Negern der Zugang zum Missionsunterricht erleichtert wurde.

Auch für die Neger lag der Missionsplatz Friedenthal sehr bequem. Denn aus dem größten Theile des Landes, von Westen, Norden und Süden, ging die grosse Strasse von Christianstadt dicht vor der Pforte dieses Gartens vorbei. Wenn nun die Neger in ihren eigenen Angelegenheiten, oder in Geschäften ihrer Herrschaften nach der Stadt kamen; so konnten sie leicht, entweder bey dem Missionarius zusprechen, oder, wenn es die Umstände erlaubten, den Versammlungen beywohnen. Nur die an dem äußersten Ende der Nord- und Westseite wohnenden Neger konnten sehr selten, und zum Theil gar nicht dahin kommen; daher die Brüder es auf eine ordentliche Einrichtung eines Missionsplatzes daselbst antrugen. Der Anfang zum Bau einer Negerkirche bey Friedrichsstadt wurde im Anfang des Jahrs 1757. gemacht. Es war schon viel Bauholz auf den Platz geschafft worden, und die dortigen Neger bezeigten sich sehr willig, nach Vermögen an dem Bau zu helfen. Er konnte aber gleichwol aus verschiedenen Ursachen, darunter der Mangel des Vermögens wohl die vornehmste war, für die Zeit nicht ausgeführt werden; und der dazu bestimmte Platz wurde anderweitig bebaut. Man behielt sich jedoch die Ausführung dieses Vorhabens auf die Zeit vor, wenn ein paar Missionsarbeiter ihren gewöhnlichen Aufenthalt in dieser Gegend nehmen, und die Neger daselbst würden bedienen können.

Hingegen wurde der vom Generalgouverneur vorgeschlagene Kirchenbau auf Prinzeß wirklich vorgenommen. Man konte damit um so weniger längern Anstand nehmen, da das bisher zu den Versammlungen allda gebrauchte Haus haufällig war, und eingerissen werden mußte. Ueberdem erforderte die große Anzahl, nicht nur der Erwachsenen, sondern auch der Kinder daselbst, ein geräumliches Gebäude zu den Versammlungen. Der Missionarius hielt für nothwendig, daß den Kindern wenigstens einmal in der Woche eine eigne Versammlung gehalten würde, um sie mit der evangelischen Wahrheit recht bekant zu machen.

Es ging aber dieser Bau, wegen mancher Hindernisse, auch nicht so geschwind, als man es wol gewünscht hätte, von statten, und konte in diesem Jahre noch nicht vollendet werden. Auf Friedensthal aber wurde ein Haus zur Wohnung der unverheiratheten Gehülffen bey der Mission fertig, für welche in der engen Wohnung des Missionarius kein schicklicher Raum war. Die zwey ledigen Brüder Mathäus Kremser und Christian Friedrich Töllner, weilten sich im Jahr 1757. meistens auf dieser Insel auf, wo sie mit dem Bau verschiedener Zuckermühlen beschäftigt waren, und daneben jenes Haus für sich ansetzten. Allein sie hatten dasselbe noch nicht lange bezogen, als Töllner von einem hitzigen Fieber befallen wurde, woran er nach zwey Tagen am 23ten September in einem Alter von etlich und vierzig Jahren starb. Seine Leiche war das erste Korn, welches auf dem friedenthaler Gottesacker ausgesäet wurde; und die Beerdigung daselbst geschah mit Genehmigung des Generalgouverneurs. Der Tod dieses Br-

ders wurde nicht nur von den Negern, unter denen er ein treuer und geliebter Mitarbeiter war, sondern auch von vielen Blanken, die in seinem Umgange Nutzen und Vergnügen gefunden hatten, gar sehr bedauert. Er hatte sich sonderlich der ledigen Neger angenommen, und das vorhin gedachte Haus mit in der Absicht gebaut, daß er die jungen Neger da selbst ungehindert um sich haben und unterrichten könnte. Am meisten fühlten die Missionarien seinen Verlust. Sie hatten in den drey Jahren, die er bey der Mission zugebracht hatte, seine zärtliche Liebe zum Heiland, seine Treue und Standhaftigkeit in Dienste desselben, und seine Brauchbarkeit in aller Absicht, kennen und schätzen gelernt.

Die Missionsgemeinde nahm in diesen zwey Jahren sowol an der Zahl, als in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi zu. Der äussere Zuwachs entstand theils durch die von S. Thomas nach S. Croix versetzte getauften Neger, theils durch Neugetaufte. Neun und sechzig Personen, darunter funfzehn Kinder waren empfangen im Jahr 1756. die heilige Taufe. Drey Tauflinge bey den zwey ersten Taufhandlungen dieses Jahrs waren, zehn Creolen; ein Amina; ein Rabari; ein Ibo; ein Congo; ein Loango, und einer von Nu.

Im Jahr 1757. wurden sechzig Personen, darunter ein und zwanzig Kinder waren, getauft. In beiden Jahren wurden drey anderwärts getaufte Erwachsene in die Gemeinde aufgenommen, und hundert und dreyßig Kinder ungetaufter Mütter kamen in die Pflege der Brüder.

Die Anzahl der zu Ende des Jahrs 1757. lebenden Getauften belief sich auf vierhundert und siebenzig.

Personen, von welchen hundert und zwanzig innerhalb zweyer Jahre von S. Thomas herüber gekommen waren. Der Communicanten waren über hundert, von welchen der vierte Theil aus S. Thomas war; der Taufcandidaten hundert und sechzig, und der Lehrlinge etwa zweyhundert und achtzig. Mit Inbegriff von etwa vierhundert und dreyßig in der Pflege der Brüder befindlichen Kinder, gehörten also über tausend und dreyhundert Personen zur Besorgung des Missionarius. Der Wachsthum der Negergemeine an innerer Gnade zeigte sich, was die Communicanten betrifft, bey den vor jedem Abendmahl gewöhnlichen einzelnen Unterredungen mit ihnen auf's deutlichste. Als der Missionarius einmal denen an Prinzess die zwey Fragen vorlegte: ob ihr Herz noch an sonst etwas, als am Heilande hinge? und ob sie in Liebe zu Christo brennten, der sie zuerst geliebt habe; so beantworteten sie einmüthig und freudig die erstere mit Nein, und die andere mit Ja. „Mein Herz, sagte einer von den Negerbrüdern, ist nur für den Heiland offen, und für das Wort von seinem Leiden. Nichts in der Welt ist mir so wichtig, als dieses.“ — „Mein ganzes Herz ist darauf gerichtet, sagte ein anderer, den Heiland mehr kennen zu lernen, und mehr Gefühl von seinen Bunden zu haben. An mir verzage ich immer mehr, und verlasse mich allein auf Jesu Verdienst und Tod.“ — Ein dritter erklärte sich folgendermassen: „Ich lerne mich immer besser kennen; daher mir izt das wegfällt, worauf ich mich sonst verlassen hatte. Es ist mir nicht mehr hinlänglich, daß ich fleißig in die Versammlungen gehe, meinem Meister getreu bin, und mit jedermann in Frie-

den lebe. Der heilige Geist lehret mich, daß zum wahren Christenthum der Genuß am leidenden Heiland, und die beständige Gemeinschaft mit ihm gehört. „

Der Missionarius ließ niemand zum Abendmahl mitgehen, bey dem er nicht einen solchen Sinn fand. So wies er z. B. eine Negerin, die die erste Liebe verlassen, und der Sünde wieder gedient hatte, und gleichwol mit zum Abendmahl zu gehen verlangte, mit folgender Antwort ab: „Du verlangst, ich soll dich zum Abendmahl mitnehmen; und ich verlange, du solst nicht der Welt und deinem Fleische, sondern dem Leben, der für dich gestorben ist. Dagegen finde ich, daß dir der Heiland und sein Leiden und Sterben zur Nebensache geworden ist. „ Einen andern, der sich nach einer Versündigung unterstand, des Sonntags mit in die Gesellschaft seiner Abtheilung zu kommen, ohne seine Vergebung erkant und bereut zu haben, bestrafte er in Gegenwart der übrigen, und entließ ihn aus ihrer Versammlung. Aber mit vieler Liebe nahm er sich der reuigen Sünder wieder an, und freute sich, wenn er ihnen die Vergebung ihrer Sünden in Jesu Namen ankündigen konnte. Ein Communicant, der seine Vergebung mit vielen Thränen bitterlich beweinte, hatte das Herz nicht, zu glauben, daß sich ihm so bald vergeben werden könnte, und wünschte daher nur, daß dieses wenigstens vor seinem Ende geschehen möchte. Desto grösser war seine Freude und Beschämung, da er nicht nur der Vergebung seiner Sünde versichert wurde, sondern auch an den Segen des Todes Jesu im heiligen Abendmahl wieder Theil haben konnte.

Die Nationalhelfer gaben in den dazu bestimmten Unterredungen Nachricht von dem Zustande der Per

tionen, die ihrer Aufsicht anvertraut waren, und bedienten sich zugleich dieser Gelegenheit, sich selbst untereinander zur Treue und Rechtschaffenheit zu ermuntern.

Insonderheit bemerkte der Missionarius seit dem Abendmahl im October 1757. eine neue ausnehmende Gnadenzeit unter der Negergemeine. Als die Communicanten vor dem Abendmahle sich auf den Knien die Absolution und den Segen vom Heilande erbaten; so wurde ihr Herz mit seinem Trost und Frieden auf's seligste erfüllt, und von seiner Liebe entzündet. Eben so war der 19te December, welcher der dankbaren Erinnerung der Gnadenwirkungen des heiligen Geistes besonders gewidmet war, ein sehr gesegneter Tag. Der Segen breitete sich zwar über die ganze, aus mehr als fünfhundert Negern bestehende Versammlung aus; aber eine besondere Freude war es, daß verschiedene, die sonst seit Jahr und Tag die Gemeinschaft der Gläubigen verlassen hatten, sich igt bußfertig wieder einfanden, und bey Jesu Gnade und Vergebung suchten.

An den Sterbenden zeigte sich die Größe der göttlichen Gnade, und die Kraft des Glaubens an den Versöhnungstod Jesu, in dem herzlichen Verlangen, bald aufgelöst zu werden, und bey Christo zu seyn. Auch solche, die bey gesunden Tagen ihre Zeit nicht auf's beste angewendet hatten, kamen auf dem Krankenlager zum ernstlichen Nachdenken, nahmen ihre Zuflucht zu dem barmherzigen und treuen Hohenpriester, Jesu Christo, fanden Gnade vor ihm, und schieden im Glauben getrost zu ihm. Eine ungetaufte Negerin auf Prinzess wurde in ihrer Krankheit von

dem Missionarius in einem so seligen Zustande befunden, daß er beschloß, sie zu taufen. „Mein ganzes Verlangen, sagte sie, geht auf den Heiland; nur dieses habe ich in meinem Herzen. Zu ihm will ich scheiden, und bald.“ Glaubst du dann von ganzem Herzen, fragte sie der Missionarius, daß Jesus auch für dich gestorben ist, und sein Blut vergossen hat, zur Vergebung Deiner Sünden? Sie antwortete mit Freudigkeit, Ja. „So soll dann, fuhr der Missionarius fort, die dir wiederfahrne Gnade, noch diesen Abend durch die heilige Taufe versiegelt werden.“ Sie empfing solche in Gegenwart einer grossen Gesellschaft, die sich um ihr Krankenlager versamlet hatte, und entschlief am folgenden Tage selig. Taphet, ein getaufter Aminaneger, wurde ein halbes Jahr vor seinem Ende durch eine Krankheit zur Arbeit untüchtig. Er bedauerte dabey nichts so sehr, als daß er auch auffer Stande war, die Versammlungen zu besuchen. Einmal aber sagte er den andern gläubigen Negern auf seiner Plantage, er sey igt über diesen Verlust getröstet, weil er erfahre, daß ihm der Heiland allenthalben nahe sey. Acht Tage vor seinem Verscheiden sagte er zu ebendenselben: „Ich kan euch versichern, daß ich mit meinem Herzen schon ganz beym Heilande bin; nur mein Leib ist noch hier.“ Die Naemi, eine Creolin aus S. Thomas, wurde im Jahr 1755. in ihrer Hütte getauft, die sie bis an ihr Ende im Jahr 1757. Krankheit halber nicht mehr verließ. Sie lebte in dieser Zeit bloß von den Wohlthaten ihrer Kinder; war dabey sehr vergnügt, und verbrachte ihre Zeit im vertraulichsten Umgange mit dem Hei-

Heiland, der ihr reichlich ersetzte, was ihr in der Einsamkeit durch den Mangel der Gemeinschaft mit den Gläubigen abging. Sie war immer voll von der Liebe Jesu, und redete zu den Gläubigen, die sie besuchten, mit einem sehr warmen Herzen von ihrem leidenden und sterbenden Heiland. Eine halbe Stunde vor ihrem Verscheyden sagte sie noch zu ihren erwachsenen Kindern: „Meine Kinder, ich gehe zum Heiland; und wie ich euch schon öfters gesagt habe, ich gehe mit Freuden zu ihm, und werde die Wundenmaale an seinen Füßen demüthig und zärtlich küssen. Lebt wohl, und habt euch unter einander lieb!“, Das waren ihre letzten Worte.

Ich lasse, um nicht zu weitläufig zu seyn, es bey diesen Beyspielen, deren sonst mehr angeführt werden könnten, bewenden.





Siebenter Abschnitt.

Geschichte der Mission auf S. Jan, vom Februar
1750. bis zu Ende 1757.

Die letzte Nachricht, die im zweyten Abschnitt dieses Buchs von der Mission auf S. Jan gegeben worden, war vom Anfang des Jahres 1750, da der Bruder Johann Schur aus der Zeit ging. Fast volle fünf Jahre verflossen, ehe diese Mission wieder mit einem Arbeiter versehen werden konnte. Unterdessen wurde sie doch nicht gänzlich versäumt; sondern es kam von Zeit zu Zeit einer von den Missionarien aus S. Thomas herüber, und diente den Negern, die sich zur Mission hielten, mit der Verkündigung des Wortes Gottes und den heiligen Sacramenten. Zweymal besuchte sie Georg Weber im Jahr 1750. taufte am 15ten Merz sechs Personen, und machte Anstalt zum Bau eines Hauses auf der von Jens Rasmus übernommenen Plantage, um einem Missionarius, den man nächstens dahin zu schicken Willens war, ein Unterkommen zu verschaffen. Da aber die Hoffnung, neue Gehülffen aus Nordamerica zu bekommen, für dasmal fehlschlug; so konnte man den hiesigen Negern, die sehr angelegentlich um einen weissen Arbeiter baten, ihre Bitte sobald nicht gewähren. Im Jahr 1751. konnte S. Jan nur einmal besucht werden. Georg Weber und Heinrich Paul:

Paulsen hielten sich im Junius acht Tage da auf, und fanden das kleine Häuflein gläubiger Neger in einem erfreulichen Gange. Der Neger Petrus, auf Jan de Wints Plantage, hatte sich unterdessen ihrer angenommen. In dem Hause desselben hielt Georg Weber in der Zeit seines kurzen Aufenthalts jeden Abend eine Versammlung, wozu sich viele Neger einfanden, die einen grossen Hunger nach Gottes Wort hatten.

Auch im Jahr 1752. konnte man es noch nicht wieder möglich machen, ein paar eigne Arbeiter zur Bedienung dieses Plans abzugeben. Doch wurden die nach mehrerer Pflege sich sehnennden Neger in diesem Jahre zweymal von Samuel Isles besucht. Das erstemal feyerte er mit ihnen das Pfingstfest, hielt mit den Communicanten das Abendmahl, und reiste den 22ten May nach S. Thomas zurück. Sein zweyter Besuch währte vom 29ten August bis zum 1ten September. Er wurde von den Negern mit grosser Freude aufgenommen, und hielt in Petrus Hause täglich des Abends eine Versammlung, wozu sich bisweilen über siebenzig Neger einfanden. Viele besuchten ihn einzeln, und gaben ihm ihr Verlangen nach der Gnade und Erkenntniß Gottes in Jesu Christo auf die nachdrücklichste Weise zu erkennen. Eben dieser Missionarius that im Jahr 1753. wieder einen Besuch von zehn Tagen auf S. Jan, und hielt daselbst mit den Negern das Osterfest. Im Junius dieses Jahrs kamen Georg Weber und Nathanael Seidel dahin; und ihre täglichen Versammlungen wurden von mehr als zweyhundert Negern besucht. Man hatte im vorigen Jahre auf dem den Brüdern zugehörig-

hbrigen Grunde ein Häuschen zum Behuf der Mission gebaut; weil aber dasselbe allzuklein und schlecht war, so dachte man nun darauf, ein geräumlicheres zu bauen, das zur Wohnung für eine Familie, und zugleich zu den Versammlungen dienlich wäre. Die Neger, welche, wie sie sich ausdrückten, ganz krank waren vor Verlangen nach ordentlicher geistlicher Pflege, und mit der größten Angelegenheit darum baten, waren sehr willig, an dem vorgeschlagenen Bau zu helfen, wenn das nur etwas beitragen könnte, daß sie bald einen weissen Arbeiter erhielten. „Man konnte es fühlen, schreibt Nathanael Seidel, daß es den armen Leuten recht darum zu thun war. Ich kan nicht ausdrücken, wie es mir in meinem Herzen war, als ich sie in der Verlegenheit und in dem Verlangen nach ihrer Seligkeit sahe.“ Selbst verschiedene Blanke ersuchten die Brüder, bald einen Missionarius auf die Insel zu schicken, der ihren Negern zur Erkenntniß Gottes und Jesu Christi behülflich wäre. Der Lehrlinge waren izt zweyhundert und der Getauften zwanzig Personen.

Endlich wurde im Jahr 1754. das anhaltende Verlangen dieser armen Neger erfüllt, da am 5ten November der Bruder Johann Brucker mit seiner Frau von S. Thomas zu ihnen zog, um als beständiger Missionarius bey ihnen zu bleiben. Da das im vorigen Jahre angefangene Wohnhaus auf der Bruderplantage noch nicht ganz fertig war, so wurden sie indes von Herrn Wilthagen, der izt Jan de Wints Plantage besaß, aufgenommen, und fanden bey dem Helfer Petrus ihr Unterkommen. Sie kamen in der Gesellschaft des Bruder Georg Webers, der sie in
ihre

ihre Arbeit einleiten sollte. Dieser hielt am Sonntage den 10ten November, eine öffentliche Predigt an die Neger, und hatte dabey auch einige Blanke zu Zuhörern. Am 16ten bezog der Missionarius Brucker sein Haus; in welchem am folgenden Sonntage den 17ten Georg Weber die erste Predigt hielt, und dasselbe zu einer Gott geheiligten Stätte weihte. Er machte zugleich bekant, daß die Predigt an Sonntagen wechselsweise in diesem Hause, und auf Wilthagens Plantage gehalten werden sollte. Nach derselben würden jedesmal besondere Versammlungen der Lehrlinge, der Taufcandidaten, und der Getauften seyn; die beiden letztern Abtheilungen aber würden noch jeden Mittwoch und Freytag Abends zu vertraulichen gesellschaftlichen Unterredungen sich bey dem Missionarius versamlen.

Nachdem Georg Weber am 20ten November nach S. Thomas zurück gereist war, machte Johann Brucker am nächsten Sonntage den 24ten auf Wilthagens Plantage den Anfang mit der öffentlichen Verkündigung des Evangeliums. Da das Haus, wo gepredigt wurde, die Zuhörer bey weitem nicht fassen konnte, so redete er mit Herrn Wilthagen wegen eines ordentlichen Versammlungshauses, und derselbe wies eine Baustelle dazu an. Die Lage dieser Plantage, fast mitten im Lande, machte sie zu einem Predigtplatze sehr bequem, weil sie keinen Negern zu entfernt war.

Im folgenden Jahre 1755. und zwar zur Zeit der Visitation, welche der Bruder Christian Heinrich Rauch vom 30ten May bis 9ten Junius 1755. verrichtete, war, nach vier Jahren, am 8ten Junius wie-

wieder eine Taufe von elf Personen auf S. Jan, wodurch gleichsam ein neues Feuer unter den Negern angezündet wurde. Sie kamen sehr zahlreich zu den Versammlungen, sowol in der Woche, als an den Sonntagen. Johann Brucker schrieb die Namen der Lehrlinge in ein Buch, und um genauer mit ihnen bekant zu werden, ließ er sich wöchentlich einmal, anstatt einer Rede an die Versammlung zu halten, in vertrauliche Unterredungen mit ihnen ein. Den ersten Gemeintag hielt er am 29ten Junius, und hatte bey der Predigt zweyhundert und dreyßig Lehrlinge unter seinen Zuhörern. Nach derselben wurde eine von einem römischen Vater getaufte Negerin in die Gemeinde aufgenommen. In der Folge wurde sowol der Gemeintag als das Abendmahl allhier, wie auf den andern Missionsplätzen, alle vier Wochen gehalten.

In den Monaten Julius und August war der Missionarius am Fieber krank; jedoch wurde er dadurch nicht oft gehindert, die gewöhnlichen Versammlungen zu halten, und bekam auch zu eben der Zeit durch den Besuch etlicher Brüder aus S. Thomas eine ihm sehr nöthige und willkommene Unterstützung in seiner Arbeit. Bey dem letzten Besuch des Missionarius Webers wurden am 10ten August fünf Personen, und ausserdem noch in diesem Jahre am 3ten August drey, und an Weihnachten neun Personen von Bruckern getauft.

In eben dem Jahre 1755. wurde der Anfang zum Bau zweyer Negerkirchen auf S. Jan gemacht. Die eine solte auf Herrn Wilthagens, die andere auf der Brüderplantage stehen. Zu jener verwilligte ebengenanter Herr nicht nur Holz aus seinem Busche,

son-

sondern erbot sich auch, sonst behülflich zu seyn. Den Bau von dieser hatte Jens Rasmus übernommen, und das Holz dazu auf seiner Plantage schlagen lassen. Die Negerbrüder übernahmen von freyen Stücken die schwere und gefährliche Arbeit, das Bauholz von da an die See zu schaffen, und machten damit am ersten Sonntag des Monats December den Anfang.

Unter den blanken Herrschaften auf S. Jan waren nicht wenige, denen sehr damit gedient war, daß ihre Sklaven sich zu Jesu Christo bekehrten, und die sie selbst anhielten, sich den Unterricht des Missionarius zu Nutzen zu machen. Einige, welche durch Drohungen und Strafen ihre Neger anfangs davon abzuhalten suchten, wurden theils durch das Betragen des Missionarius, theils dadurch, daß sie den Versammlungen der Neger beywohnten, zu besserer Gesinnung gebracht. Insbesondere that das ehrerbietige und andächtige Bezeigen von mehr als zweyhundert Negern bey der Beerdigung einer Taufcandidatin, und die dabey gehaltene Rede und Liturgie, eine so gute Wirkung auf viele Blanke, daß sie sich gleich entschlossen, ihre Neger nicht mehr zu hindern, den Versammlungen beyzuwohnen.

Ueberhaupt sind in diesem Jahre dreyßig Personen getauft worden, darunter ein Kind war; und vier Getaufte wurden des heiligen Abendmahls mit der Gemeine zum erstenmal theilhaftig.

Zu den zwey Predigtplätzen, die der Missionarius schon wechselsweise bediente, kam im Jahre 1756. der dritte auf der königlichen Plantage Korallbay. Noch war keine Zeit zu den Versammlungen auf dieser Plantage vestgesetzt, weil ihre Entfernung von dem
Wohn-

Wohnplazze des Missionarius ihm nicht gestattete, zu bestimmten Zeiten dahin zu kommen; aber so oft er da predigte, hatte er über funfzig Zuhörer. Der Meisterknecht dieser Plantage hinderte weder seine, noch fremde Neger, diesem öffentlichen Unterricht beyzuwohnen; vielmehr war ihm angelegen, daß sich alle seine Neger bekehren möchten. Als im Jahr 1757. der Helfer Cornelius von S. Thomas als Maurer auf diese Plantage kam, so trug ihm der Missionarius auf, sich der dortigen Neger besonders anzunehmen, und ihnen alle Mittwochen eine Versammlung zu halten. Dieses gereichte den dortigen Negern zu grosser Freude und Förderung im Christenthum.

Auf Wilthagens Plantage, wo alle vierzehn Tage einmal gepredigt wurde, nahm die Anzahl der aufmerksamen Zuhörer dergestalt zu, daß des Helfers Petrus Haus sie bey weitem nicht mehr fassen konnte. Er bauete daher, bis das angefangene neue Versammlungshaus fertig würde, eine grosse Hütte von Zweigen, unter deren Schatten das versamlete Volk den Vortrag des Evangeliums anhören konnte.

Drey und vierzig Personen, unter denen zwey Kinder waren, wurden in diesem Jahre der heilige Taufe theilhaftig; und im folgenden Jahr. 1757. sechzehn Personen, darunter ebenfalls zwey Kinder waren.

Im September 1757. lag der Missionarius und seine Frau am Fieber, und er mußte die Besorgung der Versammlungen eine Zeitlang dem Helfer Petrus auftragen. Es war ihnen diese Krankenzeit dadurch noch schwerer, daß sie eben damals viele Arbeitsleute

bey

beym Bau der Negerkirche angestellt hatten, welche mit der nöthigen Kost besorgt werden mußten. In dieser Noth that ihnen Herr Wilthagen die Freundschaft, daß er ihnen eine Negerin auf etliche Tage zum Dienst überließ; und ein anderer Freund, Herr Lihme, schickte ihnen darauf von freyen Stücken eine seiner Negerinnen auf solange zu Hülfe, bis sie wieder hergestellt waren.

Uebrigens nahm in diesem Jahre die Zahl der Neger, die durch die Predigt des Evangeliums einen Eindruck von der Liebe Jesu bekamen, und ihn gern wieder lieben, und durch seine Gnade selig werden wolten, zur dankbaren Freude des Missionarius täglich zu.

Da ich igt die Geschichte der drey Missionen auf S. Thomas, S. Croix und S. Jan, bis zu Ende des Jahrs 1757. erzählt habe; so will ich nur noch anmerken, daß seit 1732, da die ersten zwey Brüder, Leonhard Dober und David Nitschmann, nach S. Thomas kamen, nunmehr ein Zeitraum von fünf und zwanzig Jahren zu Ende ging. In demselben und durch die Brüder getauft worden, auf S. Thomas neunhundert und sechs und dreyßig erwachsene Neger, und zweyhundert und sechzehn Kinder; auf S. Croix dreyhundert und vier und siebenzig Erwachsene, und zwey und neunzig Kinder; und auf S. Jan hundert und drey Erwachsene, und sechs Kinder: in allem eintausend siebenhundert und zwey und dreyßig Personen. Von anderwärts Getauften sind in der Zeit auf S. Thomas acht und dreyßig, auf S. Croix sieben, und auf S. Jan zwey, in allem sieben und vierzig Personen in die Gemeine

aufgenommen worden. Die ganze Gemeine von getauften Negern bestand also aus eintausend siebenhundert und neun und siebenzig Personen. Davon waren sechshundert und fünf Mitgenossen am heiligen Abendmahl; nemlich auf S. Thomas vierhundert und zwey und achtzig, auf S. Croix einhundert und elf, und auf S. Jan zwölf. Dreyhundert Getaufte waren schon durch den Tod in die obere Gemeine versetzt worden. Die Zahl der Candidaten zur Taufe, und die grosse Menge der Lehrlinge bringe ich nicht in Rechnung.

Von der Brüdergemeine waren in diesen fünf und zwanzig Jahren theils aus Europa, theils aus Nordamerica, sechs und sechzig Brüder, und drey und dreyßig Schwestern nach diesen drey Inseln geschickt worden; diejenigen mit eingeschlossen, welche zur Visitation und zum Besuch dahin gekommen waren. Von diesen sind in bemeldter Zeit auf S. Thomas ein und zwanzig Brüder und sechs Schwestern, auf S. Croix elf Brüder und sechs Schwestern, und auf S. Jan ein Bruder begraben worden, die mit bey zehu Personen, welche ihr Leben auf der Reise vor oder nach S. Thomas zur See und zu Lande geendet haben (wie gehörigen Orts ist angeführt worden) zusammen fünf und funfzig Personen ausmachen. Die übrigen sind theils nach Europa oder America zurückgereist, theils standen sie am Ende dieses Zeitraums noch im Dienste der Missionen.





Fünftes Buch.

Geschichte der drey Missionen auf S. Thomas, S. Croix und
S. Jan vom Anfang 1759. bis Ende 1768.



Erster Abschnitt.

Geschichte der Mission auf S. Thomas von 1759.
bis 1762.

Die Weitläufigkeit, zu welcher das Missionswerk in den ersten fünf und zwanzig Jahren angewachsen war, erforderte, wenn es gehdrig bedient werden sollte, den vereinigten Fleiß vieler Arbeiter. Im Anfange des Jahrs 1758. war zwar die Anzahl derselben ziemlich groß; sie wurde aber schon im Merz durch die Abreise des Bruders Johann Büninger und seiner Frau, und des Witwers Johann Michler, die den zoten besagten Monats nach Bethlehem in Pensylvanien abreiseten, verringert. Sie gingen über S. Croix, wo ihre Reisegesellschaft mit dem Missionarius Georg Ohneberg und seiner Frau vermehrt wurde. Keiner von diesen drey Brüdern kam zurück: Ohneberg starb in Bethlehem, und Michler bekam einen Ruf zur Mission in Jamaica. Es fiel

also die Missionsarbeit in S. Thomas in ihrem ganzen Umfang auf die drey übrigen Brüder Georg Weber, Johann Christoph Höpfner und Matthäus Kremser und ihre Frauen; und von so wenigen Personen konnte, bey aller Treue und Fleiß, unmöglich alles nöthige bestritten werden. Sie hatten überdem in der letzten Hälfte dieses Jahres von grassirenden Krankheiten, als hitzigen Fiebern mit Seitenstechen und der rothen Ruhr, viel auszustehen. Von letzterem blieb im October keines von ihnen verschont. Die Ursachen dieser Krankheiten, nemlich eine ungewöhnlich grosse Hitze des Tages, bey oft sehr schwachen Winde, und die damit abwechselnden sehr kühlen Nächte, (wozu noch der Mangel an guten Nahrungsmitteln, sonderlich an europäischem Brode, kam) erstreckten sich über das ganze Land; daher fast jeder mann davon angegriffen wurde. Wenigstens die Hälfte der Einwohner lag darnieder, und unter den Nationalhelfern war im Monat October nicht einer gesund.

Der Mangel an Lebensmitteln drückte zu eben der Zeit die Neger sehr hart; so daß hie und da einer vom Hunger starb. Viele wurden dadurch zu dem Vorsatz ihren Herrschaften zu entlaufen, verleitet. Im October 1758. versuchten mehr als hundert Neger, sich eines Fahrzeugs zu bemächtigen, und damit nach Portoric zu entfliehen; und obgleich die Ausführung ihres Vorhabens durch die dagegen gemachten Anstalten verhindert wurde: so liessen sich doch andere bey ähnlichen Versuchen dadurch nicht abschrecken.

Die Missionsarbeiter erwarteten die baldige Wiederkunft des Bruders Johann Georg Hantsch in
sein

seiner Frau, und eine ihnen versprochene Verstärkung durch mehrere Gehülfen; aber es kamen in diesem Jahre 1758. nur die zwey ledigen Brüder Johann Stättner und Martin Heckedorf von Bethlehem am 25ten October bey ihnen an. Beider Bestimmung war, der Mission durch ihre Professionen zu dienen, und, wenn sie die creolische Sprache gelernt hätten, des Bruder Kremfers Gehülfen bey dem Unterricht und der Pflege der schwarzen Knaben und ledigen Mannsleute zu seyn.

Die erwartete mehrere Verstärkung führte ihnen der Bruder Nathanael Seidel, der zugleich einen Auftrag zur Visitation der westindischen Missionen hatte, erst im folgenden Jahr 1759. aus Europa über London zu. Die Gesellschaft bestand, ausser dem Visitator, aus einem Ehepaar, Philip Wurster und seiner Frau, und vier ledigen Brüdern, Jens Korn, Heinrich Melchior Brackenhof, Johann Christoph Friedemann und Peter Paul Bader. Sie waren in der damaligen Kriegszeit in Gesellschaft von hundert und zehn Fahrzeugen, unter Bedeckung fünf englischer Kriegsschiffe, am 23ten Januar aus den Dänen ausgelaufen, und dem Angrif einer französischen Flotte von neun Kriegsschiffen, die auf sie lauerten, bloß durch einen Zufall entgangen. Der englische Commodore wolte mit der Flotte in der azorischen Insel Sayal einlaufen; sie brachte aber sechs Tage in der Nähe dieser Insel zu, ohne diese Absicht erreichen zu können. Unterdessen verfehlte sie die französische Flotte, und sie lief am 10ten März in den Hafen von Barbados, und den 24ten in den von Antigo ein. Hier verursachte die Ankunft der Brüder dem Misio-

narius Samuel Isles, der seit dem Jahr 1756. an der Bekehrung der Neger auf dieser englischen Insel arbeitete, eine besondere Freude. Aus ihrer Gesellschaft blieb der ledige Bruder Andreas Norling bey ihm. Am 30ten Merz kam die übrige obgenante Gesellschaft im Hafen von S. Thomas glücklich vor Anker.

Die Geschäfte wurden bey der Anwesenheit des Visitators unter die Brüder so eingetheilt, daß dem ältesten Missionarius Georg Weber, der die Aufsicht über alle drey Missionen hatte, der Bruder Philip Wurster in Absicht auf S. Thomas zum Gehülfen gegeben wurde. Durch diese Erleichterung wurde es ihm möglich, seinen Auftrag auch in der beiden Inseln S. Croix und S. Jan zu befolgen, und dieselben jährlich etliche mal zu besuchen. Der Bruder Jens Korn übernahm von Johann Böhner die Führung der Haushaltung. Martin Heckedorf wurde zur Aufsicht über die Plantage und die daz angeestellten Neger bestimmt. Matthäus Kremser der von dem Visitator zu einem Diaconus der Brüderrkirche ordinirt wurde, behielt neben seinen übrigen Geschäften die Pflege der Knaben und ledigen Mannsleute; Melchior Brackenhof aber trug nebst seiner Arbeit an Seelen, mit seiner Hände Arbeit zum außfern Bestehen der Mission nach Vermögen bey.

Nachdem der Visitator den innern und äussern Zustand der Mission untersucht, und den dabey angestellten Brüdern mit gutem Rath beygestanden hatte, reiste er den 18ten May von S. Thomas wieder ab. Er hatte sich bey der Visitation insonderheit bemühet, den Missionarien deutlich zu machen, daß

sich die in den Brüdergemeinen sonst gewöhnliche und nöthige Disciplin auf ihre Mission unter dem armen Slavenvolk, und die aus demselben errichteten Gemeinen, in eben der Maasse und ohne Unterscheid nicht anwenden lasse. Sie müßten dabey weit mehr Geduld beweisen, als gewöhnlich in den Brüdergemeinen gegen diejenigen ausgeübt werden dürfe, die in grobe Vergehungen verfallen. Das Mitleiden, womit sie den Gefallenen nachzugehen hätten, an denen man doch bisher größtentheils die Freude erlebt habe, daß sie reuig in die Arme ihres guten Hirten, und in den Schoos der Gemeinde zurückgekehrt wären, müsse unermüdet seyn.

Durch die nähere Bekantschaft mit der Negergemeine wurde er veranlaßt, den Missionarien zu empfehlen, aus den Getauften eine besondere Classe von Abendmahlscandidaten zu errichten, denen jeden Sonntag ein gründlicher Unterricht vom heiligen Abendmahl ertheilt werden sollte. Mit dieser nützlichen Einrichtung wurde schon im Monat May der Anfang gemacht, und den Candidaten die Erlaubniß ertheilt, einmal bey dem Abendmahl der Gemeinde zuzusehen. Weder die Taufe, noch die Confirmation zum Abendmahl, sollte künftig auf die hohen Festtage verschoben, sondern nach Befinden den Candidaten zu jeder andern Zeit ertheilt werden. Seitdem waren die Taufen der Erwachsenen gewöhnlich an den Vettagen, welche alle vier Wochen gehalten wurden. Der im Jahr 1749. gefaßte Schluß wegen der Negerehen wurde erneuret.

In Absicht einer Mission auf Tortola wurde zwar für gut befunden, dieselbe durch einige Brüder anzufangen; aber für die Zeit war es noch nicht möglich,

diesen Vorsatz auszuführen. Man beschloß auch, die Negerin, welche wegen ihrer Standhaftigkeit im Christenthum von ihrem Herrn nach Portoric verkauft worden, wie im vierten Buche erzählt worden, wieder zu kaufen, und ihr dadurch Gewissensfreyheit zu verschaffen.

Den vierzehn Nationalhelfern, unter denen sich Abraham und Cornelius als gesegnete Lehrer ihres Volks ausnahmen, und zu welchen igt noch vier hinzugethan wurden, gab der Visitator das Zeugniß, daß sie ihren Auftrag mit Herz und Verstand befolgten, und alle Treue dabey bewiesen. Von dem innern Gnadengange der Negergemeine, von ihrem lebendigen Glauben an den Heiland, von ihrer Liebe zu ihm, und dem Verlangen, aller seiner erworbenen Heilsgüter theilhaftig zu werden, und der Gnade würdig zu wandeln, bekam er sowol durch die Unterredung mit den einzelnen Gliedern der Gemeine, als durch gute Zeugnisse und den Augenschein, einen so befriedigenden Eindruck, daß er Gott dafür fröhlich dankte. Zum erstenmal wohnte die Negergemeine in der Zeit seines Besuchs der Liturgie auf dem Gottesacker am Ostermorgen bey. Es wurde diese Gelegenheit, bey welcher die Brüdergemeine ihren Glauben und die gewisse Hoffnung einer seligen Auferstehung öffentlich bekennet, und um die Gemeinschaft mit der vollendeten Gemeine, und insonderheit mit ihren seit einem Jahr abgeschiedenen Mitgliedern bittet, eine für die Neger wichtige und gesegnete Versammlung, wobey ihrer in den folgenden Jahren oft etliche tausend erschienen, welche durch ihre weiße Kleidung einen sehr rührenden Anblick machten.

In Absicht auf das äussere Bestehen der Mission fand der Visitator, daß der Segen, den Gott sowol auf die Plantage, als auf den Arbeitsfleiß und die Handwerkstreue der Brüder gelegt hatte, ihnen ihr Durchkommen und die Bestreitung der Missionsausgaben merklich leichter machte, als vorher.

Gleichwol fehlte es in dem Theil immer noch nicht an Schwierigkeiten. Der bis 1763. fortwährende Krieg machte die Zufuhr der Lebensmittel aus Nordamerica schwer und selten. Selbst der Briefwechsel und die Fahrt von einer Insel zur andern, welche ohnehin sehr kostbar zu seyn pflegt, litte darunter. Ein nordamericanisches Schif, auf welchem viele Bedürfnisse der Brüder waren, wurde von einem französischen Raper im Jahr 1759. weggenommen, aber durch ein englisches Schif wieder frey; und die Brüder erhielten alle ihre Sachen, nur etwas später. Im Lande selbst war aus Mangel des Regens in dem ersten und letzten Viertel des Jahrs 1759. Mißwachs, davon die Neger am meisten litten. Das Elend dieser Jahrszeiten wurde durch die darinn herrschenden Krankheiten vermehrt.

So gewöhnlich die Erdbeben auf diesen Inseln sind; so verdienet doch dasjenige, welches am 17ten Januar 1759. verspürt wurde, besonders angemerkt zu werden. Es erfolgten dabey von zwey Uhr nach Mitternacht bis um sechs Uhr des Morgens eben Erschütterungen, mit einem fürchterlichen unterirdischen Getöse begleitet. Die dritte derselben war so heftig, daß man sich dabey den nahen Untergang der ganzen Insel leicht vorstellen konnte. Gleichwol ging das ganze schreckliche Phänomenon,

sowol auf S. Thomas als den andern dänischen Inseln, ohne Schaden vorüber.

Von den weissen Arbeiterinnen ging Georg Webers Frau am 19ten May 1759. und Philip Wursters Frau am 3ten October eben dieses Jahres aus der Zeit, so daß nur die Verona Böhnerin zur Arbeit an den Negerinnen übrig blieb. Durch den Tod der erstern, die mit einer ihrem Geschlechte ungewöhnlichen gründlichen Bibelerkenntniß den Negerinnen sechs Jahre treulich gedient, und durch ihr sanftes und liebeiches Betragen die Achtung und Zuneigung derselben gewonnen hatte, wurde ihr Mann, der igt zum drittenmal Witwer worden, in der Ausübung seines Amtes einigermassen gehindert. In dem nehmlichen Falle befand sich sein Amtscollege Philip Wurster.

Der Bruder Heinrich Melchior Brackenhof, der im Monat Merz angekommen war, endigte seinen Lauf ebenfalls schon am 24ten October dieses Jahrs und hinterließ den Ueberlebenden das schmerzliche Andenken an den Verlust eines sehr soliden und brauchbaren Gehülfen. Das letzte Viertel dieses Jahrs war für die Missionsarbeiter überhaupt eine sehr schwere Zeit: denn die Anfälle der regirenden Krankheiten verschonten keinen derselben, und dauerten bis ins folgende Jahr.

Der Abgang dieser Gehülfen wurde am letztem December eben dieses Jahrs durch die Brüder Johann Georg Hantsch und David Heckewälder, die mit ihren Frauen von Bethlehem kamen, einigermaßen ersetzt. Ersterer kam igt mit seiner Frau vom Besuche zurück, den sie von S. Thomas aus
nad

nach Bethlehem gethan hatten; letztere aber waren neue Gehülffen.

Die zwey Witwer, Georg Weber und Philip Wurster erhielten bald im Anfange des Jahres 1760. ihren Abruf nach Europa, wohin sie den 13ten April abreisten. Weber war der älteste Missionarius, und hatte seit Friedrich Martins Ableben die Aufsicht über die Missionen auf den drey dänischen Inseln. Schon im Jahr 1734. war er in S. Croix gewesen, und 1739. kam er in der Gesellschaft des Grafen von Zinzendorf nach S. Thomas. In den ein und zwanzig Jahren seines Dienstes bey der Mission hat er das Evangelium vielen tausend Negern verkündigt, und ihrer vierhundert neun und siebenzig, Erwachsene und Kinder, getauft. Er war nicht nur bey den Negern sehr beliebt, sondern genoß auch von den Blanken viele Zuneigung und Achtung. Von diesen beiden Brüdern kam keiner nach Westindien zurück. Georg Weber erhielt von der Brüdergemeine einen Ruf nach Südamerica, um ihren Missionen in der Provinz Guiana vorzustehen, und einen Versuch zu machen, dem Evangelium unter den surinamischen Freynegern Eingang zu verschaffen. Er endigte aber seinen Lauf unter diesen Bemühungen schon am 6ten May 1762.

Sein Nachfolger in der Aufsicht über die ganze Missionsanstalt in dem dänischen Westindien, war der zu Ende des Jahres 1759. von Bethlehem angekommene David Heckewälder; der sich aber schon am 11ten September 1760. auf S. Jan in einem Alter von neun und vierzig Jahren zu Ruhe legte.

Ihm war der Bruder Martin Heckedorn am 13ten Julius auf S. Thomas in einem Alter von
dreyßig

dreyßig Jahren vorangegangen. Er hatte eine vorzügliche Gabe mit Kindern umzugehen, ihnen die Lehre Jesu auf eine faßliche Weise beyzubringen, und ihr Herz zur Liebe gegen ihn zu reizen. Sein Verlust war daher sonderlich für die Negerjugend sehr schmerzlich.

Nach Heckewälders Ableben wurde die Aufsicht über das ganze Missionswerk mit allgemeiner Zustimmung der dabey angestellten Brüder, von Johann Böhnern, als dormaligem ältesten Missionarius, auf solange übernommen, bis darüber eine nähere Bestimmung von den Ältesten der Brüderunität erfolgen würde.

Uebrigens kamen auch in den drey letzten Monaten des Jahrs 1760. zu der Plage des Hungers, welche sonderlich das Negervolk drückte, epidemische Krankheiten hinzu. Die Brüder waren genöthiget, ihre Neger eine lange Zeit aus ihrer Küche zu speisen, weil die anhaltende trockene und heisse Witterung allen Fleiß vernichtete, welchen dieselben auf die Bearbeitung ihrer kleinen Plantagen gewendet hatten. Die meisten Brüder waren im November und December krank; und konten also auch den beiden Missionarien Johann Christoph Höpfner und Johann Brucker, die zu eben der Zeit, jener auf S. Croix, dieser auf S. Jan, durch Krankheiten an der Betreibung ihres Berufs gehindert wurden, die verlangte Hülfe nicht leisten.

Diese schwere Zeit dauerte bis ins Jahr 1761, in welchem den bey der Mission angestellten Arbeitern durch die zwey ledigen Brüder Johann Merk und Melchior Conrad, die am 16ten Februar von Bethlehem ankamen, wenigstens die Besorgung äußerer

Geschäfte erleichtert wurde. Ersterer wurde des Bruders Jens Korn Gehülfe bey der Aufsicht über die Wirthschaft und Plantage, und der andere ging dem Bruder Kremser bey dem Mühlenbau und der Zimmerarbeit an die Hand.

Am 23ten Januar 1762. erhielten sie an den Brüdern Johann Lorenz, und Johann Michael Engelhardt, nebst ihren Frauen, und dem Bruder David Böhm, abermals neue Gehülfe. Lorenz, der die holländische Sprache verstand, lernte das Creolische leicht, und war in wenigen Wochen schon im Stande, den Negern das Evangelium in ihrer Sprache öffentlich vorzutragen. Er ging mit seiner Frau am 28ten April nach S. Croix ab, um dem dortigen Missionarius Gantsch in seiner weitläufigen Arbeit behülfslich zu seyn. Dem Bruder Engelhardt wurde das Creolische etwas schwerer; aber er kam doch auch bald so weit, daß er in der eigentlichen Misionsarbeit gebraucht werden konnte. David Böhm richtete sich auf seine Profession ein. Es wurde ihm auf Krumbay eine Schmiede gebaut und mit den nöthigen Werkzeugen versehen, damit er im Julius den Anfang seiner Arbeit machte. Er ging aber schon am 7ten October eben dieses Jahres an einem hitzigen Fieber aus der Zeit. Sein exemplarischer Wandel und seine evangelische Einfalt machte sein Andenken bey den weissen und schwarzen Brüdern ehrwürdig.

Der Bruder Melchior Conrad war schon am 2ten Februar 1762. auf S. Croix gestorben, und zehn Tage nach David Böhm verschied auch der sowol bey der Buchhaltung, als der eigentlichen Misionsarbeit sehr nützliche Bruder Jens Korn auf

S. Tho:

S. Thomas. Drey Jahre lang hatte er in Westindien einer ununterbrochenen Gesundheit genossen, und schien für dieses Clima gemacht zu seyn; aber ein hitziges Fieber nahm ihn in wenigen Tagen weg. Auch durch die Abreise der zwey Brüder Mathäus Kremser und Peter Paul Bader, die den 25ten April nach Bethlehem abgingen, wurde die Anzahl der weissen Brüder auf S. Thomas vermindert. Letzterer erhielt einen anderweitigen Ruf nach Jamaica, wo er noch izt der Brüdermission dienet.

Hingegen kam am 30ten Julius 1762. zur Aufsicht über die sämtlichen Missionen auf den drey dänischwestindischen Inseln der Bruder Martin Mack mit seiner Frau von Bethlehem auf S. Thomas an. Er hatte in seiner Gesellschaft den Bruder Georg Bartsch und seine Frau, und die zwey ledigen Brüder Paul Schneider und Georg Reiter. Das Fahrzeug, mit welchem diese Gesellschaft von Newyork ankam, hatte das besondere Schicksal, daß es von einem englischen Kriegsschif für einen französischen Privatvater angesehen und beschossen wurde: und eben dieses begegnete ihm noch beym Einlaufen in den Hafen von S. Thomas. Martin Mack trat sogleich sein Amt an, welches unterdessen von dem Bruder Johann Böhner war verwaltet worden. Er hatte viele Jahre bey der Brüdermission unter den Indianern in Nordamerica mit vielem Segen gedient, und bewies bey seinem neuen Amte viele Treue und Geschäftigkeit. Georg Bartsch übernahm die Aufsicht der Plantage.

Die von der anhaltenden trockenen Witterung in den vorigen Jahren entstandene Hungersnoth nahm

in der letzten Hälfte des Jahrs 1761. ein Ende; denn seit dem Monat Julius bis in den October mangelte es nicht an fruchtbaren Regen. Daraus erfolgte im Jahr 1762. eine reiche Ernte von allerley Lebensmitteln, so daß niemand in demselben anders als aus eigener Schuld Hunger und Mangel litte. Die Manzernte brachte doppelt soviel ein, als im vorigen Jahr, und die Neger auf der Brüderplantage konten izt aus dem Vorrathe leben, den sie auf dem ihnen angewiesenen Lande eingesamlet hatten.

So fruchtbar aber dieses Jahr war; so war es doch in anderer Absicht für die Brüder sehr hart. Im April wurden sie von Krankheiten äußerst entkräftet. Vom September bis gegen das Ende des Jahrs war eine allgemeine und schwere Krankenzeit unter den Blanken. Von den Brüdern lagen oft drey bis vier zugleich darnieder; zwey derselben starben, wie ich vorherhin anmerkte, im October wenige Tage hintereinander, und Martin Mack mußte sich in eben dem Monat, nach der Rückkunft von seinem ersten Besuch auf S. Croix, an einer harten Krankheit legen, wovon er sich erst nach vier Wochen wieder so weit erholtte, daß er der Gemeine das Abendmahl halten konnte. Man kan leicht erachten, daß diese Umstände nicht nur für die Haushaltung der Brüder viel schweres mit sich geführt, sondern auch die Misionsarbeit darunter einigermassen gelitten habe.

Ich wende mich nun zur eigentlichen Misionsgeschichte in diesem Zeitraum. Der Bruder Martin Mack hatte, wie schon erwehnt, die Aufsicht über das ganze Misionswerk auf S. Thomas, S. Croix und S. Jan. Gemeiniglich hielt er sich in S. Thomas

mas auf; überlegte daselbst mit den übrigen Arbeitern gemeinschaftlich die Angelegenheiten der Missionen auf allen drey Inseln, und machte die nöthigen Einrichtungen. Die Missionarien auf S. Croix und S. Jan unterhielten mit ihm einen fleißigen Briefwechsel, gaben ihm von allen merkwürdigen Vorkommnissen Nachricht; und wenn sie eine Taufe erwachsener Personen vornehmen, oder Getaufte zum Abendmahl zulassen wolten, so holten sie darüber jedesmal zuvor seine Genehmigung ein. Nur in Absicht der Taufe kranker Personen und Kinder litt dieses eine Ausnahme. Er machte sich aber auch von Zeit zu Zeit den Zustand der Mission auf S. Croix und S. Jan durch den Augenschein bekant, und hielt sich auf diesen Inseln einige Zeit auf. Desgleichen kamen die auf denselben wohnenden Missionsarbeiter zuweilen auf kurze Zeit nach S. Thomas, theils um mündliche Berichte von ihrem Arbeitsplan abzustatten, und Anweisung von der Conferenz zu erhalten, theils um sich in der Gesellschaft ihrer Brüder zu erquicken; da dann unterdessen ihr Posten von einem andern Bruder aus S. Thomas bedient wurde.

Diejenigen Brüder auf S. Thomas, welche durch die Betreibung ihrer Professionen das Durchkommen der Missionsarbeiter beförderten, waren von der eigentlichen Missionsarbeit keinesweges ausgeschlossen, wenn sie die nöthigen Gaben dazu hatten. Da bey der Mission auffer den kirchlichen Handlungen, als Predigen, Taufen, Abendmahl halten u. noch viele andere innere Geschäfte vorkommen; so können dieselben sehr wohl unter mehrere vertheilt werden. Es sind daher alle und jede bey der Mission angestellt

Brü

Brüder als Gehülffen der Missionarien anzusehen. Unter sich formirten alle hier befindliche weisse Brüder und Schwestern eine Hausgemeinde; sie hatten ihren Privatgottesdienst, Morgen- und Abendsegen, und eine Versammlung zur Liturgie des Mittags. Den öffentlichen Gottesdienst hatten sie mit den Negern gemein.

Man kan von den Arbeiten eines Missionarius nicht nach dem urtheilen, was etwa ein Prediger einer wohl eingerichteten Gemeinde zu thun hat. Der grosse Unterschied läßt sich schon daraus überhaupt einsehen, daß bey der Mission ein rohes unwissendes Volk erst zur Erkenntniß Jesu Christi und seiner Lehre gebracht werden muß. Der um seine Errettung verzehrende Heide will Unterricht und Trost von seinem Lehrer haben; und da er am Tage keine Zeit hat, denselben zu besuchen, so wendet er die Nacht dazu an. Seine geistliche Bedürfnis ist sehr dringend. Ist er krank und gebrechlich, so verlangt er von seinem Lehrer besucht zu werden, wenn er gleich Stunden weit von ihm entfernet wohnt. In allerley andern Angelegenheiten begehren sowol Getaufte als Lehrlinge den Rath ihres Lehrers; sie bringen sich bey ihm wegen der Taufe und des Abendmahls ins Andenken, und legen ihm den Zustand ihres Herzens dar. Man stelle sich vor, daß dieses von etlichen hunderten und tausenden geschieht: so wird man einigermaßen den weitläufigen Umfang der beschwerlichen Arbeiten eines Missionarius einsehen können.

Unter den besondern Geschäften bey der Mission muß ich das Uebersetzen der heiligen Schrift und der zum Gottesdienst nöthigen Lieder anführen. In dem

Zeitraum, dessen Geschichte hier vorgetragen wird, ist in dem Theil viel geschehen. Johann Böhner, der in der langen Zeit seines Dienstes bey der Mission eine grosse Fertigkeit in der creolischen Sprache erlangt hatte, machte sich durch die Uebersetzung vieler Kirchenlieder und Abschnitte der heiligen Schrift, insonderheit der aus den vier Evangelien in eine zusammenhängende Erzählung gebrachten Geschichte Jesu Christi um die Negergemeine sehr verdient. Mit der letzten Arbeit wurde er im August 1761. fertig. Sie dient hauptsächlich zum öffentlichen Vorlesen in der Gemeinde; und es wurden nicht nur gewöhnlich an den Gemeintagen, sondern auch bisweilen an andern Sonntagen, ganze Capitel aus der Bibel creolisch vorgelesen. Dieses war der Gemeinde sehr angenehm und nützlich. Sie wurde dadurch mit dem Buch selbst bekant, welches der Grund und die Regel des christlichen Glaubens ist. Böhner hatte bey der Uebersetzung mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen, die theils in der Armuth der creolischen Sprache, theils in den Begriffen der Neger liegen. Diese haben z. B. keinen Begriff von der Natur und Farbe des Schnees; er mußte also, wenn er ihnen verständlich seyn wolte, in der Stelle Jes. I, 18. das Wort schneeweiß durch ein anderes übersetzen, das eben den Begriff gab: Eure Sünden — sollen — wie ein weisses Tuch werden. Dabey will ich nur noch anmerken, daß das erste creolische Büchlein im Jahr 1761. gedruckt wurde. Es enthielt die Kirchenlitaney, die Agende bey der Taufe und Abendmahl, und einige Kirchenlieder. Zum erstenmal wurde darauf die Litaney am Gemeintag den 8ten November d. ebe

ebengenannten Jahres, von der versamleten Gemeine gebetet.

Die Landbesuche gehören mit zu den zwar beschwerlichen, aber nöthigen Geschäften der Missionarien. Da der Alten, Kranken und Gebrechlichen unter den Negern immer viel sind, die weder die gottesdienstlichen Versammlungen, noch die Lehrer besuchen können; so erfordert es die Liebe und die Amtspflicht der Missionsarbeiter, diese mitleidenswürdige Personen, die zu ihrer Pflege gehören, nicht ohne Zuspruch und Trost aus Gottes Wort zu lassen. Dergleichen Besuche, dazu bald mehrere, bald wenigere Tage nöthig sind, wurden in den fünf Jahren dieses Zeitraums viele, von den Brüdern Georg Weber, Philip Wurster, Johann Böhner, David Heckewälde und Martin Mack, in allen Gegenden der Inseln und auf vielen Plantagen gemacht. Auch die weissen Arbeiterinnen entzogen sich nicht, die entfernten Kranken und Gebrechlichen ihres Geschlechts von Zeit zu Zeit zu besuchen. Gemeinlich wurde man in den Hütten dieser armen Leute durch den Augenschein überzeugt, daß durch den Glauben an den Herrn Jesum in einem von allen Arten des Elendes entkräfteten Körper ein vergnügtes Herz wohnen könne.

Die Hülfe und Unterstützung, welche den weissen Arbeitern bey der Weitläufigkeit ihres Plans von den Rationalhelfern geleistet wurde, war nothwendig und von großem Nutzen. Die Helfergesellschaft war in diesem Zeitraum klein, und bestand aus neun Helfern und eben so viel Helferinnen. Die meisten derselben waren schon lange bey ihrem Amte mit Treue geschäftig gewesen; aber nunmehr durch hohes Alter, durch

Krankheiten oder durch ihren Slavendienst fast auffer
 Stand, ihren Beruf bey der Mission zu befolgen.
 Ich will hier das merkwürdigste aus dem umständ-
 lichen Bericht, welchen der Bruder Georg Weber
 im Jahr 1760. von den Helfern abgestattet hat, für
 zusammenziehen. Cornelius, der Mauermeister au-
 der Königsplantage, war damals der jüngste unter
 den Helfern, aber der begabteste, und der einige, der
 zum öffentlichen Vortrag des Evangeliums gebraucht
 werden konnte, und hatte die Liebe und Hochachtung
 seines ganzen Volkes. Seine Frau Barbara war
 eine treue Gehülfin bey den Negerinnen. Jonathan
 auf Muskitebay, und seine Frau Antonette, war
 ein Beyspiel von der mächtigen Wirkung der evan-
 gelischen Gnade auf das Herz der bösesten Menschen,
 dergleichen sie vor der Bekehrung waren. Er hatte
 zwar keine Gabe zu lehren, aber ein vorzügliches
 Geschick zu ermahnen und schädlichen Dingen vorzu-
 beugen; welches seinen Umgang für Gute und Böse
 sehr nützlich machte. Unter seinem Volke wurde er
 wegen seiner liebreichen und wohlthätigen Gesinnung
 als ein Vater angesehen. Neuankommende Bussaleu-
 suchte er sorgfältig in die Gesellschaft erweckter Neger
 zu bringen. Die Nachrichten, die er von dem Volke
 finden der seiner Aufsicht empfohlenen gläubigen Neger
 gab, waren immer gründlich und zuverlässig. Er
 war er sehr alt, und seine Frau, eine treue Helferin
 war lahm.

Johann Friedrich, von Lerchs Plantage, wo
 mit seiner Frau, die aber nicht zur Helfergesellschaft
 gehörte, zwar frey, aber schon siebenzig Jahr alt un-
 gebrechlich. Er war ein Arzt, und verrichtete viel

mere und äussere Curen an Schwarzen und Blanken glücklich. Bey dieser Beschäftigung war er auf die Wirkung der göttlichen Gnade an den Personen, mit denen sein Beruf ihn bekant machte, sehr aufmerksam, und machte guten Gebrauch davon.

Heinrich, von Beverhouts, ein Schiffszimmermann, hatte sich ehemals, durch den fleißigen Besuch der Kranken und der von den Misionsplätzen entfernt wohnenden, als einen nützlichen Helfer bewiesen. Tzt hinderte ihn sowol sein Bombaamt, als sein hohes Alter, in seiner ehemaligen geschäftigen Hülfe bey der Mission.

Albert, von Bordeaux, ein Mann von fünfzig Jahren, hatte eine Gabe zu lehren, und war unter seinem Volke wegen seiner treuen und väterlichen Gesinnung in besonderem Ansehen. Weil er schlecht zu Füsse war, und vier Stunden weit von Neuherrenstadt wohnte; so konnte er, zumalen auch sein Dienst als Zuckerkoch ihm wenig Zeit übrig ließ, nur selten den weissen Arbeitern kommen, und ihnen von den Seelen am Bestende Nachricht geben.

Anton, von Jan Bannet, war wegen seiner Sprachbarkeit, Treue und guten Verstandes auf der Plantage so gebunden, daß er seine Helfergabe nicht anwenden konnte, wie es die Misionsarbeiter wünschten. Er säete aber doch den Samen des göttlichen Wortes mit Segen in den Reden aus, die er bey Begräbnissen an das Volk hielt. Die Alten und Krüppel, deren in seiner Gegend viele waren, hatten ihm einen fleißigen Besucher und Versorger.

Amos, von Frau Magens auf der Nordseite, Küfer und Fischer, nahm sich seines Volks treulich an, und hatte die Gabe, den Character und die Ges

sinnungen anderer leicht zu kennen. Tzt war er Alter wegen so gut als frey.

Seth, von Thomas Malleville, Bomba, Rum brenner und Wirthschaftsauffseher, war zwar noch neu, aber der einige Helfer in seiner Gegend, durch den die weissen Arbeiter zuverlässige Nachricht von den dortigen Seelen erhielten.

Gabriel, von Frau Segret, bewies sich in der That als einen nützlichen Helfer, ob er gleich eigentlich zu dieser Gesellschaft nicht gehörte, und wurde von seinem Volke geliebt und geehrt.

Unter den Helferinnen, die sich des weiblichen Geschlechts annahmen, war die Benigna, die Mutter des Helfers Cornelius, eine sehr zuverlässige und treue Arbeiterin der Witwen. Ihre Kenntniß und Utheile von den zu ihrer Pflege gehörigen Personen waren gründlich. Ungeachtet ihres hohen Alters und grosser Schwachheit, wendete sie doch noch ihre übrigen Kräfte zum besten der Schwestern an.

Johanna, die Witwe des Mingo Gesu, eine Freynegerin im Dorfe, ließ sich überhaupt das Wohl ihres Geschlechts, bey einem ebenfalls hohen Alter sehr am Herzen liegen, und betrübte sich über vorkommende Untreuen und Abweichungen herzlich. Insofern aber hatte sie ein mitleidiges Herz gegen Hülfsbedürftige, deren im Dorfe eine grosse Anzahl waren, die ihre mütterliche Hülfe reichlich erfuhren.

Magdalena, eine Witwe, die auch eine Freynegerin war, bewies eine besondere Treue durch fleißiges Besuchen ihrer alten und kranken Schwestern.

Die Maria, welche ihre Freyheit erkaufte, wohnte nahe bey dem Hause der Brüder im Dorfe sich an

geba

gebaut hatte, war an einen spanischen Mulatten catholischer Religion verheirathet, der ihr aber nichts in den Weg legte, und selbst ein Freund der Brüder war. Eine geschäftige Martha, die viel Geschick und Willigkeit hatte, und sich der Negerinnen im Dorfe freundlich annahm.

Anna Sophia, von Madame Suhm, hatte von ihrem Manne, einem mißrathenen Getauften, viel auszustehen, wohnte weit von Neuherrnhut weg, war alt, aber unter den Negerinnen vieler Plantagen ihrer Gegend als eine treue Helferin legitimirt.

Die Susanna, von Lucas de Wint, eine achtzigjährige Witwe, war noch eine muntere Helferin und gute Ermahnerin, die bey Tag und Nacht ihre Schwestern besuchte.

Rosina, von Malleville, bewies sich auf der Nordseite geschäftig unter ihrem Geschlecht. Ihr Mann, der zwar gläubig, aber kein Helfer war, begleitete sie jedesmal hin und her, wenn sie zur Helferconferenz nach Neuherrnhut ging.

Die Helfergesellschaft kam gewöhnlich jeden Sonnabend mit den Misionsarbeitern auf Neuherrnhut zusammen. Jedesmal wurde ihr von denen, die zur Laufe oder zum Abendmahl in Vorschlag waren, Nachricht gegeben, um entweder ihre Einwendungen oder ihren Beyfall zu vernehmen. Man empfahl ihnen vorzüglich die verirrtten und die von den Misionsplätzen weit entfernten Personen. Je brauchbarer ein Helfer oder Helferin zu den Geschäften auf der Plantage ihrer Herrschaft waren, desto gebundener waren sie. Zur Zeit der Zuckerernte konnte die Helferconferenz fast gar nicht gehalten werden, und

ausserdem fiel sie wegen Krankheiten der Helfer oder des Regenwetters zuweilen aus. Das hohe Alter der meisten aus dieser Gesellschaft machte es nothwendig, sie durch jüngere zu vermehren. Zwey Brüder Joachim und Abraham, und zwey Schwestern Prisca und Bilha wurden im December 1762. zu derselben hinzugethan. Hingegen mußte Petrus im May desselben Jahrs, seiner schlechten Aufführung wegen, aus der Gesellschaft der Diener entlassen werden.

Neuherrnhut und Krumbay waren unter den Missionsplätzen die wichtigsten und zuverlässigsten. Letzterer wurde, zu grosser Freude der Neger auf der Nordseite, und dem Westende, im Januar 1760. mit dem Missionarius Johann Georg Hantsch wieder besetzt. Allein er konnte seine gesegnete Arbeit daselbst nur bis in den Anfang des folgenden Jahres fortsetzen. Denn nach dem Absterben des Missionarius Johann Christoph Höpfners auf S. Croix wurde er zu dessen Nachfolger berufen. Seinen bisherigen Posten, der so gleich nicht wieder besetzt werden konnte, bedienten eine Zeitlang die neuherrnhutischen Arbeiter, sonderlich der Bruder Böhner.

Im Dorfe wurde in dem Missionshause wöchentlich eine Versammlung für die Kinder gehalten, deren Anzahl über funfzig war, und nach und nach so anwuchs, daß sie schon im Jahr 1761. das Haus nicht mehr fassen konnte. Sie wurden im Jahr 1758. ordentlich eingerichtet, und nachdem sie eine Zeitlang eingestellt gewesen, durch den Bruder Heckedorf 1760. wieder fortgesetzt. Dergleichen Versammlungen für die Kinder wurden auch auf Muskitebay, und auf
Subms

Suhms und Gerdes Plantage gehalten; die zahlreichsten aber auf Neuherrnhut.

Auf Suhms Plantage wurde gewöhnlich alle vierzehn Tage gepredigt. Das Gebäude, welches die dortigen Neger dazu errichtet hatten, brante im Jahr 1760. mit einigen Negerhütten ab; wurde aber durch ihren Fleiß bald wieder hergestellt. Allein ihr Eifer ließ nach, und sie verloren den Hunger nach Gottes Wort; daher die Brüder im Jahr 1762. für gut fanden, die Predigt eine Zeitlang da einzustellen. Das hatte die gute Wirkung, daß nicht nur die Neger dieser Plantage, sondern auch ihr Meisterknecht, ein Deutscher, die Brüder angelegentlich baten, sie wieder anzunehmen.

Die carstensschen Plantagen; Muskitebay und Perl, diese ehemals sehr gesegneten Missionsplätze, mußten von den Brüdern im Jahr 1758. verlassen werden; weil die neuen Aufseher derselben, die dem Missionswerk nicht günstig waren, die Versammlungen daselbst verboten. Doch blieben die Gläubigen, deren daselbst eine beträchtliche Anzahl war, größtentheils treu, und wurden von ihren Lehrern von Zeit zu Zeit besucht. Da sie auch von Krumbay nicht weit entfernt waren, so konnten sie zuweilen die Versammlungen daselbst besuchen. In dieser Zeit des Drucks wurde ein grosser Eifer und eine besondere Gnadenregung unter ihnen bemerkt.

Die gewöhnlichen Predigten auf Neuherrnhut wurden sehr zahlreich besucht, sonderlich an den hohen Festen und den Gemeintagen, an welchen gewöhnlich eine Anzahl Erwachsener die Taufe empfangen. Da die Kirche oft nur die Hälfte der Zuhörer fassen konnte,

so wurden die Diener angewiesen, diejenigen bey der Taufhandlung in die Kirche gehen zu lassen, die vorher unter der Predigt auffer derselben gewesen waren. Ueber zweytausend Neger hatten sich an Weihnachten 1761. zur Kirche versamlet. Viele neue Leute baten, daß man ihre Namen unter die Lehrlinge aufschreiben möchte; und nur im Monat Junius des eben genannten Jahres wurden ihrer mehr als hundert gezehlt, die sich deswegen bey den Arbeitern meldeten.

Die besondere Pflege der Chöre, und ihre Lehrstunden, wurden mit Segen fortgesetzt. Mit der Abreise des Catecheten Johann Michlers, die am 20ten May 1758. erfolgte, hörte zwar der Besuch der Kinder auf den Plantagen, und der besondre Unterricht, den er ihnen ertheilt hatte, aus Mangel eines andern Catecheten auf; aber ihre gewöhnlichen Versammlungen wurden doch fortgesetzt, und auf den auswärtigen Plätzen mehrentheils von den Nationalhelfern gehalten. Zu ihrer mehrern Pflege wurde die Einrichtung getroffen, daß sie alle vier Wochen ihren eigenen Gemeintag haben sollten. Die Hälfte dieses Tages wurde gänzlich zu ihrem Besten angewendet. Der erste Lehrer hielt ihnen eine nach ihrer Fähigkeit eingerichtete Rede, und gab ihnen sodann durch Fragen Gelegenheit, ihre Begriffe von den vorgetragenen Heilswahrheiten an den Tag zu legen, und weitem Unterricht zu erhalten. In kleinen Abtheilungen wurden nachher noch die nöthigen Ermahnungen bey ihnen angebracht, und den größern Knaben und Mägdchen Gelegenheit gemacht, ihr besonderes Anliegen einzeln bey den Arbeitern und Arbeiterinnen anzubringen. Zum Schlusse des Gemeintags versammelten

ten sich die getauften Kinder, und beteten Gott auf dem Angesichte an. Es hatte diese Einrichtung bey der flüchtigen und sonst sehr versäumten Jugend ihren grossen Nutzen. Die evangelischen Wahrheiten wurden zwar als ein guter Same noch größtentheils auf Hoffnung unter sie ausgestreut; doch waren bey vielen deutliche Merckmaale der göttlichen Gnadenwirkungen wahrzunehmen. Nicht nur hatten sie ein Vergnügen, die in Liederversen enthaltenen lieblichen Wahrheiten zu lernen und zu singen; sondern sie pflegten auch untereinander und mit ihren Eltern davon zu reden, was sie in ihren Versammlungen gehört und gefühlt hatten. Daher liessen sie sich von dem Besuch derselben, an ihrem Gemeintage, durch den weiten Weg und andere Beschwerlichkeiten nicht abhalten. Die Anzahl der Kinder, welche sich dazu versamleten, war gewöhnlich zwischen zwey- und dreyhundert.

Den jungen ledigen Mannsleuten, deren etwa hundert waren, wurde, auffer ihren gewöhnlichen Versammlungen an Gemeintagen, wöchentlich eine besondere Lehrstunde im Dorfe gehalten, so wie den ledigen Weibslenten auf Neuherrnhut.

Das Witwenchor, eine Zierde der Negergemeine, darunter sehr viele alte Mütter waren, die ihr Leben unter Leiden und Gebet zubrachten, und der Zeit ihrer Auflösung sehnlich entgegen sahen, bestand aus mehr als hundert Personen, die, nur wenige ausgenommen, Communicanten waren.

Auch die Verheiratheten hatten von Zeit zu Zeit ihre eigene Lehrstunden.

Dreyhundert drey und achtzig Personen, darunter über hundert Kinder waren, erhielten in den fünf
Jah-

Jahren, von Anfang 1758. bis zu Ende des Jahres 1762. die heilige Taufe. Es ist anmerklich, daß am 6ten Januar als am Heidenfest 1760. das erste Taufend der von den Brüdern auf S. Thomas getauften Neger voll wurde. Die Anzahl der Communicanten belief sich am Ende des Jahres 1761. auf dreyhundert neun und zwanzig, davon aber gewöhnlich nur hundert und achtzig bis zweyhundert zum Abendmahl in die Kirche kamen; die übrigen wurden durch Krankheiten oder nothwendige Dienste daran verhindert. Mit hundert neun und zwanzig Personen war die Gemeine in dem igt genanten Jahre durch die Getauften und Aufgenommenen vermehrt worden; und bestand am Ende desselben aus tausend neunhundert und zwanzig Personen, ohne die Lehrlinge, derer drey- bis vierhundert waren. Hundert sechs und siebenzig Getaufte sind in den fünf Jahren gestorben.

Unter den im Jahr 1758. Verstorbenen war die Anna, welche die zufällige Veranlassung zu der Brüder Mission auf S. Thomas gewesen. Friedrich Martin hatte eine lange Geduld an ihr ausgeübt, und erst neun Jahre nach dem ersten Anfang der Mission fand er sie zur Taufe reif; worauf noch acht Jahre vergingen, ehe sie zum Genuß des Abendmahls zugelassen werden konnte. So lange währte es, ehe sie ihr Herz der göttlichen Gnade ganz öfnete, und zum völligen Gehorsam gegen ihren Erlöser willig wurde. Da ihr hohes Alter sie zur Arbeit untüchtig machte, wurde sie endlich frey gegeben. Im Jahr 1758. traf sie ein Schlagfluß, und sie lag einige Monate in einem kläglichen Zustande, wobey die Negergeschwestern, sonderlich die Helferin Benigna, viele

viele Treue und Liebe an ihr bewiesen. Sie verschied am 16ten October besagten Jahres, nachdem sie den Heiland und die Brüder unter milden Thränen um Vergebung aller ihrer Unarten und Vergehungen gebeten hatte. Ihre Leiche wurde auf dem Begräbnißplatz der weissen Arbeiter unter einem sehr zahlreichen Gefolge beerdigt.

Sechs Tage nachher, am 22ten October, ließ Gott auch den treuen Gehülften bey der Mission, den Domingo Gesu, den man nur Mingo nante, in seine ewige Ruhe eingehen. Er ist schon seit dem Jahre 1736. in der Missionsgeschichte bekant, und seit 1738. ein würdiges Glied der Gemeinde gewesen. Er hatte einen aufgeklärten Verstand, und zu allerley Geschäften eine vorzügliche Geschicklichkeit. Durch seine Verdienste um seine Herrschaft hatte er sich schon lange den Weg zur Freyheit gebahnt; die er jedoch aus guten Gründen nicht annahm. Aber Weiße und Schwarze konten ihm, seines Slavenstandes ungeachtet, ihre Achtung nicht versagen. Es war sein angelegentliches Bestreben, die ihm wiederfahrne Gnade und das göttliche Licht, das ihn durch die Erkenntniß Jesu Christi erleuchtet hatte, zum Besten seines Volks anzuwenden, und andere eben so glücklich zu machen, als er es selbst war. Zu dem Ende legte er viele öffentliche Zeugnisse von der allgemeinen Gnade Gottes in Jesu Christo ab, die auf klare Aussprüche der heiligen Schrift und seine eigne Erfahrung gegründet, und mit brennender Begierde nach dem Heil seiner Zuhörer begleitet waren. Die Missionsarbeiter hatten an ihm seit etlich zwanzig Jahren einen Gehülften, dessen Willigkeit und Treue alle Proben aushielt. Er
ließ

ließ sich den geistlichen Wohlstand der Negergemeine besonders am Herzen liegen, und mit weiser Vorsicht, anhaltender Arbeit, Standhaftigkeit und Geduld trachtete er denselben zu befördern. Aber mit allgemeiner Liebe umfaßte er auch alle Arten von Menschen, und seine Wohlthätigkeit erstreckte sich über die Hilfsbedürftigen, ohne Unterschied der Farbe oder Religion. Da er sich auf vielfältige Weise um eine große Anzahl Menschen verdient gemacht, und sich ihre Liebe und Zuneigung erworben hatte; so erregte der Anschein seines bevorstehenden Verlustes ihre heftigsten Wünsche um die Verlängerung eines so nützlichen Lebens. Etliche hundert Personen, schwarze und weiße, drängten sich zu dem Bette des Sterbenden, um noch von seinen letzten Augenblicken einen Nutzen für das Herz zu haben, und ihn zu segnen. Er war dabei, und bis zu seinem Ende, sehr vergnügt; nahm auf eine liebevolle Weise von jedem Abschied, und entschlief unter dem Gebet und Segen der Brüder Weber und Krenser. Die Leiche dieses gesegneten Dieners Jesu Christi wurde unter einer Begleitung von anderthalbtausend Menschen, Blanken und Negern, aus dem Dorfe nach der Bruderkirche auf Neuherrnhut getragen, und im offenen Sarge daselbst unter der Leichenrede des ersten Missionarius Georg Webers aufgestellt; und sodann auf dem Gottesacker der weißen Brüder unter der gewöhnlichen Liturgie beerdigt. Viele tausend Thränen, die während dieser Handlungen flossen, bezeugten deutlich, wie sehr man den Seligen geliebt hatte, und wie schmerzlich man seinen Verlust empfand.

Die alte Helferin Bilha, die im Jahr 1740. von Friedrich Martin getauft, und 1744. in die
Hel.

Helfergesellschaft aufgenommen worden, entschlief auf Jesu Verdienst getrost und freudig, ebenfalls im Jahr 1758. Mit einem gesezten und ernsthaften Gemüth hatte sie ihrem Geschlecht sechzehn Jahr lang gedient, und den Wachsthum im Glauben und in der Liebe bey den Schwestern treulich zu befördern gesucht.

Im Jahr 1759. verlor die Mission auf eine sehr traurige Weise den alten gesegneten Helfer Abraham. Er wohnte seit neun Jahren auf Krumbay, wo er nicht nur die Aufsicht über die Neger dieser kleinen Plantage, sondern auch den Auftrag hatte, den Negern in dieser Gegend mit dem Zeugniß von dem Heil in Jesu Christo, mit Trost und Ermahnung zu dienen. Als er im Junius einem seiner untergebenen Neger, Namens Josua, die gesuchte Erlaubniß, ein Bündel Brennholz nach dem Dorfe zum Verkauf zu tragen, unter der Bedingung ertheilte, daß er erst Futter für die Pferde holen sollte, wolte dieser, ohne die Bedingung zu erfüllen, sein Holz zu Markte bringen. Diesen Ungehorsam zu ahnden, trat ihm Abraham in den Weg, stieß ihm das Bündel Holz vom Kopfe, und bestand darauf, daß er gehorsam seyn müßte. Doch Josua kehrte sich daran nicht, und versuchte auf einem andern Wege nach dem Dorfe zu kommen, worüber Abraham sich so erzürnte, daß er ihn mit Schlägen zu seiner Pflicht zwingen wolte. Allein dieser grif voller Wuth nach seinem Messer, warf den Abraham zu Boden, versetzte ihm verschiedene Stiche, und entfernte sich. Abraham wurde zwar bald verwunden, und zu besserer Verpflegung nach dem Dorfe getragen; aber die Beschaffenheit seiner Wunden ließ wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen übrig. Die
Gläu-

Gläubigen seines Volks eilten zahlreich diesem ihrem geehrten Lehrer in seinen schmerzlichen Umständen zur Hülfe und Wartung herbey; und er bediente sich seiner wenigen noch übrigen Kräfte, ihnen zu bezeugen, daß er auf die Lehre, die er ihnen so oft vortragen habe, igt bereit sey, mit Freudigkeit aus dieser Zeit zu scheiden. Er ermahnte sie angelegentlich, bey derselben zu bleiben, und ihre Gnadenzeit nicht zu versäumen. Zudem er mit zwey Brüdern, welche die Nacht bey ihm wachten, von seinem Vertrauen auf den Heiland und dessen Verdienst redete, gab er seinen muntern Geist auf, am 10ten Junius 1759. Seine Leiche wurde an eben diesem Tage auf Neuherrnhut neben der Leiche des seligen Ningo unter einer zahlreichen Begleitung von Blanken und Negern, und unter vielen Thränen beerdigt. Die Negergemeine verlor an ihm einen ihrer begabtesten Lehrer, und die Missionsarbeiter ihren zuverlässigsten Gehülfen. Seit mehr als zwanzig Jahren hatte er an der Ausbreitung der Erkenntniß Jesu Christi unter mancherley Leiden und Druck mit unleugbarem Segen gearbeitet. Seine öffentlichen Zeugnisse waren voll Kraft und Salbung, und hatten auf die Zuhörer die Wirkung, daß sie entweder ihm von Herzen beyfielen, oder doch seinem Vortrag ihre Bewunderung nicht versagen konnten. In allen seinen Handlungen zeigte er viel Feuer, wodurch er sich aber oft zu weit verleiten ließ. Selbst in den Ermahnungen an seine Brüder wurde er ihnen dadurch oft lästig, und war um deswillen von vielen weniger geliebt, als geehrt. Oft hatten ihn die Missionsarbeiter zu mehrerer Mäßigung ermahnt; allein ob er gleich seinen Fehler erkante,

so

so wurde er doch von denselben von Zeit zu Zeit überrascht: welches auch der Fall bey der Begebenheit war, die ihm den Tod brachte.

Nachdem der Thäter einige Tage voll Verzweiflung im Busch herum geirret hatte; lieferte er sich bußfertig in die Hände des Richters, bekante seine Sünde aufrichtig, und empfing von der Hand des Scharfrichters seine Strafe. Voll Vertrauen auf die Barmherzigkeit des Heilandes, auf dessen Namen er getauft war, unterwarf er sich dem Todesurtheil, und bewies bey dessen Vollstreckung grosse Standhaftigkeit.

Am 4ten April 1761. endigte die alte treue Helferin Benigna, die Mutter des Helfers Cornelius, ihren Lauf durch diese Zeit. Schon seit dem Jahr 1741. da sie zum Genuß des Abendmahls gelangte, hat sie, nach der ihr wiederfahrenen Gnade, ihrem Geschlechte, sonderlich den Witwen, deren Pflege ihr aufgetragen war, gedient. Seit mehr als dreyßig Jahren lebte sie im Witwenstand, welches unter dem Negervolk was seltenes ist.

Im Jahr 1762. am 7ten November verschied auch die Susanna, die seit dem Jahr 1749. unter den Helferinnen war. Die Brüder pflegten diese exemplarische Witwe die Tempelhanna zu nennen, weil sie Tag und Nacht für ihr Volk zu Gott betete.

Von der Freynegerin Eunica, die am 20ten December 1762. selig entschlief, will ich nur anmerken, daß sie ein besonderes Vergnügen darinn fand, armen Kranken Liebesdienste zu erweisen. Als sie ihr herannahendes Ende bemerkte, ließ sie ihre Freunde und Bekante zu ihrem Sterbebette versamen, und ver-

N u n

mahn

mahnte sie mit den Worten: „Ich bitte euch, bleibet beym Heilande, und haltet euch vest an ihn. Mit Freudigkeit meines Herzens kan ich euch sagen, daß er mir Gnade erzeigt hat. Daran halte ich mich. Ich kenne meinen Herrn und Gott, und freue mich, bald bey ihm daheim zu seyn.“

Unter den übrigen in diesem Zeitraum entschlafenen kommen viele sehr merkwürdige Beyspiele von Geduld und Standhaftigkeit in lang anhaltenden Leiden, von Heiterkeit des Gemüths, besonderer Gegenwartigkeit des Geistes, sehnlichem Verlangen nach der Auflösung, und freudiger Gewißheit des ewigen Lebens vor; die ich aber zu Vermeidung grösserer Weitläufigkeit übergehe. Aus eben der Ursache will ich auch von den Aeußerungen der erwachsenen Täuflinge vor und nach der Taufe; wie wichtig ihnen diese Wohlthat war, wie unwürdig sie sich derselben hielten, und wie sie sich dabey zu gänzlicher Ergebenheit an den Heiland, und zum Gehorsam seiner Gebote entschlossen; desgleichen von den Erklärungen der Communicanten gegen die Arbeiter, in den vor jedem Abendmahl gewöhnlichen Privatunterredungen; von ihrer Versöhnlichkeit und dem Halten über Frieden und Einigkeit unter einander; von ihrer Geduld in harten Umständen; von ihrer Treue gegen ihre Herrschaften u. d. g. keine Beyspiele anführen: sondern nur überhaupt sagen, daß die Berichte der Arbeiter eine grosse Anzahl von dergleichen überzeugenden und rührenden Beweisen des innern Gnadenganges der Missionsgemeine enthalten.

Aus den Briefen, welche im Jahr 1762. von einigen Personen aus der Helfergesellschaft an den Bruder

Nathanael Seidel nach Bethlehem geschrieben worden, kan ihre damalige Einsicht und Herzensstellung, ihr Glaube an den Versöhnungstod Jesu, ihre Liebe zu ihm, die gründliche Erkenntniß ihres Verderbens, und ihr Verlangen, dem zu Ehren zu leben, der aus Liebe für sie sein Blut vergossen, auß deutlichste ersehen werden. Ich will einige derselben hier einrücken.

Mein lieber Baas Nathanael. Ach was für eine Liebe fühlt mein Herz, wenn ich daran denke, was für eine grosse Liebe der Heiland uns erzeigt hat! das macht, daß ich in Thränen vor ihm zerfließe, und das ist die einzige Sache, die ich in meinem Herzen habe. Ich sehe, daß unser Gott und Heiland unsere Gemeine Tag vor Tag vermehrt. Wir können ihm nicht genug dafür danken. Wenn wir in unserer Helferconferenz beysammen sind; so werden wir inne, daß der Heiland unter uns ist. — Ich fühle seine Gnade; und ob ich ihrer gleich unwürdig bin, so bin ich doch getrost. &c.

Jonathan.

Meine Augen sind immer naß, weil ich mein Elend und die grosse Liebe des Heilands erkenne. Ich wünsche, daß es mir so seyn möge, bis ich zu meinem Heilande heimgehe. Er hat mich mit seinem theuren Blut erkaufte. Bey ihm will ich bleiben. Er hilft mir so gern.

Johanna Mingo.

Ich habe wol nichts, als was ich von unserm lieben Herrn und Gott aus Gnaden empfangen habe. Er hat mich aus Gnad und Liebe erworben; darum will ich bey ihm bleiben. Ich lerne ihn immer besser kennen, und mein Herz lebt in seinen blutigen Wunden. So lebe, ich vergnügt, und will

N u n 2

ihn

ihn mein Lebenslang nicht mehr verlassen. Er helfe mir!
 Maria.

Mein lieber Baas! Der Heiland gebe dir viel Gesundheit und Kraft, daß sein Werk, das er dir zu thun gegeben hat, und das du auch unter uns gethan hast, immer weiter gehe. Das Wort, das du uns gesagt hast, das wirkt noch fort, und unsre Gemeine wird von Zeit zu Zeit vermehrt. Ich bin wol sehr schlecht; aber ich fühle doch den Heiland in meinem Herzen, und will bey ihm bleiben. *ic.* Benigna.

Der liebe Heiland hat sich meinem Herzen so fühlen lassen, daß es in Liebe nach ihm brennt. Ich kan nicht verhindern, daß meine Augen darüber von Thränen fließen. Ich muß mich nur wundern, daß ich schon so lange in der Lehre von dem Tode und Leiden unsers Gottes und Heilandes bin, und ihn noch nicht besser kennen gelernt habe. Darüber weine ich. Aber ich will auch von nichts anderm mehr wissen, als von meinem Jesu. Er hilft mir aus dem Tode. Sein Schmerzenslohn will ich bleiben, bis ich zu ihm gehe. Weiter nichts. Erdmuth.

Ich bin sehr arm und elend, und habe erkant, daß kein anderer Rath oder Hülfe für mich in der ganzen Welt ist, als in den blutigen Wunden meines Gottes und Heilandes. Ich bin sein, und er ist mein. Was mir fehlt, das hat er mir erworben. Mein Herr lebet, und ich bleibe seine arme Sünderin, die aber nicht mehr in der Sünde lebet. Rebecca.

So weit diese Briefe. Ich kan hier auch nicht mit Stillschweigen übergehen, daß einmal im Jahr 1759. und dann wieder im Jahr 1762. eine besondere Regung unter den Negern angemerkt worden. Nicht
 nur

nur wachten viele Heiden aus ihrer bisherigen Gleichgültigkeit gegen das Heil ihrer Seele auf, und wurden um die Theilhaftigkeit an der göttlichen Gnade in Jesu Christo verlegen; sondern es wurden auch selbst die Getauften zu neuem Eifer erweckt, der empfangenen Gnade so zu gebrauchen, daß sie immer mehrerer gewürdigt werden möchten. Auch fanden sich in dem letzten Jahre viele Gefallene bußfertig wieder ein, und verlangten, unter Vergießung vieler Thränen, wieder in den Gnadenstand gesetzt zu werden, aus welchem sie gefallen waren.

Durch das Gewahrwerden dieser offenbaren Beweise der göttlichen Gnadenwirkungen wurde der Muth der Misionsarbeiter von Zeit zu Zeit wieder aufgerichtet, wenn er durch anhaltende Beschwerlichkeiten ihres Dienstes niedergedrückt war. Ja oft nahm die Freude über den Segen, den Gott auf ihre Bemühungen legte, ihre Herzen so ein, daß sie aller Schwierigkeiten vergaßen, und Gott dankten, daß sie würdig geachtet wurden, in seinem Weinberg zu arbeiten; und daher ihre Kräfte mit willigem und freudigem Herzen dabey aufopferten.

Was ihnen ihren Dienst oft schwer machte, kam nicht von äussern Leiden oder Hindernungen her; denn dergleichen kamen igt in Absicht der Misionsarbeiter fast gar nicht vor. Wenn aber hie und da ein unverständiger Plantagenaufseher sich gegen seine christlichen Neger darum hart bewies, weil sie Christen waren, und die Versammlung besuchten; und noch mehr, wenn Abweichungen von der Lehre Jesu und einem derselben würdigen Wandel unter den getauften Negern selbst hie und da vorkamen: so würde dadurch den

Missionsarbeitern die Freude, die sie ins ganze über die Negergemeine hatten, zum Theil verbittert. Das Verwecheln der Ehegatten ist unter den heidnischen Negern so gewöhnlich, daß es manchem noch anhängt, wenn er auch schon getauft ist. So wurde eine getaufte Negerin, die einen sehr christlichen Wandel führte, aber von harter Behandlung und Schlägen kranklich und meist lahm war, dadurch, daß ihr ebenfalls getaufter, aber untreuer Mann sie verließ, in die größte Dürftigkeit versetzt. Ein anderer Neger, der bald nach seiner Taufe zu seinem vorigen bösen Wandel umgekehrt, und gegen alle Erinnerungen seiner Lehrer unempfindlich war, ließ sich gar durch den Zorn über seine Frau, die aber nicht zur Negergemeine gehörte, so weit verleiten, daß er selbige mit seinem Hackmesser ermordete, und sich darauf in der Verzweiflung selbst erhing.

Einige Lehrlinge und Taufcandidaten ließen sich durch die Reizungen des starken Getränkes zu dessen unmäßigem Genuß verleiten, und verloren darüber das Herz, wieder zu den Missionsarbeitern zu kommen. Eine alte Negerin mußte vom Abendmahl ausgeschlossen werden, weil sie in den Ruf kam, daß sie Zauberey treibe. Als die Schwester Verona Böhnerin sie auf ihrer Plantage besuchte, und um diese Sache befragte, gestand sie, daß sie zwar verschiedene zur Zauberey dienliche Werkzeuge aus der Verlassenschaft eines ihrer Verwandten besäße, aber keinen Gebrauch davon machte. Um von diesem letztern Puncte versichert zu seyn, ließ sich die Böhnerin die albernsten Zauberinstrumente, die in einigen mit Bändern geschmückten Kalbaschen, Vogelfedern, Seemuschelein und

und dergleichen bestanden, ausliefern, und vernichtete sie.

Auch in diesem Zeitraum ließ die Obrigkeit der Mission nicht nur den gesetzmäßigen Schutz angedeihen; sondern gab derselben auch abermalige Beweise ihrer Gewogenheit. Als im September des Jahrs 1762. das Verbot erneuret wurde, daß sich kein Neger nach acht Uhr auf der Strasse in Tappus sollte sehen lassen; kamen diejenigen Neger, welche in der Missionskirche zum Abendmahl zu gehen pflegten, und deren Weg durchs Dorf ging, darüber in Verlegenheit. Denn entweder konnten sie nicht zum Abendmahl gehen, oder mußten gewärtig seyn, daß man sie beym nach Hause gehen gefänglich einzöge, und aufs Fort setzte. Die Versammlungen konnten erst um fünf Uhr Abends anfangen; und das Abendmahl, welches immer das letzte war, nicht eher, als um zehn Uhr, gehalten werden. Die Missionsarbeiter wendeten sich deswegen an den Herrn Commendanten Völkenhauer, der im Jahr 1758. an Herrn Suhms Stelle kam, und an den Capitain des Forts; welche ihrer und der Neger Verlegenheit dadurch ein Ende machten, daß sie am Abendmahlstage keine Wache halten ließen.

Der würdige Herr Obristlieutenant Suhm, der sich beständig als ein wahrer Freund der Brüder und Beförderer ihrer Missionsarbeit bewiesen hatte, ging am 12ten September 1759. in die selige Ewigkeit, wohin ihn die Segenswünsche sowol der Missionsarbeiter, als der gläubigen Neger begleiteten. Der Herr Commendant Völkenhauer trat in die Fußstapfen seines Vorfahren, und die Brüder hatten seiner Gewogenheit sehr vieles zu danken. Er wurde im

October 1760. Gouverneur der dänischen Besitzungen in Guinea, und bezeigte ein Verlangen, einige Brüder mit sich dahin zu nehmen. Wenn der Herr Generalgouverneur von Pröß nach S. Thomas kam, so hatten die Misionsarbeiter gewöhnlich das Vergnügen, mit seinem Besuche beehrt zu werden, und mündliche Versicherung seiner Zuneigung zu erhalten.





Zweyter Abschnitt.

Geschichte der Mission auf S. Thomas vom Anfang des Jahres 1763. bis Ende 1765.

Der Bruder Martin Mack führte diese drey Jahre hindurch die Aufsicht über die Mission auf den drey Eilanden mit Segen fort. Ausser seinen Geschäften in S. Thomas that er verschiedene Besuche in S. Croix und S. Jan; auch im Jahr 1764. einen in Antigo; um, nach erfolgtem Ableben des dortigen ersten Missionarius Samuel Isles, den Zustand der Mission daselbst nachzusehen. Er kam am 3ten September besagten Jahres nach S. Thomas zurück, und brachte die Witwe Isles, nebst ihrem Kinde, mit sich dahin.

Unter den übrigen Arbeitern an der Mission gingen in diesem Zeitraum verschiedene Veränderungen vor. Nach Bethlehem reiseten im Junii 1763. der Bruder Georg Partsch und seine Frau, die auf ihr Verlangen abgerufen worden, nebst den zwey Witwen Hecke- wälderin und Höpfnerin; desgleichen im May 1765. die Brüder Friedemann und Bennet ab. Hingegen kamen von daher am 8ten October 1763. der Bruder Matthäus Kremser und dessen Frau zurück, und brachten die Witwe Salome Wesain mit, welche bald darauf mit dem Bruder Keiter zur Ehe verbunden wurde. Aus Europa bekam die Mission in

dieser Zeit fünf neue Gehülffen, nemlich am 5ten Januar 1764. die Brüder Jeppe Bröndum und Andreas Brandt, welche in der gefährlichsten Jahreszeit ihre Reise glücklich vollendeten; und am 13ten August 1765. die Brüder Balthasar Friedreich, Jacob Remigius Göttlich und Johann Friedrich Jenner; von denselben starb aber der Bruder Bröndum schon am 28ten October 1765, so daß die Mission seinen nützlichen Dienst nur kurze Zeit genoß. Außer ihm gingen in diesen drey Jahren noch acht Personen von den weissen Missionsarbeitern in die selige Ewigkeit über; nemlich im Jahr 1764. die Schwester Kremserin am 22ten Februar, nach der Geburt eines Sohnes, welcher ihr in vier Monaten folgte; der Bruder Georg Keiter am 11ten May und die Schwester Engelhartin am 11ten November; ferner im Jahr 1765. der Bruder Johann Lorenz am 15ten Januar; die Schwester Verona Böhnerin am 5ten October; der Bruder Johann Brucker und seine Frau; er am 8ten, und sie am 26ten November; und endlich Bruder Johann Michael Engelhart am 27ten December. Diese Todesfälle zogen in der Besetzung und Bedienung der verschiedenen Posten nothwendig manche Veränderung nach sich, die ich jedoch alle hier anzuzeigen nicht für nöthig erachte.

Auch die Anzahl der Nationalhelfer, die meist alte Leute waren, wurde in diesen drey Jahren durch Sterbefälle vermindert. Die Helferin Maria Magdalena, welche von Friedrich Martin im Jahr 1738. getauft worden, wurde am 14ten Januar 1763. ihres sehnlichen Wunsches, bey Christo zu seyn, ge-

gewährt. Sie war ein lebendiges Register der merkwürdigsten Begebenheiten der Mission seit ihrem Anfange. Die Merkmale ihrer Leiden um des Evangeliums willen in den ersten bedrängten Zeiten, nahm sie mit sich ins Grab. Es war ihr Anliegen, daß recht viele von ihrem Volke durch die Erkenntniß Jesu Christi selig werden möchten, und wenn sie von einer um ihr Heil bekümmerten Person ihres Geschlechts hörte: so war ihr keine Mühe zu schwer, um sie zum Heilande, als der einzigen Ursache der Seligkeit, hinzuweisen. Ihre Leiche wurde von einer grossen Anzahl ihres Volks zur Ruhe begleitet.

Der Helfer Johann Friedrich, der von Friedrich Martin im Jahr 1749. getauft worden, verschied am 15ten Februar 1763. Er besaß einige Arzneykunde, und hatte an Blanken und Schwarzen glückliche Curen verrichtet. Bey dem Begräbniß des Helfers Jonathan am 5ten August 1765. waren über tausend Menschen, Neger und Weisse. Die Helferin Prisca, die im Jahr 1749. getauft worden, verschied an einer langen Auszehrung am 13ten December 1765.

Den Helfer Cornelius betraf im Jahr 1764. das harte Schicksal, daß er von seiner Frau getrennt wurde; indem er als Mauermeister nach S. Croix kam, sie aber, mit ihren fünf Kindern, an das Fort auf S. Thomas genommen wurde, wo sie das Brodbacken besorgen sollte. Als er sich in der Versammlung der Negergemeine zum Abschiede ihrem Gebete und Segen empfahl, gab ein allgemeines lautes Weinen die Grösse der Liebe und Achtung für diesen treuen Gehülfen am Werke Gottes deutlich zu erkennen.
Er

Er bekam im folgenden Jahre seine Frau wieder, nachdem sie ihre Freyheit erkaufte hatte.

Eben zu der Zeit sollte auch eine junge getaufte Negerin von ihrem gleichfalls getauften Manne, der einem andern Herrn als sie, zugehörte, getrennt werden. Die Fürbitte eines Missionarius half aber so viel, daß eine andere Negerin an ihre Stelle nach S. Croix geschickt wurde. Dem Meisterknecht, der ihr diese unerwartete Nachricht gab, wolte sie in der lebhaftesten Empfindung der Freude ihre Dankbarkeit fußfällig bezeigen; „Mir nicht, sagte dieser; dem Baas hast du zu danken, gehe hin und thue es.“ Sie kam, heißt es in dem Tagebuch der Mission, und wußte nicht, wie sie ihre Dankbarkeit gegen Gott und uns genugsam ausdrücken sollte.

Zu einem Begräbnißplatz gläubiger Neger wurde im May 1763. mit Genehmigung der Obrigkeit, ein Stück Land beym Dorfe erkaufte. Die gläubigen Neger trugen nicht nur zur Bezahlung dieses ihnen so wichtigen Platzes das ihrige bey, sondern übernahmen auch die Arbeit, ihn zu reinigen. Als der Platz ordentlich eingerichtet und in Quartiere getheilt war, wurde am 18ten October die Leiche der Negerin Maria als das erste Korn darauf ausgesäet. Es geschah dieses in der dritten Stunde nach Mitternacht, bey Laternen; denn alle Negerbegräbniße müssen entweder sehr spät oder sehr frühe gehalten werden.

Da auf dem Grunde von Neuherrnhut wenig brauchbares Land und fast kein Holz war, so hatten die Brüder bisher das ihren Negern zum Unterhalten nöthige Land von einem freundschaftlichen Nachbar-Herrn Sugel, miethen, und das nöthige Brenn- und

Bauholz von der Plantage des Doct. Rebhuhns, die mit der ihrigen grenzte, nehmen müssen. Da nun nach dem Absterben des Herrn Sugels seine Plantage verkauft, und von dem neuen Besitzer zur Viehweide gemacht worden; kam es den Brüdern sehr zu statten, daß ihnen Herr Doct. Rebhuhn im Jahr 1765. seine kleine Plantage unter sehr billigen Bedingungen anbot; welche sie dann käuflich übernahmen. Diese Plantage wurde von den Brüdern Bethel genant, und Krumbay bekam den Namen Niesky.

In eben dem Jahr 1765. erlitten die Misionsarbeiter einen beträchtlichen Schaden, indem das Schiff, auf welchem sie für vierhundert Thaler Landesproducte, zur Tilgung einiger Schulden, nach Copenhagen geladen hatten, in einem heftigen Sturm am zoten Julius unterging. Nur die Personen wurden gerettet, nachdem sie acht und vierzig Stunden in einem offenen Boot auf der See geschwebet hatten.

Hungersnoth war in den drey Jahren nicht; aber verschiedenemale Mangel an Regen und folglich auch an Trinkwasser. Im Jahr 1763. fiel die Mayzernte gut aus; aber im September mußte zum zweytenmal gepflanzt werden, weil die anhaltende Dürre im August die ersten Pflanzen verbrant hatte. Im folgenden Jahre kam der Regen erst nach einer siebenwöchentlichen trockenen Witterung. Hingegen verursachte der im Julius 1764. ungewöhnlich anhaltende Regen verschiedene Krankheiten. Im Jahr 1765. fing der Zucker vor Hitze und Dürre im Februar an zu brennen oder zu verdorren, und mußte daher aus Noth geerntet werden. Ein wirklich in Brand gerathenes Zuckerfeld konte durch etliche hundert Neger, die vom
Got:

Gottesdienst auf Neuherrnhut demselben zu Hülfe eilten, nicht gerettet werden. Im Junio aber hielt der Regen so lange an, als es in verschiedenen Jahren nicht geschehen, und am 8ten August war ein orcanähnlicher Sturm, der grossen Schaden that. Er stürzte auch die Missionskirche auf S. Jan um, und die auf S. Thomas, welche man mit starken Lauen an die herumstehenden Bäume befestiget hatte, wurde dadurch mit genauer Noth aufrecht erhalten.

So wenig die Neger in diesem Zeitraum durch besondere äussere Noth oder Mangel an Nahrung gedrückt wurden, so wenig wurden sie durch andere Umstände gehindert, die Versammlungen fleißig zu besuchen. Es wird am Ende des Jahres 1764. in dem Tagebuche der Mission der erwünschte Zeitpunkt ange- merkt, da izt die Neger von ihren blanken Eigenthümern mehr zum Besuch der Predigten in der Missionskirche angetrieben, als davon abgehalten wurden. Die Standhaftigkeit der Brüder in dem Vortrag der Lehre Jesu, ihr derselben würdiger Wandel, ihre lang- und mühsame Geduld bey der Missionsarbeit, und die unzehligen augenscheinlichen Beweise im Leben und Betragen der Neger, machten der Mission eine durchgängige Achtung, und bewirkten die Ueberzeugung, daß das Evangelium das sicherste Mittel sey, die schlechtesten Menschen zu bessern. Ein gewisser Herr gab jedem seiner Neger, der sich bey ihm um die Erlaubniß zur Kirche zu gehen, meldete einen Schilling; damit er sich etwas Brod kaufen könnte, um in der langen Zeit, die er zum Kirchgehen brauchte, nicht Hunger zu leiden. Eine andere Herrschaft machte zwischen ihren christlichen und heidnischen Negern den Unterschied, daß sie jeder

Verstorbenen von jenen in einem Sarge, von diesen aber ohne Sarg begraben ließ. Wenn allen Negern verboten war, sich nach acht Uhr Abends auf der Strasse in Tappus zu befinden, so erhielten diejenigen, welche in der Missionskirche zum Abendmahl gewesen waren, die Erlaubniß von der Obrigkeit, auch nach zehn Uhr ohne ein Attestat von einem Missionarius zu haben, in und durch den Ort zu gehen; nur mußten sie Licht in Laternen bey sich haben, und je zwey und zwey gehen.

Im November 1765. kam folgender sehr unangenehmer Umstand vor. Ein englischer Meisteknecht ließ sein Vieh in den kleinen Plantagen seiner Neger zu Schaden gehen, und änderte es auf ihre wiederholte Bitte nicht ab. Die Neger wendeten sich, da die Herrschaft in Copenhagen war, an den Inspector der Plantage, aber auch ohne die gewünschte Wirkung. Da sie nun die völlige Verwüstung ihrer Plantagen, der einzigen Hoffnung ihres Unterhalts, befürchteten, faßten etwa vierzig derselben, meist junge Leute von beiderley Geschlecht, den verwegenen Entschluß, sich dieser Ungerechtigkeit mit Gewalt entgegen zu setzen. Sie verübten daher verschiedene Gewaltthatigkeiten; zwar nicht gegen die Person des Meisteknechts, aber sein Vieh wurde von ihnen geödtet, seine Pflanzung verwüstet, seine Küche ausgeleert, u. d. g. Und nun fing der Meisteknecht an, ein Unrecht einigermaßen einzusehen, und that ihnen Vorschläge zum Vergleich. Sie aber wolten nur unter der ihm höchst mißfälligen Bedingung, daß er von der Plantage weg solte, sich dazu verstehen. Auch der Herr Commendant bemühte sich, diesen Un-
fug

fug der Neger in der Güte beyzulegen, ehe sie der Justiz in die Hände fielen, und schickte deswegen einen Herrn aus Tappus nach der Plantage. Aber auch diese Bemühung war fruchtlos. Da nun eine ziemliche Anzahl getaufter und Taufcandidaten und anderer Neger, die fleißig zur Kirche kamen, in die Empörung verwickelt waren; so fanden die Missionsarbeiter sich bewogen, in der allgemeinen Sonntagsversammlung öffentlich bekant zu machen, daß diese Widerspenstige aus der Gemeinschaft ausgeschlossen seyn sollten, solange sie in ihrem Frevel und Ungehorsam verharreten. Dabey wurde jeder Schuldige mit Namen genennt. Keiner von ihnen war in der Versammlung; aber sie erfuhren sehr bald, was ihrenthalben vorgekommen war. Dieses setzte sie in die äußerste Unruhe. Sie suchten guten Rath bey einigen alten gläubigen Negern auf der Plantage, die an dem Aufruhr keinen Antheil genommen hatten. Dieselben stellten ihnen nachdrücklich vor, wie sie durch ihr sträfliches Verfahren nicht nur sich selbst ins Unglück stürzten, sondern auch der Gemeine Schmach, und ihren Lehrern Schmerz und Kummer verursachten. Ehe sie sich mit dem Meisterknecht ausgesöhnt, und Vergebung erhalten hätten, würden sie von denselben nicht wieder angenommen werden. Das wirkte sehr viel, daß sie sich entschlossen, alle zugleich den Meisterknecht um Vergebung zu bitten. Als die übrigen dieses Vorhaben der Getauften und übrigen zur Mission sich haltenden Neger erfuhren, so folgten sie ihrem Beyspiel. Es erschienen also die sämtlichen Aufrührer vor dem Meisterknecht, bezeugten ihre Reue über ihr Vergehen, baten um Vergebung, und ver-

spr

sprachen Besserung. Er erstaunte über die schnelle Veränderung, und konnte die Ursache derselben nicht einsehen; war aber sehr willig, ihrer Bitte statt zu geben; nur wolte er erst darüber beruhiget seyn, ob sie noch ferner darauf bestünden, daß er von der Plantage weg solte. „Nein, Meister, antworteten sie, wir bitten vielmehr, daß er nun länger auf der Plantage bleiben soll, und wir versprechen, künftig gehorsame Neger zu seyn.“ Er vergab ihnen also nicht nur ihre Vergehungen, sondern gestand auch seinen Fehler, wodurch er sie zu ihrem sträflichen Verfahren veranlaßt hatte, und ersuchte sie, ihm den auch zu vergeben. Nachdem das gute Vernehmen auf diese Weise wieder hergestellt war, fragte der Meisteknecht diejenigen, die sich zu der Mission hielten, ob sie auch wüßten, daß sie ihr Lehrer am letzten Sonntage aus der Gemeine gethan habe. „Das ist eben, antworteten sie, was uns in Noth und Kummer und zur Erkenntniß unsers Unrechts gebracht hat.“ Darauf ersuchten sie ihn demüthig, an ihren Lehrer zu schreiben; ihm zu melden, daß sie um Vergebung gebeten, und sie erhalten hätten, und eine Fürbitte für sie bey demselben einzulegen. Er that es, und sechs junge Männer von diesen Ungehorsamen überbrachten seine schriftliche Fürbitte an den Missionarius Martin Mack, und baten, mit Bezeugung herzlichster Reue, um Vergebung ihres strafbaren Betragens, und um die Wiederannahme bey der Gemeine. Den Tag darauf, der ein Sonntag war, kamen alle übrige mit ähulicher Reue und Abbitte. Sie wurden getröstet, daß ihnen ihre Bitte gewährt werden solte; weil sie aber öffentlich in der versamleten Gemeine von der Gemeinschaft

ausgeschlossen worden; so müsse ihre Wiederannahme auch in der öffentlichen Versammlung geschehen, wozu der folgende Sonntag angesetzt wurde. Ganz beschämt und dankbar kehrten sie also auf ihre Plantage zurück. Als diese öffentliche Absolution an besagtem Tage erfolgte, und die reinigen Sünder in die Gemeine wieder aufgenommen wurden, empfand die ganze Gemeine eine herzliche Freude.

Die gute Gesinnung der Herrschaften für ihre christlichen Neger, und die besondere Sorge für deren Erhaltung, gründete sich auf die Ueberzeugung, daß sie an ihnen die treuesten Diener hatten. Das bezeugten sie selbst gegen die Missionsarbeiter, die sie auch oft ihre kranken Neger zu besuchen bitten ließen. Auch bey andern Anlässen nahmen sie an ihren Umständen besonderen Antheil. Eine Frau bemerkte, daß ihre Hausnegerin ungewöhnlich traurig war, und als sie nach der Ursache fragte, antwortete diese, sie sey aus der Classe, darinn sie bisher gewesen, wegen einer Zänkerey ausgeschlossen worden. Die Frau tröstete sie mit dem Versprechen, daß sie eine Fürbitte bey dem Lehrer für sie einlegen wolle. Sie that es; aber doch konnte die Wiederannahme der Negerin nicht eher erfolgen, als sie durch wahre Reue sich derselben fähig gemacht hatte.

Von der Zuneigung der Obrigkeit des Landes erhielten die Brüder auch in diesen Jahren manche Beweise. An dem Herrn Commendanten von John, der höchsten obrigkeitlichen Person auf S. Thomas, der am 2ten April 1764. mit Tode abging, verloren sie einen aufrichtigen Gönner. Bey den Besuchen, die sie ihm abstatteten, oder von ihm empfangen, bot er ihnen seine Dienste und seinen obrigkeitlichen Schutz

Schutz gegen alle diejenigen an, die sie in ihrer Misionsarbeit stören wolten. Sein Nachfolger, Herr von Neysdorf, kam am 28ten August 1765. auf S. Thomas an, und bewies sich ebenfalls gegen die Mission sehr wohlgesinnt. Er bekam gleich Anfangs einen guten Begriff von der Arbeit der Brüder unter den Negern, als er diese, aus der Versammlung am Gemeintage kommend, in so grosser Anzahl, und doch so ordentlich und stille nach zehn Uhr Abends durchs Dorf gehen sahe.

Es hatte der Herr Generalgouverneur von Pröck den Brüdern versprochen, seine Bemühungen dahin zu verwenden, daß sie von der Kopf- und Grundsteuer befreit werden solten; weil sie lediglich zur Einführung und Beförderung des Christenthums unter den Negern da wären, und nur darum Grundstücke besäßen, daß sie auf denselben Kirchen für die Neger bauen, und ihre dem Lande so nützliche Absicht ohne jemandes Beschwerde ausführen könnten. Ein Schreiben der königlichen Rentekammer in Copenhagen, davon die Brüder unter dem 9ten Januar 1765. durch den secreten Rath einen Auszug erhielten, war wahrscheinlich eine Folge der Bemühungen des Generalgouverneurs, und wurde in Absicht auf gedachte Befreyung erlassen. In demselben verlangte die Kammer von dem Gouvernement zuvörderst einen Bericht über folgende Fragen:

1.) Wie viel mährische Brüder sich auf den drey Eilanden befänden, die sich mit der Befehrung der Neger beschäftigten;

2.) Wie ihre Einrichtung zum Unterricht der Sclaven beschaffen sey;

0 0 2

3.) Ob

3.) Ob die Slaven bey der Taufe examinirt würden, und ein Glaubensbekenntniß ablegten;

4.) Ob selbige Neger im Leben und Wandel erwiesen, was bey ihnen eine Folge der Taufe seyn muß;

5.) Wie hoch die Anzahl der von den Brüdern auf den drey Inseln Getauften sich belaufe; und

6.) Wie viel Land und Slaven den Brüdern eigenthümlich gehörten.

Die Antwort auf diese Fragen übergaben die Missionsarbeiter auf Verlangen des Gouvernements am 15ten May 1765. schriftlich. Sie enthielt kürzlich soviel:

1.) Gegenwärtig seyen in allem zehn Brüder und fünf Schwestern auf den drey Inseln. Alle hätten die Absicht, dem Werke Gottes zu dienen, unmittelbar durch Lehren und Predigen, oder mittelbar durch Erwerbung der zur Mission erforderlichen Bedürfnisse.

2.) Bey der bekanten Langsamkeit der Neger, vieles in den Kopf zu fassen, könnten es die Brüder nicht darauf antragen, sie viel auswendig lernen zu lassen; aber ihr Herz suchten sie durch die Gotteskraft des Evangeliums für den Heiland zu gewinnen. Wenn ihnen Gott dadurch das Herz aufthue, so gehe zugleich eine Sinnesänderung bey ihnen vor, und sie fragten bekümmert, was sie thun solten, um selig zu werden. Beweise sich ihr Verlangen nach der Seligkeit in Christo anhaltend, und glaubten sie, daß Jesus Christus auch für sie sein Blut zur Vergebung der Sünden vergossen habe; so würden sie der heiligen Taufe fähig geachtet.

3.) Ein öffentliches Examen der Täuflinge werde zwar nicht gehalten; aber bey der oft langen Zube-

rei-

reitung zur Taufe, bekämen die Miffionsarbeiter aus den eigenen Erklärungen der Candidaten eine gründliche Kenntniß von ihrem Glauben und Verstand am Evangelium. Auch kurz vor der Taufe werde ihnen von den Lehrern durch Fragen Gelegenheit gegeben, in Gegenwart einiger gläubigen Neger ihr Glaubensbekenntniß abzulegen.

4.) Die Brüder lieffen es wol nicht daran erman- geln, die Getauften zu lehren und zu ermahnen, daß sie alles das halten solten, was uns unser HErr be- fohlen hat; sie glaubten aber, es könne dieser Punct am zuverlässigsten von den Herrschaften beantwortet werden, deren Slaven zur Miffionskirche gehörten.

5.) Die Anzahl ihrer Getauften auf den drey Inseln belaufe sich nach ihren Kirchenbüchern igt auf dreytaufend fünfshundert und neun und dreyßig; die neun und sechzig von römischcatholischen Geistlichen Getauften und in die Negergemeine aufgenommenen miteingerechnet.

6.) An Grundstücken besäffen sie eines im neuen Quartier (Neuherrnhut), welches dreytaufend Fuß lang und tausend und sechzig breit sey, und nur we- nig zum Pflanzen taugliches Land habe. Darauf hielten sie vier und zwanzig eigenthümliche Slaven. Hier stünden die Wohnhäuser der Brüder und eine Kirche für die Neger. Dazu hätten sie im vorigen Jahr die damit grenzende Plantage von Doct. Reb- huhn, durch die Noth gedrungen, an sich gekauft, die sechstausend Fuß lang, und tausend und vierzig breit, und mehrentheils mit Busch bewachsen sey. Ueberdis besäffen sie am Westende auf S. Thomas das Grundstück Krumbay, worauf fast gar nichts

gebaut würde, und wo izt nur zwey alte Neger wären, die das bortige Hornvieh hüteten. Dieses Grundstück diene lediglich zu einem Missionsplatz zum besten der Neger am Westende und auf der Nordseite, denen Neuherrnhut zu entfernt liege.

Auf S. Croix gehöre ihnen ein Gartengrund eigenthümlich, der neunhundert Fuß in der Länge, und zweyhundert und zwanzig in der Breite betrage, wozu drey alte Neger gehalten würden. Auf diesem Grunde stehe das Wohnhaus des Missionarius und die Kirche. Sie hätten auch am Westende auf S. Croix vier Lotten Land in Friedrichstadt gekauft, und eine Negerkirche darauf gebaut; welche aber vor kurzem unglücklicher Weise abgebrant sey. Das Grundstück, welches ihnen auf S. Jan eigenthümlich zugehöre, sey tausend und achthundert Fuß lang, und halb so breit. Darauf stehe das Wohnhaus des Missionarius und die Kirche, und sey, da nur ein einiger Neger darauf gehalten werde, noch nicht urbar gemacht, und fast durchaus mit Busch bewachsen.

Diese Antwort wurde vom Gouvernement wohl aufgenommen, und die Brüder erwarteten den weitem Erfolg mit Geduld.

Der innere Wohlstand der Mission, und der gesegnete Fortgang des Evangeliums unter dem Negervolke, war der Missionsarbeiter Freude, und erhielt sie bey gutem Muth. Nicht nur entstanden in diesem Zeitraum neue Erweckungen unter den Negern verschiedener Plantagen, sondern es wurde auch die Gemeinde selbst zu mehrermalen durch besondere Beweise der kräftigen Wirkung des heiligen Geistes gesegnet und gleichsam aufs neue belebt.

Unter

Unter diesen besondern Erweckungen gehört die, welche im Jahr 1763. bey zweyen dem Evangelium bisher sehr widrigen Negern vorging. Mit der größ- ten Verlegenheit fragte der eine den Missionarius Johann Böhner, ob es noch möglich sey, daß er zur Erkenntniß Gottes gelangen könne; er sey bisher ein äußerst lasterhafter Mensch gewesen, und aus bitterer Feindschaft gegen die Mission habe er denen, die sich dazu hielten, allen möglichen Verdruß ange- than. Tzt aber sey er anders gesinnt worden, nach- dem er die Kirche einigemal selbst besucht, und Got- tes Wort gehört habe. Mit gleichem Anliegen suchte der andere feindselige Neger bey den Missionsarbeitern Rath zur Errettung seiner Seele. Er erzählte dabey, er sey in der vorigen Nacht zum ernstlichen Nach- denken über sich selbst gekommen; es sey ihm im Traum vorgekommen, als ob die ganze Insel ins Wasser ver- sunken, und nur das Stückchen Land über demselben geblieben sey, worauf die Negerkirche steht. Dahin hätten sich sehr viele Menschen gerettet. Auch er sey diesem Orte der Zuflucht zugeeilt; sey aber dabey so tief ins Wasser gerathen, daß er mit dem Leben nicht davon gekommen seyn würde, wenn ihm nicht einer von den Missionsarbeitern die Hand gereicht, und ihn herausgezogen hätte. Ein Neger, der von einem römischen Geistlichen getauft war, und seit eini- gen Jahren die Missionskirche fleißig besuchte, bat im Jahr 1765. unter häufigen Thränen um die Aufnahme in die Gemeine. „Ich kan es nicht länger so ausstehen, sagte er; ich sehe, daß Gott mit euch ist, und daß so viele Bussalnegern mir zuvorkommen, und die Wohltha- ten genießten, die der Heiland der Gemeine mittheilt.“

Ueberhaupt war die Anzahl neuer Leute, die ihre Namen unter die Lehrlinge aufzuschreiben baten, sehr groß. Im Jahr 1765. meldeten sich deswegen zweyhundert und siebenzehn derselben, dabey diejenigen nicht mitgerechnet sind, die am Ende desselben Jahres schon unter den Taufcandidaten waren.

Neue Gnadenregungen in der Gemeinde selbst wurden vorzüglich an den zwey Bettagen im Januar und September 1765. bemerkt. Die guten Wirkungen des erstern waren so mächtig und so allgemein, daß die Nationalhelfer ihre Freude darüber in ihrer Conferenz nicht lebhaft genug ausdrücken konnten.

Dreyhundert und drey und neunzig Personen, darunter sechs und achtzig Kinder waren, wurden in den drey Jahren durch die Taufe zur Gemeinde hinzugehan, und hundert und vier und zwanzig Getaufte genossen das Abendmahl zum erstenmal mit der Gemeinde. Die Anzahl aller Getauften bestand am Ende des Jahres 1765. aus tausend achthundert und ein und dreyßig, und die ganze Gemeinde aus dreytausend zweyhundert und neun und sechzig Personen.

Die öffentlichen Versammlungen wurden von einer sehr grossen Menge besucht. Insonderheit zeichneten sich darinn die Gemein- oder Bettage aus, zu welchen gar mancher armer Slave sich einfand, der ausserdem, um seiner Umstände willen, nicht leicht zur Kirche kommen konnte. Es wurde an dem Bettage den 27ten Merz 1763. angemerkt, daß von allen und jeden Plantagen auf der ganzen Insel einer oder mehrere Neger den Versammlungen desselben beygewohnt hatten. Ausser der sonntäglichen Predigt auf Neuherrnhut wurde auch auf Krumbay alle vierzehn Tage das

Evang-

Evangelium öffentlich verkündigt. Martin Mack machte daselbst am 15ten May 1763. damit den Anfang.

Unter den Ungetauften war ein grosser Hunger nach dem Worte Gottes und dem tröstlichen Evangelium, und ein grosses Verlangen nach der Taufe. Als am Vettage im April 1765. aus den dreyhundert Schülern nur acht unter die Candidaten zur Taufe angenommen wurden, betrübten sich die übrigen dergestalt, daß ein allgemeines Weinen und Wehklagen entstand. Eine Bussalnegerin, die unter den Candidaten zum Abendmahl war, erklärte sich in ihrer Classe dahin, sie sey zwar ein dummer Bussal; aber in ihrem Herzen fühle sie eine brennende Liebe zum Heiland, und einen solchen Hunger nach der Lehre von ihm, und finde einen solchen Geschmack daran, daß sie jedes Wort von ihm begierig aufesse. Eine gebrechliche Negerin, die nur sehr selten auf Neuherrenhut besuchen konnte, hatte sich einmal auf den Weg gemacht, um ihr Herz nach langer Zeit wieder bey ihrer Arbeiterin auszuschnitten. Sie that es in Gegenwart einiger Helferinnen mit einer solchen Wärme und Einfalt, daß diese nachher den herzlichen Wunsch äusserten, einen eben so lebendigen Eindruck von Jesu verdienstlichem Leiden im Herzen zu haben, als sie bey der alten Negerin wahrgenommen hatten.

Eine andere Negerin erzählte, sie habe eine Zeit her viel Ungemach und Spott von dem Bomba leiden müssen; und endlich habe er es so arg gemacht, daß sie einen Unwillen darüber gefühlt, und gedacht habe, ihm auf seine Spottreden zu antworten. Sie habe aber doch stille geschwiegen, weil ihr sogleich die

Worte des Heilands eingefallen wären: Segnet die euch fluchen 2c. Eine Herrschaft forderte den Bomba ihrer Plantage, der gläubig war, zur Verantwortung, weil ihn der Meisteknecht verklagt hatte; und verlangte das Buch zu sehen, darinn er nach des Verklägers Vorgeben immer lesen, und seine Pflicht darüber versäumen sollte. „Ich habe kein Buch, antwortete er; aber in meinem Herzen habe ich eines, darinn lese ich alle Tage, das ist der Tod Jesu für mich. Ehe ich darinn lesen konte, war ich ein Boshafter, ein Lügner, ein Dieb; aber nun darf ich so was nicht mehr seyn.“ Darauf ließ ihn seine Herrschaft in Frieden wieder an seine Geschäfte gehen.

Verschiedene von den Gefallenen fanden sich in diesem Zeitraum wieder zurecht, und konten als reuige und gläubige Sünder der Gemeine wieder beygezehlet werden. Es hatte eine sehr gute Wirkung auf dieselben, als ihnen erlaubt wurde, der Versammlung zum Schluß des Jahres 1765. beyzuwohnen. In derselben dankte die Gemeine Gott auf den Knien für alle im verflossenen Jahre genossene Gnade und Wohlthaten, und bat um Vergebung ihrer Vergehungen und Schulden. Als insonderheit für die Gefallenen gebetet wurde, daß sich Gott ihrer erbarmen wolle, vereinigte sich das Herz der Gemeine dergestalt damit, daß sich niemand der Thränen enthalten konte.

Auf dem Sterbebette der gläubigen Neger kamen oft sehr schöne Aeußerungen und merkwürdige Umstände vor. Als der franke Abel von dem Helfer Cornelius besucht wurde, sagte er zu ihm mit vieler Freudigkeit: wenn du hören wirst, daß ich weg bin, so laust du gewiß glauben, daß ich bey dem Heiland bin.

Moses, der von den Folgen der harten Behandlung starb, die er von seinem Meistern erlitten hatte, pflegte in seinen gesunden Tagen zu sagen: „ich will aus Liebe zu meinem Heilande arbeiten, so lange ich kan; was er für mich ausgestanden hat, soll mich dabey trösten und mir meine Arbeit erleichtern. Die Debora, welche am 2ten Merz 1764. entschlief, hatte sich über eine That, die sie noch in Guinea begangen hatte, lange Zeit grosse Vorwürfe gemacht. Sie wurde nemlich in ihrem Vaterlande von einem Blanken gestohlen, der sogleich ihr kleines Kind umbrachte, und mit ihr davon eilte. In der Nacht aber fand sie Gelegenheit, sich loszumachen, und rächete den Tod ihres Kindes an dem Räuber, indem sie ihn ermordete. So kam sie zwar igt in Freyheit; wurde aber nachher wieder gefangen, und nach Westindien gebracht, wo sie zur Erkentniß Jesu Christi ihres Heilandes gelangte, und des Trostes aus seinem Tode theilhaftig wurde. Die Sabina wurde auf ihrem Sterbebette von einer Helferin besucht und gefragt: „Glaubest du auch, daß dich der Heiland zu seinem Kinde angenommen hat?“, Sie legte die Hand auf die Brust und sagte: „Ja, das glaube ich von ganzem Herzen.“ Und so verschied sie. Samuel, der seit 1753. ein Mitgenosß des heiligen Abendmahls war, starb am 30ten April 1765. plötzlich, nachdem er bis in die Nacht gearbeitet hatte. Er hatte das Zeugniß, daß er sein tiefes Elend gründlich erkant, und sein Vertrauen ganz auf die Gnade des Heilands gesetzt habe. Er hielt über dem guten Wandel der Neger auf seiner Plantage, und wurde von ihnen hochgeachtet. Als er vor dem letzten Abendmahl sein
 Herz

Herz bey einem Missionsarbeiter ausschüttete, war er von der Grösse der ihm wiederfahrenen Gnade ganz übernommen. Die sterbende Negerin Elisabeth sagte zu ihrer weinenden Mutter: „Gönne mir mein Glück, liebe Mutter, und sey nicht über mich betrübt; denn mir geschieht wohl.“ Der Esther war ihre Taufgnade bis an ihr Ende, das am 22ten August 1765. erfolgte, neu und wichtig. Kurz vor ihrer sehnlich erwarteten Auflösung betete sie zum Heilande: „Du hast mich zu deinem Kinde angenommen, du hast mich von Sünden gewaschen, nimm mich igt zu dir!“, Mit ähnlicher Gesinnung entschlief am 12ten October desselben Jahres der Bruder Marcus: „Mein Leib ist todt, sagte er auf seinem Sterbebette; aber mein Herz freuet sich Gottes meines Heilandes. Er wird mich bald zu sich hinüber nehmen: denn ich bin gewiß, daß Er mich als sein Kind ansiehet.“



Dritter Abschnitt.

Geschichte der Mission auf S. Thomas vom Anfang des Jahrs 1766. bis Ende 1768.

Da sich im Anfange dieses Zeitraums die Wirkungen der göttlichen Gnade in der Missionsgemeinde wiederum auf eine besondere Weise zeigten, so wurde der Muth der Arbeiter dadurch aufs neue gestärkt, daß sie mit freudigem Geiste ihr gesegnetes Beschäfte unter den Negern fortsetzten. Sie bekamen im 7ten Merz 1766. neue Gehülffen aus Europa, nemlich den Bruder Johann Michael Böhlo und eine Frau; die Witwe Anna Schneiderin, und die ledige Schwester Juliana Schneiderin. Von diesen letzteren sollte jene sich insbesondere der Witwen, und diese der ledigen Weibskente in der Negergemeine annehmen. Am 5ten April eben dieses Jahrs heirathete der Bruder Matthäus Kremser, der seit dem Februar 1764. Witwer war, die Witwe Keitein; desgleichen der Bruder Balthasar Friedreich, der im August 1765. aus Europa gekommen, die Witwe Lorenzin. Melchior Schmidt, der mit einer Frau am 26ten December 1765. von Bethlehem auf S. Croix angekommen, und bisher daselbst zur Gehülffenschaft geblieben war, lösete im April 1766. auf einige Zeit den Witwer Johann Böhner bey der Mission auf S. Jan ab. Dieser ging im Merz 1767. nach

nach Bethlehem, und kam gegen das Ende des Jahres verheirathet zurück. Auch Friedemann, der im May 1765. eben dahin zum Besuch gereist war, kam am 29ten August 1766. wieder auf S. Thomas an.

Ferner wurden die Missionsarbeiter am 16ten October dieses Jahres durch zwey aus Europa kommende Brüder, Johann Peter Schwimmer und Peter Lücke verstärkt. Ersterer ging im May 1767. zum Dienste der Mission nach S. Croix, und letzterer wurde zum Aufseher der Plantage bestellt, solange der Bruder Johann Merk, der im Julius 1767. nach Bethlehem reiste, und im Julius 1768. verheirathet zurück kam, abwesend war.

Der Missionsplatz in Krumbay oder Niesky wurde im November 1766. mit dem Missionarius Friedreich wieder besetzt. Er zog mit seiner Frau am 15ten besagten Monats zur grossen Freude der am Westende wohnenden Neger dahin, und bediente diesen Posten bis in den October des folgenden Jahres, da er einen Ruf zur Mission in S. Croix erhielt. Nach seiner Abreise konnte Niesky nicht sogleich wieder besetzt werden, sondern wurde von Neuherrnhuth aus besorgt, bis im October 1768. der Missionarius Kremser mit seiner Frau die Bedienung dieses Postens übernahm.

Ein neuer Gehülfe, Johann Christoph Auerbach, kam am 26ten May 1767. in der Gesellschaft des Verfassers dieser Geschichte, nach einer sehr beschwerlichen Reise auf S. Thomas an. Sie waren schon am 21ten November 1766. von Copenhagen abgefegelt, mußten aber in Norwegen überwintern, von welcher Küste sie erst am 15ten Merz 1767. wieder ausliefen.

Noch zwey Brüder, Christian Hauser und Jakob Till, kamen am 29ten November 1768. aus Europa über Curassao an. Nach dieser holländischen Insel waren im Jahr 1767. von S. Croix verschiedene von den Brüdern getaufte Neger versetzt worden. Diese suchten sie auf, und fanden zu ihrem Vergnügen, daß sie bis auf zwey, die die Welt wieder lieb gewonnen, der empfangenen Gnade treu waren. Einer aus ihnen Namens Friedrich, war ihr Arbeiter, und hielt ihnen bisweilen eine Versammlung. Die zwey Brüder erinnerten sie an die in der Taufe ihnen geschenkte göttliche Gnade, und sie versprachen, ihrem Heilande getreu zu bleiben.

Von den Misionsarbeitern gingen in dieser Zeit der Bruder Paul Schneider und die zwey Frauen Johanna Elisabeth Böhloin und Salome Kremserin, in die ewige Ruhe ein. Paul Schneider wurde am 9ten September 1767. von einem hitzigen Fieber befallen, an dem er schon am 14ten desselben in einem Alter von drey und vierzig Jahren verschied. Es war dieses für seine Witwe, die ehemalige Islesin, mit der er nur zehn Tage vor seinem Ende war geraut worden, ein tiefschneidender Schmerz. Er war aus Zauchtenthal in Mähren, aus einer von der ältesten Zeit her zur Brüderrkirche gehörigen Familie. Schon in seiner Jugend nahm er sich vor, aus seinem Vaterlande auszugehen, um Freyheit zu erlangen, Gott nach seiner Erkenntniß zu dienen. Diesen Voratz führte er im Jahr 1743. aus, und kam zur Brüdergemeine; wo er einen grossen Trieb fühlte, dem Heilande unter den Heiden zu dienen. Er erlernte noch das Maurerhandwerk, um auch mit seiner Hände

Ar-

Arbeit einer Mission nützlich zu werden. In Bethlehchem, wohin er im Jahr 1749. aus Europa reisete, wurde er zu einem Diaconus der Bruderkirche eingesetzt; von da ging er im Jahr 1762. auf erhaltenen Ruf nach S. Thomas, wo er über fünf Jahre der Mission treulich gedient hat.

Die Schwester Johanna Elisabeth Böhloim erwartete gleich vom Anfang ihrer Krankheit mit einem sehr heitern Gemüth ihre Auflösung. „Ich habe keinen Willen mehr, sagte sie zu ihrem Manne, der seine treue Gehülfin noch nicht gern verlieren wollte, der Wille des Heilands ist mein Wille.“ Am 18ten October versicherte sie ihn zuverlässig, daß die Zeit ihrer Auflösung da sey; die auch an eben dem Tage erfolgte. Sie hatte von der ersten Zeit an, da sie zur Brüdergemeine kam, ein Verlangen, dem Heilande unter den Negern zu dienen, und da sie es ihrem Manne offenbarte, erfuhr sie zu ihrer Freude, daß seine Neigung eben dahin ging. Beide nahmen den Ruf, welchen sie im Jahr 1765. zur Mission nach S. Thomas erhielten, mit Freuden an. In den drittehalb Jahren ihres Dienstes bey derselben war sie den Negerinnen durch ihren liebreichen Umgang und gründlichen Unterricht sehr nützlich, und allen durch ihr lichtes und demüthiges Wesen erbaulich.

Ihr folgte die Salome Kremserin am 22ten December in einem Alter von fünf und dreyßig Jahren. Zwey Tage vor ihrer Auflösung erklärte sie sich gegen ihren Mann über die Versicherung, die sie hatte, daß sie von ihrer Krankheit nicht aufkommen würde. „Ich habe solche Merckmaale vom Heilande bekommen, sagt sie, daraus ich gewiß weiß, daß er bald kommen

und mich zu sich nehmen wird.,, Sie dankte ihm noch zärtlich für alle ihr erzeigte Liebe und Treue. Wenige Augenblicke vor ihrem Verscheyden erinnerte sie ihn, es sey Zeit, ihr den letzten Segen zu ertheilen; und indem er ihr die Hand auflegte, und sie dem Heiland in einem Gebet empfahl, verschied sie. Sie hatte in vielen harten Proben grosse Standhaftigkeit und eine gänzliche Ergebenheit in den Willen Gottes bewiesen. Von sich dachte sie immer gering; und weil sie nicht vergaß, was für Geduld und Gnade der Heiland an ihr bewiesen hatte, so konnte sie auch mit andern desto eher Geduld haben. Die Negerinnen auf der Nordseite, die ihren Dienst etliche Monate genossen hatten, bekrübten sich herzlich über ihren so baldigen Verlust.

Ausser diesen Veränderungen unter den Misionsarbeitern auf S. Thomas, ist hier noch anzumerken, daß der erste Misionarius Martin Mack in diesem Zeitraum wiederum verschiedene Besuche auf S. Croix und S. Jan, auch im Julius 1768. abermals einen Vergleich auf der Insel Antigo gemacht hat. Er hielt sich drey Monate lang daselbst auf, um den Zustand der dortigen Brüdermission gründlich einzusehen, und den zur Besorgung der Misionen bestellten Dienern der Brüderunität eine zuverlässige Nachricht davon geben zu können. Am 18ten September kam er mit seiner Frau glücklich wieder nach S. Croix zurück.

Das Ableben des Königes von Dännemark Friedrich des fünften, wurde am 14ten May 1766. den Einwohnern der Insel durch Abfeuerung des groben Geschützes bekant gemacht, und dem neuen König Christian dem siebenten am 16ten desselben Monats ehuldiget. Die Brüder erinnerten sich bey der Ge-

legenheit mit vielem Dank der Gnade, welche die Mission unter der huldreichen Regierung des Königes Friedrich des fünften genossen hatte; und von der Gemeine der Neger, die mit dem Wohlgefallen dieses Vaters seiner Unterthanen aus der Finsterniß zum Licht der seligen Erkenntniß Jesu Christi und zu der Hoffnung des ewigen Lebens gekommen war, wurde dessen Andenken gesegnet. Sie und ihre Arbeiter ließen für den neuen Monarchen das Rauchwerk ihres Gebets aufsteigen, und erbaten über ihn und seinen Thron die Gnade und den reichen Segen des Königs aller Könige.

Verschiedene heftige Stürme thaten im Jahr 1766. grossen Schaden. Der erste am 14ten Julius war mit Donner und starkem Regen begleitet, und von einem Orcan wenig verschieden. Der zweyte am 19ten September war diesem ähnlich, und richtete in den Zuckersfeldern, im Mayz, unter den Satun-Banannen und Caffeebäumen eine grosse Verwüstung an. Er währte bis an den folgenden Tag, und war stärker als der vorjährige am 8ten August, der die Kirche auf S. Jan einstürzte. Da der dabey anhaltende starke Regen das Erdreich sehr erweicht hatte, so wurde auf verschiedenen Plantagen auf der Nordseite das Zuckerrohr nicht nur niedergelegt, sondern gar mit der Wurzel ausgerissen und davon geführt. Eben so ging es mit den Cassabisträuchen, den Bendubohnen, und anderen Gewächsen, die dem Neger zur Nahrung dienen solten. Viele Gebäude wurden beschädigt, und die Negerkirche mußte abermals mit Lauen gegen die Gewalt des Windes gesichert werden. Eben dieses geschah auch am 7ten October.

Der Sturm, der sich in derselben Nacht erhob, währte acht und vierzig Stunden in einem fort. Der Schaden, den er an Schiffen that, war sehr beträchtlich. In S. Eustatius wurden viele derselben von ihren Ankern losgerissen, wovon zwey, deren eins die Masten verloren hatte, nach S. Thomas trieben.

Da der Fahrweg von dem Hause der Brüder im Dorfe nach der Seekante, wovon es ziemlich weit entfernet lag, nach und nach verbaut wurde, daher die zur See für sie ankommenden Materialien izt nicht ohne die größte Beschwerlichkeit dahin gebracht werden konnten; so erstanden sie 1766. in öffentlicher Versteigerung ein neues Lot, das bis an die Seekante reichte, und zu jener Absicht sehr bequem war, für fünfhundert sieben und dreyßig Thaler.

Im folgenden Jahr 1767. wurde am 16ten Julius die königliche Verordnung wegen der freyen Handlung auf S. Thomas und S. Jan, welche auf den Wohlstand dieser Colonien einen sehr günstigen Einfluß hatte, unter Lösung des groben Geschützes bekannt gemacht.

Die Mayzernte fiel zwar im Jahr 1766. gut aus; aber an andern Lebensmitteln war doch einiger Mangel. Die schnelle Veränderung des Wetters im October und der anhaltende Regen im November verursachten, wie gewöhnlich, epidemische Krankheiten, wovon auch die Missionsarbeiter zum Theil etwas zu leiden hatten. Einmal mußte der Gemeintag wegen der vielen Kranken ausgesetzt werden, und im December wurde das Abendmahl auf acht Tage verschoben; aus der Besorgniß, daß die Erkältung von dem anhaltenden starken Regen unter den Negern, deren

ohnehin viele darniederlagen, noch mehr Krankheiten verursachen möchte. Dieselben wurden auch im Jahr 1767. vom Junius bis in den September mit Hunger und Krankheiten heimgesucht, wozu in letztem Monat noch der Mangel an Trinkwasser kam, der sich auch im April und May 1768. äusserte. Von der heissen und trockenen Witterung fing das Zuckerrohr in der Mitte des May 1768. zusehens an zu vertrocknen, und mußte aus Noth eilfertig geerntet werden. Die hitzigen faulen Fieber, von welchen in den zwey letzten Monaten des eben genannten Jahrs viele schwarze und weisse Einwohner plötzlich befallen, und zum Theil hingerast wurden, hatten ihren Grund größtentheils in der eben erwehnten fast sechs monatlichen Hitze und Dürre, auf welche langes Regenwetter folgte; bey den Negern aber auch in dem Mangel an guter Nahrung.

An die Stelle des Herrn Generalgouverneurs von Pröck, dessen Gewogenheit die Misionsarbeiter auf den drey Inseln auf eine vorzügliche Weise in die zwölf Jahre genossen hatten, wurde am 29ten August 1766. der Herr Clausen auf S. Thomas eingeführt. Als die zwey Brüder Martin Mack und Johann Böhner, im Namen aller bey der Mission angestellten Brüder und Schwestern, diesem Herrn zum Antritt seines wichtigen Amtes den göttlichen Segen anwünschten, und sich seine Gewogenheit ausbaten, auch dem abgehenden Herrn von Pröck für die vielen Merkmale seiner liebevollen Aufmerksamkeit auf die Beförderung der Misionsarbeit den schuldigen Dank abstatteten, erhielten sie von beiden die edelmüthigsten Versicherungen ihrer Zuneigung. Ehe der alte General-

ralgouverneur abreiste, stattete er auf Neuherrnhut im Februar 1767. noch einen sehr freundschaftlichen Besuch ab, dergleichen sie auch von dem neuen Herrn Generalgouverneur Clausen erhielten. Auch der Herr Justizrath Kragh, der im Februar 1768. dem Commandanten, Herrn von Neysdorf in seinem Amte nachfolgte, war ein vieljähriger Freund und Gönner der Brüder und ihrer Arbeit.

Ein rühmliches Andenken in dieser Geschichte verdient auch Herr Kirchhof, der am 1ten December 1766. mit dem Lob verschied, sich als ein Vater gegen seine Neger betragen zu haben. Er hatte ihnen nicht nur ihren Dienst erträglich gemacht, sondern sie auch dringend ermahnt, sich die Gelegenheit zu Nütze zu machen, zur Erkenntniß Jesu Christi zu gelangen, und dadurch ewig selig zu werden.

Es waren zwar noch immer einige Eigenthümer, welche ihren Negern unter harten Strafen den Besuch des Gottesdienstes in der Missionskirche verboten; allein diese ließen sich dadurch nicht zurückhalten, sondern ermunterten einander vielmehr, der erkantten Wahrheit treu zu bleiben. Nicht so standhaft waren verschiedene gegen die sanfteren, aber noch gefährlichern Verleitungen eines andern Herrn, der seinen Negern das Christenthum zwar nicht verbot, aber verlangte, daß, wenn sie nicht seine Ungnade haben wolten, sie gleich andern tanzen, und sich lustig machen solten. Wenn auch der grössere Theil der Getauften sich lieber seine Ungnade zuzogen, als etwas thaten, das sie mit dem Christenthum nicht reimen konten; so fanden sich doch einige Schwächere, die die Sache für so böse nicht ansahen, und bey dieser

Gelegenheit in das heidnische Wesen wieder hineinkamen.

Jede solche Abweichung war für die Arbeiter an der Mission schmerzlich; aber wenn dergleichen bey Personen vorkam, die andern ein gutes Beyspiel seyn sollten, so war das weit empfindlicher. Einer von den Nationalhelfern mußte im Jahr 1767. seiner Bergehungen wegen vom Abendmahl ausgeschlossen, und seines Amtes entlassen werden. Seine Schuld wurde dadurch grösser, daß er sie nicht eher gestand, als bis sie auf andere Weise offenbar wurde. Aber mit Zittern und Beben erkante er sich alsdann für schuldig, und bat unter häufigen Thränen um Gnade. Bey der Gesellschaft der Helfer brach der Schmerz über den schmähligen Fall eines aus ihrer Mitte in lautes Weinen aus.

Dagegen gab es öftere Freuden über neue Leute, welche, um ihre Seligkeit bekümmert, sich in den Unterricht der Missionsarbeiter begaben. Die Veranlassungen dazu waren bisweilen sonderbar. Zwey Bussalnegerinnen von Herrn Kraghs Plantage kamen im May 1766. unter die Candidaten zur Taufe, da sie nur erst eine kurze Zeit den Unterricht bey der Mission genossen hatten, und vor kurzem wild und unwissend aus Guinea gekommen waren. Das schien den übrigen Negern auf der Plantage, da sie Nachricht davon erhielten, ein so wichtiges und unerwartetes Glück für dieselben zu seyn, daß sie darüber alle in grosse Bewegung kamen, und nun auch anfangen, die Missionskirche zu besuchen, mit der guten Hoffnung, daß auch ihnen eine ähnliche Gnade wiederfahren werde. Ein englischer Neger kam im Jahr

1768. von der Kay Groot Hanslofk nach Neuherrnhut, und bezeugte, es läge ihm sehr an, Gott auch kennen zu lernen, und in die Gemeinschaft der Gläubigen zu kommen. Eben dieses Verlangen, sagte er, hätten auch die übrigen Neger auf der Kay, deren über hundert wären. Es sey ihnen aber nicht möglich, nach Neuherrnhut zu kommen, und sie müßten in ihrer Unwissenheit bleiben, wenn nicht einer von den Missionsarbeitern zu ihnen käme, und ihnen Gottes Wort bekant machte. Auch von den weissen Einwohnern der Kay versicherte er, daß sie wünschten, einmal einen von den Lehrern der Neger predigen zu hören. Ein ähnliches Anliegen brachte der Herr Justizrath Kragh wegen seiner Neger auf der Kay S. James, eine Viertelmeile von S. Jan gelegen, bey den Brüdern an, und wünschte, daß sich alle seine Neger von Herzen bekehren möchten. Eine Negerin, die auf einer solchen Kay wohnte, klagte bitterlich, daß sie des Jahrs kaum einmal aus Land kommen, und das Wort Gottes hören könne; und wenn sie dann auch einmal nach Neuherrnhut komme, so sey sie den Arbeiterinnen unbekant. Sie habe also in diesen Umständen (das sagte sie unter vielen Thränen) keine Hoffnung, weiter zu kommen und getauft zu werden. Dabey versicherte sie, daß sie täglich mit Wehmuth an die guten Gelegenheiten dächte, welche die Neger auf S. Thomas hätten, das süße Wort Gottes zu hören; sonderlich thue sie dieses an den grossen Sonntagen oder den Gemeintagen. Mit dem Zustande dieser vom Lande entfernten Neger hatten die Brüder herzliches Mitleiden; fanden aber für die Zeit noch keine Möglichkeit, ihrem Verlangen ein Genüge zu

thun: jedoch trösteten sie dieselben mit der Hoffnung, daß es künftig geschehen würde. Als einer von den Nationalhelfern im Jahr 1767. nach der Kay Groot Hanslofk kam, versamleten sich die dortigen Neger sogleich zu ihm, fragten, ob ihr Lehrer nicht bald zu ihnen kommen werde, und freuten sich sehr, als er ihnen einige Hoffnung dazu machte. Ihre vielen Fragen von der Befehrung, die sie an den Bruder thaten, bewiesen eben so sehr die Unruhe ihres Herzens, als ihre grosse Unwissenheit. „Das einzige Vergnügen, das wir auf der Kay haben, sagte eine Negerin zu ihm, ist das Tanzen; werden wir auch dieses unterlassen müssen, wenn wir uns befehren?“, Nicht eher, antwortete der Bruder, als bis ihr ein besseres Vergnügen haben, und dieses gern fahren lassen werdet.

Unter den vielen Lehrlingen, die sich in den Unterricht der Brüder in diesen drey Jahren begaben, that einer, der sich deswegen bey ihnen meldete, die Erklärung: das Wort Gottes habe sein Herz durchschnitten und zermalmet. In seinem Leben habe er so etwas nicht erfahren. Er fühle sich verloren, weil er sowol in Guinea, als hier, viel Böses gethan habe; und dann fragte er ängstlich, ob noch eine Möglichkeit für ihn sey, von seinen Sünden erlöst zu werden. Eine Bussalnegerin gab von ihrem vorigen Leben und ihrer Befehrung folgende Nachricht: Sie habe ehemals für ihre Eigenthümerin wöchentlich eine gewisse Summe Geldes verdienen müssen, und wenn etwas daran gefehlt, allemal Schläge bekommen. Das habe ihr nicht gut geschienen; sie sey entlaufen, um den Weg nach Guinea zu suchen. Als sie aber drey Wochen lang denselben auf der Insel ver-

vergeblich gesucht, sey sie zu ihrer Meisterin umgekehrt, und habe dafür derbe Schläge bekommen. Auch dieses habe ihr nicht gut zu seyn geschienen, und sie habe sich entschlossen, igt in die Kirche zu gehen. Als sie das Wort Gottes von der durch Christum erworbenen Gnade gehört, habe es ihr so wohl gefallen, daß sie gesagt: nun, das ist gut, dabey will ich bleiben, und mich in meine Slaverey geduldig ergeben. „Ich kan zwar die Sprache der Blanken noch nicht recht reden, sagte sie; aber mein Vater da oben versteht mich doch, und läßt mich in meinem Herzen viel seliges genießen.“ Es nahm diese Negerin schnell in der Gnade und Erkenntniß Jesu Christi zu, und wurde bald der heiligen Taufe theilhaftig.

Im Jahr 1766. ging auch unter den Negern auf der Perl eine erfreuliche Veränderung vor. Sie wachten aus der Gleichgültigkeit wieder auf, in die sie gerathen waren, und äusserten igt ein ernstliches Verlangen, in ihren vorigen Gnadengang zurück zu kehren. Da der Bomba dieser Plantage den übrigen Negern bisher schädlich, und ihrer guten Gesinnung zuwider gewesen war; so gab sich Martin Mack Mühe, denselben auf andere Gedanken zu leiten, und erhielt auch seine Absicht in so fern, daß dieser versprach, keinem Neger in seiner Bekehrung hinderlich zu seyn.

Um den Negerkindern mehrere Gelegenheit zum Wachsthum in der Erkenntniß Jesu Christi zu verschaffen, beschloffen die Misionsarbeiter im Jahr 1768. einen eigenen Bet- oder Gemeintag für dieselben auf der Frau Suhms Plantage alle vier Wochen zu halten. Damit machte der Bruder Martin Mack

am 16ten Januar, mit Genehmigung der Herrschaft, den Anfang. Ausser den Kindern hatte sich eine grosse Anzahl Neger, sonderlich Alte und Krüppel, aus der nächsten Gegend dahin versamlet, die sich über diese Einrichtung desto mehr freuten, je weniger sie im Stande waren, nach Neuherrnhut oder Niesky zu gehen, um da die tröstliche Lehre von ihrem Schöpfer und Heiland zu hören. Nach einer allgemeinen Versammlung für Alte und Junge, unterredete sich der Missionarius erst mit den getauften, und dann mit den ungetauften Kindern, und fragte jedes, warum es zur Versammlung gekommen sey. Von den meisten erhielt er die Antwort: sie hätten ein Verlangen, die süßen Worte vom Heilande zu hören, und wolten ihn gern recht lieb haben. Diese gesegnete Einrichtung wurde zur Freude der alten und jungen Neger fortgesetzt.

In Niesky oder Krumbay stieg die Anzahl der Zuhörer bey der öffentlichen Predigt des Evangeliums auf fünfhundert. Da das dortige Versamlungshaus diese Menge bey weitem nicht faßte; so waren die Missionsarbeiter im Jahr 1768. ernstlich auf die Erbauung eines geräumlichern bedacht. Weil auch die Zahl der Communicanten so anwuchs, daß in der Kirche auf Neuherrnhut nicht Raum genug war, das Abendmahl zugleich mit ihnen allen bequem zu halten; so ging die Absicht mit dem beschlossenen Bau in Niesky zugleich dahin, daß das Abendmahl künftig an beiden Orten gehalten werden sollte. Die zu dem Bau nöthigen Materialien wurden zum Theil noch in diesem Jahre angeschafft, und der Grund dazu eben gemacht.

In Absicht auf die öffentlichen Versammlungen auf Neuherrnhut, wurden zwey neue Einrichtungen für nöthig erachtet. Um zu verhüten, daß durch übelgesinnte Neger, zu der Zeit, in welcher die Einwohner des Orts in der Kirche beisammen waren, und ihre Aufmerksamkeit nur auf den Gottesdienst richteten, nicht etwa eine oder andere böse Absicht unbenutzt ausgeführt werden könnte; wurde im Jahr 1766. während der Versammlungen, und sonderlich unter dem Abendmahl, eine Wache auf dem Platze angeordnet, die aus den Helfern und Dienern wechselseitig bestellt wurde. Sodann machten die Arbeiter in eben dem Jahre den Anfang, das Abendmahl früher zu halten, so daß die Communicanten schon um neun Uhr Abends wieder nach Hause gehen konnten. Zu dem Ende fielen die besondern Versammlungen der Abtheilungen der Gemeine an solchen Tagen aus.

Zur Förderung des liturgischen Gesanges war im Jahr 1765. das erste creolische Gesangbüchlein in Europa gedruckt worden, welches im folgenden Jahre zum Gebrauch der Negergemeine ankam. So unvollkommen auch dieser erste Versuch war; so hatte er doch seinen Nutzen, und gab die Veranlassung, auf eine vollständigere und im Ausdruck reinere Liedersammlung in dieser Sprache zu denken.

Zweyhundert drey und achtzig erwachsene Neger, und hundert zwey und zwanzig Kinder wurden in diesen drey Jahren getauft. Unter den letztern war des Helfer Anton und seiner Frau Sulamith zwanzigstes Kind. Einer von den Erwachsenen gab den Tag vor seiner Taufe seiner Herrschaft Nachricht von der ihm bevorstehenden Gnade, und bat zugleich demüthig

thig um Vergebung über alles, was er bisher etwa versehen hätte, und um einen neuen Namen. Dabey versprach er so aufrichtig, künftig treu und gehorsam zu seyn, daß die Herrschaft ein grosses Vergnügen darüber empfand, und ihn nicht nur versicherte, daß sie ihm alles vergeben habe, sondern ihm auch vielen Segen anwünschte. Sie überließ es aber dem Lehrer, ihm nach Gutbefinden einen Namen zu geben. Der Name, den die Neger in der Taufe bekommen, ist ihnen sehr wichtig, und sie wollen sich selbst bey dem alten nicht mehr kennen. Als ein Neugetaufter bey seinem vorigen Namen November gerufen wurde, antwortete er: „November ist todt.“

Unter zehn Täuflingen am 10ten Merz 1767. war einer von der Nation der Budkeriba, welches der erste war, der von dieser Nation den Brüdern bekannt geworden ist. Im Jahr 1768. wurde ein lahmer Neger zu Hause getauft, der schon zu Friedrich Martins Zeit unter den Candidaten zur Taufe war. Er hatte sich aber wieder von Christo abgewandt, wurde ein Feind alles Guten, und Widersacher der christlichen Negergemeine, der er auf alle Weise Schaden zu thun trachtete. Das bekante und bereuete er nunmehr aufrichtig, und ehe er die Taufe empfing, bat er den Missionarius, der versamleten Gemeine seine Reue bekant zu machen, und seine Bitte um Vergebung ihr vorzutragen.

In der Gemeine war jedesmal grosse Freude, wenn sich so ein verlornen Sohn wieder zurecht fand. Dergleichen Exempel kamen in diesen drey Jahren mehrere vor. Und wenn der reuige Sünder öffentlich der Vergebung versichert, und in die Gemeinschaft der Gläu-

Gläubigen wieder angenommen wurde; so nahm die ganze Gemeine so Antheil daran, als ob ein jedes sich selbst für den Sünder hielte, dem igt Vergebung zu Theil wurde.

Man erfuhr oft erst durch das eigene Bekenntniß getaufter Neger, auf was für unselige und gefährliche Dinge sie in der Zeit ihrer Entfernung von Christo verfallen waren. So erzählte der Neger Heinrich seiner Herrschaft, daß er vor seiner Befehrung mit mehreren Negern sich zu dem verzweifelten Vorhaben eidlich verbunden habe, gegen die Herrschaft sich zu empören, und nach ihrer Ermordung nach Gefallen auf der Plantage zu handeln. „So lange ich Harry hieß (das war der Name, den er vor der Taufe hatte), war ich ein böser Neger, sagte er; aber igt, da ich Heinrich heiße, und der Heiland mich überzeugt hat, daß ich mit einem so bösen Herzen verloren gehen mußte, so habe ich angefangen, in die Kirche zu gehen, und mit dem Waas über alle meine böse Sachen gesprochen. Er hat mir gesagt, ich solte zu Jesu Christo kommen, und bey ihm Hülfe suchen. Das habe ich gethan; ich habe den Heiland um Vergebung meiner Sünden und um ein seliges Herz gebeten. Er hat mich erhört und mit seinem Blute von Sünden gewaschen. Izt kan ich meinem Meister versprechen, daß ich durch Gottes Gnade sein treuer Slave seyn will.“

Eben dieser Heinrich gerieth nachher mit einem andern Neger gegen seinen Willen in Händel. Er suchte erst dem andern auszuweichen; als ihn aber dieser verfolgte, setzte er sich zur Wehr; und durch seine vorzügliche Stärke wurde er über seinen Gegner bald

bald Meister. Ueber diesen Vorgang wurde er sehr unruhig, verklagte sich selbst bey dem Missionarius Martin Mack, und wolte von ihm für seine Berührung abgestraft seyn. „Ich will dich nicht strafen,“ sagte dieser; das mag dein eigen Herz thun. Ein andermal war er in so verzweifelten Umständen, daß er von der Plantage entlaufen wolte; aber ehe er es ausführte, kam er zu dem Missionarius Mack, bekante sein Vorhaben, und da ihn dieser zu seiner Schuldigkeit anwies, kehrte er reuig zu seiner Herrschaft zurück.

Ich will nur noch etliche Beyspiele erzehlen, wie sich die göttliche Kraft des Evangeliums auf dem Sterbebette bey verschiedenen gläubigen Negern in diesen drey Jahren bewiesen hat.

Aus der Gesellschaft der Helfer verschied die Antonette, des Helfers Jonathans Frau, am 27ten Februar 1766. Sie war in der Laufgnade, die sie im Jahr 1745. empfangen hatte, ohne merkliche Abwechselung treu und standhaft fortgegangen; und ihre liebevolle Bemühungen, ihrem Geschlechte mit der erlangten Gnade nützlich zu seyn, veranlaßten die Missionarier, sie bald unter die Helfer aufzunehmen. Ihr exemplarischer Wandel erwarb ihr Hochachtung, und verschafte ihren Ermahnungen einen desto leichtern Eingang. Ihre letzten Lebensjahre waren sehr schwer. Von hohem Alter gedrückt, und von den Folgen ihres harten Dienstes gebrechlich, stand sie von einer schmerzhaften Krankheit, daran sie zwey Jahre lag, und dabey Mangel an Lebensmitteln hatte, sehr viel an. Wenn sie dabey die außerordentliche Geduld, die zu standhafter Erduldung so groß

großes Elends erforderlich ist, nicht durchaus bewies, so erkannte sie doch diesen Mangel gar bald, und erbat sich darüber demüthig die Vergebung vom Heiland. Als die Stunde ihrer Auflösung herannahete, unterhielt sie ihr Mann mit dem Gesange trostreicher Lieder, unter denen sie die Hände faltete, und ihn ersuchte, damit bis zu ihrem letzten Othem fortzufahren.

Die Negerin Justina ließ kurz vor ihrem Ende, welches am 2ten Merz 1766. erfolgte, die Communicanten ihres Geschlechts, die mit ihr auf derselben Plantage dienten, zu sich bitten, und nahm von ihnen mit den Worten Abschied: „Ich gehe nun im Glauben an Jesu Verdienst selig aus der Zeit. Der Heiland ist mein bestes Theil. Er hat mich arme Sünderin zu Gnaden angenommen, und mich bis hieher bey sich erhalten.“ Nachdem sie ihnen noch einen Gruss an die Arbeiterinnen und die ganze Gemeinde aufgetragen hatte, entschlief sie.

Die alte Catharina gab ihre zärtliche Liebe und Dankbarkeit gegen den Heiland auf ihrem Krankenslager unter vielen Thränen zu erkennen. Ihre Augen gingen gleich über, wenn die Arbeiterinnen, die sie besuchten, ihr etwas vom Heilande sagten; und ihr Verlangen ging nur dahin, bald bey ihm daheim zu seyn.

Ein junger Neger, der in seinem neunzehnten Jahre erweckt worden, und bey seiner Taufe im Jahr 1764. den Namen Johannes bekam, starb im Jahr 1767. an der Auszehrung. Er wurde wegen seines guten Characters, seines Verstandes und Geschicklichkeit, nicht nur von den Negern seiner Plantage, sondern auch von Blanken werth gehalten. „Ich habe
zwar

zwar vieles auszustehen, sagte er zu dem Bruder Mack, der ihn besuchte; aber der Umgang mit dem Heilande, dessen Gnade ich im Herzen fühle, macht mir alles erträglich. Ich bin gewiß, daß sein Verdienst auch für mich ist. Wenn er mich zu sich nehmen will; so habe ich nichts anders vor ihm aufzuweisen, als das Lösegeld seines Blutes. Das Gefühl seines Herzens zeigte sich dabey durch viele milde Thränen. Als er bey dem letzten Besuch des Bruder Martin Mack's schon wie in den letzten Zügen lag, versuchte er doch noch in den Gesang des Verses: Der Schweiß von Jesu Angesicht läßt dich nicht kommen ins Gericht &c. der ihm gesungen wurde, miteinzustimmen.

Hier zur Brüderrkirche gehörige Neger kamen auf folgende Weise in der See ums Leben. Ein Sturmwind hatte am 7ten August 1767. ein grosses Boot in die See geführt, welches der Meisterknecht von der Plantage, zu welcher es gehörte, mit sechs getauften Negern, nemlich dem Bomba Gideon, Elieser, und dessen Söhnen Benjamin, Abraham, Johannes und Jonathan, in so fern rettete, daß es in eine sichere Bay zurückgebracht wurde. Die Neger baten ihn, es izt dabey bewenden zu lassen; er aber bestand darauf, es müsse noch den Tag an seine vorige Stelle gebracht werden. Als der alte Elieser den verwegenen Eigensinn seines Vorgesetzten sahe, konte er nichts anders vermuthen, als daß es ihn das Leben kosten würde, und sagte: „So werde ich dann heute zu meinem lieben Heiland abscheiden.“ Sie waren kaum mit dem Boot aus der Bay heraus, so trieb sie der heftige Wind in die See, und sie muß-

mußten das Boot fahren lassen, um sich in dem kleinen Canu zu retten. Aber dieses schlug um, als sie hineingestiegen waren. Der Meisterknecht und der Bomba Gideon sanken gleich unter, und die übrigen suchten sich mit Schwimmen zu retten. Jonathan, ein guter Schwimmer, würde diesen Zweck ohne Zweifel erhalten haben, wenn ihn nicht die Liebe getrieben hätte, auf die Rettung des Gideons, der ihn als seinen Sohn gehalten hatte, zu denken. Er rief kläglich aus: „Wo ist mein Vater! wo mein Vater gestorben ist, da will ich auch sterben;“, kehrte darauf zurück, ihn zu suchen, und wurde von den Wellen verschlungen. Benjamin, ein schlechter Schwimmer, der auf einem Stück Holz hinter seinem Vater zurück war, rief, als er seinen Tod vor Augen sahe, diesem zu: „Vater, du gehst voraus, und lässest mich zurück.“ „Mein, mein Kind, antwortete der Vater; ich will dich nicht zurücklassen: wo du bleibst, bleibe ich auch.“ Er kehrte um, nahm seinen Sohn auf seinen Rücken; aber bald verließen ihn die Kräfte, und er versank zugleich mit seinem Sohne. Die zwey übrigen Brüder fanden nach etlichen Stunden ihre Rettung auf einer Klippe. Eine alte Witwe, die Mutter des einen von diesen Erretteten, betrübtete sich über den vermeinten Verlust ihres einzigen Sohnes, von dem sie in ihrem Alter Hülfe erwartete. Sie klagte ihre Noth unter vielen Thränen ihrem Herrn, und er weinte mit ihr. Darauf wendete sie sich mit gläubigem Gebet zum Heiland, und berief sich auf seine Allmacht, durch die er ihr ihren Sohn auch aus der See wiederschicken könnte. Als sie am 10ten August früh hörte, ihr Sohn lebe, und sey igt auf der Planz-

tage angekommen; so fiel sie auf ihre Knie, und brachte Gott mit vielen Freudenthränen Lob und Dank dafür. „Wahrhaftig, sagte sie, der Heiland ist allmächtig; er ist der Vater der Witwen, und höret ihr Gebet.“

Der sterbende Mulatte Abraham, der im Januar 1768. verschied, bemühte sich noch, seine Mutter und seine Schwester durch sein Beyspiel und seinen Zuspruch für Christum zu gewinnen. „Der Heiland hat mich als einen grossen Sünder Gnade finden lassen, sagte er zu ihnen; auch ihr könnt dieselbe erfahren. Sehr dringend und um Gottes Willen hat er sie, nicht länger auf dem Wege zu bleiben, der ins Verderben führet; und bey beiden machte es einen tiefen Eindruck.

Als der kranke Jüngling Abraham von Frau Suhms Plantage kurz vor seinem Ende von dem Helfer Gabriel gefragt wurde, ob er gern zum Heiland gehe, so antwortete er: „O ja, recht gern; mein Herz ist selig und vergnügt; ich freue mich, daß die Stunde meines Abscheidens da ist. In dieser Erwartung ist es mir sehr angenehm, wenn mich ein Bruder besucht, und mir was vom Heilande sagt oder vorsingt. Wenn ich aber auch alleine bin, so singe ich; und wenn meine Kehle zu trocken wird, so bete ich.“

Einen sehr schönen Verlaß machte die sterbende Regina sowol mit ihrer Familie, als den Neger-schwesteren auf der Plantage. Erst ließ sie ihre ungetauften Kinder sich zu ihrem Sterbebette versamen, und ermahnte sie auf die dringendste Weise, sich zu ihrem Heilande Jesu Christo zu bekehren. Dann ermahnte sie ihre getaufte Tochter besonders, unter vielen Thränen, der empfangenen Gnade treu zu seyn.

Nach:

Nachdem sie noch von ihrem Manne, der auf alle Weise ihr das elende Leben erträglich zu machen gesucht hatte, zärtlich und dankbar Abschied genommen hatte, redete sie zu den anwesenden Schwestern folgendes: „ich habe nun mit meiner Familie ganz ausgerebt; igt gehe ich mit freudigem Herzen zu meinem geliebten Heilande. Ihr werdet sehen, daß er bald kommen wird. Er hat mir gegeben, was ich von ihm gebeten habe. Ich bitte euch, grüßet noch alle Brüder und Schwestern, ja die ganze Gemeinde von mir.“ Das waren ihre letzten Worte, nach welchen sie sanft entschlief.





Vierter Abschnitt.

Geschichte der Mission auf S. Croix vom Anfang
des Jahres 1758. bis Ende 1762.

Georg Ohneberg, der diese Mission seit 1751. bedient hatte, ging am 8ten April 1758. auf erhaltenen Ruf nach Bethlehem, wo ihn der Heiland zu sich nahm; daß also die Hoffnung der gläubigen Neger, ihn bald wieder bey sich zu haben, fehlgeschlug. Für die Mission war der Verlust dieses vorzüglichen Zeugen der Wahrheit sehr groß. Seine öffentlichen Vorträge der Lehre Jesu waren voll Nachdruck und Salbung, und schafften bey einer grossen Menge die bleibende Frucht des lebendigen Glaubens an Jesum und an das Opfer, das er für die Sünden der Menschen Gott gebracht hat.

Er hatte den Bruder Johann Christoph Höpfner, der am 24ten April mit seiner Frau von S. Thomas herüber kam, zum Nachfolger in der Missionsarbeit. Zum Gehülfen in dem weitläufigen Plan erhielt dieser im Junius des folgenden Jahres den Bruder Johann Stättner von S. Thomas, der sich der jungen Mannsleute insbesondere annehmen sollte. Ausser Friedenthal, wo der Missionarius wohnte und die Negerkirche stand, gehörten noch zwey Missionsplätze zu seiner Besorgung. Der erstere auf der Prinzeßplantage ist aus der vorigen Geschichte

schichte hinlänglich bekant. Diesen besuchte er wöchentlich ein- oder mehreremal, und hielt den Negern daselbst die Versammlungen. Schon seit geraumer Zeit arbeiteten dieselben an dem Bau einer neuen Kirche oder Capelle, womit sie im Merz 1759. fertig wurden. Nathanael Seidel, der sich eben damals zur Visitation der Mission auf der Insel aufhielt, weihte sie mit Gebet und Haltung des Gottesdienstes ein. Der andere Missionsplatz Lagrande lag ungleich weiter von Friedensthal am Westende, und wurde von dem Missionarius nur monatlich einmal besucht; hingegen ging sein Gehülfe Johann Stättner jeden Sonntag dahin, und diente den Negern daselbst mit der Verkündigung des Wortes Gottes. Zu den Versammlungen an diesem Orte diente ein geräumliches Negerhaus, welches der Meisterknecht dazu hatte einrichten lassen; und als dieses zu einem andern Gebrauche angewendet worden, bauten die Neger im Jahr 1760. ein eigenes neues Versammlungshaus. Die Anzahl der Kirchgänger daselbst war in dieser Zeit in allem hundert und zwanzig Personen; aber es war ein guter Anschein da, daß noch mehrere Heiden in derselben Gegend durch das aufgehende Licht des Evangeliums würden erleuchtet werden.

Von der Visitation durch Nathanael Seidel im Jahr 1759. die vom 20ten May bis zum 7ten Julius währte, will ich nur anmerken, daß die Vorkommlichkeiten bey derselben mit denen übereinkommen, die davon in der Geschichte der Mission von S. Thomas erzählt worden sind.

Bald nach Beendigung derselben wurde der Missionarius Göpfner von einer harten Krankheit ange-

griffen, daran er bis in den Monat August darnieder lag. Da bald darauf auch seine Frau schwer krank war, und es ihr an Bedienung fehlte, so halfen die gläubigen Neger diesem Mangel ab, indem sie eine Buffalin für sie kauften. Die Folgen der anhaltenden drückenden Hitze waren für die Gesundheit der Einwohner damals so nachtheilig und allgemein, daß eine große Anzahl derselben darunter erlag. Noch im October wurden in Bassin oder Christianstadt eine Zeit lang bis zehn Personen täglich begraben. Der Mangel an Regen in den Jahren 1758. und 1759. hinderte das Wachsthum der Gewächse dergestalt, daß der Missionarius in Jahresfrist nicht ein Blatt Kohl oder Salat aus seinem Garten haben konnte, aus dem er doch sonst größtentheils seinen Lebensunterhalt hatte. Da ich von dem Mangel der Nahrungsmittel, welcher in diesen unfruchtbaren Jahren das Negervolk drückte, und von der allgemeinen Theuerung, schon in der Geschichte von S. Thomas geredet habe; so finde ich nicht nöthig, hier etwas mehreres zu sagen, als daß die Noth allen drey dänischen Inseln gemein war. Nie war das Stehlen unter den Negern so arg, als zur Zeit dieser Hungersnoth. Am hellen Tage fielen sie im Jahr 1759. nachdem durch den Regen in den letzten Monaten wieder einige Küchengewächse zu grünen anfangen, in den Garten des Missionarius ein; und wenn ihrer Räuberey Widerstand geschah, so konnte sich wol noch ihr Meisterknecht darüber, als über eine Beleidigung, beschweren. Auf eben diese Weise verlor er im Jahr 1760. alle sein Federvieh, welches bey Krankheiten seine vornehmste Nahrung war.

Durch

Durch ein Erdbeben im Januar 1759. wurde die Kirche in Friedensthal dergestalt erschüttert, daß sie auf einer Seite sich eine Elle tief senkte.

Da der Mangel an Trinkwasser in diesen Jahren so oft wiederkam, und im April 1759. so groß war, daß ein Zuber, oder soviel als ein Mann tragen kan, einen Reichsthaler galt; so war die Entdeckung eines verschütteten Brunnens auf dem Grunde von Friedensthal, die im Jahr 1759. durch einen Neger gemacht wurde, von großem Werth. Er wurde wieder geöffnet, und gewährte den Vortheil, daß sein Wasser, das zwar nicht ganz süß, doch für Menschen und Vieh sehr brauchbar war, nicht ausging, wenn es auch in langer Zeit nicht regnete.

Eine Verschwörung der Neger, welche am 3ten December 1759. vor ihrem Ausbruch entdeckt, und unterdrückt wurde, verursachte auf der ganzen Insel grosse Unruhe und Bewegungen, dabey auch die Mission nicht ohne Störung blieb. Es hatten sich einige tausend Neger unter den schrecklichsten Ceremonien mit einander verbunden, die weissen Einwohner der Insel zu ermorden, und sich zu Herren derselben zu machen. Zur Ausführung dieser verzweifelten Absicht machten sie den Entwurf, erst ein in der Nähe des Forts gelegenes Zuckerfeld anzuzünden, und dann die zu Hülfe eilenden Meisterknechte und andere Blanke in der Verwirrung zu überfallen. Sie glaubten, daß es ihnen leicht seyn würde, das Fort zu eben der Zeit einzunehmen, da jedermann mehr auf die Löschung des Feuers, als auf die Vertheidigung der Festung aufmerksam wäre. Nach diesem wolten sie als Herren des Landes die Blanken vertilgen, nur sechs Per-

sonen ausgenommen, unter welchen der Generalgouverneur und etliche dänische und englische Herren waren. Ihr frevelhaftes Vorhaben wurde durch einen Negerjungen, der einige von den Verschwornen belauscht hatte, verrathen, und durch die von den Weißen gemachten Anstalten unterdrückt. Eine grosse Anzahl verdächtiger Neger wurde in Verhaft genommen, und die Schuldigen am Leben gestraft. Ich will nur von einem dieser letztern, der lebendig in einem eisernen Käfig gesperrt wurde, anmerken, daß er erst am neunten Tage vor Hunger ohne einige Merkmale der Reue starb.

Unter den in Verhaft genommenen waren auch verschiedene zur Mission sich haltende Neger; von denen aber nur einer, der schon seit mehreren Jahren sich durch sein böses Leben davon getrennt hatte, schuldig befunden, und gestraft wurde. So wenig das Verbrechen dieses Untreuen der Mission überhaupt zur Last gelegt werden konnte; so wurde es doch, wie gewöhnlich, von Uebelgesinnten gemißbraucht, dieselbe in einen übeln Ruf zu bringen, und es wol gar unter diesem Vorwand auf ihre Zerstörung anzutragen.

Da die Vorsicht scharfe und beständig herumgehende Wachen in dieser Zeit nöthig machte; so durfte sich nach sieben Uhr Abends kein Neger ohne Paßirzettel auf der Strasse sehen lassen. Es wurden daher die Abendversammlungen bey der Mission eingestellt, und am 16ten December auch der sonntägliche Gottesdienst, wie in allen Kirchen des Landes. Da die größte Unruhe vorbey war; so hielt der Missionarius acht Tage darauf den öffentlichen Gottesdienst in der Missionskirche wieder, wie gewöhnlich. Dem Herrn Gene-

Generalgouverneur, der selbst durch die bey der Untersuchung der Verschwörung vorgekommenen Umstände in seiner guten Meinung von dem Nutzen der Mission zur Besserung der Neger bestärkt worden, war sehr viel daran gelegen, daß dieselben die Versammlungen in der Missionskirche fleißig besuchen sollten. Die Schuld einiger ihrer Landsleute, und die Schmach, welche dadurch überhaupt auf die Neger gefallen war, hatte viele derselben so blöde gemacht, daß sie sich kaum getrauten, wieder zum öffentlichen Gottesdienst zu gehen. Der Herr Generalgouverneur kam daher selbst mit seinem Secretair am folgenden Sonntage in die Predigt des Missionarius, um ihnen Muth zu machen, und zu zeigen, daß sie es ohne Gefahr thun könnten. Es wurden zwar die Neger, welche am Christag aus der Kirche kamen, weil sie nicht alle mit Passirzetteln versehen waren, in Verhaft genommen; aber er ließ sie sogleich wieder in Freyheit setzen, weil er die Unmöglichkeit einsah, daß der Missionarius für alle und jede einen Zettel schreiben konnte. Dabey ließ er diesen wissen, daß er sich weder durch diesen Vorfall, noch durch die Drohungen Unverständiger und Uebelgesinnter abhalten lassen sollte, die sonntäglichen Versammlungen in der gewöhnlichen Ordnung zu halten; und versprach ihm, daß nach völlig geendigter Unruhe die Mission durchaus in ihren vorigen Gang wieder kommen sollte. Auf seine ausdrückliche Erlaubniß wurde das Abendmahl, das mit der ganzen Gemeine im Monat December nicht hatte gehalten werden können, von den Helfern und Dienern in der Neujahrnacht begangen. Aus Vorsicht blieb die ganze Gesellschaft in Friedenthal über

Nacht, um nicht von den herumgehenden Wachen beym Nachhausegehen angehalten zu werden.

Die Unruhen wegen der Verschwörung erstreckten sich nur bis in die ersten Tage des folgenden Jahres 1760. Schon am 5ten Januar liessen die strengen Wachen nach, und die Neger durften bey Tage wieder sicher herumgehen. Nur einzelne Neger hatten hin und wieder von ihren Herrschaften, die nicht von der evangelischen Religion waren, wegen ihres Kirchgehens noch etwas zu leiden. Als eine Helferin sich einen Passirzettel ausbat, um in die Kirche zu gehen; so gab ihr ihre Herrschaft zu verstehen, daß sie ihr gern einen Zettel geben wolte, sonst wohin zu gehen; aber das Kirchgehen nach Friedensthal habe weiter keinen Zweck; denn mit der Mission würde es bald ein Ende haben, und die Kirche durch Feuer zerstört werden. „Ich brauche sonst keinen Zettel, antwortete sie; als nach der Kirche. Das Abbrennen derselben, fuhr sie fort, ist zwar möglich; denn sie ist von Holz gebaut und mit Zuckerstroh gedeckt; aber der Eindruck, den die Neger von ihrem Gott und Schöpfer durch die Mission bekommen haben, kan durch kein Feuer vertilgt werden. Auch ohne Kirche wollen wir ihn lieben und ihm dienen.“ Die öffentlichen Versammlungen an den Sonntagen gingen zwar vom Anfange des Jahrs in ihrer Ordnung fort; aber erst am 11ten März konten auch die an den Abenden der Wochentage gewöhnlichen wieder angefangen werden. Nur mußten die Neger um acht Uhr wieder zu Hause seyn. Auch das heilige Abendmahl, das zweymal war ausgesetzt worden, wurde am 20ten Januar, und zwar vormittag, mit allen Communicanten wieder ungehindert gehalten.

Bis

Bis in das Jahr 1760. hatte das gute Vernehmen zwischen der königlichdänischen und der Brüdermission keine Veränderung erlitten, und beide waren im Frieden neben einander fortgegangen. Im Julius dieses Jahres aber litte ihre Eintracht eine kurze Störung. Auf die königliche Plantage Prinzeß, diesen alten Missionsplatz der Brüder, zog einer von den königlichen Catecheten, und verlangte, daß ihm der Gebrauch der dortigen Negerkirche zum Unterricht der Negerjugend verstattet werden sollte. Der Missionarius Höpfner war zwar im Besitz derselben, aber doch geneigt, in dieses Begehren zu willigen, wenn der Catechet seinen Religionsunterricht bloß auf die zur Brüdermission nicht gehörigen Kinder einschränken, und deswegen mit ihm selbst freundschaftlich reden würde. Denn bisher hatte er von der Sache keine Nachricht, als vom Hörensagen. Aber ohne ihm ein Wort zu sagen, wurde von dem Helfer David verlangt, er sollte den Schlüssel zur Kirche schaffen; und da der Missionarius denselben unter diesen Umständen herzugeben Bedenken hatte; so wurde die Capelle am 23ten Julius mit Gewalt erbrochen, und ein anderes Schloß vor die Thür gelegt. Der Missionarius konte sich izt nicht dazu verstehen, den Schlüssel jedesmal bey dem Meisterknecht zu holen, und ihn dahin wieder abzuliefern; und fand für rathsammer, die Versammlungen auf der Plantage in dem Hause des Aquila zu halten, wo sie vor der Erbauung der Capelle gehalten worden. Der Catechet bediente sich also der Capelle allein, und gab darinn den Negerkindern täglich Unterricht in den Wahrheiten der Religion; die Erwachsenen hingegen blieben in der kirchlichen Verbindung mit dem Missionarius Höpfner, wie bisher.

Die

Dieser erkannte aus der Unterredung, die er nachher mit dem dänischen Prediger hatte, daß die Schuld dieses unregelmäßigen Verfahrens mehr dem Aufseher der Plantage als dem Catecheten zuzuschreiben sey, und ließ sich dadurch in seiner Achtung und Freundschaft für letzteren nicht stören.

Der Aufseher muthete so gar dem Missionarius in einer Schrift zu, um die Erlaubniß zu den Versammlungen auf Prinzess bey dem Catecheten oder dem Meisteknecht Ansuchung zu thun, und dieselben nicht anders als in ihrer Gegenwart in der Capelle zu halten. Im Weigerungsfall werde er weder gestatten, daß die Versammlungen in einem Negerhause gehalten würden, noch daß einer von seinen Negern zu den Versammlungen nach Friedensthal ginge. Da diese Bedingungen so beschaffen waren, daß sie der Missionarius schlechterdings nicht annehmen konnte; so hielt er nicht für rathsam, ein deutlicheres Verbot abzuwarten, und stellte seinen bisherigen Dienst bey den christlichen Negern auf Prinzess für eine Weile ein.

Zu eben der Zeit wurde auch das Versammlungshaus der Mission auf Lagrande einem Catecheten eingeräumt; so daß es schien, als sollten die Brüder von ihren alten Missionsplätzen auf den königlichen Plantagen gänzlich verdrängt werden. Aber die erwachsenen Neger auf diesen Plantagen wolten die kirchliche Gemeinschaft mit ihrem bisherigen Lehrer und der Missionsgemeinde nicht fahren lassen. Die Helfer und andre Gläubige auf Prinzess erklärten sich einmüthig dahin, sie könnten zwar als Sklaven wol gezwungen werden, keinen Umgang mit den Brüdern zu haben; aber die Gemeinschaft des Geistes, dar-

darinn sie mit ihnen stünden, könne durch keine Zwangsmittel aufgehoben werden, und nie könnten sie vergessen, was Gott durch ihren Dienst an ihnen und andern Schwarzen gethan habe. Der Meisterknecht auf Lagrande lehnte die Zumuthung, seine Neger zu zwingen, in die Predigten des Catecheten zu gehen, weislich ab. Er wolte sie eben so wenig von irgend einem Gottesdienst abhalten, als sie zu einem nöthigen.

Der Missionarius beklagte sich zwar über diese Beeinträchtigungen bey dem Generalgouverneur, und gab durch den Bruder Jens Korn ein Memorial auf die Schrift des Aufsehers der Plantagen bey dem secreten Rath ein; aber er war dabey sehr gelassen, weil er zuverlässig glaubte, daß jenes eigenmächtige und den ausdrücklichen königlichen Verordnungen zuwiderlaufende Verfahren bey den Obern keinen Beyfall finden, und nicht lange währen könnte.

Er hatte noch die Veruhigung, daß ihn der neue Generalinspector und Amtmann der königlichen Plantagen, der Herr Baron von Eisenberg, der am 11ten December nach S. Croix kam, versicherte, daß er in alle seine Rechte wieder eingesetzt werden, und die Missionsarbeit in ihren vorigen Gang kommen sollte, sobald er sein Amt würde angetreten haben.

Der übelgesinnte Aufseher zog am 2ten December von der Plantage, und am 1ten Januar 1761. wurde der Schlüssel zur Capelle mit dem Andeuten zurückgegeben, die Brüder könnten dieselbe igt wieder ungehindert zu den gottesdienstlichen Versammlungen brauchen; der Catechet würde sie weiter nicht nöthig haben.

Diese völlige Beendigung erlebte aber der Missionarius Höpfner nicht; denn er starb am 27ten Decem-

ember 1760. Er hatte der Mission auf S. Croix beynabe drey Jahre in einer schweren Zeit mit Segen gedient. Hundert und sechs und achtzig Personen sind von ihm durch die Taufe der Kirche einverleibt, auch eine grosse Anzahl unter die Lehrlinge aufgenommen worden. Die Einfalt, womit die um ihr Heil verlegenen Heiden ihr Anliegen ausdrückten, und die Merckmaale der an ihnen geschäftigen Gnade Gottes, machten ihm ein herzliches Vergnügen. Einige Bussfaleu äusserten sich unter andern gegen ihn mit den Worten: „Wir sind so weit über die See von Guinea hergekommen, und haben nun weder Vater noch Mutter; darum wollen wir den Vater droben kennen lernen, und seiner Gnade theilhaftig werden; sonst bleiben wir unglückselige Menschen.“ Allen Arten von Menschen suchte er Lust und Muth zu machen, zu Jesu Christo zu kommen, und zeigte ihnen, daß nichts in der Welt sie daran hindern könnte, wenn sie nur selbst ein aufrichtiges Verlangen nach Gnade hätten. Eine alte freye Negerin, die im Jahr 1758. von Antigo gekommen war, ihre Kinder zu besuchen, ging mit ihrem Sohne, der von den Brüdern getauft war, in die Missionskirche, wo ihr alles so wohl gefiel, daß sie gern auch zu der Gemeine gehören wolte, zu welcher ihr Sohn gehörte. „Aber, sagte sie zum Missionarius, ich bin wol schon zu alt, als daß ich mich noch bekehren, und zur Erkentniß Gottes gelangen könnte.“ Der Missionarius bedeutete sie dahin, daß ihr Alter nicht die größte Hinderniß seyn würde, wenn sie nur erst von der Nothwendigkeit der Bekehrung überzeugt sey, und fühle, daß sie ohne den Heiland eine verlorne Creatur sey. Dem Heiland
sey

sey kein Sünder zu alt, und keiner zu verdorben. So unwissend diese Negerin war; so nahm sie doch mit Dank an, was ihr von dem Missionarius gesagt wurde. Er hatte auch die Freude, daß er verschiedene Verirrte, die ihre Schuld erkantten, und mit tiefer Reue um Gnade und um die Wiederannahme baten, wieder aufnehmen konnte, und an ihnen Beweise der unbeschreiblich grossen Geduld und Barmherzigkeit Gottes gewahr wurde. Wenn unter diesen einige waren, die über der Einsicht in die Grösse ihrer Sünden auf den Gedanken kamen, es wäre keine Gnade mehr für sie; so machte er ihnen durch die Vorstellung der Liebe Gottes in Christo, und die Versicherung des Heilands, keinen von sich zu weisen, der mit dem Vertrauen zu ihm komme, daß er ihm helfen werde, wieder Muth. Ihre Sünden, sagte er, seyen nur Folgen davon, daß sie nicht in Christo geblieben seyn; und anders als durch die Umkehr zu ihm könne ihnen nicht geholfen werden. An den Communicanten wurde er ein weiches und von der Liebe Christi durchdrungenes Herz gewahr, und hatte in den besondern Unterredungen mit denselben oft ein inniges Vergnügen über die Stärke und Zärtlichkeit, womit sie ihre Gesinnungen gegen den Heiland ausdrückten. Von ihm erwarteten sie alles gute, ihm fühlten sie sich unendlich verbunden; sein Tod, seine Wunden erfüllten ihr Herz mit Trost, mit Dank, mit Beschämung, mit Lust und Willigkeit, ihm zu leben und zu dienen, und bis in den Tod getreu zu seyn.

Ueberhaupt war er von den Negern, die zu seiner Gemeinde gehörten, durchgängig hochgeachtet und herz-

herzlich geliebt; und sie bedienten sich gern seines treuen Rathes in allen Vorkommenheiten, die für sie von einiger Erheblichkeit waren. Es ist daher leicht zu erachten, daß sie durch seinen Tod in die tiefste Betrübniß versetzt worden.

An seine Stelle trat der Bruder Johann Georg Hantsch, der am 26ten Januar 1761. mit seiner Frau nach einer harten Seereise von S. Thomas kam, und mit grosser Freude empfangen wurde. Die erste Zeit wandte er an, sich mit seinem Arbeitsplan bekannt zu machen, die verschiedenen Missionsplätze zu besuchen, und die dazu gehörigen Neger kennen zu lernen. Gleich bey seinem ersten Besuche versichert ihn sowol der Herr Generalgouverneur seiner Gewogenheit und Schutzes, als auch der vorhin gedachte Baron von Eisenberg, Amtmann der königlichen Plantagen, seiner freundschaftlichen Zuneigung.

An den Nationalhelfern fand er wirksame, und an einigen vorzüglich brauchbare Gehülfen. Er gestand, daß er ohne ihre Hülfe seinem weitläufigen Arbeitsplan nicht genug thun könne. Den Helfer David, von dessen Gaben und gesegneter Arbeit unter seinem Volke mehrmalen in dieser Missionsgeschichte Erwähnung gethan worden, erkante er für einen Mann Gottes, und für ein Kleinod der Negergemeine, die ihn sehr hoch achtete und liebte. Ausser ihm wurde auch der Helfer Abraham zum Halten der Lehrstunden, verschiedener Classen, und zu den öffentlichen Reden bey Beerdigungen gebraucht. Einige Helfer und Helferinnen waren in solchen äussern Umständen, daß sie verschiedene Besuche in Gegenden thun konnten, wo es dem Missionarius nicht leicht möglich

möglich war, hinzukommen. Die Helferinnen Maria Magdalena und Catharina Barbara (welche letztere frey war) besuchten im Junius auf der Südseite, um den Glaubensgenossen ihres Geschlechts durch Privatunterredungen zum Wachsthum in der Erkenntniß Christi beförderlich zu seyn. Ein andermal thaten sie einen Besuch am Westende, und wurden überall mit Freuden empfangen. Aehnliche Besuche geschahen durch die Helfer David, Nathanael, Heinrich und Abraham.

Ausser den Nationalhelfern hatte der Missionarius noch den Bruder Stättner zum Gehülfen bey den jungen Mannsleuten, und von Zeit zu Zeit waren ihm auch einige Brüder, die von S. Thomas her über kamen, behülfflich. Da die Brüder Matthäus Kremser, Melchior Conrad, und Friedemann sich vom Junius 1761. bis ins folgende Jahr wegen Arbeit an Zuckermühlen auf S. Croix aufhielten, besorgte ersterer die Predigt, die alle vierzehn Tage auf Lagrande gehalten zu werden pflegte. Melchior Conrad starb daselbst im Februar 1762. in einem Alter von vier und dreyßig Jahren, nachdem er der Mission nur ein Jahr gedient hatte. Er war ein geborner Mähre, und hatte es für eine Gnade geachtet, dem Heilande und seiner Sache unter den Negern zu dienen. In der kurzen Zeit hatte er das Creolische so gut gelernt, daß er sich verständlich darinn ausdrücken konnte, und seine öffentlichen Vorträge in der Gemeine wurden mit Vergnügen angehört.

Als die zwey Brüder Kremser und Friedemann im April 1762. nach S. Thomas zurückgingen, erhielt der Missionarius den Bruder Johann Lorenz

zum Mitarbeiter, zu dessen Unterkommen erst genannte zwey Brüder vor ihrer Abreise eine Wohnung auf Friedensthal erbaut hatten.

Zu eben der Zeit waren auch die Neger auf Lagrande beschäftigt, ein Haus für ihren Lehrer zu bauen, wo er abtreten, und sich mit seinen Kirchkindern ungestört unterhalten könnte. Sie wurden damit am 27ten Junii 1762. fertig, und an eben dem Tage war in dem Versammlungshause daselbst die erste Taufe eines Negers, welcher viele Heiden beywohnten, die dergleichen noch nie gesehen hatten.

Als der Missionarius Hantsch im August 1762. nach S. Thomas fuhr, den Bruder Martin Mack, seinen ehemaligen Mitarbeiter bey der Mission unter den Nordindianern, zu bewillkommen, strandete das Fahrzeug im Hafen von S. Thomas an einer gesunkenen Barke; er aber wurde mit allen übrigen Personen gerettet.

Im October desselben Jahres kam eben genanter Bruder Mack zur Visitation nach S. Croix. Er besuchte jeden Misionsplatz, und hatte bey seinen öffentlichen Zeugnissen viele aufmerksame Zuhörer. Den englischen Negern am Westende war es eine erwünschte Sache, daß er in den Predigten, die er daselbst hielt, sich der englischen Sprache bediente.

Unter diesen Negern war im August 1761. eine grosse Erweckung entstanden. Einige derselben kamen nach Friedensthal in die Kirche, und wurden sowohl über den Anblick der versamleten Negergemeine, als über das, was sie von der öffentlichen Rede des Missionarius verstanden, und über die Liebe und Herzlichkeit, die sie unter den gläubigen Negern gewahr wur-

den,

den, in Erstaunen gesetzt, und wünschten nun auch in die Gemeinschaft dieses Volks zu kommen, von dem sie glaubten, daß es sehr glücklich sey. Auf die Nachricht, welche sie von dem, was sie gesehen und gehört hatten, zu den übrigen zurück brachten, wurde die Bewegung unter ihnen noch grösser. Und igt ermahnten Eltern ihre Kinder, Männer ihre Weiber, kurz, einer den andern, in die Kirche zu gehen, und zu hören, was für tröstliche Worte da öffentlich ausgesprochen würden. Eine grosse Anzahl derselben wendete sich an die Missionsarbeiter, und bat, sie in die Lehre zu nehmen: wobey sie sich erklärten, daß sie gern den Heiland kennen lernen, und sein Eigenthum werden wolten. Dieser hoffnungsvollen Leute nahmen sich der Helfer Gottlieb, und die Helferin Magdalena, die Englisch verstanden, mit vieler Treue an; welches auch Martin Mack und seine Frau thaten, als sie zum Besuch daselbst waren.

Die Erweckung einer Negerin im Jahr 1761. verdient hier angeführt zu werden. Sie hatte es lange Zeit darauf angetragen, die Gläubigen zu verführen, und allerley negerische Lustbarkeiten zu dem Ende angestellt, daß die aus der Kirche kommenden daran Theil nehmen solten. Als sie durch viele Versuche ihren Zweck nicht erreicht hatte; kam sie über die Ursache, warum jene so trocken gegen ihre Reizungen wären, ins Nachdenken. Sie besuchte die Missionskirche, um zu erfahren, ob etwa da etwas besseres zu haben wäre. Ihr Herz wurde von der Kraft des allda verkündigten Wortes gerührt; sie erkante, daß sie in einem unseligen Zustand sey; suchte Rath und Trost bey dem Missionarius, dem sie ihre bisherige

Wosheit bekante, und wurde von ihm zu Jesu Christo, dem Heilande aller armen Sünder, gewiesen. Sie folgte seiner Anweisung, und bekehrte sich von Herzen.

Von der Ausbreitung des Evangeliums unter den Negern ist die grosse Anzahl derer, die sich von Zeit zu Zeit in den Unterricht der Missionsarbeiter begaben, ein deutlicher Beweis. Es waren derselben allein in dem Jahr 1761. dreyhundert und siebenzig Personen, von denen doch der größte Theil treu geblieben ist.

Ausser diesen Beweisen von der mit der Predigt des Evangeliums immer fortwirkenden Gnade Gottes, diente den Missionsarbeitern auch hier der innere Wachsthum der Gemeine zum Trost und zur Ermunterung bey ihrer Arbeit. Von Ungetauften und Candidaten zur Taufe hatten sie täglichen und zahlreichen Besuch, dabey diese ihr Verlangen darlegten, in der Erkenntniß und Liebe Christi weiter zu kommen. Sonderlich vor und an den Gemeintagen konten sie mit der Menge derer, die sich ins Andenken brachten, oder sonst Unterricht und Trost suchten, kaum fertig werden.

Durch die Taufe wurden in den fünf Jahren von 1758. bis 1762. in allem dreyhundert vier und siebenzig Personen, darunter sieben und siebenzig Kinder, waren, der Kirche Christi einverleibt.

Die Getauften pflegten jährlich an dem Tage, da sie der Taufe waren theilhaftig worden, das Andenken derselben mit einiger Feyerlichkeit zu begehen, und sich mit einer kleinen Gesellschaft ihrer Vertrauten bey einem Liebesmahl dankbar darüber zu freuen. Sie nemten diesen Tag auch ihren Geburtstag, ohne welchen sie über den Tag ihrer leiblichen Geburt nicht froh seyn könten. Alle in einem Jahr Getaufte wurden

am Sonntage Quasimodogeniti in einer besondern Versammlung an die ihnen wiederfahrne Gnade öffentlich erinnert, und zu einem derselben würdigen Wandel ermahnt.

Im May 1761. wurden die Getauften, welche bisher alle in einer Classe gewesen, in zwey vertheilt; so daß diejenigen, die in der empfangenen Gnade nicht treu fortgegangen, so lange in der zweyten waren, bis sie neuen Ernst bewiesen. Es hatte gemeiniglich eine sehr gute Wirkung auf die Zurückbleibenden, wenn einige aus ihrer Mitte in die erste Classe versetzt wurden.

Nur drey und sechzig Personen aus den Getauften kamen in diesem Zeitraum in die Classe der Communicanten. Ein Beweis, daß die Misionsarbeiter dabey sehr vorsichtig zu Werke gingen. Das Abendmahl wurde jeden Monat, und zwar mit der seligsten Wirkung auf die Herzen der Communicanten gehalten. Sie wußten sich nichts größeres und zugleich seligeres zu gedenken, als dieses Geheimniß. Ihre Aeufferungen darüber, bey den jedesmal vorhergehenden Unterredungen mit den Arbeitern, waren sehr lebhaft, und zeugten eben so sehr von dem hohen Begriffe, den sie davon hatten, als von dem Gefühl ihrer Armuth und Dürftigkeit, dabey sie ohne diese sacramentliche Gnade nicht durchkommen könnten.

Bev aller der unleugbaren grossen Gnade, die in der Misionsgemeine waltete, wurde ihr Ruhm an Christo doch durch verschiedene Dinge geschmälert. Es hielt sehr schwer, selbst bey den getauften Eheleuten, die durch lange Gewohnheit eingewurzelten Begriffe von der willkührlichen Ehescheidung zu vertilgen;

und die Missionsarbeiter waren genöthigt, darüber öftere und sehr ernstliche Vorstellungen zu thun.

Insonderheit war es sehr schmerzlich für sie, daß fünf Getaufte unter den siebenzig Negeren waren, die im November 1761. ihren Eigenthümern entflohen. Es hatten sich diese Treulosen eines Fahrzeuges bemächtigt, in welchem sie nach Portoric segelten. Als sie aber wieder eingeholt wurden, ehe sie dieselbe Insel erreichten, sprangen die Männer aus Verzweiflung in die See, nachdem sie vorher ihre Weiber und Kinder hineingestürzt hatten. Nur acht derselben wurden lebendig gefangen und zurück gebracht. Wenn nun gleich vier von den Getauften, die an dieser Empörung Antheil hatten, schon lange bey der Mission als untreue Leute bekant waren, und nur mit Geduld getragen wurden, das fünfte aber ein Mägdchen von zwölf Jahren war, das von seiner Mutter verführt worden; so war es doch nicht möglich, jedermann von dieser wahren Beschaffenheit der Sache zu überzeugen. Es mußte also die Missionsgemeine es sich schon gefallen lassen, die Schmach, die von dem Verbrechen einiger ihrer untreuen Mitglieder auf sie fiel, mit Geduld zu tragen. Es fehlte in der That nicht an Leuten, die von dem strafbaren Betragen dieser Wenigen einen nachtheiligen Schluß aufs Ganze machten, und den guten Credit umzustossen suchten, in dem sich die Getauften durch unstreitige Beweise ihrer Treue und Ergebenheit an ihre Herrschaften gesetzt hatten. Da in den ersten Tagen nach dieser Begebenheit grosse Unruhe unter den weissen Einwohnern der Insel war, und scharfe Wachen gehalten wurden, weil es ungewiß war, ob nicht jene Frevelthat der

Anfang einer weitem abgeredten Empörung wäre; so durfte sich Abends kein Neger auf der Strasse sehen lassen. Es fielen daher einige Tage lang die Abendversammlungen bey der Mission aus. Weiter wuchs ihr von der ganzen Sache kein Nachtheil zu. Verständige Herrschaften entzogen auch ihren getauften Negern, um der Schuld einiger Mißrathener willen, das Vertrauen nicht, das sie bisher in sie gesetzt hatten. Das Abendmahl wurde am gesetzten Tage ruhig mit der Gemeine begangen, nur mit der Vorsicht, daß alle Communicanten mit Sonnenuntergang auf dem Rückwege waren, und denen, die weit nach Hause hatten, ein schriftliches Zeugniß gegeben wurde, daß sie aus der Kirche kämen.

In der Missionsgemeinde wirkte übrigens dieser Vorgang viel Betrübniß, Eifer, Nachdenken, Ermahnungen und Warnen.

Den Missionsarbeitern lag es ganz besonders an, den Gefallenen zum Aufstehen behülflich zu seyn, und die Verirrten wieder zurecht zu bringen. Es kamen ihnen Beyspiele genug vor, woraus sie sehen konnten, daß ein grosser Theil derselben mehr mitleidiges Zurechtweisen als Zucht verdiente. Mit inniger Behemuth hörten sie es an, wenn eine arme Negerin unter vielen Thränen sich ihrer Fürbitte empfahl, daß Gott die Gefahr, in der sie um der mancherley Nachstellungen willen schwebte, gnädig von ihr abwenden wolle. Es war offenbar, daß diese Selaven der Stärke der Versuchungen nicht widerstehen konnten, wenn sie nicht den festesten Entschluß faßten, alle Arten des Leidens, ja den Tod selbst lieber auszustehen, als in etwas gegen ihr Gewissen zu willigen. Die Größe

des Muths und der Standhaftigkeit, die zu ausharrender Treue erfordert wird, läßt sich aus der Geschichte einer Negerin übersehen, die im Jahr 1759. dazu gekauft wurde, daß sie von ihrem Eigenthümer zu Diensten mißbraucht werden sollte, dazu sie sich durchaus nicht verstehen wolte, weil sie wider ihr Gewissen waren. Als freundliches Zureden bey ihr nichts ausrichtete, wurden Zwangsmittel angewendet. Die Schrecken eines finstern Kerkers, darinnen man sie eine Zeitlang schmachten ließ, erschütterten ihre Standhaftigkeit nicht. Auch unter den grausamen Schmerzen, da sie mit brennendem Siegellack betropft wurde, blieb sie unbeweglich. Halb verbrant empfing sie izt noch auf Befehl ihres grausamen Herrn durch vier Neger hundert Streiche, die eben so wenig eine Aenderung in ihrem Entschluß bewirkten, als die vorherigen Leiden. Noch wäre ihre Quaal nicht zu Ende gewesen, wenn nicht ein anderer mehr menschlicher Blanke für sie gebeten, und den Eigenthümer bewogen hätte, sie zu verkaufen. Der Missionarius Höpfer empfand das innigste Mitleiden, als ihn diese Bekennerin besuchte, und ihm ihre Leiden, davon die Merkmaale sehr deutlich zu sehen waren, erzählte.

Alle Gefallene waren wol nicht unter so harten Versuchungen erlegen; denn die mehresten konten die Schuld ihrer Untreuen niemand als sich selbst zuschreiben; aber alle verdienten nicht weniger, daß sich die Misionarbeiter ihrer mit liebreicher Sorgfalt annahmen, als ein Kranker die Hülfe des Arztes verdient, wenn er gleich selbst Schuld an seiner Krankheit ist. Sie ließen daher durch die Helfer bekant machen, daß sie gern mehrere Gelegenheiten haben möchten, den Gefal-

Gefallenen zu ihrer Errettung behülflich zu seyn, und ihnen zugleich öftern Anlaß zu verschaffen, ihr Anliegen bey ihren Lehrern anzubringen. Zu dem Ende sollten sie künftig eine eigene Classe ausmachen, die so wie die übrigen gehalten und bedient werden sollte. Es könnten also alle ohne Unterscheid, die nur den Vorsatz hätten, zu dem barmherzigen Hohenpriester Jesu Christo umzukehren, sonntäglich sich dazu einfinden. Es hatte dieses die gute Wirkung, daß sich sogleich verschiedene dieser Verirrten, die sich in langer Zeit nicht haben sehen lassen, reuig einstellten, und sehr beschämt waren, daß ihre Lehrer so liebevoll an sie gedächten.

Am Ende des Jahres 1762. erklärte sich der Missionarius Gantsch über den Gang der Mission in einem Briefe folgendermassen: „Wir können mit Freymüthigkeit sagen, daß wir und unser liebes schwarzes Volk in diesem Jahre in der Gnade Gottes gewachsen sind. Für unsre liebe Obrigkeit, die sich unser treulich angenommen hat, beten wir von ganzem Herzen. Im Neuffern sind wir bey der theuren Zeit zum Wunder durchgebracht worden, daß wir niemand haben beschwerlich fallen, noch Mangel leiden dürfen. Ich bin von Herzen willig, solange bey meinen lieben Negern, deren Liebe ich bey meiner Krankheit so merklich gefühlt habe, auszuhalten, bis mich mein lieber Herr nach Hause ruft.“





Fünfter Abschnitt.

Geschichte der Mission auf S. Croix vom Anfang
des Jahres 1763. bis Ende 1768.

Diesen ganzen Zeitraum hindurch wurde die Mission von dem Bruder Johann Georg Hantsch bedient, und mit dem Ende desselben rief der Herr diesen seinen treuen Knecht zu dem Genuß seiner ewigen Ruhe und Freude.

Schon im Januar 1763. wäre er der Mission durch einen unglücklichen Zufall bey nahe entzogen worden. Als er in seinem Garten beschäftigt war, wurde er von einem Stein, den ein Neger ohne Absicht geschleudert hatte, am Kopf so hart verwundet, daß man für sein Leben besorgt war, und er selbst sowol als die gläubigen Neger die Erhaltung desselben als eine besondere göttliche Wohlthat ansahen. Auch die Wiederherstellung der Gesundheit des Helfers David, der in der ersten Hälfte eben dieses Jahres gefährlich darnieder gelegen hatte, war für die Negergemeine eine Ursache, Gott viel Lob und Dank zu bringen. Es zeigte sich auch bey diesem Anlaß, wie sehr dieser nützliche Helfer von seinem Volke geliebt und geehrt wurde.

Eine der ersten Bemühungen des Missionarius im Jahr 1763. war, für die gläubigen Neger in der Stadt einen eigenen Begräbnißplatz zu verschaffen. Da das
Stück:

Stückchen Land auf Friedensthal, welches vor vier Jahren dazu bestimmt worden, schon besetzt war, so kaufte er in der Nähe der Stadt ein anderes zu dieser Absicht, und erhielt am 26ten Julius von dem secreten Rath, an den er sich deswegen mit einer Bittschrift gewendet hatte, die Erlaubniß, diesen Platz zum Begräbniß gläubiger Neger anzuwenden. Die Leiche des Negerbruders David, der mehrere Jahre als Chirurgus auf den königlichen Plantagen gestanden, und durch seine glückliche Operationen sich viele Achtung erworben hatte, war die erste, die auf dem neuen Gottesacker am 12ten August 1763. beerdiget wurde.

Ein Gerücht von einem abermaligen mörderischen Anschlag der Neger gegen die Blanken entstand am Himmelfahrtstag des eben genannten Jahres, und setzte diese in grosse Unruhe. Es wurden sogleich starke Wachen überall herumgeschickt, die auf die Neger genau Acht haben, und der Ausführung ihrer bösen Absicht zuvorkommen solten. Das Gerücht war ungegründet; weil aber alle Neger des Abends von den herumgehenden Wachen angehalten wurden; so konten die gewöhnlichen Abendversammlungen an den Wochentagen eine Zeitlang nicht gehalten werden.

Der Verkauf der königlichen Plantage im Jahr 1763. hatte für die Mission erhebliche Folgen. Es war der Missionarius sowol durch Briefe aus Copenhagen, als mündlich durch den neuen Inspector Lobeck versichert worden, daß die Mission in ihrem bisherigen Gange auf gedachten Plantagen ungehindert gelassen werden sollte. Dem ungeachtet wurde die Capelle oder das Versammlungshaus auf Lagrande am 14ten September dieses Jahres zu der Absicht

un-

unbrauchbar gemacht, wozu es von den gläubigen Negern war erbauet worden. Der Inspector wies es zwanzig Buffalen, die er eben von einem guineischen Sclavenschif gekauft hatte, zur Wohnung an. Als ihm der Missionarius vorstellte, daß dadurch die gottesdienstlichen Versammlungen der Neger dieser Plantage unmöglich gemacht würden: so entschuldigte er zwar die Unregelmäßigkeit der Sache durch die Noth; machte aber nur wenig Hoffnung, daß das Gebäude vor Verlauf eines Jahres zum Gebrauch der Mission wieder frey werden würde.

Die gläubigen Neger in der langen Zeit ohne Predigt des Evangeliums zu lassen, war unverantwortlich; und für ordinär nach der Kirche in Friedensthal zu gehen, war für sie nicht möglich. Das versetzte also sowol den Missionarius als die Neger in grosse Verlegenheit. Er trug indeß den Nationalhelfern auf, fleißig auf Lagrande zu besuchen, und durch Privatunterredungen mit den dortigen Negern einigermassen das zu ersetzen, was sie an dem öffentlichen Vortrag der Lehre Jesu einbüßten. Und da er einsah, daß dergleichen Störungen so lange vorkommen könnten, als die Negerkirche auf einem Grunde stünde, darüber ein anderer das Eigenthumsrecht hat; so bemühte er sich, bald wieder ein Stück Land auf dem Grunde der neuen Friedrichstadt käuflich zu erlangen, um eine Kirche für die Neger am Westende darauf zu erbauen. Die Lots, welche vor einigen Jahren auf diesem Grunde für die Mission gekauft worden, waren wegen versäumten Anbaues verfallen. Ob ihm gleich die Sache von selbst sehr anlag, so wurde er doch durch die wiederholten Bitten der Neger am

am Bestende, denen der Mangel an ihrem gewöhnlichen Unterricht sehr wehe that, noch mehr dazu angetrieben.

Bald im Anfang des Jahres 1764. kam dieser Kauf zu Stande; das Land wurde dem Missionarius zugemessen, und am 16ten April der Kaufbrief darüber ausgefertigt, der durch den Byevogt in Friedensthal publicirt und protocollirt wurde. Um die Erlaubniß, eine Kirche für die Neger darauf zu erbauen, hatte der Missionarius bey dem Generalgouverneur schon vorher Ansuchung gethan, und sie ohne Schwierigkeit erhalten. Da das erkaufte Stück Land mit Busch bewachsen war; so waren die fleißigen Hände der gläubigen Neger in ihrer freyen Zeit gleich geschäftig, das Holz niederzuschlagen, einen Platz zum Bau rein zu machen, und Baumaterialien dahin zu schaffen.

Zu eben der Zeit wurde in Friedensthal Anstalt zum Bau eines neuen Hauses zur Wohnung für die Missionararbeiten gemacht. Die Brüder Kremser und Friedemann kamen mit ihren Lehrpurschen von S. Thomas herüber, um diesen Bau zu führen. Der Grundstein wurde am 10ten August gelegt, und am 31ten October war das Haus zum Beziehen fertig. Es ist das beste unter allen Wohngebäuden der Mission auf den drey Inseln. Mit Dank und Gebet wurde es bezogen, und das alte Wohngebäude den zur Kirche kommenden Negern angewiesen, sich da vor der Sonnenhitze und dem Regen zu bergen.

Ehe dieser Bau angefangen wurde, ging der Gehülfe bey der Mission, Johann Stättner, am 19ten Februar 1764. in seinem fünf und funfzigsten Jahr
aus

aus der Zeit. Er hatte sich fünf Jahre lang der ledigen Mannsleute, deren Anzahl zwischen vierzig und funfzig war, insbesondere angenommen; übrigen aber sowol am Westende, als sonst mit dem öffentlichen Vortrage der Lehre Jesu bey der Mission gedient. Seine Stelle bey den jungen Negern wurde erst am 7ten September 1765. durch den Bruder Jacob Remigius Göttlich von S. Thomas wieder ersetzt. Bis dahin nahmen sich die beiden Missionsarbeiter Hantsch und Lorenz, wie auch der Missionarius Bennet, der am 3ten October von Antigoa zum Besuch ankam, derselben nach Vermögen an.

Am Westende wurde im August der Anfang zum Bau eines Wohnhauses gemacht. Es war eben bis aufs Eindecken fertig, als damit inne gehalten werden mußte, weil der Inspector der Plantage Lagrande den Grund, worauf es erbaut war, seiner Lage wegen zu eben genanter Plantage ziehen wolte. Ohne zu warten, daß die Missionsarbeiter ihrem Eigenthum gegen ein anderes Grundstück ordentlich entsagten, wurde auf ihrem Lande durch die lagrandischen Neger Mayz gepflanzt, und am 28ten September ging das darauf gebaute Wohnhaus im Feuer auf; wovon der Missionarius Hantsch dem Generalgouverneur auf sein Verlangen einen schriftlichen Bericht eingab. Da der Inspector der Plantage versicherte, daß sowol das Pflanzen auf dem Lande der Mission als das Abbrennen des Wohnhauses ohne sein Wissen geschehen sey, so mußte an ersterem der Meisterknecht Schuld haben, und das andere einem Zufall zugeschrieben werden.

Dieser Vorfall, der die Möglichkeit, den Negern am Westende mit der öffentlichen Verkündigung des

Evan-

Evangeliums wieder zu dienen, weit hinausshob, war nicht nur den Misionärsarbeitern und den Negern, sondern auch einigen Herrschaften sehr unangenehm. Denn auch diese wünschten, daß ihre Neger eine Kirche in der Nähe, und nicht so weit nach derselben zu gehen haben möchten.

Der bisherige Mitarbeiter an der Mission, Johann Lorenz, erhielt bald darauf einen Ruf nach S. Thomas, wohin er den 12ten October 1764. abging. An seine Statt kam der vieljährige Misionarius von S. Jan, Johann Brucker, der eben eine Zeitlang auf S. Thomas ausruhete, und auf Gelegenheit wartete, nach Pennsylvanien abzugehen; nun aber von Herzen willig war, sich mit dem Bruder Hantsch in die vielen bey der Mission vorkommenden Arbeiten zu theilen.

Im December dieses Jahres ereignete sich die sehr ungewöhnliche Begebenheit, daß ein todter Wallfisch (dergleichen Geschöpfe man in den dortigen Meeren sonst nicht findet) durch die See auf das Ref in Prinzessbay geworfen wurde. Er war von ungeheurer Größe, und von fern wie eine kleine Insel oder Klippe in der See anzusehen. Da man an dem Körper ein grosses Loch entdeckte, so wurde sehr wahrscheinlich geschlossen, daß er durch eine Canonkugel getödtet worden.

Im Jahr 1765. wurde erst mit den Misionärsarbeitern über die Vertauschung ihres Landes am Bestende gehandelt; aber ehe die Sache in Richtigkeit kam, starb der Inspector Lobeck: und sein Nachfolger wiederholte das Versprechen, daß in Absicht der Mission auf Prinzessplantage alles in dem bisherigen Gang bleiben sollte.

Der

Der Anbau am Westende wurde der Mission außerordentlich schwer. Da es sich damit so lange verzog, so ging das meiste Holz, das daselbst zu dem vorhabenden Bau einer Negerkirche war angeschafft worden, verloren. Das neue Lot, zweyhundert und achtzig Fuß lang, und hundert und siebenzehn breit, und nur eine Viertelstunde von Lagrande entfernt, wurde erst im October 1767. zugemessen, und am 20ten October unter einer in der Eil erbauten Hütte die erste Versammlung mit hundert und dreyßig Negern daselbst gehalten. Aber mit dem eigentlichen Bau konnte aus Mangel der Materialien und wegen anderer Hinderungen der Anfang noch nicht gemacht werden. Fünf volle Jahre waren über dieser Unternehmung fruchtlos und nicht ohne grossen Schaden vergangen. Es war nicht anders, als ob sich alles der Gründung des Missionshauses entgegen setzte, der in der folgenden Zeit als eine Stadt auf dem Berge vielen hundert um ihr Heil verlegenen Negern zum Orte der Zuflucht gedient, und wo ihnen der Weg zur Seligkeit in Christo Jesu mit dem besten Erfolg gezeigt worden.

Noch im Jahr 1765. hatte der Missionarius Hantsch den Schmerz, daß sein treuer Mitarbeiter Johann Brucker, am 5ten November durch den Tod von seiner Seite genommen ward. Ich will, was von letzterem noch zu sagen ist, in die Geschichte der Mission auf S. Jan, bey welcher er ins zehnte Jahr gedient hat, versparen, und hier nur noch anmerken, daß ihm seine Frau nach zehn Tagen im Tode nachfolgte. Für den Missionarius Hantsch war dieses eine sehr schwere Zeit, da auch seine Frau an einer harten Krankheit darnieder lag. Er hatte igt in seiner

Arbeit keine Hülfe, als von dem Bruder Göttlich. In seiner Verlegenheit kam der Bruder Melchior Schmidt mit seiner Frau recht erwünscht von Bethlehem an. Er war zwar für S. Thomas bestimmt; aber in diesen Umständen schien er der Mission auf S. Croix von Gott zur Hülfe geschickt zu seyn, und der Missionarius behielt ihn sieben Wochen lang bey sich.

Die Mission, welche, wie vorhin erzehlt worden, durch Feuer ein Haus am Westende eingebüßt hatte, war am 8ten Junius 1766. in Gefahr, auf eine ähnliche Weise einen noch grössern Schaden zu leiden. Es wurde nemlich in der Nähe der Missionsgebäude in Friedensthal von bösen Leuten ein Feuer angezündet, welches bey der damaligen Dürre schnell um sich grif, und vom Winde gerade auf die Gebäude hingeweht wurde. Der Zaun von Pinguin, der nur wenige Schritte von den Gebäuden entfernt war, und fast so leicht wie Schwefel Feuer fängt, war schon in Brand. Zum Glück waren an diesem Sonntage noch viele Neger da, durch deren vereinten unermüdeten Fleiß die Gefahr abgewendet wurde. Dabey gewährte der vor etlichen Jahren entdeckte und wieder geöffnete Brunnen einen sehr grossen Vortheil. Bey einem grossen Brande auf Prinzess im folgenden Jahre wurden sechs und vierzig Negerhäuser ein Raub der Flammen, und verschiedene gläubige Negerfamilien kamen dadurch in harte Umstände; aber das Versammlungshaus blieb bey der grossen Gefahr unbeschädigt.

Nach dem Tode des Missionarius Bruckers war, wie gesagt, der Bruder Melchior Schmidt einige Wochen lang ein Gehülfe bey der Mission. Als dieser

aber nach S. Thomas abgegangen war; so blieb Bruckers Stelle fast zwey Jahre unbeſetzt. Der Miſſionarius Zantſch hatte also mit ſeinem Gehülfeu Göttlich biß zum 15ten October 1767. die weitläufige Arbeit allein zu beſorgen; nur kam ihm Johann Böhner in den drey erſten Monaten dieſes Jahres von S. Thomas zu Hülfe. Göttlich aber wurde durch den Bruder Johann Peter Schwimmer abgelößt. Erſt am 15ten October 1767. erhielt der Miſſionarius an dem Bruder Balthaſar Friedreich einen Mitarbeiter, der ihm in der kurzen Zeit ſeines Dienſtes nach Vermögen beyſtand.

Ein gewiſſermassen hartes Schickſal betraf in dem eben genannten Jahre eine Anzahl zur Brüdermiſſion ſich haltender Neger, deren dreyzehn getauft, und drey Candidaten zur Taufe waren. Sie fielen bey einer Erbschaftstheilung einem Eigenthümer zu, der ſie mit einer groſſen Anzahl ſanderer Neger nach S. Eusta- tius auf ſeine Plantage verſetzte. Die Vorſtellung, daß ſie von der Gemeine gläubiger Neger, mit denen ſie ſo viel Gutes fürs Herz genoſſen hatten, getrennt, und in ein Land verſetzt werden ſolten, wo noch keine Anſtalt zur Befehrung der Heiden gemacht war, verſetzte dieſe Neger in die tieffte Betrübniß. Mit bittern Thränen baten ſie ihre neue Herrſchaft, ſie gegen andere Neger zu vertauſchen, damit ſie in ihrer bißherigen Kirchengemeinſchaft bleiben könnten; aber ſie wurden ihrer Bitte nicht gewährt. Als ſie mit dem Miſſionarius ſich verabschiedeten, ſuchte er ihren Schmerz durch den Zuſpruch zu mildern, daß der Heiland auch auf S. Eustatius nicht fern von ihnen ſeyn werde, wenn ſie ihn von Herzen ſuchten. Er empfahl ihnen die

die Liebe unter einander, und daß sie selbst einer den andern ermahnen, und an die Liebe Jesu und seine Lehre fleißig erinnern sollten, als ein bewährtes Mittel gegen die Versuchungen, in die sie sonst gerathen und darinn unterliegen könnten. Dabey äusserte er den Wunsch, daß sie als ein Licht unter ihrem Volk, das noch in der Finsterniß und von Gott entfernt ist, leuchten, und vielen zur Veranlassung dienen möchten, ins Reich Gottes zu kommen.

Schon einige Jahre vorher war der getaufte Neger Friedrich von S. Croix nach S. Eustatius versetzt worden, und ging daselbst in der empfangenen Gnade treulich fort. Der Missionarius wurde davon sowol durch dessen eigenhändige Briefe, als durch Personen, die von daher kamen, versichert. Er hatte sogar die Freude, von einer alten Negerin, die von letzterer Insel kam, zu erfahren, daß sie durch denselben Neger die Lehre vom Heilande zuerst gehört, und seitdem ein Verlangen habe, in seiner Erkenntniß weiter zu kommen, und der Abwaschung von Sünden durch die Taufe theilhaftig zu werden.

Die erste Nachricht, welche die Missionsarbeiter von ihnen nach S. Eustatius versetzten Kirchkindern noch im Jahr 1767. erhielten, war für sie befriedigend; denn nach derselben unterhielten sie die Gemeinschaft unter sich, gingen in der empfangenen Gnade fort, und oben genanter Friedrich nahm sich ihrer als Arbeiter an. Doch fanden sie im folgenden Jahre nöthig, sich durch einen aus ihrem Mittel nach dem Befinden derselben zu erkundigen, und ihnen mit Trost und Ermahnung behülflich zu seyn. Der Bruder, Johann Peter Schwimmer, nahm diesen Auftrag

gern an; ging am 16ten Merz 1768. nach S. Eustacius ab, und kam in zwey Tagen daselbst an. Verschiedenemal hatte er die getauften Neger mit Genehmigung ihrer Herrschaft beyammen. Er las ihnen das Schreiben, das ihr ehemaliger Lehrer Hantsch an sie mitgegeben hatte, vor; erkundigte sich bey einem jeden um sein inneres Befinden, und ermahnte sie, der Gnade Gottes würdiglich zu wandeln. Er hatte die Freude, sie alle noch in der Herzensstellung anzutreffen, mit welcher sie von S. Croix abgegangen waren. Dem Bruder Friedrich, der durchgängig von allen die ihn kanten, für einen wahren Christen gehalten wurde, und zu dem die Getauften Liebe und Vertrauen hatten, trug er auf, die übrigen alle Sonntage zu besuchen, sie an die Liebe Gottes in Christo zu erinnern, und in Gemeinschaft zu erhalten; auch von Zeit zu Zeit den Missionarierern auf S. Croix schriftliche Nachricht von ihnen zu geben. Nachdem sie der Bruder Schwimmer aufs neue mit einander verbunden, und sie in dem Vorsatz, dem Heilande zu Ehre zu leben, gestärkt hatte, empfahl er sie der Gnade Gottes, und reiste am 25ten Merz wieder nach S. Croix ab.

Der Missionarius Hantsch verlor im Octobere 1768. seinen Mitarbeiter Balthasar Friedreich, der erst ein Jahr vorher von S. Thomas gekommen war. Es hatte dieser Bruder seit dem Jahr 1741. da er zur Brüdergemeine kam, ein Verlangen gehabt, den Heiden die Liebe ihres Schöpfers und Erlösers anzupreisen; und nachdem er den Ältesten der Gemeine im Jahr 1765. davon schriftliche Nachricht gegeben hatte, erhielt er noch in eben dem Jahre einen Ruf

zur Mission auf diesen Inseln. Seine schwache Gesundheit erlaubte ihm nicht, in der Missionsarbeit so geschäftig zu seyn, als er es wünschte. Er starb in seinem sechs und funfzigsten Jahre.

Mit dem Schlusse des Zeitraums, dessen Geschichte in diesem Abschnitte geliefert wird, schloß auch der würdige Missionarius Johann Georg Hantsch seine gesegnete Arbeit unter dem Negervolke, und ging am 9ten December 1768. in einem Alter von funfzig Jahren in seines HErrn Freude ein. Ehe er zur Brüdergemeine kam, welches im Jahr 1739. geschah, hatte er um des Evangeliums willen im Gefängniß gelegen; und als er hernach der Brüdergemeine in Rössnitz diente, wurde er von einer Rotte feindseliger Menschen in der Nacht aus seiner Wohnung geschleppt, jämmerlich zerschlagen, und endlich in einen tiefen Brunnen geworfen, daraus er wunderbar errettet wurde. Im Jahr 1743. ging er nach Pensylvanien, und diente bey den dortigen Brüdergemeinen, auch bey der Mission unter den Nordindianern in Gnadenhütten, bis er im Jahr 1750. den Ruf zu der Mission auf den caraimischen Inseln erhielt. Achtzehn Jahre hatte er dem Werke Gottes mit unermüdeter Treue und offenbarem Segen gedient, und war nach Johann Böhner igt der älteste Missionarius. Auf S. Croix hatte er acht Jahre lang an der Beförderung der Erkenntniß Gottes und Jesu Christi unter den Negern gearbeitet. Er war nicht nur mit den zur innern Missionsarbeit nöthigen Gaben von Gott begnadiget; sondern hatte auch viel Geschick zu äusserlichen Geschäften, zur Wirthschaft, zum Umgang mit Blanken von allerley Ständen, bey denen ihm sein

aufrichtiges, bescheidenes und höfliches Betragen Achtung und Zuneigung erwarb. Als es bey seiner letzten Krankheit den Anschein hatte, daß er aufgelöset werden würde, samlete sich eine grosse Anzahl gläubiger Neger zu seinem Sterbebette, um sich noch die letzten Augenblicke ihres geliebten Lehrers zu Nuze zu machen, und ihm ihre Liebe und Erköntlichkeit zu bezeugen. Er nahm von ihnen auf eine sehr rührende Weise Abschied, und sagte unter andern: „Ich gehe als ein armer Sünder zu meinem lieben HErrn.“ Ueber funfzig angesehene Personen von den Blanken begleiteten seine Leiche zu Grabe.

Anstatt etwas weiteres von diesem gesegneten Arbeiter zu sagen, will ich lieber den inneru Fortgang der Mission in den letzten sechs Jahren seines Dienstes kürzlich erzehlen. Es ist für einen Diener Jesu Lobes genug, wenn man von ihm sagen kan, daß er dem Heilande in der Ausführung seiner grossen Absicht, Menschen selig zu machen, brauchbar und nützlich gewesen sey.

Mehr als tausend Heiden empfanden in den sechs Jahren den seligen Einfluß des Evangeliums, welches der Missionarius ihnen verkündigte, und gaben ihm ihr Verlangen zu verstehen, in das Gnadenreich Gottes aufgenommen zu werden. Unter diesen armen Menschen glaubte doch noch hie und da einer, daß ihr Ursprung vom Teufel her sey; und hatte daher das Herz nicht, auf die Gnade Gottes in Christo Anspruch zu machen. Desto grösser war ihre Freude und Verwunderung, wenn sie der Diener Jesu des Gegentheils versicherte, und ihnen Muth machte, getrost zu glauben, daß sich die Gnade Gottes über

Weisse

Weisse und Schwarze ohne Unterschied erstreckte. Er hielt es für eine gewisse Wahrheit, daß kein Heide ohne die göttliche Gnade weder in seinem Herzen zur Bekehrung zu Christo geneigt werden, noch die ihm dabey im Wege stehenden Hindernisse von mancherley Art überwinden könne. Unter letztere gehörte die Schmach, welche sich diejenigen, die sich in den Unterricht der Missionsarbeiter begaben, selbst von ihren Landsleuten immer noch zuzogen: wiewol es in dem Theil nicht mehr so arg war, als zur Zeit der ersten Anfänge dieses Werks Gottes; auch die Obrigkeit es nicht ungeahndet hingehen ließ, wenn Neger die Taufe verspotteten, oder schimpflich davon redeten, in der Absicht, den Getauften wehe zu thun.

Hie und da zeichnete sich auch noch ein blanker Eigenthümer durch unverständigen Eifer oder unbillige Härte gegen seine christlichen Neger aus, wovon ich aber Beyspiele anzuführen mich enthalte.

Auf den gesegneten Fortgang des Missionswerks läßt sich auch aus der Anzahl von fünfhundert und sechs Erwachsenen schliessen, welche in dieser Zeit von sechs Jahren durch die Taufe in die Kirche Christi aufgenommen worden. Da dieser Zuwachs einigermaßen eine Folge der ersten Taufe war, welche der Missionarius Friedrich Martin am 12ten Julius 1744. vier erwachsenen Personen ertheilt hatte; so wurde das Andenken derselben immer in Ehren gehalten. Noch im Jahr 1767. waren bey der kleinen Feyerlichkeit, womit dieses Andenken von der Gesellschaft der sämtlichen weissen und schwarzen Arbeiter begangen wurde, drey von jenen Erstlingen, David, Nathanael und Priscilla, zugegen. Mit dank-

vollem Herzen erinnerten sie sich an das, was Gott in den drey und zwanzig Jahren an dem Negervolk auf S. Croix durch das Wort vom Kreuz gethan hat, und wie sich dasselbe als eine Kraft Gottes zur Seligkeit bewiesen, so daß aus jenen vier Erstlingen über anderthalbtausend geworden, die durch die Taufe in das Reich Jesu Christi aufgenommen worden. Der erste bey der Brüdermission auf dieser Insel in seiner Kindheit getaufte Abraham hatte izt schon die Jünglingsjahre erreicht, und wurde auf seine Bitte im Jahr 1763. in die Gemeine der Erwachsenen aufgenommen. Die erste Taufe an Limtry oder der Südseite der Insel verrichtete der Missionarius an einem kranken Erwachsenen daselbst im September 1765. Es hatte diese Handlung den gesegneten Erfolg, daß ein grosses Verlangen bey vielen Negern dieser Gegend entstand, dieser Gnade auch theilhaftig zu werden; daher sie von der Zeit an die Missionskirche fleißig besuchten.

Die Neger schätzten die ihnen von Jesu Christo in der Taufe zuge dachte Gnade sehr hoch; daher waren zur Taufe bestimmten Candidaten die Nachricht, daß sie derselben theilhaftig werden sollten, allemal eine ausnehmende Freude. Wer von ihnen diese Anwartschaft hatte, der mußte sehr krank und schwach seyn, wenn er nicht deswegen nach Friedenthal ging, um dieselbe in der versamleten Gemeine zu erhalten. Ein Candidat zur Taufe lag an einem schadhaf ten Bein, so daß er weder gehen noch stehen konnte. Als er aber die Nachricht erhielt, daß er am nächsten Sonntage getauft werden sollte, hatte er eine so grosse Freude darüber, daß er sich von seinem Aufseher die Erlaubniß ausbat, nach der Kirche zu gehen. Dieser bewilligte

es gern; glaubte aber nicht, daß er so weit zu gehen im Stande sey. Der Kranke wagte es, und ehe er bis zur Kirche kam, war er völlig gesund und hergestellt.

Eine Negerin, die von der Kirche in Friedensthal weit entfernt wohnte, hatte in ihren gesunden Tagen keine Zeit bekommen können, dahin zu gehen. In ihrer auszehrenden Krankheit aber wurde das Verlangen, daselbst zu besuchen, und um die Taufe zu bitten, so groß, daß sie sich zu Wasser nach Christianstadt bringen ließ, von wo aus sie bis nach Friedensthal nur einen kurzen Weg hatte. Ihre Schwachheit war aber schon so groß, daß sie auf demselben ohnmächtig liegen blieb. Eine christliche Negerin, die sie in diesem Zustande antraf, war ihr vollends dahin behülfflich. Als sie bis zur Kirche gekommen war, dankte sie Gott auf den Knien, daß er ihr bis dahin geholfen hatte. Bey dem Missionarius brachte sie ihr Anliegen, daß sie vor ihrem nahen Ende noch gern getauft seyn möchte, unter vielen Thränen an. Er tröstete sie mit der Hoffnung, daß es bald geschehen würde. Sie wurde nach Christianstadt gebracht, wo sich die gläubigen Negerinnen, insonderheit die Helferin Antonetta, ihrer liebevoll annahmen, und ihr den Heiland und die Gnade in seinem Blute anpriesen. Der Missionarius Hantsch besuchte sie nach etlichen Tagen, und fand sie in einem solchen gläubigen Verlangen nach der Gnade Gottes in Christo, daß er sie in Beyseyn einer grossen Gesellschaft gläubiger Neger taufte, und nach ihrer Wohlthäterin Antonetta nante. Sie war nach dieser empfangenen Gnade sehr selig, und wünschte nun,

daß der Heiland sie je eher je lieber zu sich nehmen möchte. Dieses ihr Verlangen wurde nach zwölf Tagen erfüllt. In ihrer letzten Stunde begehrte sie noch die Helferin Antonetta zu sich, die ihr so vieles vom Heilande gesagt hatte. Derselben bezeugte sie noch das Wohlseyn ihres Herzens, und ihre Dankbarkeit gegen den Heiland, der sie in ihren letzten Tagen mit seinem Blute von Sünden abgewaschen, in seine Gemeinschaft aufgenommen, und versichert habe, daß sie bald zu ihm kommen werde. „Izt ist meine Zeit da, sagte sie zuletzt; nun gehe ich zu meinem lieben HErrn.“ Dabey reichte sie der Helferin die Hand, und verschied.

Wenn es nicht durchgängig den Candidaten zur Taufe anlag, dieser Gnade bald theilhaftig zu werden, so sahe es der Missionarius als eine Ausnahme an, und suchte diejenigen, bey welchen eine Art von Gleichgültigkeit gegen die Taufe Platz gefunden hatte, nachdem wiederholte Ermahnungen bey ihnen ohne Wirkung geblieben, durch die Ausschließung aus der Classe der Candidaten zum Nachdenken und zu neuem Eifer zu erwecken. Es hatte dieser Ernst, den er im Jahr 1765. erweisen mußte, den gewünschten Erfolg.

Eine ähnliche Arbeit hatte er das Jahr vorher unter den getauften Eheleuten vorgenommen. Da verschiedenes der Lehre Jesu nicht gemässes unter ihnen vorgekommen war; so that er deswegen nicht nur in einer besondern Versammlung eine ernstliche Erinnerung, sondern ging auch ihre Classen durch, und machte diejenigen, die er für die Zeit nicht als würdige Glieder der Gemeine ansehen konnte, namentlich

bekant. Er hatte nicht Ursache, sich sein Verfahren reuen zu lassen; denn in den nächsten Tagen kamen verschiedene der Ausgeschlossenen, bekanteten ihre Vergehungen aufrichtig, und baten mit Thränen um Vergebung und die Wiederannahme.

Aus den Getauften kamen in diesen sechs Jahren hundert und sechs und vierzig Personen unter die Communicanten. Von dieser Gesellschaft erwartete der Missionarius vorzüglich, daß sie dem Heilande und seiner Lehre durch einen unsträflichen Wandel Ehre machen sollten; und bey den allermeisten wurde diese Erwartung, durch die Gnade Gottes, zu seiner Freude und Zufriedenheit erfüllet.

Die Nachrichten, welche in den Tagebüchern der Mission von den Sterbefällen gläubiger Neger vorkommen, stimmen alle darinn überein, daß sie im Glauben an das Verdienst Jesu mit einem getrosteten Herzen verschieden sind. Da ich, wie billig, Bedenken habe, den Leser mit einer Reihe ähnlicher Geschichten in einem Buche zu ermüden, in welchem man Wiederholungen ohnedem nicht gänzlich vermeiden kan; so will ich nur dieses anmerken, daß eben diese Einförmigkeit als ein Beweis von der durchgängig an den Herzen der gläubigen Neger wirksamen Gnade Gottes angesehen werden kan.

An Gelegenheit, Geduld auszuüben, fehlte es bey alle diesem dem Missionarius niemals. Er merkte selbst an, daß mancher Neger sich der Anforderung Gottes an sein Herz zehn Jahre lang widersezt, und doch am Ende sich ihm ergibt. Da er davon viele Beyspiele hatte, so gab er die Hoffnung von denen nicht auf, die nach einer langen

gen Geduld noch nicht bey dem Ziel waren, wo er sie gern gesehen hätte. Er wechselte indessen nur in den Aeusserungen seiner Liebe zu ihnen mit Ernst und Gelindigkeit ab. Es war seine Regel, zu deren Beobachtung er sich mit den Nationalhelfern verbunden hatte, mit allen Schwachen und Kranken Geduld zu haben, und sie immer wieder mit Liebe anzufassen; falsche Seelen aber ohne Schonen zu behandeln.

Der Missionarius genoß fast durchgängig bey blanken Herrschaften die Achtung und das Vertrauen, das er verdiente. Auch den gläubigen Negern ließen dieselben Gerechtigkeit wiederfahren, und hielten sie nicht nur für treue und zuverlässige Sklaven; sondern hie und da wurde auch die Gnade, die Gott an ihnen erzeugt hatte, erkant. Ich will nur einige Vorgänge erzehlen, die dieses erläutern. Es hatte eine Frau ungesehen der Unterredung zugehört, welche eine Helferin mit andern ihrer Negerinnen über Materien hielt, die dem christlichen Herzen vorzüglich wichtig sind; und wurde dadurch nicht nur aufs lebhafteste gerührt, sondern erkante auch an ihren Negerinnen die seligen Wirkungen des Glaubens an Jesum und der brünstigen Liebe zu ihm, mit dem aufrichtigen Verlangen, ihm wohlgefällig zu wandeln. Als sie ihrem Manne etwas von dem Inhalt jener Unterredung erzählte, so hatte solches die Wirkung, daß er den Missionsarbeitern sagen ließ, sie könnten künftig in aller Freyheit auf seine Plantage kommen; denn nun wünsche er, daß sich alle seine Neger bekehren möchten. Er und seine Frau ließen sich zugleich in ihr Gebet empfehlen.

Eine andre Frau hatte zu ihrer gläubigen Negerin, die sie für ein Kind Gottes und für seliger als sich hielt, ein solches Vertrauen, daß sie in ihrer letzten Krankheit niemand als dieselbe um sich haben wolte. Bey ihr schüttete sie ihre Verlegenheit um ihre Seligkeit aus, und nahm ihre Anweisung, sich mit aller ihrer Schuld und Noth gläubig zum Heiland zu wenden, dankbar an. Dadurch wurde der Grund der Hoffnung des ewigen Lebens bey der Kranken gelegt; die Zweifel, die ihr noch aufstießen, wurden von ihrer Negerin aufgelöst; sie ward getrost, und ließ sich bis ans Ende von derselben mit dem Gesang geistreicher Lieder unterhalten.

Auf einer Plantage, deren Besitzer auf seine Neger oft fluchte, weil sie zur Kirche gingen, erklärte sich eine Negerin gegen ihre Meisterin dahin: sie diene ihrer Herrschaft treu und von Herzen, ungeachtet ihr Herr oft und viel wegen des Kirchengehens auf sie fluche. Wenn sie aber den Unterricht aus Gottes Wort in der Kirche nicht empfangen hätte; so könte sie diese Treue nicht beweisen. Denn diese komme aus dem Glauben an den Heiland, und dem Gehorsam gegen seine Gebote her. Alles was sie thue, thue sie ihm zu Liebe. „Ich habe das nicht aus einem Buche gelernt; denn ich habe kein Buch, kann auch nicht lesen: aber, fuhr sie fort, indem sie die Hand auf die Brust legte, hier hat mirs Gott hineingeschrieben. An ihn glaube ich, und seiner Lehre folge ich.“ Die Frau war von der Wahrheit dieses Bekenntnisses ihrer Negerin vollkommen überzeugt, und gab ihr zu verstehen, daß es ihr zum Wohlgefallen gereiche, wenn alle ihre Neger sich den Unterricht bey der Mission zu Nutzen machten.

Wenn

Wenn man dasjenige, was ich igt von dem innern Gange der Regergemeine gesagt habe, ins Ganze betrachtet; so wird man einsehen, daß der Missionarius Hantsch in seinen letzten Stunden mit Vergnügen und mit herzlicher Dankbarkeit gegen Gott auf den Erfolg seiner Arbeit zurücksehen, und darüber getröstet in seine ewige Ruhe eingehen konnte.





Sechster Abschnitt.

Geschichte der Mission auf S. Jan vom Anfang
des Jahrs 1758. bis Ende 1768.

Der Missionarius Johann Brucker, der im Jahr 1754. diese Mission gleichsam von neuem anfang, arbeitete in derselben bis ins Jahr 1764. Er hatte im Jahr 1758. so wie seine Frau, zwey schwere Krankheiten zu überstehen, und beide fühlten die Folgen der damaligen Theurung der Nahrungsmittel. Lange mußten sie aus Mangel des Brodes sich mit Cassabi behelfen, und durch hungrige Diebe verloren sie zu eben der Zeit ihren Vorrath an Federvieh. Ihr einziger Neger Martinus, ein Mann von einer besondern Grösse und Stärke, wurde ihnen durch einen plötzlichen Tod entrissen. Da er vor einigen Jahren aus Guinea nach S. Thomas gebracht worden, kam er gleich in die Bekantschaft einiger Negerbrüder, die seine Landessprache verstanden; und in der tiefen Verlegenheit über sein künftiges Schicksal bat er sie, ihm behülflich zu seyn, daß er einen guten Herrn bekommen möchte. Auf die Vorstellung derselben kauften ihn die Missionsarbeiter daselbst. Er wurde bald ein williger Lehrling bey dem Missionsunterricht, und nachdem er die Taufe erhalten hatte, dem Missionarius auf S. Jan überlassen, dem er mit Treue diente.

Die

Die Leiche dieses Negers war die erste, die auf dem Gottesacker der Mission begraben wurde.

Der Bau der Kirche, der im Jahr 1755. auf dem Grunde der Mission angefangen worden, wie aus dem vorhergehenden Abschnitt dieser Geschichte zu sehen ist, kam erst im Jahr 1759. völlig zu Stande. Bis dahin diente das Wohnhaus des Missionarius zum Orte der Versammlungen. Die neue Kirche wurde am 29ten April durch den Bruder Nathanael Seidel eingeweiht, der eben zur Visitation da war. Es wurden bey dieser Feyerlichkeit zehn erwachsene Neger durch die Taufe zur Gemeine hinzugethan. Um den Bau der Kirche hatte sich der vieljährige Freund der Brüder Jens Rasmus vorzüglich verdient gemacht, und die zur Mission sich haltenden Neger hatten mit ihrer Hände Arbeit willig dabey geholfen. Nur schade, daß bey der Anlage derselben zu wenig auf die wachsende Anzahl der Kirchgänger Bedacht genommen worden. Denn schon bey ihrer Einweihung konnte sie die Menge der Neger nicht fassen, welche zum Gottesdienst zusammen kamen.

Hingegen hatte die Kirche auf Vlachs Plantage, dazu ebenfalls im Jahr 1755. Bauanstalten gemacht worden, das gewöhnliche Schicksal der Gebäude, welche zum Dienst der Mission auf fremdem Grunde angefangen worden. Sie blieb gänzlich liegen, als der Besitzer der Plantage Herr Wilthagen im Jahr 1759. starb. Das Evangelium wurde gleichwol daselbst öffentlich gepredigt, bis der Mangel eines dazu schicklichen Gebäudes den Missionarius im August 1760. nöthigte, die Predigten, die sonst einen Sonntag um den andern da gehalten worden, völlig ein-

einzustellen, und die Neger dieser Plantage, welche Liebhaber des göttlichen Wortes waren, anzuweisen, sich zur Kirche auf Bethanien zu halten.

Auf der königlichen Plantage Carolina in Corallbay wurde in Ermangelung eines ordentlichen Versammlungshauses die Predigt unter einer grossen Laubhütte in vier Wochen einmal gehalten.

Die Anzahl der Neger, die ein Verlangen bezeugten, durch die Erkenntniß Gottes und Jesu Christi selig zu werden, war bisher sehr angewachsen, und ohne Gehülfen war es dem Missionarius nicht möglich, sich aller und jeder gehörig anzunehmen; daher wurden zur Zeit der Visitation noch vier Brüder und vier Schwestern aus der Nation zu Helfern erwehlt. Unter denselben waren zwey, Petrus und Joachim, die zu öffentlichen und besondern Vorträgen gebraucht werden konnten. Aber so viel es die Zeit und die Kräfte des Missionarius erlaubten, ging er selbst mit seiner Frau, ungeachtet der sehr beschwerlichen Wege, auf diesem bergichten Eilande herum, und besuchte seine Kirchkinder, sonderlich die Kranken und Schwachen, auf den Plantagen.

Die Zahl der Abendmahlsgenossen war am Ende des Jahrs 1759. über hundert gestiegen; und die Anzahl der Lehrlinge und der Getauften war weit grösser.

Ein Gerücht von einer bevorstehenden Empörung der Neger, hatte am Ende des Jahrs 1759. unter den weissen Einwohnern Unruhe und Sorge verursacht, dadurch auch die bey der Mission gewöhnlichen Abendversammlungen noch in den ersten Tagen des Jahrs 1760. gehindert wurden. Bey dem Argwohn, der unbestimmt auf alle und jede Neger fiel, war es

auch für die Gläubigen unter ihnen nicht rathsam, Abends auf der Straffe den herumgehenden Wachen zu begegnen. Aber in sehr kurzer Zeit wurde die öffentliche Ruhe und Sicherheit wieder hergestellt, nachdem man von dem Ungrund jenes Gerüchtes versichert worden. Der Hunger, den die Neger in diesem Jahre als eine Folge des Mißwachses fühlten, war zwar so groß, daß viele daran starben; aber er trieb sie nur zum Stehlen, nicht zur Empörung. Ohne eine beständige Wache war es in der Zeit fast nicht möglich, vor den Händen der vom Hunger gequälten irgend ein eßbares Gewächs in der Erde zu erhalten. Selbst einige Getaufte hatten in der Hungersnoth nicht Stärke genug, der Versuchung zum Stehlen zu widerstehen.

Noch im Jahr 1759. wurde durch die Brüder Böhner, Kremser und Korn ein Versuch zur Einrichtung einer Missionsanstalt auf der englischen Insel Tortola gemacht. Sie gingen im October von S. Jan dahin ab, und trugen dem Präsidenten der Insel ihr Vorhaben vor, ein Grundstück auf der Insel durch Kauf an sich zu bringen, und auf demselben die nöthigen Gebäude zu errichten, daß einige Missionsarbeiter da wohnen, und den Negern das Evangelium predigen könnten. Diesem Herrn war die Brüderkirche ganz unbekant, und er wußte von der Freyheit nichts, welche den vereinigten Brüdern durch eine Parlamentsacte ertheilt worden, sich in allen unter großbritannischer Hoheit stehenden Staaten niederzulassen. Als ihm aber diese Acte vorgezeigt worden, hatte er gegen das Vorhaben der Brüder nichts einzuwenden. Weil sich sogleich keine Gelegenheit zum Kauf eines

eines solchen Grundstückes zeigte, als zu der Absicht der Brüder schicklich war; so gaben sie dem Herrn Pickering, einem Quäcker, von dem sie liebreich aufgenommen worden, und zu dessen Treue sie ein vollkommenes Vertrauen hatten, den Auftrag, ein Grundstück von wenigstens fünf, und höchstens dreyßig Morgen Landes, in einem Bezirke, den sie ihm bestimmten, für sie zu kaufen; und er nahm ihn willig an. Da auf der Insel weder Stadt noch Dorf ist, wo ein Missionarius vorerst unterkommen, und seinen Unterhalt für Geld haben könnte; so sahen die Brüder wohl ein, daß auf einem eigenen Stück Land eine Wohnung gebaut, und die nöthige Kost gepflanzt werden mußte, ehe die Mission da angefangen werden könnte. Doch machten sie die Anmerkungen, einmal, daß die reichen Pflanzer auf Tortola ihre Landesproducte mit eigenen Schiffen nach Newyork oder Antigo verführen, und von da die nöthigen Waaren zurückbringen; und dann, daß sie ihre Neger, deren gemeiniglich zwey- bis dreyhundert auf einer Plantage sind, gelinder behandeln, als es auf andern westindischen Inseln gewöhnlich ist, und ihnen zwey ganze Tage, den Sonnabend, und Sonntag frey geben. Sie glaubten auch zu bemerken, daß die Neger daselbst ein weit besseres und heitereres Ansehen hätten, als anderwärts. Es ist aber dieses Vorhaben der Brüder, eine Mission auf Tortola anzufangen, ob man es gleich immer im Auge behalten hat, doch bis izt noch nicht zu Stande gekommen.

Der Missionarius David Heckewälde, der nach Georg Webers Abtuf den Missionen vorstand, fand bey seinem Besuche auf S. Jan am 11ten September

1760. das Ende seines Lebens, in einem Alter von neun und vierzig Jahren. Im zwanzigsten Jahr seines Alters hatte er seinen Geburtsort Zauchtenthal in Mähren verlassen, und war nach Herrnhut gekommen. Er gelangte daselbst, nach mancherley schweren Umständen, im Jahr 1734. zu dem unschätzbaren Glück eines begnadigten Herzens, und zu dem besten Entschluß, ein ganzes Eigenthum des Heilands zu werden. Er that nachher verschiedene Reisen, nach Hollstein, Holland, England, der Schweiz, und im Jahr 1754. mit seiner Frau nach Pennsylvanien, wo er im Jahr 1759. den Ruf zur Mission auf S. Thomas erhielt, und willig annahm. In der kurzen Zeit seines Dienstes ließ er sich die Erfüllung seines Auftrages sehr angelegen seyn, und verwendete seine Kräfte zum Besten des armen Negervolks, von welchem er vier und zwanzig Erwachsene getauft hat.

Ich finde in dem Tagebuche der freundschaftlichen Gefinnungen des reformirten Predigers, Herrn Knevels, sehr oft erwehnt. Eine grosse Anzahl seiner Neger waren von dem Missionarius getauft, und hielten sich mit seiner völligen Zufriedenheit zur Missionskirche. Ueberhaupt genoß der Missionarius Liebe und Hochachtung von sehr vielen Blanken, und vielen ist sein Umgang zum Segen gewesen.

Bei diesem Frieden mit jedermann konte er seine Missionsarbeit ungehindert fortführen. In den Nachrichten, die er von den vier Jahren 1761. bis 1764. gegeben hat, findet sich kaum ein Beyspiel, daß ihm oder den Negern, die sich bekehren wolten, irgend etwas in den Weg gelegt worden. Die Ursache, daß die öffentliche Predigt auf Carolina im Jahr 1763.

aufhörte, lag nicht darinn, daß der Aufseher sie nicht länger hätte gestatten wollen; bloß das wilde Lärmen der dortigen vielen heidnischen Neger unter den gottesdienstlichen Versammlungen, die immer noch unter einer Laubhütte gehalten wurden, war Schuld daran. Die Neger daselbst, die das Wort Gottes gern hören wolten, konten ungehindert an den Sonntagen nach der Kirche in Bethanien gehen.

Aber in eben diesen Jahren zeigte sich eine merkliche Verschlechterung des innern Zustandes der Mission. Ob die Ursache davon in der eben erwehnten äuffern Ruhe oder in andern weniger bekanten Ursachen liege, das getraue ich mich nicht, zu entscheiden. Nur so viel kan ich mit Zuversicht sagen, daß ohne innere Mängel und Gebrechen diese schädliche Wirkung durch äuffere Ursachen nicht hätte entstehen können. Das Tagebuch der Mission ist mehrere Jahre hindurch arm an Begebenheiten, daraus die Wirkungen der göttlichen Gnade auf das Herz der Neger ersehen werden könten; arm an Handlungen des geschäftigen innern Lebens. Hingegen kommen öftere Klagen, sowol über die Unthätigkeit und den Unverstand der Helfer, als die Trägheit und Lanigkeit der Gemeinglieder in allen Abtheilungen, und über ihre mancherley Vergehungen vor. Der Eifer, womit sie sonst zu Anführung des Worts Gottes in die Kirche eilten, ließ nach. Wenn die Neger von Carolina nur selten zur Kirche kamen, so ließ sich das einigermaßen entschuldigen. Ihr Kirchweg, hin und her, war nicht nur zwey Meilen lang, sondern auch wegen der Berge sehr beschwerlich. Die verschiedene Gesinnung der Aufseher, nach der im Jahr 1763. geschehene Veränderung ihres Eigen-

thümers, hat in der Folge auch etwas dazu beygetragen. Aber viele andere Neger, bey denen keine von diesen Ursachen statt hatte, verloren den Hunger nach dem Worte Gottes, woraus nothwendig eine Abnahme ihres Glaubens und ihrer Liebe zu Christo, und damit auch ein Erkalten des Eifers in der Heiligung erfolgen mußte. Die getauften Neger auf der Frau Doorlo Plantage setzten den Heiland, der sie mit seinem Blute von der Sünde und ihrer Strafe erkaufte, und durch die Taufe seiner Gnade versichert hat, dergestalt aus den Augen, daß das Band der brüderlichen Liebe unter ihnen zerrissen wurde, und dagegen Zorn, Haß, Zwietracht und Schlägereyen vorkamen. In einem nicht viel bessern Zustande befanden sich die Getauften auf Boeck Plantage. Unter den zwey Partheyen Neger, welche im Jahr 1764. nach Portoric entflohen, waren verschiedene Getaufte und Candidaten zur Taufe. Ein Getaufter, der bey dieser Gelegenheit gefänglich eingezogen worden, und durch die Folter nicht zum Bekenntniß gebracht werden konnte, nahm sich im Gefängniß selbst das Leben. Von der Schimmelmansschen Plantage waren nach und nach dreyßig Neger entlaufen, die aber endlich zurückkehrten, und begnadiget, und auf ihr Verlangen nach S. Croix versetzt wurden. Auch unter diesen Entlaufenen waren verschiedene Getaufte.

Ueber diese Vorfälle bezeugten nun zwar die Helfer eine grosse Betrübniß; aber sie selbst waren das nicht, was sie seyn solten, Vorbilder der Heerde. Auch unter ihnen fehlte es an herzlicher Bruderliebe und Eintracht. Einige bildeten sich gar auf ihr Amt etwas ein, und hielt

hielten sich für vornehmer, als die übrigen Getauften. Es lag ihnen nicht an, auf den Wandel ihrer Brüder und Schwestern Acht zu haben, und ihnen mit Ermahnungen zu Hilfe zu kommen, ehe sie durch die Sünde betrogen würden. Und weil sie wenige Kenntniß von dem innern Zustand derselben hatten, so kamen sie nur selten zu der wöchentlichen Conferenz, darinn sie dem Missionarius von dem Erfolge ihres Auftrags Nachricht geben, und mit ihm die Mittel überlegen solten, wie dem einreißenden Verderben Widerstand gethan werden könnte. Daher konnte in denselben nichts fruchtbarliches geschehen.

Der Missionarius bemerkte nicht nur mit Betrübniß diese Verschlechterung seiner Gemeinde; sondern suchte auch die erste Liebe und Gnade bey derselben wieder zu erwecken. Er that sonderlich in den Classen der Getauften und Communicanten ernstliche Erinnerungen wegen der einreißenden Trägheit und Gleichgültigkeit, und stellte ihnen das Weggeworfenwerden als die schreckliche Folge des Nichtbleibens in Christo vor. Auch in Privatunterredungen mit allen und jeden, von denen er glaubte, daß die Liebe Christi in ihren Herzen erkaltet sey, und das Verlangen nach ihrem Heil nachgelassen habe, suchte er ihnen die Größe ihrer Untreue gegen den Heiland, und der Gefahr, in der sie schwebten, deutlich zu machen; und hatte auch die Freude, in der aufrichtigen Reue und Umkehr vieler derselben die gute Wirkung seiner Vorstellungen zu sehen. Es war auch gegen das Ende des Jahrs 1764. ein Anschein zur Besserung des innern Zustandes der Gemeinde; und man beobachtete, daß in den Versammlungen viele von der Kraft des Wortes

Gottes bis zu Thränen bewegt wurden; aber das völlige Genesen erfolgte noch nicht.

Inzwischen waren an dem kranken Körper doch noch viele gesunde Glieder, die nicht nur in ihrem Theil in der Liebe Christi verharreten, und auf dem Wege wandelten, auf den er seine Jünger gewiesen hat; sondern auch über diejenigen Leid trugen, die durch den Betrug der Sünde sich davon hatten verleiten lassen. Es kamen in diesen Jahren schöne Beispiele der treuesten Ergebenheit an den Heiland, und anderer aus dem Glauben an ihn entstehenden Tugenden hie und da vor. Dabey nahm doch auch die Zahl der Getauften und der Abendmahlsgenossen zu, und viele Heiden wurden durch das Wort Gottes zum geistlichen Leben erweckt. Ueber dritthalbhundert erwachsene Neger wurden bis zu Ende des Jahres 1764. durch die Taufe zur Gemeine hinzugethan, und über hundert Getaufte kamen in die Classe der Communicanten, die im Anfange dieses Zeitraums etwa nur aus dreyßig Personen bestand. Unter den neuen Leuten, die sich bey dem Missionarius als seine künftigen Lehrlinge meldeten, zeichnete sich der Neger Mingo besonders aus. Er hatte sich durch sein öfteres Entlaufen die Strafe zugezogen, daß ihm beide Beine abgenommen worden; und stand durchgehends in dem Ruf des lasterhaftesten Menschen. Die grosse Veränderung, welche durch den Glauben an Jesum bey ihm bewirkt wurde, erregte daher bey allen denen, die ihn vorher gekant hatten, die größte Verwunderung.

Doch alles das konnte weder den Missionarius, noch den Bruder Martin Mack, der seit dem Jahr 1762. die Aufsicht über die drey Missionen hatte, bes-

befriedigen. Letzterer vereinigte seinen Fleiß mit den Bemühungen des Missionarius, bey den vier Besuchen, die er in den Jahren 1763. und 1764. auf S. Jan that; aber ebenfalls ohne seine Absicht völlig zu erreichen.

Der Missionarius Johann Brucker wurde im May 1764. durch den Bruder Johann Michael Engelhardt abgelöst; und ging am 23ten Junius nach S. Thomas; um nach zehnjähriger Arbeit bey der Mission auf S. Jan einige Ruhezeit zu haben.

Der neue Missionarius ließ sich in der kurzen Zeit seines Dienstes sehr angelegen seyn, in seinem Theil alles das zu thun, wodurch der innere Zustand der Gemeine verbessert werden konte. Aber da sich ein Anschein dazu zeigte, starb am 11ten November seine Frau. Die Negerinnen verloren dadurch eine treue und geschäftige Arbeiterin, bey der sie nie, auch um Mitternacht nicht, zur Unzeit kamen, wenn sie in Angelegenheiten des Herzens Unterricht und Rath verlangten.

Diesem Mangel abzuhelfen, wurde der Witwer Engelhardt durch den Bruder Johann Lorenz, der am 8ten December mit seiner Frau von S. Thomas herüber kam, abgelöst. Aber auch dieser wurde der Mission schon am 15ten Januar 1765. durch den Tod in einem Alter von acht und sechzig Jahren wieder entrissen, als er derselben nur fünf Wochen gebient hatte. Durch sein lebhaftes und trostmüthiges Zeugniß vom Heilande hatte er schon bey vielen lauen und trägen Seelen eine heilsame Erschütterung veranlaßt. Es ging unter den Negern die Rede, daß sie neuen Muth faßten, sich ihrer Trägheit und Gleich-

gültigkeit gegen den Heiland zu entreißen, da sie izt einen Lehrer hätten, der mit einem so brennenden Herzen die Liebe Gottes in Christo ihnen verkündigte. Seinen frühen Verlust sahen sie für eine Zucht an, die sie durch ihren Ungehorsam gegen ihre Lehrer verdient hatten. Es hatte sich der selige Missionarius, schon ehe er in die Gemeinschaft der Bräderkirche trat, in Augsburg, wo er Bürger war, als einen Diener Gottes bewiesen, und nachher war er viele Jahre hindurch manchen Seelen in Friesland die Veranlassung zu einer nähern Bekantschaft und Umgang mit dem Heiland. Noch in seinen alten Tagen war er so munter, daß er im Jahr 1761. den Ruf zur Mission in Westindien mit Freudigkeit annahm. Bey allen drey Missionen hat er gedient, und überall eine vorzügliche Liebe und Achtung von den Negern genossen.

Den Missionsarbeitern auf S. Thomas that dieser unvermuthete Todesfall um so viel weher, als sie niemand unter sich hatten, dem sie die Besorgung der erledigten Mission auftragen konnten. Da aber das Werk Gottes auf S. Jan in Gefahr stand, einen unersetzlichen Schaden zu leiden, wenn die Neger daselbst ohne Lehrer gelassen würden; so entschloß sich der alte Johann Böhner, die Stelle eines Missionarius auf eine Weile zu vertreten, in der Hoffnung, daß er bald würde abgelöst werden. Er kam mit seiner Frau Verona am 11ten Februar 1765. von S. Thomas glücklich herüber. Seine Ankunft war für die Neger ein grosser Trost; insonderheit freuten sich die Negerinnen, daß sie in der Person der alten ehrwürdigen Verona wieder eine Arbeiterin hatten.

Wenn

Wenn man dasjenige, was vorhin von dem schwachen intern Zustand der Missionsgemeinde gesagt worden, mit den wiederholten Todesfällen und schnellen Veränderungen der Missionsarbeiter zusammen nimmt; so wird man sich nicht darüber verwundern, daß Johann Böhner einen grossen Unterschied zwischen der Negergemeinde auf S. Jan und der auf S. Thomas, zum Nachtheil der erstern, bemerkte. Sein Tagebuch enthält viele wehmuthvolle Aeußerungen über die Nationalhelfer und Communicanten. Noch immer kamen jene selten in die Conferenz zu dem Missionarius, so daß nichts ersprießliches ausgemacht werden konnte. Von dem wenigen Hunger vieler Communicanten nach der Nahrung des Glaubens durch den Genuß des Abendmahls, gaben sie ihm einen Beweis an Oestern, da verschiedene derselben ohne dringende Noth dasselbe versäumten. Die Classe der Candidaten zur Taufe wolte ihm auch ganz und gar nicht gefallen; und er glaubte, durch die nähere Bekantschaft mit denselben überzeugt zu seyn, daß unter der grossen Anzahl derselben nur wenige ernstlich um ihr Heil verlegen wären, und in einer merkbaren Arbeit des heiligen Geistes stünden. Auch die Helfer dachten darinn mit ihm überein, und schlugen vor, alle diejenigen aus der Classe auszuschliessen, an denen das aufrichtige Verlangen nach der Gnade Gottes, und der Vorsatz nicht bemerkt würde, sich von der Finsterniß zum Licht, und von der Sünde zu Gott zu bekehren. Der Missionarius ließ es vorerst bey zwanzigen bewenden, deren Namen er öffentlich ablas, und dabey bekant machte, daß sie nicht für Candidaten zur Taufe gehalten würden, solange sich nicht deut-

deutliche Merkmale einer mehrern Herzensänderung bey ihnen wahrnehmen lieffen. Es war sehr schmerzlich, daß auch diese Schärfe nicht durchgehends die Besserung hervorbrachte, die damit gemeint war. Einige Angebrochene behaupteten gar, daß ihnen Unrecht geschehe. Als sich der Missionarius bey den Helfern nach der Zeit erkundigte, wenn diese Laugkeit unter dem Volke angefangen habe; so nanten sie das Jahr 1764. da eine grosse Anzahl Neger nach Portorric entflohen. Aber unstreitig war der Schade viel älter, und wurde von der Zeit an nur merklicher.

Unter den Untreuen waren keine schädlicher, als die Bomba. Wenn diese sich von Christo wieder abgewendet, und die Sünde lieb gewonnen hatten; so konnten sie die Gewalt, die ihnen ihres Amtes wegen zukam, dahin mißbrauchen, daß sie andere solange quälten, bis sie eben so untreu wurden, als sie.

Zu allen bisher erzählten Umständen, die sich zum Schaden, wo nicht zum Untergange dieser Mission, zu vereinigen schienen, kam noch am 7ten August 1765. das Unglück, daß die Misionskirche durch einen Sturmwind in der Nacht völlig über'n Haufen geworfen wurde. Eine alte getaufte Negerin, die den Abend vorher nicht Zeit gehabt hatte, wieder nach Hause zu gehen, hatte ihr Nachtlager in derselben genommen, und kam unbeschädigt unter den Trümmern wieder hervor. Als sie die Nacht des Windes bemerkt hatte, brauchte sie die Vorsicht, etliche Bänke zusammen zu stellen, und sich unter denselben zu schützen, wenn etwa das Kirchgebäude der Stärke des Sturms nicht widerstehen könnte. Sie hatte aber Ursache, es als eine göttliche Bewahrung anzusehen, daß

daß die schwachen Bänke von der Last der einstürzenden Balken, die von dem festesten und schwersten Holze waren, nicht zerschmettert wurden.

Dieser Unfall war auch für den innern Gang der Mission von nachtheiliger Folge. Manche öffentliche Versammlungen, insonderheit zum heiligen Abendmahl, konnten solange nicht gehalten werden, bis eine neue Kirche gebaut worden. Zu kleinern und täglichen Versammlungen diente unterdessen die Wohnung des Missionarius; die sonntägliche Predigt aber mußte unter freyem Himmel gehalten werden. Letzteres wurde nicht nur dem alten Missionarius wegen seiner schwachen Brust sehr beschwerlich; sondern es verursachten auch die Abwechselungen des Wetters öftere Störungen. Unter dem Vorwande der Unbequemlichkeit, die von dem Mangel eines Obdachs herkam, wurden izt die Versammlungen, bey denen schon vorher die Anzahl der Zuhörer gering war, noch weniger besucht. Dieses war indessen noch eher zu entschuldigen, als daß viele Gemeinglieder in der Zeit so selten den Missionarius besuchten, und durch Privatunterredungen mit ihm, Unterricht, Ermahnung und Trost verlangten. Am meisten ging es noch den Communicanten zu Herzen, daß sie der göttlichen Wohlthat des Abendmahls so lange entbehren mußten; und es diente vielen zu einer guten Veranlassung, ihre ehemalige Gleichgültigkeit zu bereuen.

Zu den grossen Unkosten, die der unvermeidlich nothwendige Bau einer neuen Kirche erforderte, waren die Neger nicht im Stande, viel beyzutragen. Sie fielen also fast gänzlich auf die Mission, von welcher ohne Zeitverlust Anstalten zum neuen Bau gemacht wurden.

wurden, der aber doch erst in Jahresfrist völlig zu Stande kam. Indem die Zubereitung zu demselben gemacht wurde, litt die Mission am 5ten October abermals einen schweren Verlust, durch das Ableben der Verona Böhnerin, der einzigen Person, die sich der Negerinnen auf S. Jan annahm, und der ältesten unter allen Arbeiterinnen bey den drey Missionen. Diese ehrwürdige Magd Jesu Christi war im Jahr 1706. in Mähren in einer Familie geboren, die ehe dem zur Brüderkirche gehört hatte, und in welcher noch die reinere Erkenntniß der Lehre Jesu übrig war. Eine Versammlung in dem Hause ihrer Mutter, wo die Brüder Melchior Nitschmann und Georg Schmidt von Herrnhut im Jahr 1728. ein Zeugniß von der Gnade Gottes in Christo ablegten, war die Veranlassung, daß sie mit ihrer Mutter und den meisten Personen, die jener Versammlung begewohnt hatten, ins Gefängniß kam, darinn sie fast ein ganzes Jahr lang viel Ungemach ausstand. Als sie gegen Bürgschaft losgelassen worden, um ihre Wirthschaft fortzusetzen, fanden sie Gelegenheit, sich der Wachsamkeit ihrer Aufseher zu entziehen, und mit Verlassung aller ihrer Habe nach Böhmen zu flüchten, wo sie durch gutgesinnte Personen von einem Orte zum andern sicher geleitet wurden. So kamen sie im Jahr 1729. nach Herrnhut. Nach einem elfjährigen für sie sehr gesegneten und vergnügten Aufenthalt in der Brüdergemeine, erhielt sie im Jahr 1738. mit ihrem Bräutigam, Valentin Lehans, einen Ruf zum Dienst der westindischen Mission, den sie beide willig annahmen, und in der Gesellschaft des Grafen von Zinzendorf am 9ten Januar 1739. auf S. Thomas an-

ankamen. Sie brante vor Begierde, den armen Negerinnen mit der Gnade und Erkentniß zu dienen, die sie von Gott empfangen hatte; und mit einem männlichen Muth bezeugte sie noch auf der Hinreise ihre Entschliessung, bey diesem Geschäfte auszuhalten, wenn auch die Misionsarbeiter, die vor ihrer Ankunft da gewesen, über ihren Arbeiten und Leiden alle gestorben seyn solten. Weder der damalige klägliche Zustand, darinn sie den Misionarius Friedrich Martin und seine Gehülffen antrafen, noch die Schwierigkeiten und Leiden, die sie nachher bey ihrem langen Dienste auszustehen hatte, verminderten ihren Muth. Nach dem Tode ihres ersten Mannes, der auf der Rückreise aus Nordamerica im Jahr 1742. starb, heirathete sie den Johann Böhner, dem sie in einer zwey und zwanzigjährigen vergnügten Ehe vier Kinder gebar. Mit ihm that sie in den Jahren 1747. und 1754. zwey Besuchreisen nach Bethlehem. Nachdem sie mit demselben der Mision auf S. Thomas bis ins Jahr 1765. gedient hatte; folgte sie ihm nach S. Jan, wo er der Mision auf einige Zeit vorstehen sollte. Ihr Alter, ihre lange Erfahrung, ihre mütterliche Liebe und Sorgfalt für die Negerinnen, erwarben ihr das völlige Zutrauen und die Liebe derselben. Nie ließ sie sich auch durch die nöthige Ruhe abhalten, das Anliegen derselben theilnehmend anzuhören, und ihnen mit Unterricht, Rath, und Trost behülfflich zu seyn. Darinnen machte sie zwischen Tag und Nacht keinen Unterschied: oft hatte sie auf S. Thomas den Tag unter anhaltenden Geschäften zugebracht, und die Nacht zum Besuch der Kranken und Gebrechlichen ihres Geschlechts auf den Plantagen verwendet.

Ueber

Ueber ihrem treuen und schweren Dienst auf S. Jan wurde sie schon im achten Monat von einem Fieber überfallen, das ihrem nützlichen Leben ein Ende machte. Noch in ihrer Krankheit lagen ihr sonderlich diejenigen Negerinnen am Herzen, von denen sie wußte, daß es ihnen an der Gesundheit des Glaubens und der aufrichtigen Liebe zum Heiland fehlte; und sie konnte sich nicht eher darüber befriedigen, als bis die Arbeiterin, die von S. Thomas zu ihrer Wartung herübergekommen war, ihr versprach, daß sie sich derselben treulich annehmen, und ihnen dasjenige sagen wolte, was sie ihr auftrug. Auf die Nachricht von ihrer Krankheit eilten die Nationalhelfer und Helferinnen herzu, um entweder ihre Genesung von Gott zu erbeten, oder einen Segen von ihren letzten Stunden zu haben. Unter ihren häufigen Thränen und dem Gebet ihres Mannes sahen sie dieselbe sanft entschlafen. Auch die weissen Missionsarbeiter erlitten durch ihr Ableben einen grossen Verlust. Es gehört mit unter die guten Eigenschaften der seligen Verona, daß sie immer mehr darauf bedacht war, es andern leicht zu machen, als sich selbst zu schonen. Unter ihren Schwestern hielt sie sich für die geringste, und bezeugte oft, wie unwürdig sie sich fühle aller der Gnade und der Wohlthaten, die ihr Gott erzeigte. Von ihrer Dankbarkeit gegen den Heiland und ihrer brünstigen Liebe zeugte die völlige Ergebenheit, mit welcher sie alle ihre Kräfte und Zeit in seinem Dienste verwendete. Kurz, in allen Stücken bewies sie sich als eine Magd Jesu Christi, im Glauben, in der Liebe, in Geduld, in Trübsal, in Verfolgung, in Standhaftigkeit, in vieler Arbeit, in Armuth, in der De-

muth,

muth, in Dienstfertigkeit, in Munterkeit des Geistes, im Bekentniß Christi; und daß sie ihr Leben nicht geliebt hat bis in den Tod.

Als die Nachricht von ihrem Absterben der versammelten Negergemeine auf S. Thomas bekant gemacht wurde, brach die dankbare Liebe und Achtung für ihre verdienstvolle Arbeiterin in ein allgemeines Weinen aus.

Die Umstände, in welchen sich die Misionsarbeiter auf S. Thomas damals befanden, ließen es nicht zu, daß sie den einsamen alten Witwer von seinem schweren Posten hätten ablösen können. Sie schickten ihm nur den Bruder Balthasar Friedreich zu Hülfe, der aber sehr bald krank wurde, und nach S. Thomas wieder abgeholt werden mußte, weil er auf S. Jan gar keine Pflege haben konnte.

Vier Wochen nach dem Tode der Verona Böhnerin endigte auch der Missionarius Johann Brucker am 5ten November seinen Lauf auf S. Croix, wie in dem Abschnitt der Geschichte dieser Mission schon angemerkt worden. Da er der Mission auf S. Jan zehn Jahre lang gedient hat; so habe ich dasjenige, was von diesem würdigen Manne noch zu sagen ist, hieher verschoben. Seit dem Jahr 1739. war er ein Mitglied der Brüdergemeine in Europa, von wo aus er im Jahr 1742. nach Pensylvanien reiste. Im folgenden Jahr nahm er den Ruf zur Mission auf S. Thomas willig an, und diente derselben bis ins Jahr 1745. da er nach Pensylvanien zurückgerufen wurde. Zum zweytenmal kam er im Jahr 1754. nach S. Thomas und übernahm noch in eben dem Jahre die Bedienung der Mission auf S. Jan. Dieselbe
 U u u war

war damals noch in ihren ersten Anfängen; und da sie seit dem Tode des Missionarius Schurs fünf Jahre lang keinen beständigen Arbeiter gehabt hatte; so war die Anzahl gläubiger Neger nur gering, und die schöne Saat des ersten Missionarius Friedrich Martins sehr vernachlässiget. Mit vielem Muth ging Johann Brucker in die Bearbeitung seines neuen Plans, und hielt dabey mit standhafter Geduld zehn Jahre lang aus. Mehr als dreyhundert Heiden wurden in der Zeit durch die Taufe in die Kirche Christi aufgenommen, und mehr als hundert derselben des heiligen Abendmahls theilhaftig. Nur in den letzten Jahren seines Dienstes ließ der Segen, mit dem er anfänglich gearbeitet hatte, einigermassen nach, und mit Betrübniß beobachtete er, daß eine gewisse Kälte und Gleichgültigkeit unter seinem Volke einriß, davon er bey seinem Abruf im Jahr 1764. ein trauriges Andenken behielt.

Es war zwar der Bruder Melchior Schmidt, der gegen das Ende des Jahres 1765. von Bethlehem nach S. Croix gekommen war, zum Nachfolger des alten Missionarius Böhners bestimmt. Aber da er erst dem Bruder Hantsch auf S. Croix in seinen bedrängten Umständen zur Hülfe war, und nachher auf S. Thomas eine schwere und langwierige Krankheit zu überstehen hatte, und zu gleicher Zeit mehrere der dortigen Arbeiter darniederlagen; so verzog sich seine Abreise nach S. Jan bis zum 15ten April 1766.

In dieser Wartezeit beobachtete Böhner am 12ten Februar ein Phänomenon auf der See, das er von der Anhöhe Bethania deutlich sehen konnte. Aus einer dicken Wolke stürzte sich bey völliger Windstille ein

ein Stromregen, in der Gestalt einer runden Säule, mit solcher Gewalt in die See, daß sie schäumte, und der Wasserstaub rund um die Regensäule wie ein Nebel hoch empor stieg. Eine gute Weile dauerte dieses Phänomenon unverändert fort. Er macht dabey die Beobachtung, daß jedes Fahrzeug hätte zu Grunde sinken müssen, das von diesem Stromregen wäre getroffen worden.

Die Anstalten zum Bau einer neuen Kirche wurden indessen fortgesetzt, und am 6ten April durch den Bruder Jenner, der zu dem Ende mit seinen Arbeitsleuten von S. Thomas herübergekommen war, der Anfang zum Fällen des Bauholzes gemacht, nachdem die Neger schon vorher die nöthigen Steine, Kalk und Sand zusammen getragen hatten. Auch die Brüder Kremser und Paul Schneider kamen nachher in der Absicht herüber, um beym Bau behülflich zu seyn.

Der neue Missionarius, Melchior Schmidt, machte mit seiner Ankunft am 15ten April sowol dem Bruder Böhner, als der Negergemeine eine grosse Freude. Ersterer ging wenige Tage darauf nach S. Thomas zurück. Den Negerinnen war es sehr wichtig, daß sie an der Frau des Missionarius wieder eine Arbeiterin bekamen, daran es ihnen seit dem Tode der Verona Böhnerin gefehlt hatte. Der neue Arbeiter verwunderte sich gleich bey seiner ersten Predigt, die er unter frehem Himmel über die Worte hielt: Einen andern Grund kan niemand legen, auffer dem, der gelegt ist, Christus; über die kleine Anzahl Zuhörer, und fand überhaupt in dem Zustande, darinn er die Missionsgemeine antraf, wenig Ursache zur Freude. Doch gaben ihm die Communicanten

ihr sehuliches Verlangen nach dem heiligen Abendmahl zu verstehen; und bald wurde auch der Besuch seiner Predigten zahlreicher. Nur Schade, daß der gute Fortgang seiner Arbeit schon im Anfang des Monats Junius eine Zeitlang unterbrochen wurde. Er lag an einer schweren Krankheit, die wenig Hoffnung zu seinem Aufkommen übrig ließ. Er erholte sich aber, und hielt am 22ten besagten Monats wieder seine erste Rede an die Gemeinde.

Während seiner Krankheit wurde das Holzwerk der Kirche gerichtet, und der ganze Bau am 8ten Julius glücklich vollendet. Ihre Einweihung erfolgte am Sonntage den 10ten Julius, wozu die Brüder Martin Mack und Johann Böhner von S. Thomas gekommen waren. An diesem gesegneten Tage wurde erstlich eine Versammlung der Kinder, deren sechzig zugegen waren, gehalten. Darauf kamen die sämtlichen Erwachsenen, über vierhundert an der Zahl, zusammen. Unter einem brünstigen Gebet, dabey eine mächtige Bewegung in der Gemeinde bemerkt wurde, weihte der Bruder Mack diese Stätte zu einem Gotteshause, und dankte Gott für die glückliche Vollendung derselben. Dann hielt er noch eine Rede an die Versammlung. Als die Gemeinde abermals zusammen kam, wurde die Kirchenlitaney gebetet, und endlich die fünf Classen gehalten.

In der folgenden Zeit arbeiteten die zwey Brüder Schmidt und Mack, welcher letztere deswegen am 8ten August von S. Thomas herüber kam, an einer neuen Einrichtung der Missionsgemeinde. Sie machten zuerst den Communicanten Gelegenheit, in einzelnen Unterredungen ihre Gesinnungen in Absicht des Glaubens

bens an Jesum, und des Gehorsams gegen ihn, auch ihrer Gesinnung gegen den Dienst der Brüder unter ihnen darzulegen, welches auch ihre Frauen bey den Communicanten ihres Geschlechts thaten. Sie fanden am Ende dieser Arbeit Ursache, Gott zu danken, daß sie diesen wichtigen Theil der Missionsgemeine in einem bessern Guadengange fanden, als sie sich vorgestellt hatten. Mit zwey und achtzig Personen hielten sie am 17ten August wieder das erste Abendmahl in der neuen Kirche, nachdem es ein ganzes Jahr ausgesetzt gewesen.

In den folgenden Tagen suchten sie die wahren Gesinnungen aller übrigen zur Mission sich haltenden Personen, die mit den Communicanten auf dreyhundert ein und zwanzig Personen stiegen, zu erfahren, und ordneten dieselben, nach dem Erfolg dieser Untersuchungen, in ihre Classen, und wiesen den gefallen Communicanten, so wie den Getauften von der Art, ihre eigene an. Am 24ten August wurden die Namen der zu jeder Classe gehörigen Personen öffentlich in der Gemeine abgelesen, und der nächste Sonntag dazu bestimmt, sie zum erstenmal nach dieser Einrichtung zu halten. In der Zwischenzeit meldeten sich nicht nur verschiedene, die bisher nicht von ihrem Dienste hatten abkommen können, und deren Namen nicht waren abgelesen worden, und baten sehr, sie nicht zurückzusetzen; sondern es thaten auch diejenigen sehr wehmüthig, die aus ihrer bisherigen Classe ausgeschlossen waren. Die meisten derselben mußten den Weg nach Bethanien in der Nacht machen, und sie wohnten so entfernt davon, daß sie vor Anbruch des Tages kaum wieder zu Hause seyn konnten.

Nachdem der Bruder Mack drey Wochen auf diese fruchtbare Arbeit gewendet hatte, kehrte er am 27ten August nach S. Thomas zurück.

Der Missionarius rechnete von der Zeit an auf einen neuen Gnabengang der Gemeine, und der gute Anschein dazu machte ihm Muth, seinen Plan mit aller Treue zu bedienen. Eine erst kürzlich getaufte Negerin bezeugte ihm ihre herzlichste Dankbarkeit für die empfangene Gnade, und daß sie glaube, sie habe dieselbe zum Theil dem brünstigen Gebet ihres Mannes zu danken. Denn oft habe sie ihn behorcht, wenn er auf dem Angesichte liegend Gott um diese Gnade für sie gebeten habe. Izt kamen auch diejenigen zu den Abendversammlungen, denen es bey harter Strafe von ihrer Herrschaft verboten war, und nahmen sich nur in Acht, daß ihr Weggehen und Wiederkommen nicht bemerkt würde. Unter denselben waren sogar verschiedene neue Leute, die sich als Lehrlinge dem Missionarius empfohlen. Auf einen Tag verlangten dreyßig Heiden, daß er sie in den Unterricht nehmen, und ihre Namen aufschreiben sollte. Im September brachte eine Helferin Nachricht von einer neuen Erweckung auf ihrer Plantage. Alle Neger daselbst, sagte sie, schrien izt zum Heilande um Gnade, auch junge Leute. Izt tråfe man einen da, den andern dort, einsam auf den Knien liegend und betend an.

Doch dauerten die Folgen des schlechten Zustandes der Missionsgemeine noch eine ziemliche Weile fort, und es war eine lange Cur dazu nöthig. An den Helfern fand der Missionarius noch immer das nicht, was sie seyn sollten. Es gab in ihrer Conferenz deswegen oft ernstliche Erinnerungen. Selbst von einer Hel-

Helferin mußten sie einmal den Vorwurf hören, sie wüßten nicht, warum sie den Namen der Helfer hätten. „Ihr besucht die Kranken nicht, sagte sie, und diejenigen, die Streiche machen, verrathet ihr nicht, damit sie nicht böse auf euch werden; vor den Blanken schämt ihr euch sogar, daß ihr zur Gemeine gehöret. Kein Wunder, daß ihr hernach in der Conferenz nichts zu reden habt.“

Zu den Classen hatte der Missionarius noch immer gegen die Gleichgültigkeit zu kämpfen; sonderlich grämte er sich darüber, daß es den Candidaten zur Taufe so sehr an dem Leben aus Gott fehlte. An die Gefallenen wendete er gegen das Ende des Jahrs abermals viele Treue und Fleiß, redete mit einem jeden besonders, und suchte sie mit Ernst und Liebe wieder zur Rückkehr zu bewegen; und Gott ließ seine Arbeit nicht ohne Segen.

Von den heftigen Stürmen am 18ten und 19ten September und 7ten October merket der Missionarius an, daß er und seine Frau zu Hause so seekrank geworden, als ob sie auf einem Schiffe gewesen wären. Weidemale habe er auch eben so wenig dem Tageslicht den Zugang in seine Wohnung gestatten können, als man es bey einem solchen Wetter in der Cabine eines Schiffes thun kan.

Der Bau einer Zuckermühle auf der Plantage Carolina, welche einige Brüder von S. Thomas im Jahr 1767. übernommen hatten, war die Veranlassung, daß die seit dem Jahr 1763. eingestellten Versammlungen zur Anhörung des Zeugnisses von Jesu Christo daselbst am 8ten May wieder angefangen, und bis in den August des folgenden Jahres mit Segen fort-

gesetzt wurden. Von den vielen getauften Negern dieser Plantage waren nur noch dreyzehn übrig; die andern waren, wie ich oben angemerkt habe, nach S. Croix versetzt worden. Bey der ersten öffentlichen Predigt, welche der Bruder Friedemann daselbst unter einem Baume hielt, hatte er über dreyhundert schwarze und einige blanke Zuhörer. Gewöhnlich hielt er in der Woche zweymal des Abends eine Versammlung in dem Hause des Bomba; die öffentliche Predigt aber in vierzehn Tagen einmal. Durch diese Einrichtung wurde bey den vielen Negern in dieser Gegend der Insel, die bisher von Jesu Christo ihrem Heilande nichts gehört hatten, ein Verlangen erweckt, der Gnade Gottes auch theilhaftig zu werden. Man mußte sich wundern, wie viele derselben bey finsterner Nacht Meilen weit über die steilsten Berge herkamen, um die tröstlichen Worte von der Liebe ihres Schöpfers und Heilandes zu hören. Als hernach die zwey Helfer, Cornelius (der igt frey war) und David, von S. Croix auch dahin kamen, um das Mauerwerk an der neuen Mühle zu fertigen, waren sie den weissen Arbeitern zur Unterstützung, und den Negern zum Segen. Martin Mack, der zu Ende des Monats Junius abermals zum Besuch kam, freute sich herzlich über diesen günstigen Anschein zur Erweiterung des Reichs Jesu Christi, und legte daselbst auch verschiedene gesegnete Zeugnisse ab.

Auf einer andern Plantage war eine alte getaupte Negerin sehr geschäftig, alle Neger daselbst, sonderlich die von ihrem Geschlecht, für den Heiland zu gewinnen, und ihnen vorerst nur Lust zu machen, zur Anhörung des Evangeliums in die Kirche zu gehen. Da
sie

sie selbst die seligen Wirkungen davon erfahren hatte; so stellte sie ihnen ihr Beyspiel vor, daraus sie sehen könnten, daß die Gnade Gottes auch für sie sey. Ihre Bemühungen wurden manchen Bussalen zur Gelegenheit, mit der Lehre vom Heilande bekant, und der Gnade Gottes theilhaftig zu werden. Von sich pflegte sie zu sagen: „ich habe nur ein Herz, und eine Zunge. Mein ganzes Herz ist des Heilands, den ich bitte, daß er nichts böses darinn übrig lasse. Nichts vom bösen will ich behalten.“

Unter den neuen Leuten, die sich im Jahr 1767. als Lehrlinge bey dem Missionarius meldeten, erklärte sich einer folgendermassen: „Ich bin gestern, sagte er, sehr unruhig worden, und mein Herz that mir wehe, als ich hörte, daß der Gott, der mich erschaffen hat, aus Liebe für mich am Kreuz unter grossen Schmerzen gestorben ist. Ich bin mit meinen Sünden auch Schuld daran; denn in Guinea lebte ich wie ein Vieh. Izt aber verlange ich nach der Vergebung meiner Sünden, und mehr vom Heilande zu hören.“

Als eine Negerin, welche die Anwartschaft zur Taufe hatte, die Grösse ihres Verlangens nach dieser Gnade ausdrücken wolte, sagte sie: ich habe nur einen Rock; aber wenn ich die Taufe dadurch erlangen könnte, ich verkaufte ihn. Die Nachricht, daß sie am nächsten Sonntage ihres Wunsches gewährt werden sollte, war ihr so wichtig, daß sie augenblicklich auf die Knie fiel, und Gott mit dem Gefühl der lebhaftesten Freude und tiefsten Beschämung Dank sagte.

Noch im December des Jahrs 1766. kam der Großbomba Guaschi zum erstenmal zum Missionarius. Es war dieser vorzüglich geschickte Neger bis-

her ein sehr lasterhafter Mensch gewesen, der sich durch die dringendsten Bitten seiner gläubigen alten Mutter nicht bereden ließ, einmal mit ihr in die Kirche zu gehen. Endlich erhielt sie am 18ten December, daß er mit ihr den Missionarius besuchte. Dieser stellte bey der Gelegenheit, die er lange gewünscht hatte, dem wilden Bomba die Liebe Gottes in Christo, die Leiden des Erlösers für ihn, und die Gnade der Vergebung der Sünden, daran er auch Anspruch machen dürfe, mit einem Herzen voll Liebe und voll Verlangen nach seiner Errettung vor; und dieses machte demselben einen solchen Eindruck, daß er viele heisse Thränen vergoß, und mit dem Bekenntniß herausging, es sey ihm schon oft schwer ums Herz geworden, daß er allein zurück bliebe, wenn so viele andre nach der Kirche gingen. „Izt, izt, sagte er, will ich auch kommen; denn ich sehe, daß ich auf dem Wege des Verderbens bin.“ Es war ein rührender Anblick, die Freude der alten frommen Mutter auf ihrem Gesichte zu lesen, und wie sie ihrem Sohne, für den sie so viel gebetet hatte, izt ihr Halstuch zuwarf, um sich die ersten Thränen abzutrocknen, die er über dem Gefühl seines verlornen Zustandes und des Mangels der göttlichen Gnade vergoß. Beym Abschiede dankte er dem Missionarius auf den Knien für den Unterricht, den er ihm vom Wege des Lebens gegeben hatte. Nunmehr wolte er auch haben, daß sich seine zwey Weiber bekehren solten, und schickte erst die eine, von der er glaubte, daß sie es am nöthigsten hätte, zu der Frau des Missionarius. Aber der Erfolg war nicht so, wie er es gewünscht hatte; denn sie bezeugte wenig Lust zur Bekehrung. Der

rohe und noch sehr unwissende, aber gutwillige Bomba legte sie darüber in Ketten und Banden, und ließ sie nur alsdann los, wenn sie versprach, wieder in den Unterricht des Missionarius zu gehen. Von dieser verkehrten Befehrungsmethode brachte ihn aber der Missionarius bald ab. Besser gelang es ihm mit seiner zweyten Frau, die er auch in den Unterricht schickte; denn diese hatte vorher schon manche Wirkungen der Gnade empfunden, und öffnete ihr Herz willig der Lehre Jesu.

Die Veränderung des Großbomba war so merklich, daß sie jedermann in die Augen fiel. Er wolte izt lieber sterben, wie er sich ausdrückte, als etwas thun, wodurch sein Lehrer genöthigt werden könnte, ihn aus seinem Unterricht auszuschliessen. Oft trug er seine alte Mutter auf seinen Schultern über die beschwerlichsten Wege nach der Kirche und wieder zu Hause. Er gelangte am 2ten August 1767. zur Taufe, in welcher er den Namen Christian erhielt. Am folgenden Tage kam er in seinem weissen Taufkleide mit einem heitern Gesichte, und stattete für die empfangene göttliche Wohlthat den herzlichsten Dank ab. Alle Neger seiner Plantage, auch die Heiden, bezeugten ihm über seine Taufe ihre Freude, und er nahm ihre guten Wünsche unter freudigen Thränen an. Auch seine zwey Weiber, die nun beide ein Verlangen nach der Gnade Gottes hatten, kamen nach Bethanien, um sich bey dem Missionarius für die Taufe ihres Mannes zu bedanken. Niemand aber war froher und dankbarer darüber, als seine alte Mutter. Zu dem, was ich eben gesagt habe, daß auch heidnische Neger dem Großbomba zu seiner Taufe gratulirt haben,

haben, muß ich noch anmerken, daß auch andere Neger, wenn sie gleich selbst noch Heiden waren, sich über die Taufe ihrer Verwandten freuten; hingegen sich betrübten, wenn diese aus der Gemeinde oder aus ihrer Classe ausgeschlossen wurden.

Viele Eigenthümer der Neger erkanteten auch hier, wie auf den andern beiden Eilanden, den Nutzen, den ihre Sklaven aus dem Unterricht des Missionarius haben konten, und trieben sie selbst an, sich denselben zu Nutzen zu machen; doch fanden sich auch noch einige nicht so wohlgefünnte, oder gar widrige. Eine Witwe ließ jeden ihrer Neger, von dem sie erfuhr, daß er in die Kirche gegangen war, durch den Bomba binden und abstrafen. Sie trieb ihr Gespötte damit, wenn diese Unschuldigen unter der Härte ihrer Zucht zu Gott schrien, und befahl alsdann dem Bomba, die Zucht zu verdoppeln. Der Missionarius wunderte sich, daß noch izt, nachdem der Segen der Mission durch vieljährige Erfahrung in das helleste Licht gesetzt worden, eine solche Handelweise statt finden konte, und wartete auf Gelegenheit, mit gedachter Eigenthümerin zu reden, um sie auf bessere Gedanken zu bringen. Erst aber ließ er ihren Bomba, der eben so übelgefünnt als seine Herrschaft war, zu sich bitten, und redte ihn also an: „Höre, ich habe ein Wort an dich. Der Gott, der dich und mich gemacht hat, hat auch für dich aus Liebe am Kreuze gehangen, und sein Blut zur Abwaschung deiner Sünden vergossen. Er will nicht, daß du in denselben beharren, und ewig verloren gehen solst. Er will auch dich selig machen; aber es ist hohe Zeit, daß du daran denkst. Was hilft es dich, Bomba zu seyn, wenn du dabey ver-
loren

loren gehest? Wenn du aber selbst noch nicht Lust hast, dich zu bekehren; so hindere doch wenigstens die Ne-ger deiner Plantage nicht daran.,, Diese Vorstellung that ihre völlige Wirkung. Der Bomba versprach nicht nur, keinen Neger mehr abzuhalten, wenn er zur Kirche gehen wolte; sondern bekante auch, daß er schon mehrmalen über sein Verfahren mit den Ge-tauften unruhig im Herzen worden sey, und igt selbst ein Verlangen habe, Gottes Wort zu hören. Zufälliger Weise traf der Missionarius nachher mit der Herr-schaft dieses Bomba in einer Gesellschaft anderer Blan-ken zusammen, und ergrif sogleich diese Gelegenheit, sein obgedachtes Vorhaben auszuführen. Seine Vor-stellungen blieben auch da nicht ohne Frucht, und sie versprach ihm, keinem ihrer Neger künftig hinderlich zu seyn, sich seines Unterrichts in der christlichen Lehre zu bedienen.

Von andern harten Behandlungen der Neger will ich hier nichts sagen, weil sie nur alsdann hierher gehören, wenn sie unter dem Vorwand der Religion geschahen. Aber die Folgen davon hatten allerdings einen Einfluß auf die Mission. Wie viele Mühe hatte der Missionarius nicht, mißhandelte Neger von dem Vorsatz zu entlaufen abzubringen? In welche Ver-legenheit kam er nicht, als er unter einer grossen An-zahl derselben eine Art von Verzweiflung, und den Keim einer Empörung bemerkte? Er ruhte nicht eher, als bis er mit jedem, bey dem er etwas dergleichen vermuthete, einzeln gesprochen, und ihn von allen Gedanken der Selbsthülfe ab, und zu dem Entschluß einer durchgängigen Unterwürfigkeit und ausdauernden Geduld gebracht hatte. In der öffentlichen Predigt,
die

die er hernach hielt, gab er alle dem noch den Nachdruck durch die Vorstellung der unaussprechlich grossen Geduld, womit der Heiland sein unschuldigcs Leiden ausgestanden hat. Das bewirkte in den Gemüthern der fast verzweifelten eine völlige Veränderung, und erstickte den Funken, ehe er zur verzehrenden Flamme werden konnte.

Aus dem Tode machten sie sich soviel nicht, als aus den anhaltenden Plackereyen eines unverständigen Meisterknechts; und man hat vielleicht mehr Ursach, ihre Geduld unter langen Leiden, als ihre Unerforschlichkeit in Todesgefahr, zu bewundern. Ein Beyspiel der letztern gab ein Getaufter, welchen sein trunkener Herr erschliessen wolte. Er sahe den Anstalten zu seinem Tode ruhig zu, ohne sich in seiner Arbeit dadurch stören zu lassen, oder ein einiges Wort zu reden. Nur befahl er in einem stillen Gebet seine Seele dem Heilande zu Gnaden. Der Schuß ging zwar vorbey, aber so nahe, daß er am Arm gestreift wurde. Sein Herr ließ es dabey bewenden; sagte ihm aber, er hätte das Gewehr mit zwey Kugeln für ihn geladen gehabt. Der Neger antwortete kaltfinnig: Herr, ihr habt euer Geld für mich ausgegeben; daher könnt ihr mit meinem Körper machen, was euch beliebt: wenn ihr mich aber ums Leben bringt, so komit meine Seele zum Heilande, dem sie angehört, weil er sie mit seinem Blute erkauft hat. Indessen weiß ich nicht, womit ich euren Unwillen verdient habe; denn ich diene euch mit aller Treue, und noch nie bin ich euch entlaufen. Damit war es dann für dasmal gut.

Jetzt hatte der Missionarius die Freude, bey seinen öffentlichen Vorträgen in der Kirche eine zahlreiche
und

und aufmerksame Versammlung vor sich zu haben. Er merkt überhaupt im Jahr 1767. an, daß es sich in dem Theil seit einiger Zeit sehr gebessert, und insonderheit, daß er an Weihnachten des eben genannten Jahres über siebenhundert Zuhörer gehabt habe. „So läßt es sich gut predigen, setzt er hinzu, wenn der Zuhörer hungrig nach dem Worte der Versöhnung, der Prediger hungrig nach Seelen, und die Mitwirkung des heiligen Geistes dabey kräftig zu spüren ist.“

Mit den Kindern fing er im Jahr 1767. wieder eine Versammlung an, die in vier Wochen einmal gehalten wurde. Das Verlangen, welches die Kinder nach den süßen Worten vom Heilande zu haben bezugten, hatte ihn zu dieser Einrichtung veranlaßt. Wenn er auf den Plantagen besuchen kam, liefen sie ihm freudig entgegen, und baten ihn, nicht wegzugehen, ohne ihnen etwas vom Heilande zu sagen. Das that er dann auch zu ihrer Befriedigung, oft unter freyem Himmel stehend.

Die Anzahl der Helfer vermehrte er im Jahr 1767. mit drey Personen, unter welchen Stephanus war, der von seinem Volke als ein Vater geliebt wurde; wozu im folgenden Jahr noch ein Helfer und zwey Diener hinzugethan wurden.

In dem letztern Jahre hatte er von den Brüdern, die auf der Plantage Carolina bis zu Ende des Augusts an einer Zuckermühle arbeiteten, manche Hülfe in der Misionsarbeit. Als die Versammlungen mit dem Ende des Baues wieder eingingen; so hätten die Brüder sehr gern in dortiger Gegend einen zweyten Misionsplatz angelegt, um das Feuer zu unterhalten, welches der heilige Geist
durch

durch das Zeugniß von IESu Christo in vielen Negern angezündet hatte, und noch mehrere durch den Glauben in die Gemeinschaft IESu zu bringen. Es bot ihnen zu dem Ende ein Pflanzer ein Stückchen Land an, wo sie ein Wohnhaus für einen Miffionarius erbauen könnten; aber eigenthümlich wolte er es ihnen nicht überlassen. Da sie nun aus wiederholter Erfahrung die Unzuverlässigkeit von dergleichen Unternehmungen auf fremdem Grunde kanten, und sich keine Gelegenheit zum Ankauf eines schicklichen Grundstückes zeigte; so mußten sie für die Zeit von diesem Vorhaben absehen. Diejenigen unter den dortigen Negern, denen die Errettung ihrer Seele ernstlich anlag, wußten den Weg nach der Kirche in Bethania, seiner Länge und Beschwerlichkeit ungeachtet, wohl zu finden.

Der Miffionarius Schmidt hatte bald nach seiner Ankunft im Jahr 1766. einen Baum- und Küchen- garten angelegt, welchen er in seiner freyen Zeit fleißig bearbeitete. Im folgenden Jahre legte er den zweyten an, und pflanzte im Jahr 1768. noch mehrere Caffebäume. Von seinen Weinstöcken samlete er in letzterem Jahre schon die zweyte Frucht ein.

Sonst aber war unter Negern und Blanken in eben diesem Jahre eine weit grössere und allgemeinere Hungersnoth, als auf den andern dänischen Inseln, welchen weit eher von ankommenden Schiffen Nahrungsmittel zugeführt werden; die alten Neger hielten sie für die härteste, die sie jemals ausgestanden hätten. Krankheiten und häufige Sterbefälle waren die natürlichen Folgen davon. Dabey hatte der Miffionarius vielfältige Gelegenheit, auch kranken und sterbenden Blanken nützlich zu seyn.

Bei den vielen, größtentheils unangenehmen Veränderungen, die in diesem Zeitraum von elf Jahren auf dieser Insel vorgekommen sind, hat sich durch die göttliche Gnade die Mission nicht nur erhalten, sondern auch ihr Segen, nach Ueberwindung vieler und langwieriger Schwierigkeiten, sich weiter ausgedehnet. Vierhundert erwachsene Neger und ein und siebenzig Kinder haben in der Zeit die Taufe empfangen, und hundert und drey und funfzig sind aus der Classe der Getauften unter die Communicanten gekommen.





Beschluß.

Hier endigen sich die bis izt ausgearbeiteten Nachrichten von diesem Misionswerke. Leser, welche die bisher erzählte Geschichte desselben mit Theilnehmung und Vergnügen gelesen haben, werden es ohne Zweifel gern vernehmen, daß von 1769. an, bis auf den heutigen Tag, diese Brüdermission auf allen drey Eilanden, unter fortwährendem und erneuerten huldreichen Schutze der höchsten königlichen Landesherrschaft, mit wachsendem Segen ihren Fortgang gehabt hat; und seitdem noch eine grosse Anzahl Neger durch die heilige Taufe zur christlichen Gemeine hinzugethan worden sind; auch noch immer sehr viele derselben sich von neuem in den Lehrunterricht der Brüder begeben. Man ist Willens, von dem, was unser Heiland an dem armen Negervolke auf diesen Inseln in den letztverflossenen acht Jahren gethan hat, und noch ferner thun wird, mit der Zeit eine fortgesetzte Nachricht dem Publicum vorzulegen.

Was übrigens in dieser Geschichte sowol von den äusseren Umständen und der Lebensart der Missionarien, als auch von der innern Einrichtung und Verfassung der Negergemeine vorgekommen ist, wird hoffentlich eine nähere Beschreibung von beiden überflüssig machen. Doch will ich, was die letztere betrifft, anmerken, daß dieselbe in allen wesentlichen Stücken mit derjenigen übereinkommt, die bey den grönländischen Gemeinen eingeführt ist; wovon David Cranz im zehnten Buche seiner Geschichte von Grönland eine

eine ausführliche Nachricht gegeben hat. Was sich von Verschiedenheit in Nebenpuncten zwischen beiden findet, das rühret theils von dem so sehr unterschiedenen Clima, theils und hauptsächlich von dem Sclavenstande der Neger her, welcher insonderheit alle diejenigen Einrichtungen ausschließet, die blos durch das Zusammenwohnen an einem Orte möglich werden.

Damit man nun noch die Früchte der sieben und dreyßigjährigen Misionsarbeit, welche in dieser Geschichte ist beschrieben worden, mit einem Blicke übersehen könne; so will ich zu der am Ende des Jahrs 1757. befindlichen summarischen Anzeige der in den ersten fünf und zwanzig Jahren der Mission durch den Dienst der Brüder zum Christenthum gebrachten Neger, folgende über den ganzen Zeitraum hinzuthun:

Es sind bis zu Ende 1768. von den Brüdern getauft worden:

Auf S. Thomas	771. erwachsene Neger
	1031. erwachsene Negerinnen
	530. Kinder

2332.

Auf S. Croix	563. Neger
	701. Negerinnen
	401. Kinder

1665.

Auf S. Jan	227. Neger
	253. Negerinnen
	83. Kinder

563.

Xxx 2

Auf

Auf allen drey Eilanden zusammen:

1561. Meger

1985. Megerinnen

1014. Kinder

4560.

Wenn man hierzu noch 151. anderwärts Getaufte rechnet, die in die Gemeine aufgenommen worden; so beließ sich die ganze Anzahl der Getauften in den Negergemeinen auf den drey Eilanden auf 4711. Personen.

Von diesen waren in der Zeit, soviel man wissen konte, 1139. Personen gestorben. Ganz genau kan diese Zahl nicht angegeben werden, weil verschiedene Getaufte nach andern Inseln und Ländern versetzt worden, von deren Leben oder Tod man keine Nachricht hat.

Die Zahl der noch lebenden erwachsenen Getauften war zu Ende mehrerwehnten Jahres:

Auf S. Thomas 1209.

S. Croix 1016.

S. Jan 391.

in allem 2616.

Der Candidaten zur Taufe waren:

Auf S. Thomas 230.

S. Croix 348.

S. Jan 98.

zusammen 676.

Die Zahl der Lehrlinge läßt sich nicht genau bestimmen; es waren ihrer aber wenigstens 1400: so daß sich damals fünftehalbtausend erwachsene Personen, ohne die

die etlichen hundert Kinder, in der Pflege der Misionsarbeiter auf den drey Inseln befanden.

Zum Dienste der Mission kamen in den letzten elf Jahren von 1758. bis 1768. noch 44. Brüder und Schwestern dahin, welche mit den 99. Personen, die zu Ende des Jahrs 1757. berechnet worden, eine Anzahl von 143. ausmachen. Von diesen 44. Personen sind 13. wieder abgereiset, und 24. aus der Zeit gegangen. Zu Ende 1768. befanden sich 23. Brüder und Schwestern am Dienste der Mission. Vom Anfange derselben bis dahin haben über dem Misionsgeschäfte ihren Lauf beschlossen: auf S. Thomas 29. Brüder und 11. Schwestern; auf S. Croix 17. Brüder und 7. Schwestern; und auf S. Jan 3. Brüder und 2. Schwestern; auf der See oder auf Reisen 10: und also in allem 79. Personen.

In der Hoffnung, daß es den Lesern dieses Werks nicht unangenehm seyn werde, will ich zum Schlusse hier einige von den kurzen Anreden, welche die Nationalhelfer bey der Negergemeine, Sonntags nach vorher gehaltener Predigt des Missionarius, an die verschiedenen Abtheilungen ihres Volks zu halten pflegen, zur Probe mittheilen, so wie ich sie selbst angehört, nachgeschrieben, und so wörtlich, als möglich, übersetzt habe. Es wird wol niemand erwarten, in diesen Reden den ganzen Inbegrif der christlichen Lehre, oder auch nur einzelne Theile derselben, vollständig vorgetragen und ausgeführt zu finden. Sie sind nicht als Lehrreden, sondern nur als Erinnerungen an den zuvor gehörten evangelischen Vortrag, und auf denselben sich beziehende Ermahnungen anzusehen. Bey aller ihrer Einfalt und Unvollständigkeit wird

man in selbigen, wie ich glaube, die Sprache des Herzens und einer lebendigen Erfahrung der zur Seligkeit nothwendigen Gotteswahrheiten nicht verkennen; und diese ist es auch, welche sie den Herzen der Zuhörer eindrücklich und gesegnet macht.

Der Helfer Nathanael an die Lehrlinge in Neuherrnhut:

Mein liebes Volk! Wir haben aus dem heutigen Evangelium gehört, daß der liebe Heiland auf Erden herumgegangen ist, den Menschen gutes gethan, und Barmherzigkeit an ihnen bewiesen hat; daß er zehn Mufffähige gesund gemacht, und daß einer umgekehrt ist, ihm dafür gedankt, und ihn angebetet hat. Er ist noch izt eben so gegen die Menschen gesinnt. Er hat sich auch gegen uns arme Slaven barmherzig erwiesen. Wir sind eine sehr glückliche Nation, daß er seine Boten zu uns gesendet hat, die es uns sagen, daß er sein Blut für uns vergossen, für uns arme Slaven, die wir doppelte Slaven sind, wenn wir in unsern Sünden bleiben. Denn wenn wir uns nicht befehren, so sind wir auch Slaven des Satans, und bleibens auch dort, wenn wir so aus der Welt scheiden. Wir haben aber einen so freundlichen Heiland, welcher alles, was schlecht ist, annimt, welcher einem jeden Barmherzigkeit erzeigt, wenn er nur mit einem Herzen, das aufrichtig und ohne falsch ist, zu ihm kömt; so daß er nicht heute denkt, morgen will ich mich befehren, und morgen ist es ihm wieder anders. Solche Leute vertändeln ihre Zeit, und bleiben Slaven der Sünde. Das ist ein grosses Unglück und Elend, wenn es so geht: da wirs doch nicht nöthig haben, und so leicht und umsonst selig werden können.

nen. Was soll ich weiter hievon reden, ich armer! Ich kan aus meiner eigenen Erfahrung sagen: Wer seinen Platz zu des Heilandes Füßen gefunden hat, der ist selig. Alles andere kan nicht selig machen. Wenn man sich auch nach Möglichkeit vor Sünden hütet; wenn man auch seinem Meister treu ist, und gut mit ihm steht; und es fehlt dieses: so ist man nicht selig. Man muß seinen Platz zu des Heilandes Füßen gefunden haben, und mit ihm in Gemeinschaft gekommen seyn. Das ist unsere Seligkeit.

Der Helfer Gabriel an die Taufcandidaten in Neuherrnhut:

Der Heiland hat euch aus dem grossen Haufen ausgelesen, und zu dieser Gesellschaft gebracht, um euch zu wichtigen und seligen Sachen zuzubereiten, und zu seinen Kindern zu machen. Von euch wird dabey nichts erfordert, als nur, daß ihr alle aufrichtig und ohne falsch seyd, und von ganzem Herzen den Heiland suchet. Er sieht auf eure Herzen, er sieht alle eure Schritte und Tritte. Ob wir ihn gleich nicht sehen, so sieht er doch uns, beym Wachen und beym Schlafen, zu Hause und im Felde. Und wenn er sieht, daß jemand in seinem Herzen so gestellt ist, daß er ihn mit seinem Blute waschen kan; so thut ers. Er hat ein sehr treues Herz; er geht uns nach, und merket auf uns, und komt oft unverhohft, ehe wirs denken und glauben können. Ich kan es aus meiner eigenen Erfahrung sagen. Das kan ich aber auch sagen: als ich unter den Candidaten war, hat mir immer, wo ich ging und stand, das im Gemüth gelegen: Wenn sich doch der Heiland meiner erbarmen wolte! das war mir das größte in der Welt, und nichts lag mir

sonst am Herzen. Das hat er auch an mir armen gethan. Er hat mich als einen armen Sünder zu seinem Kinde angenommen; und das will er auch an euch thun. Bittet ihn nur mit einem aufrichtigen Herzen darum. Seine Liebe und Barmherzigkeit ist so groß, daß er gern einem jeden hilft.

Der Helfer Cornelius an die Lehrlinge in Neuherrnhut:

Mein liebes Volk! Moses hat in der Wüsten auf einem kleinen Berg eine eherne Schlange aufrichten lassen; und alle die von giftigen Schlangen gebissen waren, mußten dahin gehen, diese Schlange ansehen, und wurden dadurch gesund. Das geschah lange zuvor, ehe unser Herr und Gott in die Welt kam, und Mensch ward. Es ging aber auf ihn und seinen blutigen Tod am Kreuzestamm. Da er nun auf Erden war; so wies Johannes auf ihn, als das Lamm Gottes und den Schmerzensmann, der am Kreuz aufgehangen werden sollte. Dieser ist es, der gesund machen kan, die von der Sünde als von giftigen Schlangen gebissen sind. Wer ihn mit einem gläubigen Herzen ansiehet, der wird gesund. Er hat die Sünde der Welt getragen, und ist für sie gestorben. Alle Menschen dürfen zu ihm kommen, auch die ärmsten, sündigsten, und elendesten. Er nimmt sie alle an, auch die allerschlechtesten. Niemand denke, er sey ihm zu schlecht, ihn wolle er nicht haben und annehmen. Mein liebes Volk! wäre ihm jemand zu schlecht; so könnte er uns alle mit einander nicht annehmen: denn wir sind alle ein sehr schlechtes Volk. Er hat im alten Bunde durch seine Propheten von uns sagen lassen: Das zerrissene und geplünderte Volk, das

Das greulichere ist dann sonst irgend eines, soll dem HErrn Geschenke bringen; die Heiden sollen sein Licht sehen, und sein Volk werden; die Mohren sollen zu ihm kommen, und er will sie annehmen. Mein liebes Volk! ein jeder von euch soll auch kommen, so wie er ist. Er will nur das Herz zum Geschenk haben. Ich für meinen Theil fühle mich sehr elend und bedürftig; aber ich habe an dem heutigen Bettage in meinem Herzen seine Gnade erfahren, und seine Liebe empfunden. Das läßt er mich auch täglich erfahren; und ihr alle könnt es auch so haben. Es kommt nur darauf an, ob sich jemand dem Heiland ganz hingeben will. Man kan das Herz nicht mit ihm und mit der Welt theilen. Das beste ist, man gibt es ihm ganz. Gebt euch ihm alle von ganzen Herzen. Er wird sich über euch erbarmen, euch seine Liebe und Gnade fühlen lassen, und den Segen, so er euch am Kreuz erworben hat, euch reichlich mittheilen.

Der Helfer Abraham an die Lehrlinge in Friedensthal:

Wir Neger sind recht blind, mehr blind, als der blinde Mann im Evangelium, von dem wir heute gehört haben. Dieser hatte doch ein Verlangen, daß er sehend würde, und rief den Heiland darum an. Aber wir haben von Natur nicht einmal ein Verlangen nach Hülfe: ja wir erkennen unser Elend nicht einmal, und sehnen uns also nicht, herauszukommen. Wie viele sind unser nicht hier! und nur wenigen hat der Heiland heute die Gnade thun, und sie in der heiligen Taufe mit seinem Blute waschen können. Ich weiß, daß manche schon viele Jahre in die Kirche gehen, und dennoch keine geistliche Augen und kein Leben

bekommen haben. Sie denken, es ist genug, wenn sie nur in die Kirche gehen, und trösten sich damit. Aber ich wolte lieber das Leben nicht haben, ich wolte lieber den Heiland bitten, daß er mich tödtete, als daß es immer so mit mir bleiben, und ich nicht zur ganzen Seligkeit kommen sollte. Er will sich ja gern unser aller erbarmen. Wir müssen nur zu ihm gehen, mit wahren Verlangen zu ihm rufen, und nicht ruhig dabey seyn, wenn es nicht weiter mit uns geht. Es muß dazu kommen, daß wir mit Seligkeit und Freude in unserm Herzen erfüllt werden. Ihr müßt nicht denken, daß ich das, was ich weiß und sage, bloß im Kopfe weiß, und aus einem Buche gelernt habe: nein, ich sage es aus eigener Erfahrung, und aus dem Gefühl meines Herzens. Ich habe es erfahren, da ich meine Blindheit dem Heiland geklagt habe, und er mir geholfen und die Augen gedöfnet hat, da er mir am Kreuz erschienen ist, und mich dadurch selig gemacht hat. Ihr lieben Ungetauften! der Heiland will euch gewiß helfen und weiter bringen. Geht nur zu ihm mit einem Herzen, das es ohne ihn und seine Gnade nicht mehr aushalten kan. Wenn ihr ihn fühlet, ihn in seinem Tod und Leiden vor Augen sehet, und genießet, das ist euer Leben.

Der Helfer Stephanus an die Taufcandidaten in Friedensthal:

Der Heiland hat viel für uns gethan und gelitten. Wir sind wol sehr dumm; aber nicht so dumm, daß wir das nicht fassen und verstehen könten. Wir haben einen Lehrmeister, den heiligen Geist, der uns alles erklärt. Wir sollen alles, was der Heiland uns verdient hat, genießen und erfahren. Der Weg dazu und
die

die Pforte ist offen. Wir sollen aber nicht nur an der Pforte stehen und hineinschauen, sondern hereinkommen, und zwar zum Heiland selber kommen. Das macht die Sache nicht aus, wenn man nur in die Kirche geht. Damit muß sich niemand begnügen. Die Kirche macht uns nicht selig; sondern die Gemeinschaft und der Umgang mit dem Heilande. Dies ist die rechte Sache, und hiebey kan sich niemand entschuldigen und sagen: ich habe nicht Zeit dazu wegen meines Meisters Arbeit. Ihr lieben Brüder und Schwestern! ich weiß, daß man unter aller Arbeit an schlechte Sachen denken kan. Ich kan es aus eigener Erfahrung sagen: denn ich habe es in meiner blinden Zeit oft den ganzen Tag selber gethan. Eben so gut können wir ja über gute Sachen denken, uns den lieben Heiland vor Augen setzen, und immer damit umgehen, und es recht ins Herz fassen, was er für uns gethan und gelitten hat. Ich wünsche euch allen, daß ihr hierauf immer eure Sinnen und Gedanken richtet, und es euch recht angelegen seyn lasset, die Gnade und Seligkeit zu erfahren und zu genießen, die uns unser lieber Herr erworben hat; er wird sie euch gern schenken.

Der Helfer Nathanael an die Taufcandidaten in Friedensthal:

Ihr habt heute außs neue gesehen, wie sich der Heiland über das arme schwarze Volk erbarmet, und wie gnädig er ihm ist. Denn er hat wieder eine Anzahl aus eurer Mitte herausgenommen, und in der heiligen Taufe mit seinem Blute gewaschen. Ihr werdet euch darüber gefreuet haben. Es wird auch ein jeder von euch, der darüber denkt, und es untersucht, warum er noch zurückbleibt, die Ursache bey
sich

sich finden. Wir müssen, wo wir gehen und stehen, nach seiner Gnade uns sehnen, und ihn bitten, uns darinn weiter zu bringen. Er wird sich gewiß über einen jeden erbarmen, dem es darum recht zu thun ist, und der Hunger und Durst darnach hat. Er hat sich ja schon so sehr über das arme Negervolk erbarmet, das so schlecht ist, das der Feind in alle Sünden hineingeführt, das er in alles Böse, wie in ein finsternes Loch, hineingeschleppt, und da gefangen gehalten hat nach seinem Willen; das auch so unwissend war, und von Gott und seinem Worte nie etwas gehört hatte. Aber unser lieber Herr ist auch für uns vom Himmel gekommen, und hat auch uns mit seinem Blute und Tode erlöst. Der hat seine Boten zu uns gesendet, die uns das große Wort verkündigen, und den Weg des Lebens zeigen, damit wir auf demselben wandeln, und selig werden sollen. Das ist ihr Anliegen, darum sind sie hier, wie ihr alle wisset: nicht, daß sie hier ein gutes Leben haben, und Reichthum sammeln, sondern daß sie das arme schwarze Volk lehren und zum Heiland führen. Er bekennet sich dazu, und gibt einen Drang in die Herzen, Gnade zu bekommen, und selig zu werden. Dieser Trieb muß in dem Herzen da seyn, und uns keine Ruhe lassen. Wir müssen vor dem Heiland niederfallen, und ihn bitten, daß er sich über uns erbarme. Thut solches, lieben Taufcandidaten! so wird er euch schon weiter bringen, und euch schenken, was er euch erworben hat. Faßt es aber nicht bloß in den Kopf; denn der Kopf kan uns betrügen: sondern gebt eure Herzen dem Heiland, daß er sie wasche und reinige von allen Sünden, und sie durch sein Blut recht warm mache.



Register.

A.

Aal, indianischer 103.

Abendmahl, die ersten Neger gelangen dazu 545. erstes in S. Croix 705. in S. Jan. 770. Confirmation der Neger dazu 545. 747. 903. — wird alle vier Wochen gehalten 794. 860.

Abendmahlsandidaten 903.

Abendvögel 120.

Abraham, erster Neger, dem von den Brüdern das Evangelium verkündigt wird 464. 466. 478. 479. 491. 514. 600. 732. wird getauft 745. f. f. 749.

Abraham, Helfer in S. Thomas 563. 585. 589. 590. 618. wird Mitältester der Neger 690. seine Arbeit unter seiner Nation 713. 714. 727. sein Ende 927. Character 928. Brief von ihm 541.

Abraham, Helfer in S. Croix 992. 1065.

Abrus precatorius 199.

Achras 204. mammosa 168.

Aela, africanische Nation 280.

Affong, africanische Nation 282.

Africanische Nationen s. Neger.

Asterraupentödter 121.

Asterwespe 121.

Agama 117.

Agapen 548.

Agave vivipara 221.

Ajanga, africanische Nation 280.

Alisa, africanische Nation 284.

Affin,

Register.

- Ukkin, africanische Nation 278.
Ukran, africanische Nation 279. 291. 297. 336.
Ukripon, africanische Nation 279. 327. 338.
Ulbert, Nationalhelfer 917.
Alexander, ein getaufter Freyneger 468. 515.
Ullada, africanische Nation 283.
Ullsfresser 122.
Ullspeis 194.
Ulltemannsbart 192.
Ullte Weib, ein Fisch 99.
Ulloe 192. 221.
Aloe perfoliata 192.
Ullusia 10.
Ullmana 14.
Ullmbachtsneger 380.
Ullmeisen 121. gelbliche 122.
Ullmina, africanische Nation 277. 296. 300. 304. 313. 314.
316. 324. 325. 326. 328. 331. 333. 335. 339. 340.
Amomum zingiber 188.
Ullmos, Nationalhelfer 917.
Ullamphibien, welche Thiere darunter zu verstehen 92.
Ullmurath 204.
Ullmurathsteckel 223.
Anacardium occidentale 170.
Ullnanas 167. wilde 208.
Ullandreas, einer von den drey Erstlingen aus den Negern 521.
526. 537. einer der ersten Nationalhelfer 545. reist mit
dem Graf Zinzendorf nach Europa 600. heirathet die
Witältestein Maria 659. s. auch Immanuel.
Ullandreaswanze 118.
Ullangola, africanische Nation 289.
Ullangvilla, Insel 9.
Ullanna, erstere Negerin, der das Evangelium von den Brüdern
verkündigt wird 464. 466. 478. 479. 491. 514. 522.
576. 636. wird getauft 641. s. s. 754. ihr Ende 924.

Anna

Register.

- Anna Maria, erste Nationalhelferin 546. 557. 576. 590.
659.
Anna Sophia, Nationalhelferin 919.
Annegada, Insel 9.
Annona glabra 195. muricata 173. reticulata 174. squa-
mosa 173.
Antigoa 7. Mission daselbst wird angefangen 809.
Antillon 1.
Anton, ein Neger, ist die erste Veranlassung zur Mission nach
S. Thomas 150. 151.
Anton, Helfer 917. 971. 1063.
Antonette, Helferin 974.
Anschori 109.
Apalachiten 13.
Apassu, africanische Nation 282.
Apeschi, africanische Nation 282.
Aquila, Helfer 854.
Arachis hypogæa 174.
Aranea clavipes 127. Tetracantha & cancriformis 129.
Arche Noâ, Muschel 144.
Ardea virescens 90.
Argemone mexicana 194.
Argus 147.
Aron, esbarer 175.
Arrada, africanische Nation 282. 283. 305.
Arum esculentum 175.
Asclepias curassavica 192.
Asokko, africanische Nation 281.
Asseln 135.
Atje, africanische Nation 283. 292.
Attem, africanische Nation 280.
Attembu, africanische Nation 279. f. Tembu.
Attolli, africanische Nation 282.
Auerbach, Johann Christoph, kömt als Gehülfe bey der Mission
nach S. Thomas 958.

Register.

Aufnahme in die Gemeine 545. Anzahl aller seit 1732 bis
1757. auf den drey Inseln Aufgenommenen 897. bis zu
Ende 1768. 1060.

Auffseher und Ermahner 549. 590. 618.

Auster 144. 149.

Aves, Insel 6.

Avogatobaum 169.

Ayay, ist S. Croix 16.

B.

Baas 380.

Bacovebaum 182.

Bader, Peter Paul, Gehülfe bey der Mission auf S. Tho-
mas 901. 910.

Balahu 109.

Balistes Vetula 99.

Balsam, wilder 200.

Bambomba, africanische Nation 280.

Bandi, africanische Nation 276.

Barbadoes, Insel 5.

Barbiermann, Fisch 108.

Barbude, Insel 8.

Bärsching, schöner 107.

Barthelemi 12.

Barthol, Martin, geht nach S. Croix 502. entschläft 504.

Bartmann, Fisch 107.

Bartsch, Georg, kommt nach S. Thomas 910. reist nach
Bethlehem zurück 937.

Bassin 48. 852. 853.

Bastardeaneel 204.

Batattenpflanze 166.

Bauart, westindische 256.

Bauholtz, westindisches 204.

Baumwolle, ein Hauptproduct der westindischen Inseln 245.

Baumwollenbaum 197.

Baumwollenfliege 118.

Register.

Bay 45.

Bebumde, africanische Nation 286.

Beckia, Insel 5.

Beddecken, Muschel 147.

Beerappel 219.

Beerholz 206.

Begräbniß, das erste eines Negers, das von einem Missionarius gehalten wird 614. bey den Begräbnissen werden öffentliche Reden gehalten 815.

Begräbnisplatz, den Missionarien in S. Thomas wird ein besonderer gestattet 786. die gläubigen Neger in S. Thomas bekommen einen eigenen 940. so auch die in S. Croix 1002.

Benannebaum 182.

Benigna, Helferin 918. 929.

Bennet besucht von Antigua in S. Croix 1006.

Bennefoorts, schleichende Fieber 240. Mittel dagegen 135. 189.

Bente, africanische Nation 284.

Bergerin, Anna, 503. 504.

Bethanien, Missionsplatz der Brüder, auf S. Jan. 771.

Bethel, Plantage der Brüder, auf S. Thomas 941.

Bettstädt 207.

Betttag der Neger 741. erster für die Negerkinder 797. Beschreibung eines Kinderbettages 922. f. f. 969.

Bettlermantel, Muschel 144.

Bettwanze 118.

Bibi, africanische Nation 285. 286. 305. 306.

Biegeleisen, Amphibie 99.

Bienen 121.

Bignonia pentaphylla 206.

Bilha, Helferin 926.

Bischofsmütze, Muschel 147.

Bissen, süsse 173.

Bitterstock 203.

Bivi 285. f. Bibi.

Register.

- Bixa orellana 195.
Blackfnd 110.
Blackschnapper 110.
Blanke 231. 232. ihre Geschäfte in Westindien 244. ihre Wohnungen, Kleidung, Character &c. 256. u. w.
Blaser 100.
Blatta americana 115.
Blaublümchen 189.
Blumenrohr, indianisches 218.
Blutfaser 113.
Boderoos 206.
Böhlo, Johann Michael, kommt nach S. Thomas 957. wird Witwer 959. 960.
Böhm, David, kommt nach S. Thomas 909. sein früher Tod 909.
Böhm, Johann, geht nach S. Croix 484. stirbt 495.
Böhner, Johann, geht zum Dienst der Mission nach S. Thomas 657. seine Frau stirbt auf der See 658. heirathet die Witwe Verona Löhansin 664. seine Beschäftigungen bey der Mission 786. 809. bekommt auf eine Zeit die Aufsicht über das ganze Missionswerk 908. besorgt die Mission in S. Jan 1034. wird Witwer 938. 1038. geht wieder nach S. Thomas 1043. seine Arbeit bey dem Uebersetzen der heiligen Schrift und der Kirchenlieder ins Creolische 914.
Bönicke, Johann Andreas, geht mit Friedrich Martin nach S. Thomas 507. 532. trennt sich von den Brüdern 551. sein Tod 552.
Boslamma 206.
Bogaier, Zauberer der Cariben 32.
Bomba 380. 382. Wirkung des Evangeliums an einem besonders lasterhaften 1049.
Bomba, ein Getränk 262.
Bombax gossypinum 197.
Bomedell 217.

Register.

- Bombra, africanische Nation 280.
Bonavist 156.
Bonetfisch 60.
Bonette 107.
Bongolo, africanische Nation 288.
Bonnit 60.
Borm, reformirter Prediger 560. 572. 579. 588.
Brackenhof, Heinrich Melchior, kommt nach S. Thomas 901.
902. sein Absterben 906.
Brackwasser 78
Brandt, Andreas, kommt nach S. Thomas 938.
Brannmieren 121.
Bratke, Johann Christoph, kommt nach S. Thomas 670.
672. entschläft 675.
Brief der gläubigen Neger in S. Thomas an den König in
Dänemark 598. an die Gemeinen in Bethlehem und
Nazareth 826. der gläubigen Neger in S. Croix an die
westindische Compagnie 861. eines Missionarius in Gui-
nea 323.
Briefe gläubiger Neger 540. 598. 678. 680. 693. 800. 826.
861. 876. 877. an Nathanael Seidel 931.
Bröndum, Jeppe, 938. stirbt, ebend.
Bromelia Ananas 167. pinguin 220.
Bruck, africanische Nation 280.
Brucker, Johann, kommt nach S. Thomas 661. reist nach
Bethlehem zurück 674. kommt wieder nach S. Thomas
807. wird Missionarius auf S. Jan 892. kommt nach
S. Thomas zurück 1033. geht nach S. Croix 1007. wo
er stirbt 938. 1008. 1041.
Buccinum areola 148.
Bucida Buceras 204.
Budukeriba, africanische Nation 972.
Büninger, Johann, kommt nach S. Thomas 812. s. w. 880.
reist nach Bethlehem 899.
Bulltri 204.

Register.

Buprestis aurulentus 114.
Buschtau 75. 199. dessen Heilkraft 189.
Bussalen 368. Dummheit derselben 308.
Busse, Joachim, kommt nach S. Thomas 785. übernimmt die
Mitdirection der Missionsanstalt 786. entschläft, ebend.

C.

Cabritten 83.
Cacaobaum 175.
Cactus 210.
Cactus cereus hexagonus 211. cereus triangularis 212.
curassavicus 224. Melocactus 210. Opuntia 212.
Tuna 213.
Caffeebaum 166.
Cainitbaum 167.
Calbaschbaum 195.
Calelu, westindisches Gericht 260.
Camba, africanische Nation 288. 291.
Cando, africanische Nation 288.
Cancer Mantis 134.
Caneelbaum 194. wilder, dient zu Bauholz 204.
Canefister 192.
Canna Indica 218.
Cannibalen 13.
Capsicum frutescens 190.
Carabatbaum 201.
Caraißen, Geschichte dieses Volks 13. ihr Character, Sit-
ten und Gewohnheiten 22.
Caraißische Inseln 2. wenn sie den Europäern bekant worden
4. unter großbritannischer Hoheit 4. der Krone Frank-
reich gehörige 10. den Holländern gehörige 12. unter
dänischer Hoheit 12.
Carette, Carettschildpatte 94.
Carica Papaya 181.
Carmel, ein Negerknabe, wird in Eberdorf getauft 508.
s. auch 492.

Car-

Register.

- Earnaatje 110.
Carolina, Plantage auf S. Jan, daselbst wird von den Brüdern gepredigt 1047.
Carstens, Johann Lorenz, ein Freund der Brüder in S. Thomas 471. 512. 583. ist um seiner Neger Bekehrung bemüht 520. 590. den Brüdern zum Trost im Leiden 567. 568. 574. f. f. 720.
Caschu 170.
Cassabi 177. Cassabibier 179.
Cassabisäcke 203.
Cassia 193.
Cassia Fistula 192. Senna 193.
Cassiaröhrenbaum 192.
Castise 232.
Cattunbaum 197. göttlicher 336.
Cecropia peltata 202.
Cederholz 206.
Cerbera Thevetia 223.
Cereen, aufrechtstehende 211. kriechende 212.
Chaetodon 106.
Chinawurzel 190.
Chöre und deren Bedienung unter den bekehrten Negern 829.
Chokolatbaum 175.
Chokolatfieber 240.
Christian, ein Bomba, seine Bekehrung 1049.
Christiansfort 48.
Christiansstadt 48. f. Bassin.
Christianswehr 48.
Christina, Negerälteste 692.
Christnacht, ein besonderes Fest für die Negerkinder 837.
Christoph, S. Insel 8.
Christoph, einer der ersten Nationalhelfer 545. 557. 563. 576.
Chrysobalanus Icaco 172.
Chrysophyllum 167.
Cigarr 190.

Register.

- Citharexylon 206.
Clas, ein Neger, baut das erste Versamlungshaus der Neger
511. s. w. 514. wird getauft als einer der drey Erstlinge
521. s. Petrus.
Classen der Neger werden eingerichtet 751. 903.
Clausen, Generalgouverneur über die drey dänischen Inseln
964. seine Geneigtheit gegen die Mission 985.
Clima der Inseln S. Thomas, S. Croix und S. Jan 63.
für Europäer ungesund 234.
Clio 138.
Coccinellen 113.
Coccoloba uvifera 168.
Cocos nucifera 184.
Cockstone 156.
Cocosbaum 184.
Cofachiten 14.
Colambo, africanische Nation 288.
Colibri 87.
Colonien werden für ein Mittel angesehen, das Evangelium
unter den Heiden auszubreiten. 482.
Colonisten gehen von Herrnhut nach S. Croix 483. kommen
in S. Thomas an 489. erhalten eine Verstärkung 502.
ihre Schicksale auf S. Croix 494. 502.
Colonisten, englische, auf S. Croix 496.
Comba, Amphibie 100.
Conchylien dienen zum Kalk 228.
Conger 103.
Congo, africanische Nation 288. 293. 296.
Conrad, Melchior, kommt zum Dienst der Mission nach
S. Thomas 908. 909. entschläft 993.
Convolvulus Batatas 166.
Copaiifera 193. Copaiivabaum, ebend.
Corallbay 1025. 1028.
Corallen 151. rothe 199.
Corallengewächse dienen zum Kalk 228.

Register.

- Cornelius, Nationalhelfer und Lehrer seines Volks 816. hilft bey der Mission in S. Jan 896. wird von seiner Frau getrennt 939. ein Brief desselben 800. eine Rede 1064. s. f. 916. 1048.
- Coromai 109.
- Coryphæna Hippurus 59.
- Crack 261.
- Creolen 232.
- Creolfieber 240.
- Creolische Sprache, Nachricht von derselben 424. das erste Büchlein wird in dieser Sprache gedruckt 914.
- Creolisches Gesangbuch, erstes gedrucktes 971.
- Crescentia Cujete 195.
- Croix, S. politische Geschichte dieser Insel 37. Geographie 43. Klima und Witterung 63. Beschaffenheit des Erdreichs und Feldbaues 74. Colonie der Brüder daselbst 496. 502. s. auch Mission.
- Croton flavens 200.
- Crotophaga Ani 87.
- Cucumer Auguria 180. Cucumern, wilde, ebeud.
- Cucurbita Citrullus 180.
- Cujavebeeren 187.
- Curculio Spengleri 113.
- Custardappelbaum 174.
- Cytifus Cajan. 174.

D.

- Dachbrannmieren 122.
- Dahomee, africanische Nation 284.
- David, Mulatte, Nationalhelfer, seine Arbeit unter den Negern 775. 853. 854. 992. 1048. ein Brief desselben 861.
- Delphin. Delphinus Delphis 56.
- Demmerungsvogel 120.
- Desirade, Insel 12.
- Diät, Regeln derselben in Westindien 235.
- Diebstahl, Bestrafung desselben bey den africanischen Negern 303.

Register.

Dintenfisch 138.

Diodon Atringa 100.

Diogenes; Krebs, 133.

Dioscorea aculeata; alata 180.

Distel, gelbe 194.

Dober, Johann Leonhard, findet sich angeregt, den Negern auf S. Thomas das Evangelium zu verkündigen 452. reist von Herrnhut dahin ab 456. kommt an 462. seine erste Missionsarbeit unter den Negern 464. seine Umstände und Verrichtungen nach Mitschmanns Rückreise nach Europa 474. sieht einige Frucht von der Verkündigung des Evangeliums 491. geht nach Europa zurück 492.

Doctor, Fisch, 108.

Dominique, Insel, 6.

Donferwerk 382.

Dorade 59.

Dorf s. Tappus.

Dreyeinigkeit, Begriffe einer heidnischen Negerin davon 517.

Drossel, westindische 91.

Dürre, Jahreszeit 64. 65.

Düvelsbitt 203.

§.

Ehebruch, wird von den africanischen Negern für strafwürdig gehalten 295.

Ehen gläubiger Neger, Regel in Absicht derselben 757. werden oft durch Versetzung des einen oder andern Theiles getrennt 547. 820.

Eheneis Remora 57.

Ehescheidung, willkührliche, bey den africanischen Negern durchgängig eingeführt 295.

Ehestand der africanischen Neger 293.

Eidexen 95.

Einhornteufel 99.

Eisenberg, Baron 980. 992.

Eisenholz 205.

Eisen-

Register.

- Eisenkraut, indianisches 189.
Eisensand 230.
Eisenstein 230.
Elater noctilucus 114.
Elephantenläusbaum 170.
Empörung der Neger auf S. Jan 397. auf den Schiffen
365.
Engelfisch 106.
Engelhardt, Johann Michael, kommt nach S. Thomas 909.
nach S. Jan 1033. wieder nach S. Thomas, ebend.
entschläft 938.
Entlaufen der Neger 394. darauf gesetzte Strafe 390.
Erdbeben. 73. 905. 983.
Erdspinne 129.
Erhard, Johann Christian, seine Bekehrung und Reise nach
Europa 653. 654.
Erithryna Corallodendrum 217.
Ermahner 549. 590. 618.
Erntefest, jährliches, der africanischen Neger 332.
Erstlinge aus den Heiden, unrichtiger Begriff davon 684. 726.
Erweckungen, allgemeine unter den Negern 762. 790. merk-
würdige Beispiele davon bey einzelnen Personen 951.
995. 1049. unter den englischen Negern auf S. Croix
994.
Eustachius, S. Insel 12. einige von den Brüdern getaufte
Neger werden von S. Croix dahin versetzt 1010.
Schwimmers Besuch daselbst 1011.
Eustatius, s. Eustachius.
Evo, africanische Nation 286.
Exocotus 59.

S.

- Sackeldistel 211.
Falco gentilis 86. Sparverius 86.
Feder, Albin Theodor, geht als Missionarius nach S. Tho-
mas 623. leidet Schiffsbruch 627. ertrinkt 628.

Register.

- Feigenbaum 184. Luftwurzeln desselben 210.
Feldgrille 117.
Feldhausen, Johann Georg, kommt nach S. Thomas 784.
geht nach Neuport 806.
Feldneger 381.
Feldsteine 229.
Feldwanze 118.
Fensterchwamm 152.
Fetisse, Heiligthümer der Neger in Africa 322.
Fetissmacher 323.
Feuerknoth auf S. Croix 847. 1009.
Feuerstein 229.
Ficus indica 210.
Fida, africanische Nation 284. 320. 328. 333. 335. 337. 339.
Fieber in Westindien 239. 240.
Fiedler, Timotheus, geht als Colonist nach S. Croix 483.
495. 501. wird in S. Thomas gefänglich eingesezt 564.
565. entlassen 617.
Fingerpfeffer 191.
Fistermann 86.
Flambee 206.
Flamingo 89.
Fledermäuse von ungewöhnlicher Grösse 85.
Fleischwurm 137.
Fliegen 123.
Fliegende Fische 58. Heringe 58.
Fliegenfänger 128.
Fliegentaschen, grosse 213. kleine 224.
Floh 125.
Flower, fein Weizenmehl 259.
Flünder, Fisch 106.
Fo, africanische Nation 284.
Fra, africanische Nation 284.
Franke, Martin, geht als Colonist nach S. Croix 483. 503.
stirbt daselbst 505.

Register.

Franzosenholz 205.

Fregatvogel 54.

Freundlich, Matthäus, geht nach S. Croix 502. von da nach S. Thomas 505. 533. heirathet die Mulattin Rebekka 554. die Rechtmäßigkeit seiner Trauung wird angefochten 560. 572. er und seine Frau werden gefänglich eingesezt 564. und verurtheilt 575. seine Befreyung 584. reist nach Deutschland 652. stirbt 654.

Freygeben der Neger 402.

Freyhäfen, die Inseln S. Thomas und S. Jan vom König in Dänemark dafür erklärt 249.

Frey neger auf den dänischen Inseln 401. dienen zum Theil als Soldaten 267. 401. Beispiele von Bekehrung derselben 791. 792.

Friedemann, Johann Christoph, kommt zum Dienst der Mission nach S. Thomas 901. reist nach Bethlehem 937. kommt zurück 958.

Friedensthal, Plantage der Brüder, auf S. Croix 852. dasselbst wird eine Kirche erbaut 856. bequeme Lage dieses Orts für die Neger 882.

Friedreich, Walthasar, kommt nach S. Thomas 938. dient den Missionen auf S. Croix und S. Jan 958. 1010. 1041. entschläft 1012.

Friedrichfort 48.

Friedrichstadt 48. 882. 854. 1005.

Frölich, Christian 735. 782.

Frösche 98.

Fühlkraut 214.

Fula, africanische Nation 274. 297. 308. ihre Religion 341.

Funje 176.

Fustickbaum 204. 206.

G.

Gabriel, Nationalhelfer 918. 1063.

Gänsepfoten 188.

Gardelin, Gouverneur in S. Thomas 476. 490.

Gaster-

Register.

- Gasterosteus Ductor 57.
Gebete der africanischen Neger 325. 326.
Geelkeert, Fisch 110.
Gefallene Neger werden aus der Gemeine ausgeschlossen 622.
Beispiele ihrer Rückkehr 799. 827. 866. 972. Wiederannahme 867.
Geigenbaum 206.
Gelschwanz, Fisch 110.
Geldsorten auf den drey dänischen Inseln 245.
Gemeinrath 550.
Gemeintag s. Vetttag.
Gepfisch 109.
Gerb, einer der ersten erwekten Neger 478. 479. wird getauft 686.
Gesellschaften der gläubigen Neger; Einrichtung derselben 546.
612. Segen 638. Einstellung 726.
Gespenster 339. 341. Gespensterpferd 117.
Gesundheit, Regeln zu deren Erhaltung in Westindien 235.
Getaufte, Anzahl aller von 1732. bis 1768. durch die Brüder getauften Neger 1060.
Gewächse, ausländische, die auf den drey Inseln S. Thomas &c. gebaut werden 154. westindische 157. zur Arzney dienliche 188. sonderbare 208. giftige 221.
Gian, africanische Nation 277. 306.
Gienmuschel 144.
Gingambo 174.
Girgiribaum 204.
Gläubige Neger, breiten das Evangelium aus 526. 617. müssen um des Evangeliums willen leiden 527. 535. 560. 576. 602. bestätigen das Zeugniß ihrer Lehrer 537. bestreiten durch Beiträge gewisse Bedürfnisse 538. müssen sich vor Gericht verantworten 579. Begierde nach dem Evangelium unter dem Leiden 620. Betragen unter äußerlichem Druck 818. 819. 863. 1000. Unererschrockenheit in Todesgefahr 1054. Herzensäußerungen 825. 860. 862. 865. 953. 1049. werden von ihren Herrschaften

Register.

- geschätzt 821. 942. 946. Fallstricke, die ihnen gelegt werden 965. Beispiele vom seligen Verscheiden derselben, nebst kurzer Nachricht von den Lebensumständen verschiedener 689. 801. 838. 887. 924. 954. 974. vier verlieren in der See ihr Leben 976.
- Gnadenwirkungen an den Herzen der Neger 538. 635. 642. 933. 951.
- Göttlich, Jakob Kemigius, kommt zum Dienst der Mission nach S. Thomas 938. nach S. Croix 1006. wieder nach S. Thomas 1010.
- Gold, Johann, geht als Colonist nach S. Croix 503. zurück nach Europa 504. kommt zum Dienst der Mission nach S. Thomas 650. reist nach Bethlehem 659.
- Goldfisch 59.
- Goldküste, Nationen, die dieselbe bewohnen 277-282.
- Gordius medinensis 137.
- Gossypium hirsutum 197.
- Gottlieb, Nationalhelfer 995. 1066.
- Grampus 55. 85.
- Granatbaum 171.
- Granni 864.
- Grenada, Insel 5.
- Grenadille, Pflanze 219.
- Grille 117.
- Gribo 91.
- Griboffeffer 191.
- Groot Hanslofk, Ray, Erweckung unter den Negern daselbst 967. 968.
- Grothaus, Theodor Wilhelm, Arzt, geht nach S. Thomas 508. stirbt daselbst 510.
- Grundfacketes 97.
- Grundnuß 174.
- Gruper 105. 110.
- Guadaloupe, Insel 11.
- Guaslee, africanische Nation 284.

Gua-

Register.

- Guajacum 205.
Güttner, Caspar, geht als Prediger der Colonisten nach
S. Croix 502. 503. entschläft 504.
Gui, africanische Nation 284.
Guiavebaum 171.
Guiaveholz 206.
Guinea, geographische und andre Nachrichten von dieser Küste 270.
Guineawurm 137.
Guineaziegen 83.
Gummi Luime 170.
Gurken 180.
Gurraa, africanische Nation 284.
H.
Haine, heilige 326.
Hamack 258.
Handlung, westindische 244.
Handwerksneger 380.
Hangmatten 258.
Hansen, Jens, Gouverneur in S. Croix 723. 748. 776.
Hantsch, Johann Georg, kommt zum Dienst der Mission nach
S. Thomas 784. reist nach Bethlehem 814. kommt
zurück 906. wird Missionarius in S. Croix 992 f. 994.
sein Heimgang 1013. seine Arbeit an den Negern 1014.
Hauser, Christian, kommt als Missionsgehülfe nach S. Tho-
mas 959.
Hausneger 379.
Hausversammlungen der Missionarien 760.
Hanfisch 56.
Helfer s. Nationalhelfer.
Helferconferenz 805. 919.
Henrichsen, reformirter Prediger 699.
Hering 109. fliegender 58.
Herzmuschel 144.
Heckedorn, Martin, kommt zum Dienst der Mission nach
S. Thomas 901. 902. entschläft 907.

Register.

- Heckewälder, David, kommt als Missionarius nach S. Thomas 906. erhält die Aufsicht über die ganze Missionsanstalt 907. entschläft in S. Jan 907. 1027.
- Heinrich, Helfer 917.
- Heirathen gläubiger Neger 547. 687.
- Hibiscus esculentus 174.
- Hibiscus rosa sinensis 217.
- Hippomane mancinella 221.
- Höpfner, Johann Christoph, kommt nach S. Thomas 812. wird Missionarius in S. Croix 980. 982. entschläft 989.
- Holothuria 61.
- Holzkäfer 113.
- Holzlaus 124.
- Holztauben 90.
- Honigvögel 87.
- Horncorall 152.
- Hunde, in Westindien geworfene, werden nie toll. 83.
- Hundsäpfel 195.
- Hungersnoth, allgemeine auf den drey Inseln 900. 982. 1023. grosse in S. Jan. 1056.
- Hura crepitans 214.
- Hureren, ein Hauptlaster der Neger 621.
- Hymenaea 204. Courbaril 169.
- J.
- Jahreszeit, Eintheilung derselben in dürre und Regenzeit 64. 65.
- Jahrholz 206.
- Jakob Evert, Fisch 107.
- Jalunkan, africanische Nation 275.
- Jams 180.
- Jan, S. politische Geschichte dieser Insel 37. Geographie 43. Clima und Witterung 63. Beschaffenheit des Erdreichs und Feldbaues 74. Empörung der Neger daselbst 397. Missionsgeschichte von S. Jan 708. 733. 754. 769. 890. 1023.
- Jani

Register.

- Jani, africanische Nation 248.
Iatropa Curcas 200. Manihot 177.
Ibo, africanische Nation 285. 286. 291. 292. 297. 298.
316. 317. 324. 327. 328. 329. 331. 340.
Igan, africanische Nation 286.
Immanuel, einer von den drey Erstlingen, seine Unterredung
mit Friedrich Martin 509. f. f. 515. wird getauft 521.
f. w. Andreas.
Indianhagel 218.
Indiankohl 176.
Indigofera tinctoria 199.
Indigopflanze 199.
Ingwerpflanze 188.
Inna, africanische Nation 305.
Inseln, die heiligen 12. im Winde, unterm Winde 2.
Joachim, Helfer 1025.
Joehs and Dyks, Insel 10.
Johann Friedrich, Helfer 916. 939.
Johanna, Helferin 918.
Johannes, Helfer 545. 548. 590.
Johanneswürmchen 114.
Jonathan, Helfer 916. 939. Brief desselben 931.
Jost, einer von den drey Erstlingen 515. wird getauft 521.
f. f. 545. 561.
Ipecacuanha 192.
Ipomœa Quamoclit & triloba 218.
Isles, Samuel, kommt als Missionsgehülfe nach S. Tho-
mas 720. fängt die Mission in Antigoa an 809. f. f.
902. entschlâft 937. f. f. 952.
Israel, Christian Gottlieb, geht nach S. Thomas 624. seine
Errettung aus dem Schiffbruch 628. fängt die Mission
in S. Croix an 644. kommt wieder nach S. Thomas
649. reist nach Pensylvanien 655. kommt zurück 657.
sein Abschied mit den Negern und Heimgang 662.
663.

Juden,

Register.

- Juden, schwarze 287.
Judenfisch 110. Jufisch, ebend.
Jungfer, grosse, Insel 10.
Jungferngarten 9. Jungferngasse, Jungferninseln 9.
K.
Kacketes, Eideren 96.
Käfer, leuchtende 114.
Kaju 170.
Kakaopflaume 172.
Kackerlack 115.
Kafos 172.
Kalabari, africanische Nation 285. s. a. Karabari.
Kalksteine 228.
Kalkunsnut 189.
Kaminaneger 381.
Kanga, africanische Nation 276. 291. 294. 295. 302.
309. 320.
Kanwerdi, africanische Nation 306. 315.
Karabari, africanische Nation 285. 292. 294. 297. 300.
315. 332. 341.
Karato 221.
Kassenti, africanische Nation 280. 292. 294. 302. 305. 309.
310. 314. 328. 332. 338.
Kawaikap, Fisch 105.
Kegelschnecke 147.
Keiter, Georg, kommt zum Dienst der Mission nach S. Thomas 910. s. w. 937. entschläft 938.
Keller, Heinrich, Gehülfe bey der Mission 718. 719.
Kellerwurm 135.
Keyen 44.
Killdevil, junger Num 163. 247.
Kinnbackenzwang 408.
Kinder s. Negerkinder.
Kinderpocken 408.
Kirchbaum 193.

Register.

- Kirchenucht, bey der Negergemeine eingeführt 548. gemildert 634. gute Wirkung derselben 799. 827. 943.
- Kirchhof, Herr, dessen rühmliches Andenken 965.
- Kirsche, westindische 171.
- Kitts, S. Insel 8.
- Klemm 408.
- Klipfisch 106.
- Klippen 229.
- Königsfisch 108.
- Kohl, Indiankohl 176. Palmkohl 216.
- Kopfgeld für die Neger 255.
- Korn, europäisches 155. türkisches oder welsches 176.
- Korn, Jens, kommt nach S. Thomas 901. 902. entschläft 909. f. f. 989.
- Kraal 44.
- Krabbe 130.
- Krabbenfresser 90.
- Kramanti, africanische Nation 326. 328.
- Krankheiten in Westindien 239. Ursachen derselben 242.
- Krebse 130.
- Kremser, Matthäus, geht als Colonist nach S. Croix 484. entschläft 499.
- Kremser, Matthäus, Missionsgehülfe, kommt nach S. Thomas 803. nimmt sich der ledigen Mannsleute an 830. 901. 902. reist nach Bethlehem 910. kommt verheirathet zurück 937. f. f. 938. 957. 959. 960.
- Kretschmer, Gottlieb, Chirurgus, geht nach S. Croix 503. entschläft 504.
- Kropfgans 88.
- Krumbay, Missionsplatz der Brüder 784. 817. 920.
- Kuckelo 135.
- Kuckuback 86.
- Kupferbänke 230.
- Kurkur, Fisch 107.

Register.

L.

- Lackner, Johann Jakob, kommt als Missionsgehülfe nach
S. Croix 650.
- Läuse 125.
- Lagrande, Fluß 77.
- Lagrande, Plantage in S. Croix, ein Missionsplatz 851.
854. 981. 988. 1003.
- Landkrabbe 131.
- Landschildkröte 95.
- Langdram, Getränke 261.
- Langhand, ein Krebs 130.
- Lantana involucrata 200.
- Laurus Persea 169.
- Laxirnuß 200.
- Lazarusklappe, Seemuschel 144.
- Lazaruskrankheit 409.
- Lebensmittel, grosser Mangel daran 812. 900.
- Ledige Brüderchor 830.
- Leguanen 95.
- Lehrer der Neger, königliches Rescript wegen Bestellung
derselben 668.
- Lehrlinge, die drey ersten aus den Negern 478. ihre Be-
gierde nach Unterricht im Lesen und Schreiben 523.
ihre Namen werden aufgeschrieben 751. Herzenserklä-
rungen derselben 822. 968. 1049.
- Lehrvortrag an die Neger, Hauptinhalt desselben 814.
- Leiden um des Evangeliums willen 527. 535. 560. 602. 664.
964. 788. 1052.
- Lemming 131.
- Leupold, Tobias, findet sich angeregt, nach S. Thomas zu
gehen 452. geht nach S. Croix 483. wird Inspector
der Plessenschen Plantagen 485. legt sein Amt nieder
499. entschlüßt 499. s. f. 503. 505. 524.
- Lianen 189. s. Buschtane.
- Liebesäpfel 167.

Register.

Liebesmahl 548.

Lieder, deutsche, werden ins Creolische übersetzt zum Gebrauch bey den gottesdienstlichen Versammlungen 641. 795.

Lignum sanctum 205. vitae 205.

Limoniensbaum 155.

Limtry, Südseite von S. Croix 1016.

Loango, africanische Nation 286. 294. 295. 296. 297. 299. 300. 303. 304. 306. 309. 314. 315. 320. 326. 339.

Locusbaum 169. 204. gibt gutes Holz zu feiner Tischlerarbeit 207.

Löhans, Valentin, kommt als Missionsgehülfe nach S. Thomas 583. hält das erste Negerbegräbniß 614. reist nach America 659. stirbt in Staatenelland 660

Lootsmann, Fisch 57.

Lophius Vespertilio 99.

Lorenz, Johann, kommt zum Dienst der Mission nach S. Thomas 909. nach S. Croix 993. nach S. Jan 1033. entschläft 938. 1033.

Lorenzen, Herr, nimmt die ersten nach S. Thomas kommenden Brüder in sein Haus auf 463. s. f. 465. 472. 476. 499.

Loskaufen der Neger 402.

Lucia, S. Insel 10.

Lücke, Peter, kommt zum Dienst der Mission nach S. Thomas 958.

Luftwurzeln des Manglebaums 209. 210.

III.

Maboye, Name des bösen Geistes bey den Cariben 31.

Maby, eine Art Bier 179. 262.

Mack, Martin, kommt als Missionarius nach S. Thomas, und erhält die Aufsicht über die ganze Missionsanstalt 910. 911. besucht in Antigo 937. 961. seine Arbeit in S. Croix 994. in S. Jan 1044.

Madamholz 206.

Magda=

Register.

- Magdalena, Helferin in S. Croix 995.
Magdalena, Helferin in S. Thomas 918.
Magdalena, Negerälteste 589. 638. 692. Brief derselben 599.
Magis 176.
Magisvögel 91.
Mahagoniholz 207.
Mahobaum 197.
Mafß 80.
Makrele, spanische 108.
Makronen, zur Arbeit untaugliche Neger 409.
Malpighia 171.
Mamaybaum 172.
Mandinga, africanische Nation 275. 291. 300. 302. 308.
313. 321. 325.
Mandongo, africanische Nation 288. 292. 294. 297. 303.
305. 306. 315. 316. 323.
Mangelaufter 145.
Mangelholz 206.
Mangelkrabbe 132.
Manglebaum 209.
Mangree, africanische Nation 276. 277. 292. 301. 302.
314.
Manioc 187.
Mantis 117.
Mapieren, Sandfliegen 123.
Maran, Copaivabaum 193.
Marbuner, eine Art Wespen 121.
Maria, Helferin 918.
Maria Magdalena, Helferin 939.
Maria, Negerälteste 692.
Mariegalante, Insel 11.
Maritjemaat, ein Vogel 87.
Marmelholz 207.
Maronlaufen der Neger 390.
Maronneger 394.

Register.

Martin, Friedrich, erneuert die Mission in S. Thomas 506. besucht in S. Croix 531. hat mancherley zu leiden 533. erhält die Ordination schriftlich 542. verrichtet seine erste Taufe 544. seine Ordination wird angefochten 560. 574. er wird gefänglich eingesetzt 564. kommt aus dem Gefängniß 574. 584. wird vom König in seinem Lehramt bestätigt 616. s. w. 632. 638. 652. 653. 656. 661. macht den Anfang zur Mission in S. Croix 644. 699. in S. Jan 709. wird zur See von den Franzosen gefangen 721. neuer Segen seiner Arbeit in S. Thomas 731. seine Arbeit in S. Jan 769. letzte in S. Croix 775. sein Ende 777.

Martin, S. Insel 12.

Martinique, Insel 11.

Maschenillbaum 221.

Maschenillholz 207.

Masner, Johann Georg, kommt nach S. Thomas 803. entschläft 814. s. a. 830.

Mastfisch 55.

Mastick 204.

Maulwurfkäfer 112.

May 176. 824.

Meduse 138.

Medusenkopf 140.

Meeraale 103.

Meeräsche 109.

Meernessel 138. 139.

Meernuß 147.

Meerschwalbe 89.

Meerschwein 56. 85.

Meining, Abraham, kommt als Missionsgehülfe nach S. Thomas 717. entschläft 767.

Melonendistel 210.

Menschenfresser 285. 286. 305. u. w.

Menschenopfer 329. 332.

Men-

Register.

Menschenraub 305. 349.

Merck, Johann, kommt nach S. Thomas 908. f. f. 958.

Mestisen 232.

Michler, Johann, kommt nach S. Croix 784. f. f. 807. bekommt Auftrag, sich der Kinder anzunehmen 811. 831. reist nach Bethlehem 899.

Miesmuschel 145.

Micksch, Matthäus, Lehrer der Colonisten auf S. Croix 483. 499.

Milchbaum, grosser 223. weisser 191.

Milchbob 262.

Milchpuntsch 261.

Mimosa cineraria 223. sensitiva 214.

Mingo, ein Nationalgehülfe am Missionswerk 501. 529. 559. 576. reist nach Copenhagen 720. kommt zurück 783. sein Tod und Character 925. Brief desselben 693.

Mingo, Mulatte, einer der Erstlinge in S. Croix 703. 704. f. a. David.

Mispelbaum 168.

Mission in Antigo wird angefangen 809.

Mission in S. Croix wird angefangen 644. erneuert 699. erfährt Widerwärtigkeiten 706. 847. genießt wieder Friede und Ruhe von aussen 877. innerer Wachsthum derselben 996. 1014.

Mission in S. Jan wird angefangen 708. besondere Gnadenperiode für dieselbe 770. wird gleich den beiden andern Missionen eingerichtet 890. genießt Ruhe und Friede von aussen 1028. innerer Zustand derselben verschlechtert sich 1029. 1035. Anfang der Besserung 1046. 1048. neuer Gnadengang 1054.

Mission in S. Thomas, erste Veranlassung dazu 450. Anfang 464. Erneuerung 506. Bewegungen Widriggesinnter gegen dieselbe 511. 527. 560. 587. 602. äusseres Bestehen derselben kommt auf einen bessern Fuß 666. erhält zwey günstige königliche Decrete 667. ein anders 724.

Register.

erfährt das Wohlwollen des Gouvernements 946. innerer Wohlstand derselben 950. 957.

Mission in Cortola, Versuch dazu 1026.

Missionarien 448. die ersten aus der Brüdergemeine gehen nach S. Thomas 456. müssen um des Evangeliums willen leiden 527. 560. 564. nehmen Kinder in ihre Besorgung 555. erdulden Gefängniß 564. und andere Gewaltthätigkeiten 604. 608. stehen viel von Krankheiten aus 766. 783. 810. 880. 900. 908. 911. ihre verschiedene Denkweise in Absicht auf die Behandlung der Neger 684. 685. 729. ihre Kleinmuth bey den Mängeln der Negergemeine 726. Mittel zu ihrem Unterhalt 789. ihre Geschäfte 913. Landbesuche 915. bekommen durch den Fortgang ihrer Arbeit Muth 950. 957. 996. nehmen sich der Gefallenen mit besonderer Liebe an 1000. Anzahl aller von Anfang der Mission bis 1757. 898. bis 1768. 1061.

Missionsdiaconie 789.

Modderfisch 109.

Mohren, worinn sie von den Negern unterschieden 272. 274.

Mokko, africanische Nation 286. 291. 292. 297. 300. 316. 329. 338. 340.

Montserrat, Insel 7.

Morus tinctoria 204.

Moschmelone 156.

Müller, Friedrich Wilhelm, geht zum Dienst der Mission nach S. Thomas 650. 652. entschläft 653.

Mugil Cephalus 109.

Mulatten 266. s. a. 231.

Mullet, Fisch 109.

Muscheln 143.

Muskitebay, Herr Karstens Plantage und Predigtplatz der Brüder 471. 521. 597. 613. 696. 752. 921.

Muskiten 123.

Myrtus Pimenta 194. 204.

Nacht-

Register.

N.

- Nachtvogel 118. 120.
Naena, africanische Nation 284.
Nagov, africanische Nation 282.
Nathanael, einer von den drey Erstlingen, in S. Thomas,
s. Iost.
Nathanael, Helfer in S. Croix 704. 1067.
Nathanael, Helfer in S. Thomas 1062.
Nationalhelfer, die ersten in S. Thomas 545. in S. Croix
707. ihre Unterredungen mit den weissen Arbeitern 805.
ihre Besuche im Lande 993. einige Reden derselben 1062.
Neger, africanische, Nachricht von der Lage ihrer Länder und
ihrer politischen Verfassung 274. ihre Nationalzeichen
290. Polygamie und Gewohnheiten bey Heirathen 293.
Beschneidung 297. Bestrafung angethaner Beleidigungen
299. Zauberey 301. Recht über Frau und Töchter 304.
Kenntnisse 308. Traditionen 309. Liebe zum Sonderbaren
und Uebertriebenen 311. Furcht vor dem Tode und Art
zu begraben 312. Gewohnheit bey Erbschaften 317. Re-
ligion 318. Gebete und Opfer 325. Priester und Prie-
sterinnen 327. Feste 332. Taufe 334. Begriffe von den
Ursachen der Krankheiten 336. vom Zustand der Seele
nach dem Tode 339. 340. vom Zustand der Seligen
340. 341. Sprachen 343.
Neger in Westindien, ihre Wohnung und äussere Einrichtung
373. Kleidung 377. Geschäfte 379. Behandlung 383.
Rechte ihrer Herren über sie 386. Bestrafung ihrer Ver-
gehungen 388. ihr Entlaufen 390. 394. Empörungen
397. Freygeben und Loskaufen 401. Bildung 404.
Fruchtbarkeit 407. Alter und Krankheiten 407. morali-
scher Character 411. Fähigkeiten 420. Heirathen 437.
Kindererziehung 439. heidnische Religionsübungen 439.
Zauberey 440. Begräbnisse 442. f. a. Sclaven.
Negergemeine, erster Anfang derselben 522. ordentliche Ein-
richtung 545. besondere Gnadenzeiten 576. 634. 639.
642.

Register.

642. 731. 744. 748. 762. 933. 950. 952. träger
Gang 682. 1029. Grundsätze, wie dieselbe zu behandeln
738. u. w. 902. Uebereinstimmung ihrer innern Ein-
richtung mit der Einrichtung der grönländischen 1058.

Negerin, einer heidnischen, Gottesfurcht 516. merkwürdige
Befehrung einer andern 525. einer getauften besonders
Schicksal 820. eine wird um des Christenthums willen
nach Portoric verkauft 820. von den Brüdern losgekauft
904. Standhaftigkeit einer im Leiden 1000. eine ist ihrer
sterbenden Frau zum Trost 1021.

Negerkinder, die Missionarien nehmen sich ihrer besonders an
555. 688. das erste getauft 747. s. a. 688. haben ihren
ersten Vettertag 797. Beispiele von der Wirkung der Gna-
de an ihren Herzen 797. 832.

Negerkirche in S. Thomas wird gebaut 765. 768. in S. Croix
855. 856. in S. Jan 894. 1024. letztere vom Wind
umgerissen 1036. wieder gebaut 1043. 1044.

Negerköpfe, Pflanze 210.

Negerpocken 408.

Neisser, Christian, geht als Colonist nach S. Croix 484. 499.

Nepeta Cataria 195.

Nervenzurm 137.

Neuherrnhut, Missionsplatz der Brüder 813. 920. 971.

Nevis, Insel 8.

Niesky, Missionsplatz der Brüder 941. 953. 970. s. auch
Arumbay.

Nieves, s. Nevis.

Nitschmann, David, 450. bekommt Auftrag, mit Leonhard
Dober nach S. Thomas zu gehn 455. kommt daselbst an
462. seine erste Arbeit unter den Negern und deren Er-
folg 464. fernere Verrichtungen 471. Abreise von S.
Thomas 474. Ankunft in Herrnhut 476. s. f. 513. 598.
kommt zur Visitation nach S. Thomas 656.

Nitschmann, David, der ältere, geht als Colonist nach S. Croix
483. s. w. 503. kehrt nach Europa zurück 504.

Nord-

Register.

Nordkaper 55.

Norling, Andreas, kommt als Missionsgehülfe nach Antigo 902.

Notbarri, africanische Nation 280.

O.

Oelnuß 201.

Oelsner, Caspar, geht als Colonist nach S. Croix 483. 494. entschläft 499. s. f. 503. 504.

Ohueberg, Georg, kommt als Missionarius nach S. Croix 784. 846. Segen seiner Arbeit 851. 858. kurzer Inhalt einiger seiner Reden 869. geht nach Bethlehem 899. 980.

Oka, africanische Nation 291. 306. 307.

Oyfer der africanischen Neger 326.

Oyuntien 212. 213. 224.

Oranien 155.

Orcan 70. auf Martinique 72.

Orgelpfeife 151.

Orlean, rothe Farbe 195.

Osterliturgie 904.

Ostracion 99.

P.

Packhausnegger 379.

Palma Corypha umbraculifera 202. Phoenix dactylifera 215.

Palmbaum 215.

Palmkohl 216.

Pamper, Fisch 106.

Pampus, Fisch 103.

Panicum 177.

Papaa, africanische Nation 282. 292. 300.

Papagoyen, grüne 87.

Papagoybeck, Fisch 104.

Papagoyfisch 103.

Papaybaum 181.

Papilionen 119.

Paradiesfeigenbaum 182.

Passat-

Register.

- Passatwind 51. 52.
Passiflora foetida 219. pallida 218. quadrangularis 219.
Passionsblume 218.
Paulsen, Heinrich, Missionsgehülfe 784. 785.
Pelicanus aquilus 54.
Pelican 88.
Perca formosa 107.
Perl, Plantage und Predigtplatz 597. 609. 613. 695. 921. 969.
Perlenmuschel 145.
Perroquetgen 87.
Petrus, einer von den drey Eröllingen 526. wird Gehülfe
bey seiner Nation 529. 535. 537. 538. 545. und der
erste Regerrälteste 589. f. f. 619. 638. 661. 727.
entschläft 783. sein Character 690. 692. Briefe dessel-
ben 540. 693. f. a. Clas.
Petrus, Helfer in G. Jan 891. 892. 896. 1025.
Pfeffer, spanischer 191.
Pfefferpflanze 190.
Pfeifenmuschel 144.
Pfeiser, Fisch 109.
Pferde, creolische 82.
Pferdehuf, Muschel 144.
Pferdekopf, Fisch 105.
Pflingstfeyer, besonders gesegnete 752.
Pflanze, empfindliche 214.
Pflanzenthiere 150.
Pflaume, westindische 171.
Phänomenon zur See 1042.
Phaëton aethereus 54.
Phœnicopterus ruber 89.
Phyfeter Turfio 55.
Piment 191.
Pindarnuß 174.
Pinguin, Pflanze 220.
Pinne, Muschel 145.

Register.

- Piscidia Erythrina* 207.
Wisket, Fisch 110. 375.
Wiskitschirri, Fisch 108.
Pistacia Terebinthus 202.
Plantagen, die beständige Namen haben 257. königliche 808.
Plattfisch 106.
Plumeria alba 191.
Pocken, guineische 408.
Pockholz 205.
Poinciana elata 193.
Point 47.
Popo, africanische Nation 282.
Porcellanmuschel 147.
Porcellanschnecke 147.
Posaunenberg, Plantage 558. 597. 614.
Predigtpläze auf S. Thomas 609. 613. 614. 920. auf
S. Croix 851. auf S. Jan 893. 895.
Preis von Waaren und andern Dingen auf den drey Inseln
246. 247. 251.
Prickelbeere 212.
Primnar, eine Art Bier der Arawacken 179.
Printappel 173.
Prinzeß, Plantage 258. 846. 851. 855. daselbst wird eine
Negerkirche erbaut 981. 988. 989.
Priscilla, Helferin 877.
Proeck, Frenherr von, erster Generalgouverneur über die
drey Inseln 807. 881. 947. 964.
Protten, Christian 322. 326.
Psidium pyriferum 171.
Pünt 47.
Pumpelmuß 156.
Puncteorall 152.
Punica Granatum 172.
Wurpurschnecke 148. 149.
Pyramidenschnecke 148.

Register.

Q.

Quahu, africanische Nation 278.

R.

Raffiniren des Zuckers 163.

Randu 204.

Rasmus, Jens, gibt die erste Veranlassung zur Mission auf
S. Jan 708. 710. 715. 733. 1024.

Rauch, Christian, kommt zur Visitation nach S. Thomas
672. 683. 686. besucht abermals auf den drey Inseln
807. 877. 893.

Raupentödter 121.

Räzen, deren Schädlichkeit in Westindien 84.

Rebekka, Mulattin, besondere Umstände derselben 519.
nimmt sich der erweckten Negerinnen an 524. tritt mit
Freundlich in die Ehe 554. Brief derselben 541. s. w.
Freundlich.

Redondo, Insel 7.

Regenbacke 78.

Regenzeit 64. 65.

Regenwasser, wird zum Trinken gesamlet 78.

Regirungsform auf den drey dänischen Inseln 264.

Reinigungsstrank, bey den Negern in Guinea 296.

Reise von Copenhagen nach Westindien, Nachricht davon
50. u. w.

Religion der africanischen Neger 318. der Fula 341.

Religionen auf den drey dänischen Inseln 267.

Rentkammer, königliche in Copenhagen, ihr Schreiben an
das Gouvernement in S. Thomas 947.

Rescripte, königliche, zu Gunsten der Mission 670. s. a.
667. 724.

Rhizophora Mangle 209.

Ricinus communis 201.

Röhrencorall 151.

Ronner, Reinhard, kommt als Missionsgehülfe nach S. Tho-
mas 782. seine Arbeit an den Negerkindern 796. s. f. 811.

Rocu=

Register.

- Rocubaum 195.
Rootsteckel 206.
Rose, chinesische 217.
Rosenin, Anna Margaretha 807. 811.
Rosenholz 206. 207.
Rosina, Helferin 919.
Rother Hund, eine Krankheit 240.
Rüben, westindische 181.
Ruellia strepens 203.
Runkertjen, Houignvogel 87.
Rüsselkäfer 113.
Rum 163. 164. 247.

S.

- Saba, Insel 12.
Sackspinne 127.
Sägefisch 85. 98.
Safran 203.
Salbey, wilde 200.
Salzpfanne 229. ergiebige in S. Jan 230.
Sammetti, Zauberer der Cariben 32.
Sandbüchsenbaum 214.
Sandelholz 205.
Sandfliege 123.
Sandstein 229.
Sangri, ein Getränk 261.
Savanne, ein flaches Land 75.
Sauger, ein Fisch 57.
Schafe, haben in Westindien keine Wolle 82. wilde 84.
Schambu, Fetisse 322.
Schambuhaus 326.
Schaw, Joseph, geht auf der Reise nach S. Thomas unter
719.
Scheerbeck, Johann, 672. 674.
Schemes, ein Meisterknecht 742. 765. 784.
Schent, Martin, 483. 504.

Schiffe

Register.

- Schiffskuttel, eine Seeschnecke 146.
Schildkäfer 113.
Schildkrot 94. Schildkröte 56. grüne 92. 93. leberne 95.
Schinkenmuschel 145.
Schindler, Matthäus, geht als Colonist nach S. Croix 483.
fehrt nach Europa zurück 504.
Schlange, die grosse, ihre Verehrung 320. 333. 335.
337.
Schlangen 98. die Ochsen verschlingen 311.
Schlangenbaum 191.
Schlupfwespe 121.
Schmarozpflanzen 208.
Schnabelfisch 109.
Schnecken 146.
Schmidt, Melchior, kommt als Missionarius nach S. Jan
1043.
Schneider, Nicolaus, kommt als Gehülfe nach S. Thomas
720.
Schneider, Paul, Missionsgehülfe 910. 959.
Schneiderin, Anna, Arbeiterin der Witwen auf S. Thomas
957.
Schneiderin, Juliana, Arbeiterin der ledigen Weibsleute auf
S. Thomas 957.
Schöneweck, Johann Christoph, Gehülfe bey der Mission auf
S. Thomas 553.
Scholle, Fisch 106.
Schoracorall 152.
Schürappel 155.
Schur, Johann, nimmt sich besonders der Kinder auf S.
Thomas an 688. 728. reist nach Pensylvanien 721.
Kommt verheirathet zurück 735. 765. geht als Missiona-
rius nach S. Jan. 773. entschläfft, ebend.
Schwertfisch, silberfarbner 103.
Schwimmer, Johann Peter, 958. 1010. besucht die gläus-
bigen Neger in S. Eustachius 1011.

Register.

Skclaven, Einkauf und Transport derselben 357. Anzahl derer, die jährlich nach Westindien geführt werden 364. ihre Versuche, sich in Freyheit zu setzen, und Empörungen auf dem Schiffe 365. ihr Verkauf 369. s. f. Neger in Westindien.

Skclavenhandel, Ursprung desselben 347.

Skclavenküste, Nachricht von den Nationen, die dieselbe bewohnen 282.

Skclaveren, Beispiele, wie Neger in dieselbe kommen 350.

Scomber cordyla 108. Pelamis 60. thynnus 108.

Scorpion 129.

Scrup, Insel 10.

See, leuchtende 53.

Seefächer 152.

Seefledermaus 99.

Seehecht 110.

Seeigel 140.

Seeigale 139.

Seekrabbe 131.

Seekrankheit auf dem Lande von heftigem Sturm 1047.

See Krebs, grosser 134.

Seelenwanderung, wird von verschiedenen africanischen Nationen geglaubt 341.

Seelungen 61.

Seenessel 61. 138.

Seesock, Fisch 110.

Seesferd 101. Seeraupe 101.

Seereisen, mit Gefahr verknüpfte 628. 657. 719. 785. 901. 994.

Seeschlange 103.

Seespinne 132.

Seestern 140.

Seeteufel 100.

Seetrompete 147.

Segner, Johann Friedrich, Gehülfe bey der Mission auf S.

Thomas 672. 718. 782. 784. geht nach Bethlehem 804.

U a a a

Segret,

Register.

- Segret, Frau, ihr liebreiches Betragen gegen ihre Sklaven 821.
Seidel, Nathanael, thut eine Visitation in S. Thomas 803.
in S. Croix 874. in S. Jan 891. abermals 901. 981.
Seidenbaumwollenbaum 197.
Selbstmord, unter den Negern nichts seltenes 417.
Senue 193.
Seth, Nationalhelfer 918.
Silberfisch 105. 109.
Simon, Nationalhelfer 1065.
Skiring 392.
Smilax china 190.
Sokko, africanische Nation 281. 291. 333. 339.
Solanum Lycopersicum 167. verbascifolium 190.
Soldat, Krebs 133.
Solungo, africanische Nation 289.
Sombro, Insel 9.
Sonnenfisch 106.
Sonnenhorn 148. 149.
Sorna, africanische Nation 275.
Sotrivier, Fluß 77.
Spangenberg, August Gottlieb, begleitet die von Herrnhut
nach S. Croix gehenden Colonisten 483. 485. Kommt
zur Visitation nach S. Thomas 514. tauft die ersten
drey Neger daselbst 521.
Spanishtown, Insel 9.
Specereypfeffer 194.
Spigelia Anthelmia 189.
Spinnen 127.
Spiznuß 200.
Sprache, creolische, s. Creolisch.
Sprachen der africanischen Nationen 343. die auf den drey
Inseln geredt werden 262.
Spratt, Fisch 110. 111. 230.
Springkäfer 114.
Spondias Mombin 171. Myrobalanus 171.

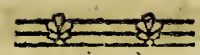
Squa-

Nachtrag zu Seite 66.

Da der Verfasser die Temperatur von S. Thomas nicht nach dem Thermometer angegeben hat; so ist diesem Mangel von einem Misionararbeiter daselbst seitdem einigermaßen abgeholfen worden. Hier sind die Beobachtungen, die er in den vier ersten Monaten des Jahrs 1776. nach der fahrenheitischen Scala, morgens um sechs, nachmittags um zwey, und abends um acht Uhr zu Neuherrnhut im Schatten gemacht hat.

Januar.

Tag	Grad	Wind	Witterung.	Tag	Grad	Wind	Witterung.
20	72 79 74	S. D.	Wolkicht mit Regen.	29	72 80 76	D. S. D.	Hell.
21	72 80 75	S. D.	Hell.	30	73 80 76	S. D. stark.	Hell.
22	72 81 75	D.	Hell.	31	72 80 76	D. stark.	Hell.
23	74 80 76	S. D.	Wolkicht.	Februar.			
24	74 78 75	S. D. stark.	Wolkicht.	1	74 80 75	D. stark.	Wolkicht mit Regen.
25	74 78 75	S. D. stark.	Regen.	2	74 79 74	S. D.	Wolkicht.
26	72 76 74	D.	Trüb mit Regen.	3	71 74 72	D. S. D. stark.	Hell. Regen.
27	72 76 74	D.	Regen.	4	71	D.	Wolkicht.
28	73 80 75	S. D.	Hell.	5	79 75	S. D.	Wolkicht.
				6	72 80 76	D. S. D. D.	Wolkicht. Hell.

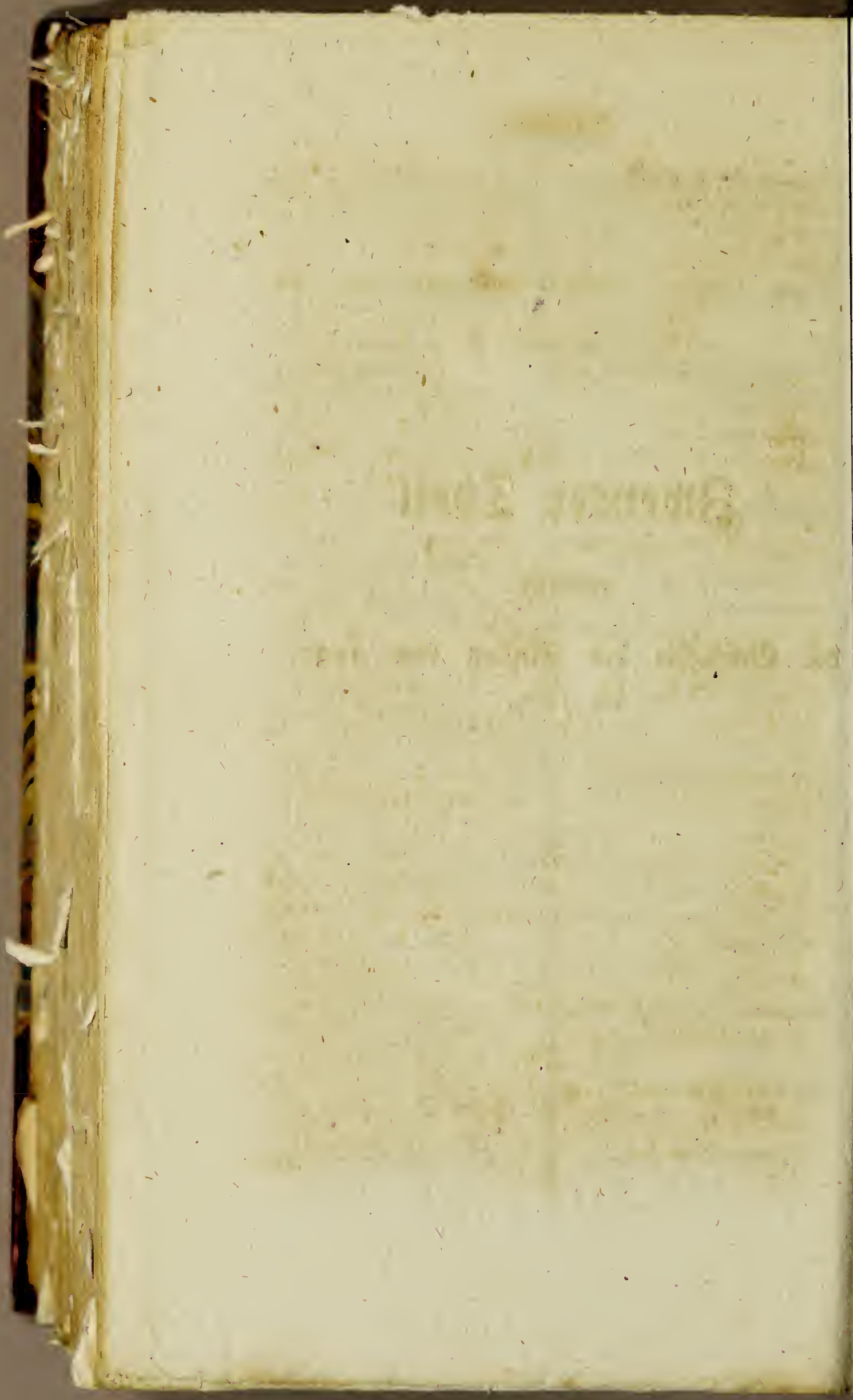


Tag	Grad	Wind	Witterung.	Tag	Grad	Wind	Witterung.
7	73	N. D.	Hell.	21	72	N. D.	Hell.
	78				80		
	77	D.			75		
8	73	S. D.	Wolkicht.	22	73	N. D.	Hell und still.
	78				79		
	76				75		
9	74	S. D.	Hell.	23	73	N. D.	Hell und still.
	80	stark.			78		Regenschauer
	76				74		Hell.
10	72	D.		24	70	D.	Hell.
	78	N. D.			78	S. D.	
	74		Regen.		75		
11	72	N. D.	Hell.	25	70	S. D.	Wolkicht und still.
	79				77		
	76	N.	Regen.		74		
12	73	N. D.	Hell.	26	74	D.	Regen.
	82	S. D.	Wolkicht.	27	74	D.	Regen.
	76				78	stark.	
13	74	D.			76		Still.
	81	stark.	Hell.	28	75	D.	Still.
	76				80	S. D.	
14	74	S. D.	Wolkicht.		74		
	78	stark.		29	73	D.	Hell.
	76	D.			78	S. D.	
15	72	D.	Hell.		76		
	76	S. D.		Merz.			
	75	stark.		1	74	D.	
16	72	S. D.	Hell und still.		78	stark.	Hell.
	80				76		
	75			2	76.	D.	Wolkicht.
17	74	N. D.	Erüb.		80	stark.	
	78		Regen.		75		
	73	stark.		3	73	S. D.	Hell und still.
18	72	N. D.	Hell.		80		Regen.
	78	stark.			75		Still.
	74			4	73	N. D.	Still, Erdbeb.
19	72	D.	Hell.		78		Regen.
	78				75	stark.	
	74	stark.		5	73	D.	Wolkicht
20	72	S. D.	Hell.		78	N. D.	
	79				75		
	75						

Zweiter Theil

enthaltend

die Geschichte der Mission von 1732.
bis 1768.



Register.

- Squalus Pristis 98.
Staaschi, ein Fisch 111.
Stachelschnecke 148.
Stachelschwein 100.
Stättner, Johann, hilft bey der Mission auf S. Croix 980.
981.
Stadius, Insel 12. s. Eustachius.
Stadiussthee 195.
Steenbraas 110.
Steinfresser 145.
Steinkrabbe 130.
Steinpflanzen 150.
Steintäubchen 20.
Stephanus, Nationalhelfer 692. 701. 783.
Sterna stolidus 89.
Sterncoralle 151.
Stinkholz 111. gut zum bauen 206.
Stinkkäfer 114.
Strauschnecke 148.
Streichseisen 99.
Stromateus Paru 103.
Strombus Gigas 148.
Stundengebet wird bey der Negergemeine eingeführt 597. s. f.
621. wieder eingestellt 726.
Sünderschaft, was die Bräder darunter verstehen 867.
Suhm, Christian, Gouverneur in S. Thomas 722. 725. 742.
Versammlungen auf seiner Plantage 764. 817. s. f. 935.
969.
Sussackbaum 173.
Susanna, Helferin 919. 929.
Susanneholz 206.

T.

- Tabacksbäum 190.
Tabackspfeife, Fisch 109.
Tabago, Insel 4.

U a a a z

Tabu,

Register.

- Lady, Getränke 261.
Lagvögel 118. 119.
Laku, africanische Nation 284.
Lamarindenbaum 165. Tamarindus indica, ebend.
Lambi, africanische Nation 279.
Lambruna, africanische Nation 280.
Lannier 175.
Lappus 47. 614. 697. 813. 817.
Larantel 129.
Lauben 90.
Lauseandidaten, besondere Pflege derselben 620. 731. Ausschließung aus ihrer Classe 1018. 1035.
Lause der Neger in Guinea 334. der Fulanation 342. der Buffalen 441. 442. der drey Erstlinge auf S. Thomas 521. erste in S. Croix 703. in S. Jan 714. eines Negerknabens in Ebersdorf 492. 508. der Negerkinder, Bedenken dabey 688. wird vestgesetzt 738. die erste 747. der Neger Verlangen darnach 823. 1017. 1049. die dabey erhaltenen Namen sind ihnen wichtig 972. Beschreibung einer im Jahr 1749. 744.
Lausendbein 135.
Lembu, africanische Nation 279. 291. 293. 297. 306. 320. 321. 325. 330.
Termes fatalis 124.
Lerpentinbaum 202.
Testudo Mydas 56.
Tetrodon Lagocephalus 100.
Teyerbaum 202.
Thee, englischer 203.
Theobroma cacao 175.
Theutis Hepatus 108.
Thierpflanzen 150.
Thomas, S. politische Geschichte dieser Insel 33. Geographie 43. Klima und Witterung 63. Beschaffenheit des Erdreichs und des Feldbaues 74. u. w. s. a. Mission.
Tjemba,

Register.

- Ejamba, africanische Nation 280. 292. f. f. Nassenti.
Eill, Jakob, kommt nach S. Thomas 959.
Tillandsia tenuifolia 192.
Todtenuhr 124.
Döllner, Christian Friedrich, übernimmt die Mitbesorgung des
äußern der Mission 809. nimmt sich der ledigen Manns-
leute an 830. entschläft 883.
Eofa, africanische Nation 284.
Tomato, Pflanze 167.
Toost, Getränke 261.
Tortola, Insel 10. Bemühungen, eine Mission daselbst anzu-
fangen 664. 903. 1026.
Traval 70.
Traubenbaum 168.
Trichiurus Lepturus 103.
Trigla, Fisch 107.
Tritonshorn, Muschel 148.
Trochilus 87.
Trompeterfisch 109.
Trompeterholz 202.
Tropicker 54.
Trunkschildpatte 95.
Tschickeapfel 212.
Tschickesell 393.
Tschicken 125.
Tummler 56. 85.
Turteltauben, wilde 90.
Tutenschnecke 147.
Tutuschncke 148. 149. 381.
Tutweiler, Jakob, besucht in S. Jan, wo er hart behandelt
wird 664. und stirbt 670.

V.

Vandnecks, Insel 10.

Vanille 119.

Varronia bullata 200.

X a a a 3

Ueber-

Register.

Uebersetzung der heiligen Schrift und Kirchenlieder ins Creolische 913. eines biblischen Spruchs in verschiedene Neger Sprachen 344.

Veletten 61.

Venusmuschel 144.

Wendubohnen 174.

Verbena indica 189. prismatica 189.

Versammlungen, erste Einrichtung derselben 522. 523. fernere Einrichtungen 637. 750. 971. gewaltsame Störung einer auf Posaunenberg 603. unordentlich wandernde werden davon ausgeschlossen 548. besondere, für die Kinder 837. 920. für die Getauften 747. für die Taufcandidaten 731. Abendversammlungen, werden eingeschränkt 697. Einrichtung beym nach Hause gehn der Neger 787. werden Unruhen halber eingestellt 984. 1003. 1025. Hausversammlungen der Missionsarbeiter 760.

Versammlungshaus, erstes, der Neger 511.

Verschworung der Neger in S. Croix 983.

Vespertilio murinus 85.

Vielfuß 135.

Vincent, S. Insel 5.

Unterricht im Lesen und Schreiben, der Neger Begierde darnach 523. wird eingeschränkt 633. aufgehoben 634.

Vogelinsel 6.

Vogelklippe 45.

W.

Waaren, die von den drey Inseln ausgeführt werden 246. die eingeführt werden 248. Preis verschiedener 246. 247. 251. u. w.

Wade, John, besucht in S. Thomas 785.

Wäckler, Johann Michael, dient bey der Mission auf S. Thomas auf kurze Zeit 720. 722.

Wallfisch, ein todter wird bey S. Croix gefunden 1007.

Wandschmiede 124.

Wasserhose 53. 759. 1042.

Wasser-

Die Druckfehler

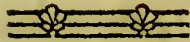
sind folgendermaassen zu verbessern.

Seite	35.	Zeile 16.	für Brandenburgerin, Brandenburgerle.
	40.	12.	welchen, welche.
	III.	9.	Poifend, Poisen'd.
	146.	13.	Schafskuttel, Schifskuttel.
	331.	19.	Brunn, Baum.
	332.	12.	Seelgrave, Snelgrave.
	381.	23.	zwey, zwölf.
	393.	16.	Danki Vaas, Danki Meester.
	430.	16.	fender jender help, sonder ic.
	431.	15.	Geet, Jeet.
		21.	die Een loop, die Een loop.
	432.	5.	Hoor ha no door, Hoor no ha door.
		15.	Kackerlak no hat, no ha.
	486.	letzte Zeile,	und Seite 487. Zeile 9. und 14. für
			Trommesfund, Trommesfund.
	503.	2.	Funkin, Frankin.
	599.	25.	Mahu, Masu.
	619.	9.	den, dem.
	673.	13.	auch bezeugte, auch da bezeugte.
	710.	32.	2. Buch 8. Abschn. 3. Buch 8. Abschn.
	815.	22.	Versöhnung, Vorsehung.
	873.	12.	den Heiland, dem Heiland.
	898.	7.	drenhundert, gegen drehhundert.
	921.	14.	anzunehmen, anzufangen.
	935.	17.	gehalten, geendiget.
	959.	3.	Curassao, S. Eustatius.

Nachricht für den Buchbinder.

Die drey Charten werden aus Ende des ersten Theils so gebunden, daß erst die von den caraimischen Inseln, dann die von S. Thomas, und hernach die von S. Croix hinter einander folgen; alle aber müssen ganz herausgeschlagen werden können.

Die vier Prospecte der Missionsplätze kommen aus Ende des zweyten Theils, in der Ordnung, daß erst die zwey Prospecte von Neuhernhut, dann Friedenthal auf S. Croix, und endlich Bethania auf S. Jan hinter einander folgen.



Tag	Grad	Wind	Witterung.	Tag	Grad	Wind	Witterung.
6	73	N. D.	Hell und still.	20	73	S. D.	Hell.
	81		Wolkicht.		79	stark.	
	75	stark.			76		Regenschauer
7	75	S. D.	Regen.	21	75	D.	Regen.
	79		Regenschauer		81	stark.	
	76				77		Still.
8	74	D.	Regen.	22	75	D.	Hell.
	80	stark.			80	stark.	
	76		Hell und still.		77		Still.
9	74	D.	Regen.	23	75	S. D.	Hell.
	79		Hell.		80		Still, Erdbeb.
	77		Still.		77		Still.
10	74	S. D.	Still.	24	75	D.	Trüb m. Reg.
	80				79	S. D.	Hell.
	77	D.			77		Still.
11	74	D.	Still u wolk.	25	74	D.	Hell und still.
	77	S. D.	stür. mit Reg.		78		
	74		starker Regen.		77		
12	72	S. D.	Regenschauer	26	73	S. D.	Still u. wolk.
	75				79		
	74		Stürmisch.		77		
13	71	S. D.	Wolkicht.	27	75	D.	Trüb.
	77	stark.			82	S. D.	
	74				75	N. D.	Regen.
14	72	D.	Wolkicht.	28	73	D.	Wolkicht.
	75		Regen.		78	S. D.	Hell.
	73	stark.			75		
15	70	S. D.	Hell.	29	73	D.	Hell.
	77	N. D.	Wolkicht.		78	stark.	
	74	stark.			76		
16	72	N. D.	Wolk. Regen.	30	74	D.	Wolkicht.
	77	stark.			79	S. D.	Hell.
	73				77		
17	71	S. D.	Hell.	31	75	S. D.	Trüb.
	79	D.			80		Hell.
	76	S. D.			76		
18	73	D.	Wolk. u. still.	April.			
	79	N. D.		1	74	S. D.	Trüb.
	75				79	stark.	
74	D.	Hell.	75		gelind		

Tag	Grad	Wind	Witterung.	Tag	Grad	Wind	Witterung.
2	74	S. O.	Still.	15	76	N. O.	Hell.
	80	stark.			85	gelind	
	76	gelind			79		
3	74	O.	Hell.	16	76	S. O.	Wolkicht.
	79	stark.			80		Trüb.
	75	gelind			78		
4	74	O.	Hell.	17	75	S. O.	Wolkicht.
	80				81		Hell.
	77	N. O.			78	O.	
5	75	O.	Hell.	18	75	O.	Hell.
	80	N. O.			82	S. O.	
	75	stark.			78		
6	73	N. O.	Hell und still.	19	76	S. O.	Trüb.
	79	stark.			83	stark.	Hell.
	75	S. O.	Regen.		78		Regenschauer
7	74	S. O.		20	75	O.	Wolkicht.
	79		Wolkicht.		80	S. O.	
	76				77		Hell.
8	73	O.	Hell.	21	75	N. O.	Wolkicht mit
	81		Wolkicht.		78		Regenschauer
	76	S. O.			76		Trüb.
9	73	O.	Still u. wolk.	22	74	S. O.	Wolkicht.
	80		Hell.		79		Regen.
	76				75		Stürmisch.
10	73	S. O.	Wolkicht.	23	74	S. O.	Wolkicht.
	80				79	stark.	
	76				76	gelind	
11	73	N. O.	Hell.	24	74	O.	Hell.
	81	gelind			80	N. O.	
	77	S. O.			77	gelind	
12	74	S. O.	Hell.	25	75	O.	Hell.
	81	gelind			80	stark.	
	78		Wolkicht.		76	N. O.	
13	74	O.		26	75	N. O.	Trüb u. stür-
	84	S. O.	Hell.		80		misch.
	78	N. O.			77	O.	Regen.
14	74	O.	Hell und still.	27	74	S. O.	Stürmisch.
	84	N. O.			80	O.	
	79	gelind			77		Regen.

Register.

- Wasserhühner 20.
Wassermelone 180.
Wassernymphe 120.
Wassersnoth in S. Croix 878.
Waterbananne 217.
Waterfort 48.
Watergoot 77.
Waterpanne 217.
Watje, africanische Nation 283. 291. 294. 297. 304. 309.
310. 313. 314. 325. 326. 332. 334. 336. 339.
Watteville, Johannes von, seine Visitation auf S. Thomas, S. Croix und S. Jan 735. u. f.
Wawu, africanische Nation 284. 291. 313. 320. 322. 325.
333. 339.
Weber, David, geht als Colonist nach S. Croix 483. entschläft 496.
Weber, Georg, geht nach S. Croix 484 wieder nach Europa 504. nach S. Thomas 583. f. f. 591. 610. 644. 649. 655. bekommt nebst Friedrich Martin die Aufsicht über das ganze Missionswerk 672. f. f. 674. 721. 735. 772. tritt an Friedrich Martins Stelle 781. f. w. 786. 803. 906. reist nach Europa 907.
Weber, Wenceslaus, geht als Colonist nach S. Croix 483. f. w. 488. 499.
Westende in S. Croix, Hindernisse der Verkündigung des Evangeliums daselbst 1003. 1006. 1008.
Westindien, was man heut zu Tage darunter versteht 1. englisches 10.
Westmann, Johann, dient bey der Mission auf S. Thomas 735. u. f. geht nach Bethlehem 782.
Wetterbeobachtungen 444.
Windpocken 408.
Winterania Canella 194.
Wirthschaftscalender für die drey Inseln 224. u. w.
Wissenschaften, Zustand derselben auf den drey Inseln 263.
Wun-

Register.

Wunderbaum 201.

Wurmkraut 189.

Wurmrohre 149.

Wurster, Philip, wird Webers Gehülfe 902. f. f. 906.
reist nach Europa 907.

3.

Zauberer, zwey Arten derselben 303.

Zauberer der africanischen Neger 301. der Neger in West-
indien 440.

Zea Mays 176.

Zenner, Johann Friedrich 938.

Zinzendorf, Graf, sein Verlangen, die Heiden mit dem Evan-
gelium bekannt zu machen 450. u. w. seine Visitation auf
S. Thomas 582. sein Abschied mit den Negern 592.
seine Ideen von der Befehrung der Heiden geben zu
Mißverständnis Anlaß 684.

Zimbi-Kawai, Insect 117.

Zoll auf Waaren 249. 250. auf Sclaven 250.

Zucker, Hauptproduct der westindischen Inseln 245. dessen
Zubereitung 161. u. w. Preis desselben 246.

Zuckerfresser 122.

Zuckermühle, Beschreibung derselben 160. die dazu erforder-
lichen Unkosten 254. 255.

Zuckerrohr, dessen Bau 157.

Zweyfalter 118.





JA 777

044g

cop. 1



